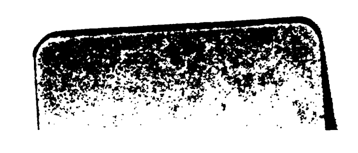
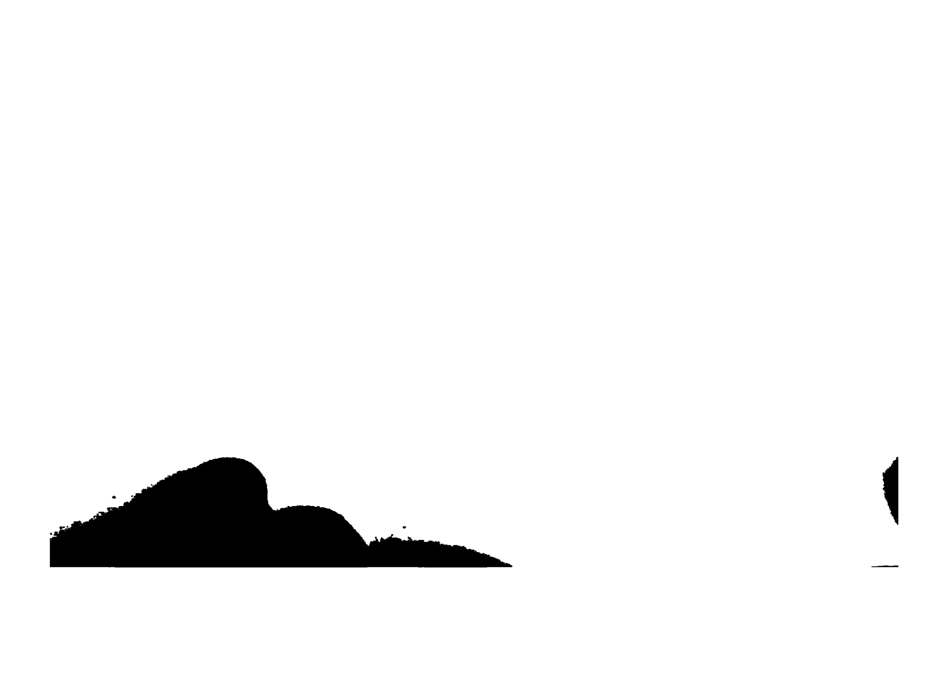

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817







BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR.

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL UND WILHELM BRAUNE

HERAUSGEGEBEN

VON

EDUARD SIEVERS.

XVIII. BAND.

HALLE A. S.

MAX NIEMEYER.

1894.

INHALT.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817





einen anhang oder auszug dieses grösseren gedichtes anzusehen hat, — wenn sich nicht herausstellen sollte, dass sie überhaupt eine selbständige schrift für sich ist. Dass Sebastian Brants NS Murners dichtungen beeinflusst hat, ist eine allbekannte tatsache; über die art und grenze dieses einflusses aber ist gerade von berufenster seite so viel unrichtiges behauptet, dass es angebracht erscheint, auch dieses abhängigkeitsverhältnis zu prüfen, wozu die beantwortung der frage nach der chronologie der beiden satiren Murners ohnedies veranlasst.

NB und SZ bestehen aus einzelnen capiteln, die nur lose aneinander gereiht sind. Die idee der beschwörung verschiedener narren in dem einen gedicht, die der ordnung der schelmen durch den zunftmeister in dem andern erforderte an sich schon keinen straffen zusammenschluss des ganzen, und andrerseits hat Murner nach seiner art und der art seines vorgängers Brant sich nicht immer streng an den gesammtplan gehalten. Fast jedes capitel ist für sich allein verständlich. In der SZ weist er auf andere capitel des buches überhaupt nicht hin, wenigstens nicht in der ersten ausgabe[1]), in der NB geschieht dies nur einige male und nur ganz nebenbei. NB 28 weist in der überschrift auf NB 27 zurück, NB 29, 23—25 auf NB 21 und 23, NB 94, 27 auf NB 93, NB 96, 1—3 auf NB 95[2]). Ich möchte hieraus aber keineswegs schliessen, dass die einzelnen capitel der NB in der reihenfolge entstanden sind, wie sie uns vorliegen. Max Riess hat gezeigt, in welch geistvoller weise Murner

---

[1]) Charles Schmidt (2, 297) hat dies nicht beachtet, wenn er schreibt: 'dans le dixième chapitre de la schelmenzunft par exemple il est fait allusion au vingt-troisième d'une manière qui prouve que de dernier était achevé avant l'autre'. Natürlich! Denn das betreffende 10. cap. ist ein zusatz in B und bezieht sich auf cap. 21 der ausgabe A. Siehe Th. Murners Schelmenzunft, herausg. v. Matthias (Braunes Neudr. 85), vorrede VIII.

[2]) Ob NB 17, 95. 96:

Ich hab dyn ere frow ganß gagack,
Als ich vor hat eins bseichten sack

auf NB 22 *Der bseicht sack* hinweist? Der letzte vers kann eben so gut eine bekannte redensart voraussetzen, wie NB 15, 3. 4:

Als man dem armen hündlin that,
Do er das leder fressen hat.

Deshalb darf man in diesen versen noch keine anspielung sehen auf NB 31, wo die geschichte eines solchen hundes erzählt wird.

eine grosse zahl von bildern aus dem NS in der NB umgedeutet hat. Je nachdem wie ihm die drolligen einfälle kamen, wird er zu den Brantschen bildern seine stücke geschrieben haben, — dergleichen lässt sich nicht in ununterbrochener reihenfolge schaffen. Zuweilen hat er die bilder des NS einfach übernommen, weil sie zum inhalt seines capitels passten, nur 17 holzschnitte hat er eigens für die NB anfertigen lassen. Die ganze äussere einrichtung dieses buches erinnert an das NS. Die capitel sind wie dort von ungleicher länge, aber schliessen immer mit einer seite ab. Zur überschrift des bildes dient ein vierzeiler an stelle des dreireims im NS. Doch finden sich auch hier bereits vierzeiler, z. b. NS 85. 96. 97. 109, durchgereimt: NS 76. 107. 111, wie NB 2. 41. 80 und 85. In der SZ hingegen verwendet Murner eigene bilder, die er wahrscheinlich selbst entworfen hat[1]), die capitel sind hier von gleicher länge und drei reimpaare bilden die überschrift. Schon diese äusseren anzeichen, die auf eine grössere abhängigkeit der NB vom NS schliessen lassen, legen den gedanken nahe, dass die NB früher entstanden sein muss als die SZ. Im hinblick aber auf die composition, die jedes einzelne capitel der genannten schriften fast wie ein selbständiges gedicht erscheinen lässt und das ganze wie eine mehr oder weniger geordnete sammlung fliegender blätter, scheint es notwendig, in eine genaue untersuchung des einzelnen einzutreten. Zur bestimmung der chronologie halte ich es für das wichtigste, zunächst diejenigen capitel der NB zu untersuchen, die sowol deutliche beziehungen zum NS als zur SZ haben.

I. NS — NB — SZ.

Jede dieser schriften ist mit einer vorrede versehen. In der vorrede zur NB weist Murner ausdrücklich auf seinen vorgänger Brant hin und glossiert witzig stellen aus dessen vorrede und 1499 erschienener protestation (siehe hierüber Goedeke zu NB 1, 28 und Riess 15). Hat Brant die narren alle zusammen-

[1]) Diese vermutung liegt nahe, wenn man einen blick wirft auf die 'handzeichnungen von Thomas Murner zu seiner übersetzung der weltgeschichte des Sabellicus', Strassburg 1892, herausgeg. von Ernst Martin, der im Jahrbuch des Vogesenclubs, band 9, über diese illustrationen eingehend handeln wird.

gebracht, so will Murner dieselben beschwören und aus deutschen in welsche länder bannen (— nach NB 92, 170 will er sie ins *niderlandt* bringen — *das niderlandt heisz ich die hell*). Er schliesst sein buch also ausdrücklich an das damals bereits weit verbreitete werk Brants an, und in diesem sinne hatte kaiser Max ganz recht, wenn ihm Murner der dichter des andern narrenschiffs [1]) war. Auch der anfang der vorrede Murners erinnert an Brant:

NB 1, 1 f.	NS vorr. 90 f.
Ich hab so manche nacht gewacht	Ich hab ettwan gewacht zů nacht
Vnd alle ständt der welt betracht [2])	Do die schlieffent der jch gedacht

[1]) 'Einem seiner beamten namens Hanns Mue oder Mueyg den er (kaiser Max 1513) in gewissen Geschäften nach Strassburg schickte, gab er die instrucktion: Er soll auch fleissig fragen nach dem Doctor zu Strassburg, der das ander Narrenschiff gemacht hat, und so er den erfahrt, so soll er an Meister und Rath begeren, dass sie mit demselben verschaffen, dass er sich zu Kayserl. Majestät fueg, dann sein käyserl. Majestät ihne in etlichen Sachen brauchen werde, die ihm auch zu Nutz dienen werden'. Wencker, Apparatus & instructus archivorum, Argentorati 1713, s. 16. Goedekes vermutung, dass der kaiser Murner mit einem vertraulichen auftrage nach Italien senden wollte (einleit. z. NB XXX), ist wenig begründet. Kaiser Max hatte 1512 dem Nürnberger rate seinen geheimsecretär Melchior Pfinzing zum propst an der dortigen Sebalduskirche mit erfolg empfohlen (Chr. Scheurls Briefbuch 1, 93), und seit 1513 lebte dieser in Nürnberg. Es scheint mir nun viel wahrscheinlicher, dass der von ihm zum poeten gekrönte Murner in ähnlicher weise wie Pfinzing vom kaiser in literarischen angelegenheiten verwant werden sollte. Für diese ansicht spricht auch die art, wie Murner in dem mandat bezeichnet wird.

[2]) Ich citiere den text nach der 1. ausg. der NB (Hupfuff 1512), von der demnächst in Braunes sammlung ein neudruck erscheinen wird. Balke behauptet zwar (a. a. o. 58), dass sein abdruck der Hupfuffschen ausg. folge, in wirklichkeit giebt er den text Goedekes (nach der ausg. v. 1518) sammt dessen änderungen und druckfehlern, die er noch um einige vermehrt. Einige beispiele, die für die erklärung überhaupt von belang sind, hebe ich hier hervor (eine genauere geschichte des textes der NB bleibt der einleitung zum neudr. vorbehalten): NB 2, 31 f. A:

Fantasten, narren, thoren, gecken
Kleben styff recht wie die zecken.

Styff = fest, bei Murner häufig, z. b. Badenf. 17, 15. 18, 29. B. hat *Keben styff* — Goed. *Rebenstif*. In der anm. erklärt er dies mit 'steif wie Rebstücke', was im zusammenhang keinen sinn giebt. Auch aus dem DWB 8, 333 ist das wort mit nur diesem beleg zu streichen. Ein gleicher

(vergl. aber Zarncke zu dieser stelle, die wieder beeinflusst sein soll durch eine wendung in der bulle Sacrosanctae Bonifacius' VIII).

Anders die vorrede zur SZ. Hier setzt sich Murner nicht mehr in solcher weise in positur, wie es bei der einführung eines erstlingswerkes angebracht schien. Im verhältnis zu den einleitungsstücken der NB ist das capitel der vorrede in der SZ recht kurz. Murner hat es nun auch nicht mehr nötig, sich mit dem vorgänger auf gleichem gebiete auseinanderzusetzen, er erwähnt den namen Brant gar nicht.

In der NB 1, 42 hat er direct Brant gegenüber (*Es kan nit yeder narren machen,* protestation 38), den er citiert, scherzhaft erklärt: *Narren machen ist kein kunst,* — in der SZ spricht er in aller unabhängigkeit den ähnlichen gedanken aus:

> Ich darff nit fill spitzer vernunfft,
> Das ich beschreib die schelmen zunfft:
> Der deglich brauch lernt mich das wol,
> Wie ich eyn schelmen kennen sol. (voredt, 41 ff.)

NB 11 betitelt Murner *Ein stroen bart flechten*, indem er an das bild zu NS 86, wo von der verachtung gottes und seiner drohenden strafe gehandelt wird, anknüpft. Ein narr zupft Christus am barte (*Meynt er jm griffen an den bart,* NS 86, 17) — Murner hingegen lässt den narren gott einen strohbart flechten,

> Der an im nit wachsen kan,
> Ob er in schon vest lymet an. (NB 11, 9 f.)

Und wenn man das bild im NS genau betrachtet, muss man gestehn, dass Murner nicht unrecht hatte mit seiner auffassung. Es ist also nicht 'in Brants sinne' einfach der titel geändert

---

fall: NB 34, 75 A: *Schlecht;* B: *Schecht;* so Goed., der das Wort mit 'gescheckt' erklärt. Wickram, der in seiner ausgabe der NB (Knoblouch 1556) durchaus B folgt, hat beide druckfehler in B richtig verbessert.

Unberechtigte änderungen Goedekes: NB 2, 53 A, B: *sagen* (pl. v. *die sag* NB 5, 145. 7, 17. 14, 11); Goed. *tagen.* — NB 15, 84 A, B: *richet* (= rächt, straft, vergl. NB 15, 95); Goed. *richtet.* — NB 23a A, B: *Wer* (= verwehre!); Goed. *Wer nit.* — NB 24, 2 A, B: *werlich*; Goed. *warlich,* während er NB 5, 2 dasselbe wort unrichtig als 'wehrhaft, tapfer' erklärt. — NB 31, 49 A, B: *ein;* Goed. *kein* nebst unrichtiger interpunction des satzes. In all diesen und vielen ähnlichen fällen stimmt natürlich Balke zu Goedeke.

Es genügt, diese art der 'textbehandlung' Balkes in der 'historischkritischen ausgabe' der Nat.-litt. aufzudecken, ein urteil ist überflüssig.

(Riess 18), sondern das bild ist witzig umgedeutet. Der inhalt dieses capitels hat aber gar keine ähnlichkeit mit NS 86.

Die redensart *Eyn stroen bart flechten* verwertet Murner in der SZ 5 noch einmal, aber nun ganz unabhängig, auch von dem cap. der NB, trotz (oder vielleicht gerade wegen) der gleichen überschrift. Strafte die NB die schwätzer in der kirche (vgl. zu diesem thema NS 91 und SZ 18 — die schwätzerinnen!), die geldgierigen prälaten, die andachtlosen beter, richtete sich also gegen alle, die gott einen bart von stroh flechten, so wendet sich die SZ gegen die listigen, die im handel und wandel ihr *hertz bedecken* können und mit worten ein doppelspiel treiben. Die grössere selbständigkeit des SZ-capitels, das mit einem passenden eigenen holzschnitt geziert ist, den Murner für die NB gewiss auch verwertet hätte — wenn er damals schon vorhanden gewesen wäre —, spricht für die spätere abfassung dieses stückes.

Brant giebt NS 39 den weltmännischen rat, seine anschläge und pläne nicht zu offenbaren, wenn man etwas erreichen wolle. Auf dem bilde zu diesem capitel sieht man an einem ausgebreiteten netz vögel vorüberfliegen. Im gebüsch sitzt ein narr in allerdings verdächtig hockender haltung. Und da durch die randlinie des bildes der hintere teil des närrischen vogelfängers — was er wenigstens bei Brant sein soll — abgeschnitten ist, so wird der phantasie des beschauers keine schranke gesetzt. Was Murner sich dabei gedacht hat, geht klar aus folgenden versen des cap. 14 NB, das mit diesem bilde geschmückt ist, hervor:

> Ein ding ist warlich übel bschaffen:
> Das kein schwantz hondt vnser affen,
> Das sy ir scham doch etwan deckten,
> Den arß nit also fürher bleckten. (NB 14 a—d)
> Das die natur verborgen hat,
> Ein yeder aff das sehen lat
> Vnd hat ein freüd, das er vffbleckt
> Vnd yederman syn arß entdeckt.[1])

[1]) Riess hat diese derbwitzige umdeutung des Brantschen bildes nicht bemerkt, und daher dies cap. unter eine unrichtige rubrik gestellt (s. Riess 18). Der drucker der Hupfuffschen ausgabe hat übrigens zu diesem stück eine randleiste gesetzt, die mit vollster anschaulichkeit zeigt, was auf dem hauptbilde nur angedeutet ist.

Ich heiß ein affen yederman,
Der syn scham nit decken kan
Vnd seyt syn eigen übel that etc. (14, 1 ff.)

Welche art zweibeiniger affen Murner in diesem capitel behandelt, ist mit den letzten versen schon angedeutet. Witzig bringt er unter diese rubrik auch die äffinnen, *die ire brüst nit heimlich tragen,* sondern *weyt über das halb entdecken,* weil sie fürchten, *das sy dynn erstecken.* Hauptsächlich aber beschäftigt er sich mit dem von Brant angeschlagenen thema, den er aber in einer art zu übertrumpfen sucht, dass die moral dabei nicht ganz unverletzt bleibt:

Gibt dir einer gůte wort,
Vnd du vermerckst by im ein mort,
Mit worten bzal den selben wider,
Mit liegen, triegen, lůg du fider. (v. 40 ff.)

Dass Murner Brants darstellung noch im sinne liegt, beweisen anklänge:

Wer öfflich schleht syn meynung an
Vnd spannt syn garn für yederman
Vor dem man sich lycht hütten kan (NS 39 a—c)
Wer nüt dann trowen důt all tag
Do sorg man nit, das er vast schlag
Wer all syn rät schlecht öfflich an
Vor dem hüt sich wol yederman
(v. 5 ff.)

Oflichen seyt er synen sinn,
Das man sich vor im hietten kinn;
Wil er brennen, stechen, howen,
So můß er vier iar vorhin trowen
Vnd saget solches yederman,
Vor dem man sich lycht hietten kan (NB 14, 15 ff.)

Eyn narr ist wer will fahen sparen
Vnd für jr ougen spreit das garn
Gar lycht eyn vogel flyehen kan
Das garn, das er sicht vor jm stan
(v. 1 ff.)

Wen du die vögel wilt betriegen,
Das sy dir zů dem garn ynfliegen,
So můstu es mit stro verdecken
Vnd nit öflich lassen blecken
(v. 32 ff. — s. bild.)

Im capitel 35 der SZ B[1]) behandelt Murner noch einmal

---

[1]) Mit voller absicht ziehe ich die zusatzcapitel der SZ B zur vergleichung heran. Sie stehen in demselben literarischen verhältnis zur NB wie die älteren kapitel der SZ, und daher zeugt diese nebeneinanderstellung auch für die echtheit der zusätze — wenn es eines solchen beweises überhaupt noch bedarf. Da nun die neuen stücke in B gewiss erst 1512 entstanden sind, so könnte die gleiche stellung von B und A zur NB auch für die spätere abfassung von A mitbeweisen.

die leute, die einen *kurtzen athem haben.* Nun aber beeinflusst die NB bereits die darstellung:

Als sampson mit sym har hat than (NB 14, 31)	Hett sampson syn heimlicheit Dalide nit selbs geseit, Er wer nit kummen vmb syn har (SZ 35, 29 ff.)

Mit der oben angeführten stelle NB 14, 32 ff. vgl.:

Du spreitest sunst das vogel garn
Offelich den vogeln dar,
Das keiner nymmer mer kem har (SZ 35, 34 ff.)

Wie sy doch sindt so katzen rein (NB 14, 63)	Wie sindt ir yetz so katzenrein (SZ 35, 12 — in ganz anderm zusammenhang!)

NB 16 ist für die feststellung der chronologie ein sehr wichtiges capitel. Auf dem schiff, das bei Brant den titel und ausserdem cap. 108 seines buches schmückt, wo die fahrt ins Schlaraffenland geschildert wird, lässt Murner eine gar böse gesellschaft entweichen, die er in seinem buche nicht wissen will. Das stück ist *der verloren huff* betitelt. Eine grosse zahl von schelmen wird genannt und zum teil charakterisiert. Murner will sich mit diesem volk, das sich doch nicht beschwören lassen will, nicht abgeben; er will sie lieber dem henker lassen, denn sie gehören aufs rad und nicht in sein buch. Einige der aufgeführten schelmen findet man auch in der SZ:

Ein schelm der machet har vff har Vnd sagt ein lugen, als wer sy war (NB 16, 15 f.)	SZ 9: Eyn grouw rock verdienen.
Das gelt nympt er vff synem rücken (v. 17)	SZ 14: Gelt zu ruck nemen.
An die axt gibt er ein man, Den er diebschlich verkauffen kan, Vnd ißt mit dir dyn mûs vnd brot Der schelm, der dich darnach verrott. (v. 21 ff.)	SZ 6: Vff den fleisch banck geben.
Schelmen sindt, die sich erneren Mit schelmenwerck by fürsten, herren (v. 33 f.)	SZ 12: Die oren lassen melken.
Schmorutzer vnd schmalzbetteler (v. 36)	SZ 16: Den braten schmacken. Beginnt: Schmackenbrettly ist meyn nam, Schmorutzens ich mich nymmer scham.

Zweyen herren dienen, pfouwen strychen, Vil liegens mit der wahrheit glychen Duppelröck im summer tragen (v. 65 ff.)	SZ 19: Zwischten styelen nidersitzen, v. 7 f: Duppelrock im summer tragen, Zweyen herren dienst zů sagen.
Hůrnwirt vnd würffeltrager, Hüppenbůben, lugensager (v. 91 f.)	SZ 13: Der hyppen buoben orden. Beginnt in ähnlichem stil: Hyppenbůben, wurffel leger, Freyheitsknaben, seck vff dreger.

Die meisten der in diesem cap. 16 geschilderten schelmeneigentümlichkeiten vereinigt aber *der nasz knaben* (SZ 23) auf sein haupt:

Ein schelm darff dir yn venster brechen, Hinderwert in mantel stechen (NB 16, 29 f.)	Heymlich in den mantel stechen, Mit fensterbrechen sich selbs rechen. (SZ 23, 17 f.)
Mit guldin weschen sich erneren (v. 72)	Duckaten, reinsche gulden weschen. (v. 16)
Zedel werffen (v. 73)	Schmachbiechly schriben on eyn namen (v. 19)
Betler vnd die statzenierer, Die gott vnd alle welt betriegen Vnd den herren brieff abliegen, Wie sy sant veltin hab geplagt [1]) etc. (v. 78 ff.)	Heischen von der heiligen wegen Der doch an kranckheit nie ist gelegen. (v. 23 f.)

Welches ist nun hier das chronologische verhältnis? Hätte Murner, als er das cap. 16 schrieb, bereits die SZ verfasst, so würde er nicht einfach gesagt haben: schelmen will ich in meinem buche nicht wissen, sondern jedenfalls in bestimmter weise auf sein anderes gedicht verwiesen haben, wozu sich ihm nirgends bessere gelegenheit bot als hier. Nicht einmal die idee einer von ihm noch zu beschreibenden schelmenzunft scheint dem dichter damals vorgeschwebt zu haben. Er nennt eine grosse menge schelme, die er später in die zunft nicht aufnimmt; wäre sie aber damals bereits gegründet, so hätte

[1]) Aehnlich auch NB 25, besonders am schluss: *Vnd liegen von sant veltins plagen* (v. 88) etc. und NB 56, 64 ff.:

Etlich ir lugen thůndt verbrieffen
Vnd sitzent vff der gassen rieffen,
Wie sy hondt sant kürens bůß etc.

er die schelme wahrscheinlich in ähnlicher weise gruppiert, wie SZ B im *Verspruch des verlornen Suns* (Neudr. s. 67, v. 150 ff.) und wie er MS 35—118 die capitel der NB registriert. Murner hat vielmehr in diesem cap. 16 in ähnlicher weise von den schelmen gesprochen, wie er an andern stellen der NB (NB 6. 9. 12. 86) von den gäuchen, die er später in der gäuchmatt gründlicher vornimmt, und vom dienste der Gretmüllerin handelt (NB 5, 119. 6, 121. 11, 100. 12, 78), deren jahrzeitfeier er nachmals ausführlich schildert. Den kunstgriff, gar zu schlechtes volk aus seinem buche zu verweisen — es ist möglich, dass das bild des NS ihm diesen gedanken nahe gelegt hat — wendet er auch in der SZ 32 an, wo er die selbstmörder nicht in der gesellschaft dulden will:

> Kurtz ab, ich hab gethon eyn eydt
> Aller schelmen zunfft gemeyn,
> Das ich der selben stell here keyn,
> Der im selber dût ein dott:
> Der hort nit in der schelmen rott.
> Dem deüffel, hab ich das erfunden,
> Ist er vff den schwantz gebunden! (SZ 32, 34 ff.)

Ich hebe noch hervor, dass ein teil des 16. cap., in dem Murner das rotwelsch verwertet und in dessen anwendung Brant noch zu übertreffen sucht, an NS 63 *Von bettleren* erinnert, so dass auch aus diesem grunde eine frühere abfassung dieses capitels einleuchtend erscheint.

Wie sind nun die doch unleugbar vorhandenen ähnlichkeiten zwischen diesem capitel und der SZ zu erklären? Nun, als Murner die SZ dichtete, hat er sich des schelmencapitels der NB erinnert und mehr oder weniger absichtslos einiges daraus reproduciert, ebenso wie er z. b. GM 1039 ff. NB 9 benutzt (s. hierüber Riess 11), und wie er überhaupt in allen seinen späteren satirischen gedichten themata, die er früher mehr andeutungsweise behandelt hat, ausführlicher gestaltet.

Einige interessante stellen der NB scheinen mir in einem gewissen zusammenhang mit dem eben besprochenen cap. 16 zu stehen, daher betrachte ich sie hier.

> Ich mûß das vff myn eidt veriehen:
> Wer nit so grosse bitt geschehen,
> Ich hett sy gsetzt in die schelmenzunfft
> Den sy verlieren all vernunfft. (NB 18, 81—85)

Diese verse werden als wichtigste instanz für die priorität der SZ angesehen[1]). Mit unrecht. Wie Brant im berühmten cap. 72 des NS (v. 53 ff.) spricht Murner in der NB 18 gegen die säufer und zutrinker, und mit den worten

> Vil gröber sindt die selben all
> Den vnser moren sindt im stall,
> Grobianer, schelmen, vnflat etc. (v. 85 ff.)

weist er deutlich auf seinen vorgänger zurück. Eigentlich gehört diese böse gesellschaft zu der vorher charakterisierten schelmengemeinde, die Murner (s. NB 16, 95 f.) in seinem buche nicht dulden will. Daher hätte er dieses volk, *wer nit so grosse bitt geschehen,* in die schelmenzunft gesetzt — nämlich in das kurz voraufgegangene cap. 16, das ja im grunde genommen eine *schelmenzunft* beschreibt. Mit dem namen, den Murner hier der bösen gemeinschaft giebt: *der verloren huff,* betitelt er auch in der SZ B die ganze nun geordnete schar: *Verlorner huff, du schelmen rott!* (Neudr. die entschuldigung des zunfftmeysters, s. 69, v. 1.) An den letzteren namen erinnert im cap. 16 die bezeichnung der gesellschaft als *fule rott* (v. 97). Auf dieses cap. 16 also, und nicht auf sein grösseres gedicht, weist Murner mit den obigen worten hin. In seinem buche SZ hat Murner ja auch mit den *nasz knaben* (23) die trinker abgetan

> (v. 37 f.: Nasse knaben, druncken fleschen
> Mit bosem wasser sindt geweschen),

und in dem 46. cap. der SZ B sagt er den zutrinkern und saufkumpanen noch einmal recht gründlich seine meinung[2]). Es ist auch zu bedenken, dass das wort *schelmenzunft* in Strassburg damals durchaus populär war; jene so betitelte scherzrede des Bartholomäus Gribus war bereits im jahre 1489 im Directorium statuum gedruckt, erschien dann mit deutschem text 1506 und 1509 (als lat. einzeldruck noch 1515, deutsch 1516): beweis genug, dass das büchlein mit dem originellen titel seine verbreitung gefunden. Vielleicht hat man damals — ich stelle das nur als vermutung hin — sprichwörtlich von

---

[1]) Charles Schmidt 228 n. 62. Ebenso Balke 58. Ueber die von beiden zum beweise ferner angeführte stelle aus der GM siehe weiter unten.

[2]) MS 990 ff. behandelt er das gleiche thema.

dem und jenem gesagt, er gehöre in die schelmenzunft. Auch in der Badenfahrt gebraucht Murner das wort, — ohne damit auf sein gedicht zu deuten:

So es nun so mißlich ist
Vnd vns im dodt gar fil gebrist:
Etlich kummen vmb vernunfft,
Etlich seind in der schelmen zunfft,
Etlich hond so grossen schmertzen
Das sie nit von grunt irs hertzen
Iren eignen wuost erkennen
Vnd farend mit dem kat von dennen. (Bad. 32, 52 ff.)

Es ist daher durchaus nicht selbstverständlich, dass Murner, wenn er in der NB von der schelmenzunft redet, auf sein buch hinweisen muss. Den eigenartigen klang, den das wort für uns hat, hatte es für die Strassburger jener zeit gewiss nicht.

Aehnlich ist eine andere stelle der NB zu beurteilen.

Ausgehend von einem schlecht gezeichneten bilde (s. Riess 26) zu NS 19 *von vil schwetzen*, behandelt Murner NB 66 (*Ein gebisz ynlegen*) die zungensünder, für die er allerhand marterwerkzeuge bereit hat. Der erste bösewicht ist ein alter bekannter:

Das ist der selb, der liegen kundt,
Den gantzen mundt vol lugen treit,
Vnd ist nun lufft als, das er seit. (v. 21 ff.)

Aus NB 16, 15: *Ein schelm, der machet har vff har vnd sagt ein lugen als wer sie war*, kennen wir diesen helden schon. Und ganz im sinne jenes capitels sagt Murner von ihm:

Gloub mir, das ich kein bschwerung hab,
Die im die böse art nem ab;
Vnd hilfft vff erden kein vernunfft,
Als mit in zůr schelmen zunfft (66, 28 ff.)

Die andern verwanten sünder übergiebt Murner dem henker, der sie mit galgen oder rad bestrafen soll:

Dem hört billig zů das kampffrad,
Redern sy syn wasserbad
Vnd des schelmen höchste freidt (v. 56 ff.),

ähnlich wie er NB 16, 11 ff. meint:

Sy hörendt vil baß vff das rad,
Schelmen bschwören ist nit on schad;
Ee das ichs wil mit in beston,
Ich wil sy ee dem hencker lon.

Es ist also auch hier nicht nötig, in obigen versen einen hinweis auf die 1512 erschienene SZ zu finden; nimmt man aber diese erklärung nicht an, so geht aus dieser stelle doch hervor, dass Murner eine solche schelmenzunft erst dichten will; denn mit dem ausruf: *Als mit in zůr schelmenzunfft!* kann er doch nicht auf ein schon vorhandenes gedicht hinweisen.

Ich fahre nun in der vergleichenden betrachtung der einzelnen capitel fort.

Ueber die gesunkene rechtspflege kann Murner in der NB nicht genug klagen. Hat er doch selbst später sich bemüht, auf diesem gebiete reformatorisch zu wirken. Brant hatte im cap. 79 über die reiter und schreiber, im cap. 71 über die processnarren gesprochen und hierbei auch einige streiflichter auf die rechtspflege geworfen, immerhin hat er den juristenstand selbst aus naheliegenden gründen noch sehr glimpflich behandelt. Murner verwertet diese gelegentlichen äusserungen wie einen text zur glossierung, er entwirft — was man bei Brant vergebens suchen wird — ein anschaulich deutliches bild von der ungerechten justiz. NB 21 richtet sich gegen die rechtsverdreher, die geschlossene verträge durch allerhand kniffe ungültig erklären können (vgl. auch NB 89[1]), bes. v. 4—14), NB 23 (mit dem bilde zu NS 79) gegen die schreiber und advocaten, die die bauern zu processen reizen, um sie zu schinden, und NB 29 gegen die ungelehrten und übergelehrten juristen, die ihre wortweisheit nur benutzen, um je nach den umständen in den text hineinzulegen *das nie des textus meinung was* (v. 49). Hier findet sich (s. o.) der deutliche hinweis auf die vorangegangenen capitel:

> Nit wil ich von den selben sagen,
> Die pratick offt geiebet haben;
> Die selben hab ich vor beschworen. (v. 23 ff.)

Er hat es also hier mit narren, welche die theorie missbrauchen, zu thun. Ich stelle nun im folgenden, um Murners abhängigkeit zu zeigen, ihm Brant gegenüber:

---

[1]) NB 21 *Ein loch durch ein brieff reden* hat dasselbe bild wie NB 89 *Mit dreck versiglen.* Es zeigt einen mann, der in einen *mit dreck versigelten* brief schaut und passt daher genau nur zum cap. 89. Man könnte deswegen vermuten, dass cap. 89 früher verfasst sei als cap. 21.

Brant.	Murner.
Nit denckend, das sy sint der has Der jnn der schriber pfeffer kunt (NS 71, 12 f.)	Von hasen ich üch (den schreibern) sagen wil, Wie er üch sy in pfeffer kummen. (NB 23, 10. 12)
	Das kompt alssampt von dem glosieren, Den hasen in den pfeffer rieren. (NB 29, 49 f.)
Der vogt, gewalthaber vnd fürmundt Vnd aduocat, müß zů sym disch Dar von ouch han eyn schlägle visch (71, 14 ff.)	Vogt, gewalthaber vnd fürmundt, Eyn yeder der geladen kumpt, Wer do ißt von üwerm tisch, Der nympt vom schlegel synen fisch. (NB 23, 19 ff.)
Das vß eym sächle wurt eyn sach Vnd vß eym rünsly werd eyn bach (71, 19 f.)	Vß eim sechle machst ein sach, Vnd vß eim rünßlin schwelst ein bach. (NB 21, 57 f.)[1]
Der schryber müß eyn buren han Der veisßt syg vnd mög trieffen wol (79, 8 f.)	So sagt ir von des puren sachen, Wie ir eyn feißten puren handt (NB 23, 24 f.) und Wie ir (schreiber!) sy (die bauern) braten, sieden, schinden. All wyl ir eynen tropffen finden, All wyl es trüfft, ersycht es nit. (NB 23, 3 f.)

Einen anklang mag man auch im folgenden finden:

Brant:	
Des glich, will mancher doctor syn Der nye gesach Sext, Clementin Decret, Digest, ald jnstitut Dann das er hat eyn pyrment hut Do stat sin recht geschriben an Der selb brieff wißt, als das er kan etc. (NS 76, 65 ff.)	Wen er hat die instituten Vnd kan ein wenig vff der luten Vnd hat ein rostigs decretal Dazů die rynschen guldin zal, Wolt im die kunst schon nymmer yn, Noch dennocht müß er doctor syn. (NB 29, 51 ff.) Aehnlich klagt Murner NB 89, 28 ff.: Sindt das nit der narren sachen? Wann einer schon ein narr belybt, Das man im brieff vnd sigel schrybt, Das er ein doctor sy gelert, Von dem ich nie latyn gehört etc.

---

[1]) Ich bemerke vorweg, dass ich keineswegs sämmtliche hier als parallelen angeführte stellen beweisend für die abhängigkeit Murners

Nun hat Murner auch in der SZ cap. 2, also gleich obenan, den bösen juristen ihren platz angewiesen. Die überschrift: *Eyn loch durch brieff reden* hat dieses cap. mit NB 21 gemein, inhalt und form weisen jedoch mehr auf NB 29 hin. Es ist ein eigentümliches verhältnis zwischen diesen beiden capiteln. Murner scheint, als er SZ 2 dichtete, NB 29 vor sich gehabt und, ich weiss nicht aus welcher laune, manches umdeutend herübergenommen zu haben. Jedenfalls ist dadurch dieses cap. der SZ zu einem der schwer verständlichsten des ganzen buches geworden. Im allgemeinen wird, was im 29. cap. der NB von den unwissenden juristen gilt, hier auf die kniffigen rechtsverdreher gewant — eine erklärung des einzelnen zu versuchen, ist hier nicht am platze.

NB.	SZ.
Darum bseit mans von den iuristen, Nit lychnam syens gûte christen (NB 29, 9 f.)	Es ist eyn volk, das sindt iuristen, Wie sindt myr daß so seltzem christen (SZ 2, 7 f.)
Vnd hat ein rostigs decretal, Darzû die rynschen guldin zal (v. 53 f.) (s. oben den zusammenhang) Baldus: ein keßkorb, bartholus: ein nunn (v. 16) (das latein der ungelehrten iuristen!) Verlast dich vffs iuristen bûch, Jüdscher fundt, der mägt fürtûch, Dise dry schedlicher gschir Machendt stett vnd lender ir[1]) (v. 5 ff.)	Codex, lodex, decretal, Hûrn kinder die gulden zal, Bartolus, baldus, das decret, Das fürthûch das metz vnmûß hett, Jüdscher gsûch, iuristen bûch Als es ietz statt vmb mechelsch dûch So hilfft keyn bleyen sigel dran Als erlogen, wo mit sy umb gan (v. 11 ff.)

---

halte. Eine genaue scheidung im einzelnen zwischen dem, was selbständig und beeinflusst ist, dürfte aber — ganz abgesehen von dem eigenartigen zusammenhang der NB mit dem NS — überhaupt nicht möglich sein. Da ich jedoch im weiteren meine abweichende ansicht über den grad der abhängigkeit Murners zu begründen haben werde, so stelle ich hier zunächst sämmtliches material, auch das nach meiner auffassung nichts beweisende, zusammen, um nicht den schein subjectiven auswählens zu erwecken. Schlüsse werde ich aber nur dann aus der ähnlichkeit der stücke ziehen, wenn unter diesen sich auch solche finden (wie oben), bei denen die beeinflussung evident ist.

[1]) Scheint ein verbreiteter spruch gewesen zu sein. Im codex Palatinus 1707 der vatic. bibliothek (16 jh.) ist auf dem ersten blatt eingeschrieben:

Wen er hat die instituten	Quid est figuris vff der luten
Vnd kan ein wenig vff der luten	Infortiat die instituten,
(v. 51 f.)	Die sind vermischet alle zeyt
	(v. 23 ff.)
Judea, codex, fortrat,	On pfennig er keyn sprach mer hatt
Die köchin zů der nüwen statt	Der kechen von der neuwen statt.
Die vier ding, wers lesen kan,	(v. 39 f.)
Der darff nit mer zů schůlen stan.	
(v. 19 ff.)	

Einzelne weitere, aber gewiss unwillkürliche reminiscenzen, die durch die behandlung des ähnlichen stoffes leicht erklärlich sind, hat das SZ-cap. aus NB 21 und 89 (z. b. SZ 2, 29—32 — NB 21, 15 f., NB 89, 33 f.). Die abhängigkeit der NB vom NS und der SZ von der NB ist aus der obigen zusammenstellung so deutlich zu ersehen, dass hier ein weiteres wort der begründung für die frühere abfassung des NB-capitels wohl überflüssig ist.

Zu NB 49 (*das grasz hören wachsen*) benutzt Murner das bild zu NS 65 (*von achtung des gestirns*): zwei sich unterhaltende männer, welche auf den himmel und die vorüberfliegenden vögel hindeuten. Brant spricht gegen die astrologen und ihre weissagungen. Das stück beginnt mit den worten: *Der ist eyn narr der me verheiszt dann er jn sym vermögen weisszt*, und will also die überklugen leute, die aus den sternen mehr weissagen, als sie wissen können, lächerlich machen. Bei Murner richtet sich die überklugheit auf andere dinge. Bis v. 18 spricht er gegen diejenigen, die vom wetter mehr verstehen wollen als gott, dann tadelt er die eltern, die ohne auf

---

Der iuden gesuech
der iuristen puech
vnd dye romisch kanzley
dye stet ouch woll dabey
dye drew geschir
machen dye welt jrr. (Alem. 16, 168.)

Im liederbuch des Petrus Fabricius (Bolte, Alem. 17, 249) findet sich der vers in folgender fassung:

Des bapstes fluch
der juristen buch
vnd das vnter der megdlein schurtztuch
diese drei geschirre
machen die gantze welt irre.

gottes beistand zu rechnen und ohne beachtung seines willens für das leibliche wol ihrer kinder sorgen wollen. Es interessiert uns hier besonders der teil des capitels, wo Murner die superklugen lächerlich macht, die gott vorschriften über das wetter machen wollen. Das gleiche thema behandelt Brant im cap. 28. Murner ist aber nicht nur durch das bild, sondern auch durch den text des cap. 65 beeinflusst:

Nüt ist das man nit wissen well So yeder schwür, es fällt jm mit So fält es vmb eyn burenschritt. (NS 65, 50 ff.)	Die welt ist also wol gelert, Das sy das graß yetz wachsen hört, Vnd felet dennocht offt damit Ja wol vmb einen puren schrit. (NB 49 a—d)

Nun hat Murner SZ 28 denselben stoff noch einmal behandelt. Er schlägt hier los auf die *schneblechten* leute[1]), die gott im himmel vorschriften machen wollen, wie er zu ihrem vorteil *wittern* soll. Dieses cap. ist von Brant unabhängig, wol aber findet sich ein anklang an das stück der NB — ein deutlicher beweis für seine spätere abfassung:

Vnd gond so manche schon proceß, Wir bittent gott / vnd lesent meß. (NB 49, 3 f.)	Dorum důndt wir vns eyn processß Und lessen fur das wetter meß. (SZ 28, 21 f.)

NB 52 *Krieg vnd heffen zerbrechen* hat gleiches bild und ähnlichen inhalt wie NS 49 *Bos exempel der eltern.* Dass auch die zahl der verse gleich ist — es ist das kürzeste cap. der NB — wird wol nur zufällig sein. Ich bemerke folgende anklänge:

Do werdent kynd den eltern glich **Wo man vor** jnn nit schamet sich **Vnd krüg vor** jnn, vnd häfen bricht (NS 49 a—d.)	Ein spieß durch alle frumkeit stechen Vnd nach den häfen krieg zerbrechen; Wann sy schon all zerbrochen sindt, Mit scherben spilent erst die kindt. (NB 52 a—d.)
Vnd wenn der appt die würffel leydt **So sint die** münch zům spiel bereit. (NS 49, 9 f.)	Dann sindt die kindt zů spilbereit, So in der vatter würffel leit. (NB 52, 15 f.)

---

1) **Falsche** bilderklärung bei Matthias (Neudr. s. 44). Nicht 'mit der **zange, die** gleich einem dolch weit aus dem munde hervorragt', sondern mit einem schnabel stossen die schelme gegen den himmel:

Den schelmen ouch keyn schnabel brist,
Do mit sy biß in hymmel reichen. (SZ 28, 10 f.)

Auch in der SZ 17 *Leusz in beltz setzen* richtet sich Murner gegen diejenigen, welche *mit irem bosen leben Dem nechsten bosz exempel geben.* Hier wird aber inhaltlich das stück der NB schon vorausgesetzt. Dort nämlich handelte Murner von der schädlichkeit des bösen beispiels, hier aber von dessen überflüssigkeit, denn die jugend ist schon aus sich selbst alles schlechten fähig:

Mich dunckt für wor, es wer nit nott,
Zů boßheyt geben solchen rodt,
Es lernt sich alle wochen selber,
Das kieg im stal geberen kelber. (SZ 17, 35 ff.)

Das bild zum cap. 27 NS (*von unnutzem studieren*) hat Murner in der NB 61 zu einem cap. ähnlichen inhalts verwant, das vom *gestryflet ley*, dem halbgebildeten, handelt, der einige brocken latein von der schlecht ausgenützten studienzeit noch behalten hat und sie nun übel anbringt. Dass Murner auch von der darstellung Brants beeinflusst ist, beweisen anklänge und ähnlichkeiten:

Dann so sie soltten vast studieren
So gont sie lieber bůbelieren.
(NS 27, 5 f.)

Do sindt sy gangen bůbelieren,
Den mägden vor dem huß hofieren.
(NB 61, 59 f.)
(Vgl. Wen sy sollendt kunst studieren,
So louffendt sy vmb bůbelieren. (NB 6, 94 f.)
Aehnlich: Man findt fantasten vff den schůlen,
Der alle kunst nun ist vff bůlen. (NB 12, 65 f.)

Das gelt das ist verzeret do
Der truckery sint wir dann fro
Vnd das man lert vfftragen wyn.
(NS 27, 29 ff.)

(Aus demselben gedanken:)
Vnd würt villycht ein bader knecht.
(NB 61, 18 f.)

So ist das gelt geleit wol an.
(NS 27, 33.)

Irs vatters gůtt mit üppigkeit
Warlich übel angeleit
(NB 61, 61 f.)

Brant spricht 27, 12 ff. von dem spitzfindigen *geschwetz* der academischen lehrer (*Ob hab eyn mensch, eyn esel gmacht Ob Sortes oder Plato louff* etc.), Murner NB 61, 38 ff. ähnlich von den spitzfindigen fragen der unwissend gebliebenen studierten, die gelehrt tun wollen (*Vnd wa gott vnser herre was, Ee er beschůffe loub vnd grasz* etc.).

NB 6, 92 ff. handelt Murner ebenfalls von den leichtsinnigen studenten. Brants schilderung des scheingelehrten liegt ihm hier wol noch im sinn. Wie jener spottet er über die geringen lateinkenntnisse. Im NS 1, 30 f. heisst es:

Ich weyß das vinum heysset win,
Gucklus ein gouch, stultus eyn dor etc.

Und Murner, zugleich angeregt durch die quaestiones fabulosae, rät sogar:

So mach dir selber ein latinum:
Mistelinum, gebelinum. (NB 6, 165 f.)

Brant:	Murner:
Des tütschen orden bin ich fro. (NS 1, 28.)	Des freuwt er sich des deutschen orden. (NB 6, 116.)

In der SZ ist dem bubelierenden studenten im cap. 8 der platz angewiesen. Hier aber wird Murner nur durch die darstellung dieses themas in der NB, nicht mehr durch das NS beeinflusst.

Der vierzeiler über NB 61 lautet:

Ich hab eins mals ein schůlsack fressen,
Das ichs latyns nit kan vergessen
Vnd weiß me dann ein ander christ:
Ita[1]) gredt müllerin tochter ist.

Das cap. schliesst:

Das sy den schůlsack haben fressen
Vnd alle kunst vnd ler vergessen.

Danach hat Murner die überschrift für das cap. der SZ gewählt: *Eyn schulsack fressen*, und mit geringer änderung diese verse selbst verwendet:

Das latein hab ich vergessen,
Wie wol ich hab eyn schůlsack fressen,
Den hab ich nit verdouwet gantz,
Und kan noch eyn latinschen dantz:
Per ius gentium zů lateyn
Kan ich noch disputieren feyn. (SZ 8, 1 ff.)

---

[1]) Man beachte die witzigen variationen Murners. Bei Brant 1, 26 f. heisst es trocken: *Doch so ich by gelerten bin So kan ich jta sprechen jo.* In der obigen stelle soll *Ita* im nebensinn ein dirnenname sein, ähnlich wie NB 6, 120, wo *logica* als *gredt mülleryn geschwiger* erwähnt wird. NB 72 a – d hinwiderum ist *ita* des esels latein. (SZ 8, 26: *Ouch nichs, den ita: non gelert.*)

die hier eigentlich nicht recht passen, da in dem stück der SZ nicht vom prahlen mit lateinischen brocken, sondern von dem bösen leben der schüler die rede ist.

NB 6, 98 ff. scherzt Murner:

> Sy handt erholt die meysterschafft,
> Das geschahe vß geltes krafft;
> Man hett vch nit vom landt vertriben,
> Wen ir schon werendt knecht belyben. (Vgl. NB 3, 60 f.)

Diesen witz vom meister (magister) und knecht verwertet er hier in der SZ noch einmal:

> Ich sandt eyn botten heym mit gferden,
> Wie das ich solte meyster werden:
> Hett ich mich des besunnen recht,
> Ich wer noch wol sechs ior eyn knecht. (8, 15 ff.)

Zu den oben angeführten reimen: *bubelieren* : *studieren*, *schûlen* : *bûlen* stellt sich hier:

> Do mich meyn vatter schickt zû schûlen,
> Do lernt ich für studieren bûlen. (SZ 8, 7 f.)

> Seyn vatter meint, er hab gstudiert,
> So hett er nichs, den bûbiliert. (SZ 8, 23 f.)

Neu ist in diesem zusammenhang in der SZ der treffliche witz:

> Ich hab gstudiert also fast,
> Das myr die gulden zal gebrast. (8, 13 f.)

gulden zal, wortspielend mit *guldin zal* (B hat *guldin zalen*): die zahl zur berechnung der perioden des neumonds. So heisst es z. b. von den kenntnissen der gelehrten narren NB 5, 27 ff.:

> Clementin / sext / decretal,
> So hondt wir ouch die guldin zal,
> Sternen sehen, rechen, messen.

(Zum reim *decretal* : *gulden zal* vgl. noch die bereits citierten stellen NB 29, 54 f. und SZ 2, 11 f.)

Ich halte aus den angeführten gründen dieses cap. der SZ für später entstanden als die inhaltsverwanten der NB.

NB 68 hat das gleiche bild wie NS 58: ein narr, dessen eigenes haus brennt, giesst wasser (?) in das brennende nachbarhaus. Brant spricht gegen die toren, die sich um andre kümmern und dabei sich selbst vergessen. Murners standpunkt hingegen bezeichnen die verse:

Mancher wil den andern schenden,
Der syn schandt selbs nit kan wenden;[1])
Ein fleck kan er am nechsten wissen,
Vnd ist er gantz vnd gar beschissen. (NB 68, 31 ff.)

Er spricht auch gegen diejenigen, welche sich um andere kümmern, aber hier im schlechten sinne. Dass Murner das cap. direct zu dem bilde NS 58 gemacht hat, verraten die verse:

Mancher narr nym leschen kan,[2])
Das er hat gezindet selber an. (NB 68, 15 f.)

Das gleiche thema behandelt Murner in der SZ 11 unter demselben titel, wie in der NB: *den dreck rutlen, das er stinckt*, unter einem bilde, das genau dem sprichworte entspricht. Das stück der SZ ist einheitlicher und derber, wie es ja die gründliche ausdeutung der redensart erforderte. Aehnlich sind folgende stellen:

Hettstu den dreck nun lassen ligen,
So wer die sach bliben verschwigen.
(NB 68, 21 f.)

Ich bitt dich, laß den dreck nur ligen,
So blibt verborgen vnd verschwigen
Manches armen vbel datt.
(SZ 11, 27 ff.)

Aus diesen parallelstellen lässt sich zwar in beziehung auf die priorität nichts folgern, da beide in inhaltlich nah verwanter darstellung auf die gleichen überschriften sich beziehen; aber die annahme würde doch unnatürlich sein, dass Murner, nachdem er in der SZ den stoff selbständig bereits im anschluss an ein eigenes passendes bild behandelt, diesen noch einmal zu einem fremden bilde umgedichtet hätte. Auch spricht die steigerung des derben tons in der SZ für eine spätere abfassung.

NB 70 verwertet das witzig umgedeutete bild zu NS 40 (s. Riess 27). Der eigentliche inhalt ist aber durchaus abhängig von NS 102 *von falsch vnd beschiss.* Auch an diese überschrift wird man bei Murner erinnert:

Valsch vnd bschiß in allem landt
Die geistlicheit getriben handt. (NB 70, 64 f.)

Fast ganz dieselben betrügereien werden von Murner gegeisselt:

---

[1]) NB 57 vertritt Murner den entgegengesetzten standpunkt:
Wan ich schon übel hon gethon,
Solt ich darumb myn straffen lon? (V. 32 f.)

[2]) Hiernach scheint Riess' bildumdeutung, obgleich sie ganz in Murners art ist, etwas gewagt (s. Riess 26).

die weinmanscherei	NS 102, 13—22.	NB 70, 32—39
der rosstausch	„ „ 23—29.	„ „ 40—49
falsches mass und ähnlicher betrug, besonders beim tuchhandel [1]) . .	„ „ 30—40.	„ „ 50—63
münzbetrug	„ „ 41—45.	„ „ 13—31
falsch geystlicheit	„ „ 46—48.[2])	„ „ 64—66
betrug im kleinhandel	„ „ 79—86.	„ „ 76—79.

Die guten waren kehrt man nach oben, die schlechten werden versteckt, meint Murner bei dieser gelegenheit und schliesst hieran eine kurze betrachtung — übers heiraten. Die männer lassen sich bei der wahl der frau von den eltern betrügen, die ihre töchter aufputzen und zur bloss äusserlichen, in die augen fallenden sittsamkeit anweisen. Die erkenntnis kommt den ehemännern dann leider zu spät:

Mancher gryfft yetz zů der ee,
Hett er syn frow erkennet e,
Er nem sy für ein magt nit an,
Die er můß für ein frowen han. (NB 70, 80 ff.)

SZ cap. 25, das von betrügereien im kaufmannsladen handelt, ist vom NS durchaus unabhängig, weist aber reminiscenzen aus der NB auf. Das ganze capitel erscheint wie eine weitere ausführung von NB 70, 76—79: die schlechten waren legt man nach unten, die guten oben hin, damit sie den käufern in die augen stechen. Anklänge:

Alles das man bütet feil, Das ist nun vff den kouff gemacht. (NB 70, 8 f.)	All ding sindt vff den kouff bereit, Was man feil zů messen treidt. (SZ 25, 19 f.)
Vnden wolfeil, oben thür.[3]) (NB 70, 68.)	Dorum so heißt es: oben thür, Oben sieß vnd vnden sur! (SZ 25, 17 f.)

[1]) Der koufflad můß gantz vinster syn
Das man nit seh des tůches schyn. (NS 102, 32 f.)

Der tůchman kan syn huß verblenden,
Das im das liecht kein tücher schenden
Mög / das nieman kenn den faden,
Darumb sindt vinster ire gaden.
(NB 70, 56 ff.)

[2]) *Den grossen bschissz der alchemy,* den Brant nach diesen versen geisselt (49—67), erwähnt Murner in diesem capitel nicht, da er bereits NB 6, 38—50 hierüber gehandelt. Brants klage: *für golt man kupfer yetz zů rüst* (102, 67), kehrt hier wider: *Vnd gendt sich vsz der alchimey, Wie sie vsz kupffer gulden machen.* (NB 6, 38 f.)

[3]) Sprichwörtlich, so auch NB 45, 8.

Die abhängigkeit des cap. 70 der NB vom cap. 102 des NS und die grössere selbständigkeit des SZ-capitels, sowie die art des verhältnisses zur NB, beweisen für die spätere entstehung der SZ 25.

Wie Brant hat auch Murner am schlusse seiner satire eine entschuldigung. Wenn Brant bei dieser gelegenheit äussert:

Ich kenn das, vnd vergych es gott
Das ich vil dorheit hab gethon
Vnd noch jm narren orden gon, (NS 111, 71 ff.)

so sagt auch Murner nach art aller satiriker:

Vnd mir warlichen ouch geseit,
Wie tieff ich steck im narren kleidt;
Ich bitt gott, das mirs werde leidt. (NB 97, 37 ff.)

Ferner vergleiche man:

NS.	NB.
Aber diewile ichs hab gethon Durch gottes ere, vnd nutz der welt, So hab ich weder gunst noch geltt Noch anders zytlichs gsehen an Des will ich gott zů zügen han Vnd weiß doch das ich nit mag bliben Gantz vngestrofft jn mynem schriben etc. (NS 111, 19 ff.)	Darumb hab ich durch gottes eren All narrheit miessen hie beschweren Zů bekerung diser welt, Dir zů nutz vnd vmb kein gelt, Gott zů lob, der sy myn züg, Das ich in diser red nüt lüg; War inn ich aber sträflich wer, Sol mir keins menschen straff syn schwer. (NB 97, 50 ff.)

Die entschuldigung in der SZ ist mit dem schlussstück der NB wider recht verwant — ähnliche gedanken, zuweilen auch in ähnlicher form ausgedrückt:

Murner kann sich nicht oft genug gegen den etwaigen vorwurf verwahren, dass er persönlich geworden sei:

Vnd habs geredt als in der gemein, In sunderheit genennet kein. (NB 97, 27 f.)	Die (schelme) ich taxiert hab in der gemeyn,[1] In sunderheyt genennet keyn. (SZ Entsch. v. 41.)

[1]) Aehnliche auslassungen:

Myn datum hab ich also gesetzt, Das ich mit willen niemants letzt, Ich red in lufft / vnd dicht der gemein. (NB 2, 107 ff.)	Ich hab offt selbs vnd dick gepredigét, Do ich mit wissen nieman schediget. (NB 90, 20 f.)

Ich bhalt das vff myn höchsten eidt,
Das ich mit willn niemans beleidt.
(NB 97 c, d.)

Und byn vff gemeyner redt belibben,
Wo ich den hett in sunderheit
Troffen eyn, das wer myr leit.
(SZ, Entsch. v. 2 ff.)

In beiden stücken fehlt auch nicht der hinweis auf die moralischen zwecke der gedichte und auf eine nur ernste niederschrift derselben in lateinischer sprache.

Zu SZ, Entsch. z. 43 ff.:

Treff ich eyn mit dem schelmen beyn
Das er mit flůchen wider redt,
So wiſst ich, das ich troffen hett.

vergleiche man eine stelle aus einem andern cap. der NB:

Wurff ich dich mit eim schelmen bein
Vnd du woltest schnurren drab,
So weiſs ich, das ich troffen hab. (NB 2, 110 ff.)

Dass die entschuldigung der SZ später als die der NB gedichtet wurde, steht ausser zweifel. Abgesehen davon, dass das stück der NB wider grössere verwantschaft mit der entschuldigung des NS aufweist, so bietet sich uns doch noch ein bestimmteres zeugnis. Wenn Murner in der SZ, Entsch. v. 15, 16 sagt:

Wie wol ich hab in deütscher sprach
Fil schimpffe reden gangen nach,

so scheint er schon damit auf die vorausgegangene NB hinzuweisen, wie er denn v. 82 ff. direct erklärt:

Man hatt myr treuwt offt zů erstechen,
Do ich die narren hab beschworen:
Alſs treuwen ist an myr verloren;
Do ich die narren wolt beschweren,
Sy meinten ouch myr das zů weren!

Obgleich man diese äusserung Murners nach dem orte, an dem sie sich befindet, für den nachweis der priorität nicht bloss der entschuldigung der NB, sondern der NB überhaupt wol verwerten kann, will ich sie hier, wo ich das hauptgewicht auf die kritische vergleichung der ähnlichen bestandteile in den drei gedichten lege, lediglich als stütze und bekräftigung meiner bisherigen behauptungen anführen. Jedoch sei noch bemerkt, dass, wenn man meine oben gegebene erklärung der stelle NB 18, 81 ff., in welcher man einen hinweis auf die SZ erblicken wollte, verwirft, jedenfalls doch eingeräumt werden muss, dass

diese stelle der SZ ohne jeden zweifel auf die vorausgegangene NB hindeutet und hier also zeugnis gegen zeugnis steht.

II. NS — NB.

Ich glaube, mit den bisherigen untersuchungen festgestellt zu haben, dass eine grössere anzahl capitel der NB früher entstanden sein müssen, als die ähnliche themata behandelnden stücke der SZ. In all diesen beweisen war die grössere abhängigkeit der NB vom NS ein hauptmittel zur chronologischen festsetzung. Dieses thema ist noch nicht erschöpft. Es wird auch für diejenigen cap. der NB, die in der SZ keine entsprechung haben, der nachweis ihrer verwantschaft mit dem NS von bedeutung sein, — allerdings nicht nur für die chronologie. Es soll überhaupt einmal festgestellt werden, welcher art die abhängigkeit Murners von Brant ist. Denn über diese frage scheint mir nun doch eine ansicht verbreitet zu sein, die dringender correctur bedarf. Kein geringerer meister der forschung als Friedrich Zarncke hat durch äusserungen in seinem herrlichen commentar zum NS — aus dem ich immer reiche belehrung und ob der gründlichen, klugen und bescheidenen art der darstellung oft wissenschaftliche erbauung geschöpft habe — viel dazu beigetragen, dass dieses verhältnis Murners zu Brant falsch beurteilt wird. Zarncke ist kein freund Murners. Eine gradezu persönliche abneigung möchte ich aus manchen seiner äusserungen erkennen. 'Vom jahre 1512 ruhte die teilnahme für das NS lange zeit, Murners werke, frivoler und bissiger, sagten dem geschmacke allgemeiner zu' (Einleit. LXXXVI). Im comm. zu 32, 19 (s. 365) citiert er den 'unzarten, schmutzigen Murner'. Die vornehme natur Zarnckes wurde von dem fahrigen, derb dreinschlagenden, vielleicht ein wenig sensationslüsternen Franciskanermönch abgestossen, wie er andrerseits sich in das ihm mehr verwante stille, sinnende, aristokratische wesen Brants liebevoll versenkte.

Hören wir nun Zarncke über das verhältnis der NB zum NS: 'in wie hohem grade Brant auf die bildung des stils bis ins einzelste von einfluss war, beweisen am instructivsten Murners werke, der, anfangs gradezu aus Brants buche abschreibend, erst nach und nach selbständiger ward' (CXVIII).

Die NB nennt er Murners 'erste und sclavischste nachahmung des NS' (comm. zu 1 a, s. 301). Am wichtigsten jedoch ist folgende äusserung Zarnckes auf s. CXVI:

'Murners werke, vor allem seine NB, müssten so herausgegeben werden, dass die aus Brants werke evident entlehnten ganzen verse cursiv gedruckt würden; es würde das mehr als ein drittel des ganzen austragen.' Dieser behauptung ist bisher nicht ernstlich widersprochen worden. Noch Kawerau, a. a. o. anm. 124, citiert ohne widerlegung jenes urteil Zarnckes.

Zunächst will ich im folgenden das im ersten teil dieser arbeit vorgeführte material vervollständigen und dann zusammenfassend beurteilen. Die grössere übereinstimmung nach form und inhalt aufweisenden verse mögen vorangestellt werden.

Mitten in einer mit bitterem humor gewürzten schilderung des treibens der raubritter (NB 24 mit dem bilde zu NS 79), die, vom entdeckungseifer der zeit getrieben, auf dem Rheine sogar neue inseln finden, von denen sie spezerei, silber, gold und gewänder heimbringen, findet sich eine stelle, die aus dem NS stammt:

Schriber vnd glyßner sint noch vil
Die triben yetz wild rüterspil
Vnd neren sich kurtz vor der handt
Glich wie die reißknecht, vff dem landt,
Es ist worlich eyn grosse schand,
Das man die strossen nit wil fryen
Das bylger, koufflüt, sicher sygen,
Aber ich weis wol, was es dût
Man spricht es mach das geleyt vast gût. (NS 79, 26 ff.)

Noch schadts mir nit an myner eren,
Das ich des sattels mich erneren,
Erzühe myn kindt kurtz von der handt,
Als der lanßknecht vff dem landt;
Ich halts fürwar ein kleine schandt.
Solt man die strassen alzyt fryen,
Das bilger, kouflüt sicher syen,
So wer doch nüt der fürsten hût;
Wir machen in ir geleidt nun gût. (NB 24, 34 ff.)

Man bemerke, wie Murner hier mit den worten Brants spielt, indem er sie dem reitersmann in den mund legt. Die etwas undeutliche schlusszeile bei Brant macht Murner durch seine umschreibung ganz verständlich und gibt so die beste bestätigung für die richtigkeit der erklärung Zarnckes (comm. zu 79, 34).

Eine etwas freiere anlehnung an Brant findet sich bei der schilderung der modegecken:

Vil ring vnd grosse ketten dran Als ob sie vor Sant lienhart stan Mit schwebel, harz, büffen das har Dar in schlecht man dan eyer klar Das es jm schusselkorb werd kruß Der henckt den kopff zům fenster vß Der bleicht es an der sunn vnd für Dar vnder werden lüse nit dür. (NS 4, 7 ff.)	Das sy den hals also verbinden, Als ob sy vor sant lienhart stienden.[1]) (NB 34, 48.) Vil narren zeigt mir an das har, Gepracticiert mit eier clar Vnd gebiffet by dem für. Die lüß darunder sindt nit thür. (NB 96, 19 ff.)

Aehnlich wie Brant NS 40 wettert Murner NB 12, 73—86 gegen diejenigen, welche den gottesdienst durch unangemessenes benehmen, besonders durch das mitbringen von holzschuhen und — jagdtieren stören.

Die wile man wer zů kylchen gangen Ließ er den gouch stan vff der stangen Vnd brucht die holtzschů vff der gassen. (NS 44, 17 ff.)	Ir hundt doch nit zů kirchen triben Vnd liessendt ir holtzschůch / vnd blitzen, Den gouch heim vff der stangen sitzen. (NB 12, 80 ff.)

Hieran schliesse ich einige an umfang kleinere übereinstimmungen:

All welt die ryecht sich yetz vff gyl. (NS 63, 2.)	All welt die richt sich vff den gyl. (NB 25, 15 ff.)
Der ist eyn narr, wer hat eyn pfrůn Der er alleyn kum recht mag tůn etc. (NS 30, 1 f.)	Der fürwar nun einer pfrůn Mit allem flyß nit gnůg kan thůn. (NB 42, 17 f.)

Vom schlemmer heisst es:

Als ob er dar zů wer geboren Das durch jn wurd vil wyns verloren Vnd er wer ein täglicher riff. (NS 16, 5 ff.)	Der eins ryffen magen hat Vnd meint, er mieß vil wyns verderben. (NB 18, 88 f.)

Die folgenden beispiele mögen zeigen, wie Murner, ohne von der form abhängig zu sein, inhaltlich mit Brant zusammentrifft. Selbstverständlich hebe ich nur solche fälle heraus, bei denen es sich um ganz charakteristische gedanken handelt.

---

[1]) Auch GM (Kloster 8, 1037): *Als ob er vor sant Lienhart stündt*; wol eine verbreitete redensart.

NS 55 trägt den titel *Von narrechter artzny.* Das bild zu diesem capitel benutzt Murner zur drolligen schilderung des kälberarztes in NB 30. Man vergleiche nun folgende stellen:

Wer eym dottkrancken bsycht den harrn Vnd spricht, wart, biß ich dir verkünd Was ich jn mynen büchern fynd, Die wile er gat zů büchern heym So fert der siech gön dottenheym. (NS 55, 2 ff.)	Mancher ist so vnerfaren, Sol er ein krancken yetz bewaren: 'Wart', spricht er, 'biß ich wider kumm', Vnd würfft do heim die bletter vmb; Die wyl der artzt studieret duß, So fart der kranck in nobis huß. (NB 30, 15.)

Dass man stets die barmherzigkeit gottes, aber wenig seine gerechtigkeit hervorhebt, beklagt Brant NS 14 und Murner NB 46, 53—66. Und nun zum schluss:

Dann wo narren nit drüncken wyn
Er gyltt yetz kum eyn örtelyn. (NS 72, 15 f.)

Zu dieser stelle bemerkt Zarncke: 'ähnlich, und sicher(?) nachahmend, sagt Murner:

Dann wa die narren brot nit essen,
Man würd den rocken wölfler messen.' (NB 1, 51 f.)

Es erübrigt nun, das verhältnis der NB zum NS auf grund des hier zusammengebrachten materials zu beurteilen.

Das NS hatte einen ungeheuren erfolg; um nur die äusseren documente desselben in anschlag zu bringen, so sei hier daran erinnert, dass bis zum jahre 1511 (dies eingeschlossen) sechs rechtmässige ausgaben, drei nachdrucke und eine interpolierte bearbeitung in drei drucken erschienen waren (Goedeke 1², 384 f.). Dazu kommt noch die lateinische übersetzung Lochers, die in Deutschland achtmal in diesem zeitraume gedruckt wurde (Goed. 1², 428), und die niederdeutsche übertragung von 1497 (Goed. 1², 386). Danach muss das buch in deutschen landen bei höheren und niederen ständen eine beispiellose popularität besessen haben, und gar manches wird daraus in den sprichwörterschatz des volkes gedrungen sein. Diesen erfolg sah Murner vor sich. Wie man seinen charakter kennt, haben ihn, der nach öffentlicher anerkennung dürstete, die lorbeeren Brants gewiss nicht schlafen lassen. Denn er hatte wol das gefühl, ein solches werk wie das NS ebensogut und besser schaffen zu können. Und *so nun in allem spil ein münch sein můsz,* wie

Murner bei anderer gelegenheit (LN vorrede) scherzend von sich sagt, so entschloss er sich, in die concurrenz einzutreten. Er liess sein buch in Strassburg, wo der hochangesehene verfasser des NS in amtlicher stellung weilte, erscheinen.[1]) Hätte er wirklich ein drittel der NB vom NS abgeschrieben, so müsste man sich billig über die kühnheit dieses mannes wundern, der mit seinem vollen namen dieses buch an dem orte erscheinen liess, wo das geplünderte werk gewiss sehr gut gekannt war. Man hat auch nicht erfahren, dass Seb. Brant, der es doch am besten wissen musste, und der, wenn es sich um eine schädigung seines geistigen eigentums handelte, keineswegs nachsichtig war (s. dessen protestation in der ausgabe von 1499), in Murner seinen plagiator gesehen habe.

---

[1]) Dass die NB direct für Strassburg bestimmt war, kann man aus den verschiedenen localen anspielungen schliessen:

> Vnd (die beguinen) wissent, was ein yeder that
> Zů straßburg in der gantzen statt,
> Vnd sindt all samen böser doch
> Den kupplerin im dummenloch. (NB 77, 50 ff.)

(*Dummenloch* von Strobel zu NS 63, 34 aus *Thomae locus*, wie ich meine, richtig erklärt. Murner selbst hat für *Thomas*, *Thomann* die vulgärform *Dummen*: *Item herr peter / henrich / dummen*, MS, 1299. Vgl. auch Bergmann, Strassburger volksgespräche, 24. Nach 'Strassburger gassen- und häusernamen 1871' soll die verrufene gasse nach den domherren (?) benannt sein; loch dann gleich sumpfiger ort.)

> So doch zů straßburg gschriben stat
> Mit guldin bůchstaben in dem rat:
> Audiatur altera pars. (NB 91, 21 ff.)

Die rossäpfel schwimmen 'von straßburg' her. NB 37 c. d.

> Noch ist ein anders wasser ouch,
> Das treit vil manchen grossen gouch
> Zů sant arbogast vnd herumb,
> Dann krentzent sy sich vmmendumb
> Vnd farent ouch in růprechtsow.
> (NB 94, 59 ff., vgl. Goedeke z. st.)

Wir wendt dich zů sant anstett fieren. (NB 15, 36.)

(S. anstett — kein 'gemachter heiliger', von Angst, wie Goedeke annimmt und Balke nachschreibt, sondern: S. Anastase, s. Schmidt 300, note 67. Wenn Fischart im Garg. 401 schreibt: '*Etliche rüften St. Angstet im Elsasz*, so leistet er sich wie gewöhnlich eine wortspielerei, aber der zusatz *im Elsasz* zeigt doch schon, dass es sich nicht um eine blosse fiction handelt.)

Es war kluge absicht von Murner, wenn er sein buch in Strassburg veröffentlichte. Er suchte die popularität des NS für seine zwecke zu nützen. Einen möglichst engen anschluss an das gefeierte buch erstrebte er — in der hoffnung, dass ihm auch ein ähnlicher erfolg blühe. In der einleitung stellte er eine inhaltliche verbindung her, um sein buch als eine notwendige ergänzung, als ein 'ander narrenschiff' (s. oben) erscheinen zu lassen; widerholt citiert er Brant und weist oft in scherzender opposition auf ihn hin. Noch inniger sucht er den zusammenhang beider bücher durch die benutzung der gleichen bilder zu gestalten. Aber es war ihm nicht originell genug, diese einfach zu übernehmen und da einzusetzen, wo sie am passendsten schienen, sondern er nutzte ihre schwächen zu witziger umdeutung aus (vgl. hierüber Riess und meine oben gegebenen ergänzungen und berichtigungen). Die kenner und besitzer des NS muss diese neue auslegung höchlichst ergötzt haben. Um aber in dieser weise die bilder zu verwerten, musste M. sie einer genauen betrachtung unterziehen. Es ist mir daher gar nicht zweifelhaft, dass er bei der dichtung der betreffenden capitel der NB sein exemplar des NS neben sich liegen hatte. Da er zugleich bestrebt war, dem capitel einen andern inhalt zu geben, wird er gewiss auch den text zur illustration vorher noch einmal durchgelesen haben. Auf diese weise erkläre ich mir viele der kleinen übereinstimmungen im ausdruck, die mir hierfür besonders beweisend erscheinen, wenn sie in andrem zusammenhang mit in seine darstellung fliessen; denn ihm selbst oft unbewusst wird ihm nun zuweilen eine wendung haften geblieben sein. Aus diesem grunde habe ich auch häufig, wenn Murner ein gleiches bild wie Brant benutzte, verse der NB solchen des NS gegenüber gestellt, deren übereinstimmung mir im andern falle durchaus zufällig und geringfügig erschienen wäre. Man betrachte mit dieser erwägung die oben angeführten parallelen zu NB cap. 14 (s. o. s. 7), 30 (s. 28), 49 (s. 17), 61 (s. 18) und eine der wichtigsten, weil umfangreichsten zu NB 79 (s. 26). In diesem letzten falle glaube ich jedoch, dass Murner in voller absicht den passus aus dem NS übernommen hat. Aber selbst hier hat er nicht einfach abgeschrieben. Was Brant in moralischer entrüstung dem reitersmann vorwirft, lässt Murner, wie bereits oben an-

gedeutet, diesen selbst zu seiner rechtfertigung sagen. Ihm und seinen lesern ist gewiss diese verwendung der Brantschen verse drollig und keineswegs als plagiat erschienen.

Wenn in den eben angeführten stellen das gleiche bild zu der übereinstimmung veranlasste, so ist es in andern fällen die ähnliche tendenz beider bücher, die ähnlichen inhalt erforderte. So in den beispielen NB 12, 80 (s. o. s. 27), NB 23 (s. 14), NB 52 (s. 17), NB 96, 19 ff. (s. 26) u. a. Hier ist nun auch zu bedenken, dass Murner, als ein genauer kenner des NS, oft ohne es zu wissen, eine wendung daraus benutzte. Vor allen dingen aber muss man erwägen, dass der gleiche gegenstand oft auch ein ähnliches wort bedingte. Wenn der misbrauch eingerissen war — auch Geiler bestätigt es — dass die herren ihre jagdtiere mit in die kirche brachten, dass man durch das klappern mit den holzschuhen den gottesdienst störte, so hat man, wenn Brant und Murner darüber klagen, in ähnlicher weise darüber klagen, für die gleiche tatsache zwei zeugen, und man wird nicht einfach sagen dürfen: Murner hat abgeschrieben. Es ist für uns auch heute schwer zu bestimmen, wie viel von den kleinen charakteristischen wendungen, die bei Brant und Murner vorkommen, gemeingut des volkes war, und zwar schon vor Brants NS. Es ist höchst wahrscheinlich, dass behauptungen wie: die juristen machen aus einem sächlein eine sach etc., sprichwörtlich waren; und wenn man den aufschrei: alle welt richtet sich jetzt auf den bettel! bei Brant und Murner findet, so ist auch hier, wie in ähnlichen fällen, nicht gleich an eine entlehnung zu denken. Gewiss hat Murner auch zuweilen absichtlich dem NS einige verse entnommen, wie — um immer nur das charakteristischeste beispiel hervorzuheben — NB 23, 19 ff. (s. s. 14), aber dann nicht einfach um eine lücke auszufüllen, oder weil er am ende seiner eignen weisheit war, sondern etwa wie ein prediger einen allgemein bekannten text zur grundlage seiner selbständigen betrachtung nimmt. Und Murner versteht es, uns in dieser weise durch anschaulich ausführliche rede mit den zuständen seiner zeit vertraut zu machen in einer darstellung, die sich zu der Brants, wie das ausgeführte gemälde zu einer flüchtigen, skizzenhaften andeutung verhält.

Man sehe auch die sämmtlichen bisher angeführten pa-

rallelen daraufhin an, wie oft Murner im reime mit Brant stimmt. Das geschieht in den seltensten fällen. Selbst in dem cap. 70 der NB, das wie kaum ein andres unter dem einflusse der inhaltsverwanten darstellung Brants steht, wird man eine derartige entlehnung nicht finden. Murner weiss eben an demselben gegenstande immer noch andere charakteristische seiten zu entdecken oder ihn von einem andern gesichtspunkte aus zu betrachten. Ein 'abschreiber' wird vor allen dingen sich die mühe des reimens sparen wollen. Nun, Murner hatte es wahrlich nicht nötig, in dieser beziehung anleihen zu machen; denn an dichterischer befähigung ist er Brant weit überlegen. Nicht ohne grund sagt er in der GM von sich:

> Des dichtens halben hetts kein span,
> Wers besser denn ich selber kan,
> Der selb fohe ouch zů dichten an;
> Mich dunckt ich hab das myn gethan! (J 3 a.)

Ein solches selbstbewusstsein ist auch Brant eigen:

> Denn diß schiff fört jn synen nammen,
> Sins diechters darff es sich nit schammen. (Protest. 35 f.)

Aber wenn Murner von sich sagen darf:

> Das ich aber rymen dicht,
> Der kan ich mich erweren nicht,
> Wenn ich schon anders reden soll,
> Wurdt mir der mundt der rymen fol.
> Rymen machen wurdt nit sur
> Eym, der das selb hat von natur. (GM J 2 b.),

so muss Brant sein dichten ein *grosz mügsum arbeyt* (Prot. 29) nennen, und der leser seines buches merkt gar oft, dass er damit die wahrheit gesagt hat.

Es ist überhaupt geraten, sich neben den übereinstimmungen auch die unterschiede der art Brants und Murners zu vergegenwärtigen.

Brant spricht meistens in sentenzenform, und zwar oft in solch abgehackter weise, dass man logische übergänge vermisst. Murner hingegen plaudert behaglich und charakterisiert zustände und personen. Statt des sentenzenprunks aber findet man bei ihm eine weit ausgiebigere verwertung der volkstümlichen redensart als bei Brant. Fast jedes capitel der NB hat ein solches kraftwort zum titel, das dann mit andern häufig im verlaufe der darstellung und besonders am schlusse des

capitels widerkehrt. Brant hat nur zu cap. 100 und 101 derartige überschriften.

Dieser kann des gelehrten krams nicht entraten. Es ist sogar ein wichtiger bestandteil seines buches; denn die vielen hinweise bloss auf die namen von personen der bibel und des classischen altertums haben den zeitgenossen gewiss imponiert. Murner ist auch in dieser hinsicht viel volkstümlicher, er beschränkt seine beispiele auf die wichtigsten und bekanntesten[1]), unterlässt auch nie, ihre anführung zu begründen und als exempel wirklich in die darstellung einzugliedern. Den zeitgenossen freilich imponierte eine mühsame gelehrsamkeit weit mehr als ein selbständig dichterisches schaffen. Das ist schon ein grund, weshalb das NS nicht durch Murners NB, wie Zarncke anzunehmen scheint, verdrängt wurde. Im vergleich zum NS wurde die NB doch recht wenig gedruckt (s. Riess 32, anm. 9). Wenn nach der herausgabe der NB die drucke des NS seltener werden, so liegt hier keineswegs ein propter hoc vor. Es traten jetzt erscheinungen in den vordergrund, die das allgemeine interesse in weit nachhaltigerem masse in anspruch nahmen: der Reuchlinsche handel, die dunkelmännerbriefe, die reformation mit ihren gewaltigen erschütterungen.

Auch im tone sind Brant und Murner grundverschieden. Brant kommt aus dem stile strengen strafpredigens kaum heraus, und die eintönigkeit seines pedantischen moralisierens wird gar selten durch eine lebensfrische äusserung durchbrochen. Murner aber hat humor. Freilich hat man ihm auch diese gute eigenschaft — und welche denn noch nicht? — absprechen wollen. 'Nur darf man bei Murner weder hier noch sonst je eigentlichen humor suchen. Dazu ist er viel zu bösartig, wütend und wild'.

---

[1]) Er erwähnt aus der bibel: Adam, Eva, Kain, Loth, Jacob, Esau, Josef und Potiphars weib, Moses, Samson und 'Dalide' (wie Brant), Eli, Samuel, Saul, David, Uria, Bersabe, Absalom, Salomo und die 'mören', Jerobeam, Judith und Holofernes — 'Damascenus', Ebron; Christus, Maria, Magdalena, Paulus, Judas, Herodes, Simon;

aus dem classischen altertum: Venus, Marsias, Helena, Cyrus, Hannibal, Alexander, Cäsar, Antonius und Cleopatra, Nero, Julian.

Hiermit vergleiche man die masse der von Brant aus diesen gebieten citierten namen in dem 'verzeichnis' auf s. 480 ff. der ausgabe Zarnckes.

(Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses[3], 177, Berlin 1886.) Man vergleiche aber nur einmal NS 38 mit NB 93 (mit gleichem bilde). Brant schärft den vernünftigen rat ein, dass man sich immer an die vorschriften des arztes halten müsse,[1]) bei Murner findet sich ein überaus humorvoller dialog des narrenbeschwörers mit seinem patienten, dem er aus dem harn alle möglichen krankheiten diagnosticiert, die der narr in drolligem misverständnisse stets zugibt. Ich will hier keineswegs erschöpfend sein und nur andeutungsweise noch auf einige andere capitel der NB hinweisen, in denen man den humor Murners unmöglich leugnen kann: In NB 6: die sieben künste der bubelierenden studenten (v. 102 ff.); NB 17: die ganspredigt; NB 31: vom hunde, der, weil er warnend gebellt hat, als die hausfrau nachts den klostersteg gieng, unschuldig sterben muss — dafür aber auch ins himmelreich der hunde kommen soll. Und wie dem treuen hündlein gehts — den armen predigern! NB 32, 47 ff.: vom fiscal, der missbräuche abstellen will, um seinem bischof geld zu verschaffen; dabei die köstliche episode mit dem verliebten landpfarrer, der sich schwer von den kindern und dem mütterchen trennen kann. Er will 20 gulden geben, wenn man ihm den schmerz erspart. Da braust der fiscal auf:

Das ist nit vnsers bischoffs sin
Vnd ist vmbs gelt nit angefangen,
Das ein mandat ist von im gangen;
Er sůcht allein der selen heil;
Ich trags mandat nit also feil.
D o c h w i l t u g e b e n d r y s s i g g u l d e n
Erwürb ich dir des bischoffs hulden
Vnd laß üch blyben alle sandt
Recht, wie ir das gewonet handt!

NB 34: die verteidigung der privilegien der läuse; NB 95: die beichte des narren, der in dem bestreben, seine sündenlast recht winzig erscheinen zu lassen, im grunde die übertretung aller zehn gebote bekennen muss.

Brant verhält sich hinsichtlich seiner darstellung zu Murner, wie der schulmeister zum weltmann. Der Franziskanermönch hat einblicke in verhältnisse gewonnen, von denen man glauben sollte, dass sie ihm fremd geblieben seien. Welch eine literatur

---

[1]) Vgl. auch NB 30 Der kelber artzet.

bringt Brant zusammen, wie viel gelehrsamkeit offenbart er, wenn er z. b. im 64. capitel von bösen weibern handelt! Murner spricht über dieses thema, das zu den bei ihm beliebtesten gehört, an verschiedenen stellen seines buches (NB 13. 18. 26. 44. 47. 51, 51—66. 75, 1—10. 80. 82, 63—70), aber er schöpft dabei stets aus dem reichen schatze eigener — beobachtung, so dass seine schilderungen für die sittengeschichte viel wertvoller sind als diejenigen Brants. Dieser weist (NS 33, 37 ff.) mit einigen zeilen auf die schändliche verkuppelung der frauen durch ihre ehemänner hin, Murner widmet dieser für jene zeit überaus charakteristischen erscheinung ein capitel (NB 60), das uns auch mit den einzelheiten bekannt macht. Dabei steht auch Murner der starke ton sittlicher entrüstung zu gebote, und man beschuldigt ihn ungerecht, wenn man ihn frivoler darstellung zeiht. Gewiss hat er die grenzen realistischer schilderung bedenklicher verhältnisse weiter gezogen als Brant, aber nie wühlt er im schlamm. Er gehörte zu den naturen, die derb zugreifen und das wort nicht stets vorsichtig wägen. In dieser beziehung ist er mit seinem grossen zeitgenossen Luther verwant, dem man ja auch vorgeworfen, dass er auf die 'jungfrauen und unschüldigen herzen' nicht genugsam rücksicht genommen habe (Kluge, Von Luther bis Lessing 41).

Die grundverschiedene natur Brants und Murners ist aus jedem capitel beider bücher erkennbar, am deutlichsten wird der gegensatz bei der behandlung gleicher stoffe. Man vergleiche einmal, um noch ein beispiel anzuführen, das 99. cap. des NS mit dem 92. der NB. Murner ist hier gewiss beeinflusst durch seinen vorgänger, verwertet er doch auch dasselbe bild. Aber wie verschieden äussern sich beide! Brant spricht im edelsten pathos seine politische überzeugung aus, er entwickelt seine ideen zur besserung der zustände im reich mit einem feuer, das der darstellung, die freilich noch genug gelehrte reminiscenzen bietet, hier doch eine seltene frische verleiht. Murner macht es vor allen dingen spass, auch kaiser und papst als narren beschwören zu können, und wenn er dann auch wirkliche schäden, besonders in dem verhalten der stände zur kaiserlichen gewalt aufdeckt, so geschieht es doch nicht in jenem heiligen ernste Brants, sondern mit einem humor, der hier die narrenschellen ebenso fröhlich klingen lässt, wie sonst

auch. Wenn er von 'Sant peters schiff' spricht und dabei meint:

> Noch hab ich by mir narren vil,
> Die sagent, das es schwancken wil. (v. 43 f.),

so weist er damit wider direct auf Brant zurück, der in dem angeführten cap. v. 200 sagt: *Das schifflin schwancket vff dem mer!* Ich nenne dies freilich keine entlehnung.

Brants grossen einfluss auf Murners NB habe ich keineswegs in abrede gestellt; aber jene verbreitete auffassung soll bekämpft werden, nach welcher Brant das original und Murner der nachtreter und -beter — der abschreiber ist. Mit diesem schlagwort wird man der dichterischen eigentümlichkeit beider poeten nicht gerecht. Einfach abgeschrieben hat Murner Brant überhaupt nicht. Er konnte die kosten seiner dichterischen production aus eigenem tragen. Hätten selbst die zeitgenössischen gegner Murners, die doch NS und NB gut kannten, in ihm einen plagiator Brants erblickt, so würden sie in den vielen ihm gewidmeten schmähschriften dies zu bemerken nicht vergessen haben. Aber sie glaubten gewiss, der NB zu viel ehre anzutun, wenn sie diese überhaupt mit dem an gelehrsamkeit so reichen buche Brants in vergleich setzten.[1]) Selbst wenn die spätern ihn, den verhassten altgläubigen, benutzen, citieren sie lieber, um sich nicht zu compromittieren, den noch immer in ansehen stehenden Brant als ihre quelle (s. Wackernagel, Fischart^2, 110, anm. 235).

Wenn man die absolute selbständigkeit Brants und Murners abwägt, so ergibt sich, dass Murner weitaus freier und unabhängiger schafft als Brant, dessen 'sich überall ängstlich an die ideen anderer anlehnende productionsweise' Zarncke, einleitung LXXIII, selbst charakterisiert. Niemand hat auch mit grösserem eifer und grösserer gründlichkeit als Zarncke nachgewiesen, dass weder die idee noch die ausgestaltung des NS eine originale tat Brants war, und dass ein grosser teil

[1]) Der verfasser des Karsthans will Murner lächerlich machen, wenn er diesen von sich sagen lässt: 'Erasmus hat zůsamengeleßen matery vß alten historien vnnd poeten, welich von tugenden vnd dapfferkeit sagen. Ich aber hab mir selbs den rům vnd lob behalten, das ich nit vß frembden rünßlin wasser endlehnet sonder meins brunnen mich ersettiget'. Karsthans (Kurz LN) 171, 1 ff.

seines buches in einfachen übersetzungen aus der bibel und den classischen schriftstellern besteht. Ich verweise nur auf Zarnckes commentar zu cap. 6. 22. 26 und besonders auf das verzeichnis der nachgewiesenen originalstellen s. 483, wo nur diejenigen aufgenommen sind, 'die Brant geradezu übersetzt hat'. Und doch ist dieses reichhaltige verzeichnis, wie Zarncke in seiner bescheidenen art nicht genug hervorheben kann, noch recht unvollständig.[1])

Trotz alledem bleibt Brant der vorgänger, das vorbild und der anreger Murners, aber dieser stellt sich in ganz eigenartiger und selbständiger weise unter dessen einfluss. Im hinblick auf die übliche falsche beurteilung dieses verhältnisses dürfte der grössere schüler des Strassburger stadtschreibers von sich sagen: Weh mir, dass ich ein erbe bin!

Selbst wenn man in oberflächlichster weise alle aufgedeckten ähnlichkeiten als plagiate ansehen wollte, würden diese doch noch nicht ein drittel des buches ausmachen. Zarnckes wunsch hinsichtlich der einrichtung einer neuen ausgabe der NB wird daher auf jeden fall ein frommer bleiben.

III. NS — SZ.

Die grosse abhängigkeit der NB vom NS, die im vorangegangenen teil dieser arbeit durch weitere beispiele klargestellt ist, dient mir als beweis für die priorität der NB. Es fragt sich aber, ob nicht auch in der SZ Murner noch an Brant anknüpft und durch ihn beeinflusst ist. Darauf ist zu ant-

---

[1]) Hier einige unwesentliche ergänzungen. Zu NS 10, 21 f.

> Kein fyndt man Moysi jetz gelich
> Der andre lieb hab, als selbst sich,

bemerkt Zarncke: 'hier muss Brant eine bestimmte stelle der bibel im auge haben, die ich nicht kenne'. Die stelle ist Leviticus 19, 18.

Im cap. 4, das von neuen moden handelt, wird nach einer längeren aufzählung von kleidungsstücken gesagt: 'Der jüdisch syt wil gantz vffstan' (v. 20). Dass damit auf eine damalige jüdische tracht hingewiesen wird, ist doch recht unwahrscheinlich. Vielmehr wird hier an jene berühmte strafrede des Jesaia (3, 16—26) gegen den luxus der töchter Zions erinnert. Beide stellen sind bei Goedeke unerklärt geblieben.

worten, dass Murner sich in der SZ von Brant vollständig unabhängig zu machen sucht und weder durch wort noch bild mit ihm übereinstimmt. Doch will dieses urteil erst begründet sein. Ich stelle daher zunächst im folgenden zusammen, was sich als ähnlichkeit und anklang findet.

Brant beklagt im NS 17, 24 ff., dass man bei der heirat nicht nach der ehrbarkeit des mannes frage:

> Wolt eyner gern eyn ee frow han,
> Die erst frag ist, was hat er doch,
> Man fragt der erberkeyt, nym noch
> Oder der wißheit, ler, vernunfft.

Die hauptsache ist, dass ihm der pfennig nicht gebrist. Und dass anderseits die männer oft ein altes weib zur ehe nehmen, nicht 'vff ere vnd frümkeyt', sondern nur auf den geldsack achten, bespricht Brant im NS 52. — In der SZ 20 klagt Murner in ähnlicher weise über die geldgier der heiratslustigen:

> Jetz fragt man nym noch zuht vnd ere
> Ouch noch keym güten namen mere!
> Die ersten fragen, die man düt,
> Die ist: wie fill sy hab des güt,
> Und ob ir sey der seckel schwere!

Die schilderung, wie man bei alledem dann noch den verliebten spielt, ist eigentlich haupttendenz und inhalt dieses capitels.

Das bild zum berühmten Grobianus-stück Brants hat Murner in der NB 57 (s. Riess 24) verwertet; auch ist in diesem buche vom neuen heiligen, besonders in seiner eigenschaft als mönchslästerer: cap. 10 und als völler im 18. capitel die rede. Der name wird NB 10, 90 und NB 18, 87 erwähnt. Besonders nachdrücklich aber kennzeichnet Murner den Grobianus am tisch in dem derbsten capitel, das er geschrieben hat, SZ 21. Auch hier ist vom mönchsspötter die rede, vielleicht mit einer reminiscenz — aus der NB:

> Botz lychnam, knecht, den rigel für!
> Kem der münch für vnser tür,
> Myn frow thet mir dann nymmer güt,
> Den rigel für! potz ferden blüt!
> (NB 10, 27 ff.)

> Wolt er sich den do von dir klagen,
> So sprich: O, munch, du horst in wagen!
> Wißt meyn frouw deyn adams rüt,
> So dett sy myr doch nymmer güt. (SZ 21, 31 ff.)

Das bild über diesem stück hat grosse ähnlichkeit mit dem zu NS 72 (NB 57). Auf beiden spielt die krönung einer sau die hauptrolle.[1])

Das schlusscapitel der SZ (A) enthält einen anklang an Brants NS. Die selbstmörder will Murner in seinem buche nicht wissen (s. o.), sie sind dem teufel auf den schwanz gebunden, — wie man auch auf dem bilde sehen kann. Brant zählt NS 98 unter der überschrift *von vslendigen narren* eine ganze reihe törichter personen auf: Saracenen, Türken, heiden, Prager ketzer, juden etc. Nur ganz nebenbei, ohne sie wie Murner, der ihnen ein ganzes capitel widmet, zu charakterisieren, erwähnt er mit einem vers: *Die sich selbs döten oder hencken,* die selbstmörder. Ausserdem kommt in demselben capitel die redensart *Gebunden vff des tüffels schwantz* (v. 4) vor. Das ist alles. Zarncke behauptet daher gradezu falsches, wenn er im commentar zu dieser stelle die bemerkung macht: 'vgl. das capitel in Murners Schelmenzunft: Auffs Teufels schwanz bunden, welches dieselben toren aufzählt, die unser capitel nennt, natürlich mit fast wörtlicher anlehnung an Brant.'

Darin, dass Murner ähnlich wie Brant über eine art der verehelichung klagt, worüber man selbst heute noch ähnlich klagen könnte, dass er ferner den Grobianus, der auf die zeitgenossen solch gewaltigen eindruck machte, in der SZ noch einmal besonders vornimmt, und dass er endlich in einem capitel eine wendung braucht, die sich auch bei Brant findet, wird man kaum einen grund sehen, um eine besondere abhängigkeit der SZ vom NS behaupten zu dürfen.

IV. NB — SZ.

Bereits im ersten teile dieser untersuchung ist auf die nahe verwantschaft von NB und SZ widerholt hingewiesen. Im folgenden soll das verhältnis zwischen den beiden satiren ein-

---

[1]) Vgl. Hauffen, Caspar Scheidt, 28: 'die erste wüste tafel unter dem vorsitz des Grobianus finden wir in Murners Schelmenzunft 1512.' Doch ist der Grobianus beim mahle schon bei Brant 72, 73 ff. wenigstens angedeutet. Auch die darstellung des Grobianus als schwein ist nicht grade Murners verdienst (vgl. Hauffen, a. a. o. 45). Das bild zum 72. cap. des NS (s. auch dort v. 11. 17. 20) legte diesen gedanken schon nahe.

gehender beleuchtet werden. Auch hier wider vervollständige ich zunächst das material, um dann auf grund desselben ein allgemeines urteil fällen zu können. Ich werde bei der gruppierung des stoffes anfangs nicht summarisch verfahren, weil es mir darauf ankommt, durch die betrachtung des einzelnen zugleich auch ein bild von der dichterischen schaffensart Murners zu geben. Eröffnet werde die vergleichung mit einigen capiteln, die auch für die feststellung der chronologie — jene frage, die wie der rote faden durch unsere ausführungen hindurchgeht — in anschlag gebracht werden können.

NB 73 *Vsz einem holen hafen reden* ist an das bild zu NS 41 geknüpft, worauf der vierzeiler der überschrift, aber auch nur dieser, deutlich hinweist. Murner spricht hier besonders gegen den adel, der seine verpflichtungen gegen die arbeiter nicht erfüllt und diese am liebsten mit redensarten abspeisen möchte. In der SZ 10 wird das sprichwort der überschrift, nachdem es Murner in der NB im gebräuchlichen sinne — für leere versprechungen machen, lügen (NB 36, 27) — verwertet hat, etwas gekünstelt umgedeutet. Es gilt hier von der geistlichkeit, die nur mit dem munde betet ohne andacht und ohne verständnis des latein (vgl. NB 72, 53 ff.). Dass Murner die gezwungene auslegung dem sprichwort erst gibt, nachdem er es im einfachen sinne bereits ausgiebig verwant hat, darf doch wol angenommen werden. Auch zeigt die ausführlich erklärende art, mit der Murner in der NB 73 die redensart einführt, dass er sie hier zum ersten male ausdeutet.

Uebrigens hat Murner das thema der NB 73 unter einem andern stichwort in der SZ behandelt, nämlich im 7. capitel: *An eyn kerbholtz reden.* Eine stelle erinnert an das capitel der NB:

Adlich ist verheissen dir, Pürisch wer, das zů halten mir, (NB 73, 28 f.)	Uerheyssen dunckt mich adlich seyn, So leisten gadt in pauren scheyn.[1]) (SZ 7, 5 f.)

[1]) Balke umschreibt in seiner ausgabe diese stelle: 'aber das versprechen erfüllen, bringt in den schein der armut.' In seinem text findet man die schreibung *pavren.* Er sieht also wirklich das französische pauvre darin! NB 3, 79 bemerkt er zu dem wörtchen 'baß', das hier nichts anderes bedeutet, als sonst auch: 'darnieder (aus frz. bas?).'

Das stück der SZ ist im übrigen weit derber (nach einem höchst grobianischen fluch schliesst es charakteristisch mit den worten:

— das der dunder dreyn
Schlag, das ich so grob müß seyn!)

und enthält noch weitere beispiele vom nichthalten des versprochenen: von zechprellern, von den herren, die trotz der ausgestellten scheine nicht ihre schuld abtragen (vgl. NB 55) etc., wie sie die auslegung der neuen redensart nahelegte.

NB 36 straft Murner die verleumder. Der titel *die brendt schiren* ist wegen des hier verwanten bildes zu NS 28 gewählt. Das capitel scheint Murner erst nachträglich an das bild angeschlossen zu haben; der ursprüngliche titel wird wol *den weyn auszrieffen* gelautet haben, denn vom weinrufer wird im capitel stets gesprochen (v. 11. 21. 41. 59), während vom *brendt schiren* allein in dem vierzeiler über dem bild die rede ist. Ich habe deshalb die abhängigkeit von Brant weder bei diesem, noch bei dem oben besprochenen capitel 73 mit in anschlag bringen wollen. Mit den verleumdern beschäftigt sich die SZ ja besonders eingehend; am meisten verwant mit diesem cap. sind in der SZ die stücke 3 *den weyn auszrieffen* und 47 (in B). Die darstellungen sind aber trotzdem in der form von einander unabhängig. Gelegentliche anklänge widerstreiten dieser behauptung nicht. Zum beispiel:

So gloubt man bald die bösen stuck,
Die er erlogen hat zů ruck. (NB 36, 31 f.)

Du rieffst deyn wein doch nur zů ruck
Und treibst sunst nüt den schelmen stuck. (SZ 3, 31 f.)

Die du abschwetzst zů ruck
Mit lugen vnd mit schelmen stuck. (SZ 47, 33 f.)

Ferner:

Das mans nit an lugen findt
Vnd solches nit mög von in clagen,
Sy wöllens vnder der rosen sagen
Vnd in bychts wysz hon geredt;
Das der lecker alles thet,
Vff das nit keme für das liecht,
Das er da lugen hett erdicht. (NB 36, 34 ff.)

Das in nit zů verwysen kundt
Ir gifft, das sy hondt vßgegossen,
So handt sy es thon vnder der rosen. (SZ 47, 18 ff.)

Dann fahents an glosieren schon,
Wie man ir reden sol verston
In bychts wyß vnd anders nit. (SZ 47, 27 ff.)

So aber auch schon Sebastian Brant:

Vnd wills jn bichts wiß han geton
Das nit verwissung kum dar von,
Vnd das ers under der rosen hett
Vnd jn din eigen hertz geredt. (NS 7, 11 ff.)

Vgl. auch ferner Zarncke im comment. zu dieser stelle, wo parallelen aus Murners GM, Joh. Pauli, Karsthans und Hans Sachs angeführt werden. Die damals gewiss populären ausdrücke *vnder der rosen* und *in bychts wyss* finden sich auch NB 95, 41 und 45.

Das cap. der NB halte ich für älter als die ähnlichen der SZ. SZ 47 hat Murner ja ohne zweifel erst im jahre 1512 gedichtet. Die darstellung im cap. 3 der SZ ist weit knapper, derber und wegen der dialogischen form lebendiger als NB 36. Murner würde auch am schlusse dieses capitels der NB (v. 63) nicht einfach gesagt haben: *In mynem bůch habt ir kein sitz*, wenn er damals bereits diesen schelmen in seinem andern buche einen ort angewiesen hätte.

Ich schliesse hieran die vergleichung noch einiger capitel, die in beiden werken mit gleichen überschriften versehen sind.

NB 32 und SZ 1 betiteln sich: *von blawen enten predigen.* Inhaltlich sind aber beide stücke ganz verschieden. NB 32, 1—42 richtet sich gegen die weltliche herschaft, die unter leeren vorwänden leistungen verlangt, v. 43—98 gegen die geistliche obrigkeit, die unter angeblich reformatorischem streben die niederen pfaffen schindet. SZ 1 hingegen handelt vom missbrauch der kanzel.[1])

---

[1]) Eine ähnliche stelle wie SZ 1, 20—23 über die vielfachen den gottesdienst störenden bannungen wegen unterbliebener zahlung findet sich in anderem zusammenhang NB 20, 19—24. Ueber das sachliche s. Zarncke zu NS 82, 12. Weshalb Goedeke in NB 20, 25 *Er wirt verschoszen und verbrannt,* dies letzte wort als verdruckt für *verbannt* hält, ist mir unerfindlich, zumal nach seiner eigenen erklärung das bannen durch *verschieszen* mit lichtern geschah. Und obendrein heissts zwei verse weiter: *Ir brennent gnug und leschent nüt.* Balke setzt gar *verbant* in den text und erklärt trotz Goedeke *verschoszen* grundlos als: *ausgestoszen* (aus der kirche). Die Hupfuffsche ausgabe, der Balke angeblich folgt (s. o.), hat *verbrandt.*

NB 91 und SZ 12 tragen die überschrift *die oren lassen melken.* Der gedanke, dass die schmeichler den hohen herrn aus eigennutz das sagen, was sie gern hören, liegt zwar beiden stücken zu grunde, aber die behandlung des themas, die übrigens in der SZ weit einheitlicher und straffer ist, weist keine abhängigkeit in der form auf.

NB 95 *der narren bycht* und SZ 31 *der schelmen beicht* haben neben ihrer wesentlich gleichen überschrift auch ein gleiches bild, das aber gewiss für beide nicht ursprünglich ist und also auf die priorität der herausgabe keinen schluss gestattet.[1]) In einigen wendungen nur stimmen beide capitel überein.

Der narr verlangt:

Lieber herr, ir solt mich fregen
Vnd mir den harnesch redlich fegen, (v. 13 f.)
Ir sollent mir den beltz wol weschen. (v. 22)

Und der schelm spricht:

Den beltz wil ich myr weschen lon
Und den harnisch sauber fegen,
Was ich nit kan, műss der pfaff fregen. (v. 10 ff.)

Während aber die SZ diesen letzten gedanken weiter ausführt und gegen die bösen wettert, die nicht von selbst bekennen, sondern auf die fragen des beichtigers warten wollen, folgt in der NB die oben bereits erwähnte köstliche beichte des sich für sündlos haltenden grossen sünders.

Ich vergleiche nun im folgenden diejenigen capitel aus der NB und SZ, die ähnliche themata unter andern überschriften behandeln, und zwar zuerst solche, bei denen anklänge in der form, wenn auch ganz geringfügiger natur, neben dem inhaltsverwanten inhalt sich finden.

Die koketten weiber straft Murner in der NB 26 und SZ 29, 17 ff., ferner NB 44 und SZ B 45. Diesem thema weiss er

---

[1]) Vgl. Riess 30, anm. 7. Das bild wird wol einem der damals oft gedruckten beichtbücher entnommen sein, wie ja auch das in der NB vorhergehende bild zu cap. 94 einem theologischen werke entstammt (s. Schmidt 423). Damit, dass die personen auf beiden bildern nicht mit narrenkappen versehen sind, stechen sie wie durch das format von allen übrigen ab.

immer neue seiten abzugewinnen. Nur einige ähnliche wendungen sind den verschiedenen stücken gemein:

Frowen vnd ducaten goldt
Ist man sunst vergebens holdt. (NB 26, 77 f.)

ebenso SZ 29, 32 f.,

wahrscheinlich sprichwort; ähnlich im liederbuch des Petrus Fabricius:

Jungfraun vnd golt
Bin ich von herzen holt. (Alem. 17, 255.)

Manche ist so katzen rein,
Hett sy boum nuß zwischen bein,
So weißt sy solchen zarten bschiß,
Das sy sy mit dem arß vffbiß.
(NB 44 a—d.)

Frow venus mit hoflichen sachen,
Ist gantz vnd gar zů lüß gebachen,
Ein nuß vff mit dem arß zů krachen.[1] (SZ B 45, 1 ff.)

Die bei Murner auch sonst widerkehrende klage, dass die weiber, um der männer gier zu erregen, ihre brüste *vff ein schefftlin stellen*: NB 26, 50 und SZ 45, 31.

Gegen die liebestorheit richtet sich Murner in der NB 80 und in SZ B 39. Ein nur äusserer anklang:

Der hat ein luten schlaher sitzen,
Der im schne můß louffen, schwitzen.
(NB 80, 25 f.)

Das mancher můß ach! leiger schwitzen
Von dem schne als von der hitzen.
(SZ 39, 3 f.)

In dem stück der SZ hält sich Murner ganz an die redensart der überschrift (*Eim ein bad über hencken*), die er witzig ausdeutet.

Ueber das treiben der landsknechte handelt Murner in beiden büchern. In der NB 6, 1—36 werden ihre aufschneidereien, ihr gottloses fluchen[2]), NB 78, 26—44 (auch NB 82, 38—40) ihre wilden kriegsfahrten gerügt; in der SZ 4 wird unter der überschrift *der eysen beysser* besonders das fluchen und maulheldentum der landsknechte, ähnlich wie in der NB, aber im einzelnen unabhängig und derber gegeisselt. Wenn Murner sie

[1]) Auch in der MS diese geschmackvolle wendung:
Sie was so lyß vnd zart gebachen,
Das sie kundt mit dem arßloch krachen,
Pfersich kernen, groß und klein,
Das thetten ir schne weissen bein. (v. 164 ff.)

[2]) Auch Brants klage! Vgl. NS 87, bes. v. 11—14.

ı der SZ 4, 19 mit *marter hansen* tituliert, so wird diese be-
ɜichnung besonders durch NB 6, 29 ff. erleuchtet:

> Vnd wendt für hansen geachtet syn,
> Die nie keyn redlich daten kunden,
> Den martren / blůten / fleischen / wünden,

. h. mit diesen worten fluchen, wie SZ 4, 9:

> Gotz marter, wunden, velten, kureyn!

Gegen die nassen knaben, welche umsonst einen un-
chuldigen verraten, spricht Murner in der NB 82, 1—12 und
Z 6. In beiden stücken äussert er einen lieblingsgedanken:

> Mancher clagt yetz iudas an;
> Er wer yetzundt ein frummer man;[1])
> Lebt er noch in diser welt,
> Ich hett in zů den frümsten gstelt.
> Do er doch ye verraten wolt,
> Nam er dar von ein dapffern solt;
> Man findt yetzundt wol nasse knaben,
> Die weder müntz, noch gulden haben,
> Vnd dannocht kindent ein verraten,
> Dar von sy nie kein haller haten. (NB 82, 1 ff.)

Und von den nassen knaben (so werden sie v. 30 genannt)
ı der SZ 6 heisst es:

> Hat iudas schon vnrecht gethon,
> So nam er doch das gelt dor von.
> Vff den fleisch banck gab er gott,
> Das kan ietz baß der schelmen rott,
> Die ietzund in der nuwen welt
> Weder pfennig nimpt noch gelt
> Und verraten dich vmb sunst. (SZ 6, 1 ff.)

Denselben gedanken findet man NB 31, 58 ff.:

> Judas verriet vmb dryssig pfennig,
> Wie wol man yetzundt nympt gar wenig;
> Man findt wol ein, der nüt begert,
> Vergebens einen gibt ins schwert.

Ich schliesse hieran einige parallelen geringeren umfangs,
ie sich in nicht inhaltsähnlichen capiteln finden:

---

[1]) Derartige wendungen liebt Murner, vgl. NB 48, 17. 59. 42, 9. 71,
3. 82 cd. 82, 85. SZ 6, 18. 28, 25.

Ein schalck den andern bald erspecht
Vnd weißt by im, was andern brist
Vnd wie eim schalck zů hertzen ist.
Das hat er kündt in iungen ioren
Wie eim schalck sy hindern oren. (NB 63, 12 ff.)

Ich weyß, was allen schelmen brist
Und wie in vmb ir hertze ist.
Ich reib mich eyns ans schelmen beyn,
Do ich dennocht was noch kleyn
Und kurtzelichen erst erboren
Hatt ich den schalk hinder meyn oren. (SZ, voredt, v. 7 ff.)

Vnd fragt mich, ob ich wißt die mer,
Wie eim schalck im hertzen wer;
Er meint, ich hett das selber triben
Vnd mich anß schelmen bein geriben. (NB 80, 3 ff.)

Ir frummen kint, sint ir ouch hie?
Ir habt mich vor verlassen nie. (NB 59, 1 f.)

Landtschelm, sich, bistu ouch hie?
Du hast vnß vor verlassen nie. (SZ 5, 7 f.)

Aehnlich aber auch im LN 833 f.:

Jetz bin ich meister geiger hie!
Ich hab dich vor verlassen nie.

Oft hat Murner in seinen beiden satiren das gleiche thema behandelt, aber in einer so verschiedenen weise, dass nicht einmal äusserliche anklänge zu finden sind. Es würde zu weit führen, wenn ich die unterschiede hier im einzelnen charakterisieren wollte. Ich registriere daher diese fälle im folgenden:

Thema:
Liebesnarren im alter: NB 8, 21—34; 10, 67—76 — SZ 37 (B).
Weltliches streben der geistlichkeit: NB 11, 68—96 — SZ 19, 21 ff.
„ 82, 41—62.
Unsittlichkeit der klosterfrauen: NB 39 — SZ 27, bes. v. 27.
Die jungen mädchen haben eine anweisung zum kokettieren nicht mehr nötig: NB 41, 39—78 — SZ 17, 18 ff.
Unfähige in geistlichen ämtern: NB 53, 1—48 [1]) — SZ 10, 17 ff.
Allzu gefügige diener: NB 82, 13—25 — SZ 9.
Räuberische überfälle und plünderungen: NB 82, 26—40 — SZ 43 (B).
Lebensmüde: NB 81 — SZ 32.

---

[1]) Der titel dieses stücks: *Den esel uberladen* ist nach dem bilde zu NS 30 gegeben. Der inhalt stimmt aber nicht zu Brant, wie Riess (a. a. o. 18) zu glauben scheint. Dieser spricht in dem capitel *von vile der pfründen* gegen die pfründenjäger; er betont mehr das überladen und Murner — den esel: Zu geistlichen und weltlichen ämtern nimmt man unfähige menschen. Mit grandiosem humor hat er dann später in der MS den mülleresel zu amt und würden gebracht.

Wie hat man nun das literarische verhältnis beider schriften zu beurteilen?

Goedeke erspart sich in seiner einleitung zur NB eine charakteristik der SZ, da diese 'nur eine kürzer gefasste, meistens dieselben stoffe behandelnde narrenbeschwörung ist, die er, um seinem bruder aufzuhelfen, bei diesem drucken liess' (a. a. o. XXIV). Der letzteren ansicht schliesst sich auch Waldemar Kawerau an, nur dass nach ihm die SZ 'gewissermassen nur als ein flüchtiger, skizzenhafter entwurf zu der zweiten umfangreicheren dichtung zu betrachten ist' (a. a. o. 68). 'Selbständiger (?) und eigentümlicher ist die narrenbeschwörung' (das. 70).

Dem gegenüber behaupte ich die selbständigkeit der SZ, und ich werde in dieser ansicht keineswegs beirrt durch die oben zusammengestellten 'ähnlichkeiten', deren beurteilung zunächst not tut.

In keinem falle hat Murner aus der NB etwas übernommen, um damit eine lücke auszufüllen, oder um sich die mühe des reimens zu ersparen. Selbst in der überraschendsten parallelstelle in SZ 2 (zu cap. 29 NB bereits besprochen, s. o. s. 15) kann eine einfache copie nicht gesehen werden. Dass man in den beiden büchern anklänge und kleine übereinstimmungen findet, ist bei der art der dichterischen production Murners und bei der ähnlichkeit der tendenz in NB und SZ nur natürlich.

Murner ist im grunde ein improvisatorisches talent; er sprudelt über von reimen; denn nach seinem eigenen bekenntnis ist sein mund, wenn er auch anders will, stets voller verse. Mit einer staunenswerten leichtigkeit — ganz im gegensatz zu Brant — produciert er. Deshalb hat seine sprache auch eine merkwürdige frische und natürlichkeit, deshalb spiegelt sich in ihr auch so klar die persönlichkeit Murners; denn sie ist der ungesuchte und ungekünstelte ausdruck seiner meinung. Aber bei dem stolzen bewusstsein und dem freudigen gefühl leichten schaffens fehlt Murner — das ist die kehrseite des bildes — jede dichterische selbstzucht. Was gesagt ist, ist gesagt. Erlaubt ist, was mir einfällt. Daher die ungehobelte derbheit seines ausdrucks, daher auch die mannigfachen 'widerholungen'.[1])

---

[1]) 'Man möchte sagen, wo er Brant nicht ausschreibt und breit tritt, widerholt er sich selbst.' Gervinus 2^5, 648.

Aber diese beurteile man nicht falsch. Man vergesse nicht, dass ein überaus gewanter poet zu uns spricht, dass diese 'widerholungen' meistens freie reproductionen sind und oft ganz den charakter der neuschöpfung aufweisen. Nur in den seltensten fällen kann man bei ihm die übernahme eines grössern stücks aus einer früheren dichtung bemerken (s. hierüber Riess 10 f.), und gerade NB und SZ bieten hierfür kein beispiel.

Dass gewisse charakteristische redewendungen bei ihm widerkehren, ist bei der art seines schaffens und der ausgeprägten originalität seiner ausdrucksweise leicht verständlich. Er hat in dieser hinsicht die fehler seiner tugenden. Solche übereinstimmungen im ausdruck werden sich am leichtesten einstellen bei der behandlung ähnlicher oder gleicher themata, die man bei Murner ja zuweilen in ein und demselben buche findet. Hierfür noch einige beispiele: Gegen die geldgierigen geistlichen, welche die mühe des amts gedingten vertretern überlassen, spricht Murner NB 35, 83 ff. und NB 54.

Den gedanken, dass ein junger, unmündiger könig dem lande zum verderben gereicht, führt er NB 27, 23 ff. und NB 72, 36 ff. aus.

Die welsche art leerer versprechungen geisselt er NB 73, 37 ff. und NB 88. Hier fehlt es auch nicht an kleinen übereinstimmungen:

So sagent sy: 'min lyb vnd gůt,
Als das ich hab in myner hůt,
Ir solt zů mir als gůtten hoffen;
Myn huß vnd hoff, das sy üch offen!' (NB 73, 39 ff.)

Je suis tout voster heißts in welsch,
In bösem tütschen nent mans: felsch;
Er wil so gantz dyn eigen syn etc. (NB 73, 45 ff.)

Er sagt: ich thet ein wort der eren,
Nit, das du soltst myn gůtt begeren. (NB 73, 53 f.)

Vnd wilt tout voster syn, myn eigen,
Vnd kanst dich früntelich erzeigen:
Dyn huß vnd hoff sy offen mir. (NB 88, 9 ff.)

Vnd sprichst, es sindt ere wort gesyn. (NB 88, 19.)

Der satz *Darumb, so lern sparmunde machen,* SZ B 35, 28, wird wörtlich SZ B 47, 15 widerholt.

Man sieht hier, wie sorg- und kritiklos Murner schafft. Ja, sogar in ein und demselben capitel widerholt er — man kann darin keineswegs eine künstlerische absicht erblicken — in stilistischem leichtsinn eine wendung:

> Dann spricht er mir so hoffelich,
> In gnad sol das erkennen ich:
> Wir wöllent üch solchs nit vergessen, —
> Die lüß hondt in vor armût fressen. (NB 73, 13 ff.)
>
> Vnd spricht, er wöll mirs nit vergessen, —
> Die lüß hondt in vor hunger fressen. (NB 73, 22 f.)

In all diesen fällen wird niemand sagen können: Murner hat sich abgeschrieben, 'Murner sich selbst quelle'. Es erklären sich vielmehr diese ihm selbst gewiss unbewussten widerholungen aus der schnellen und leichten production des dichters, der feile und kritische sichtung verschmäht. Und wenn in ein und demselben werke ihn dergleichen nicht gestört hat, so wird man es wol begreiflich finden, dass er mit gleicher sorg- und absichtslosigkeit in zwei verschiedenen büchern in äusserlichkeiten und kleinigkeiten zuweilen sich widerholt, zumal diese bücher ähnliche tendenz haben. Aber man beachte auch, wie Murner eine ähnliche aufgabe auf verschiedene weise löst. Hier zeigt sich eben der reichtum seines talents. Die oben (s. 46) angeführten beispiele sind in dieser hinsicht bezeichnend. Man wird finden, dass Murner immer wider aus einem andern gesichtspunkt sein object betrachtet, und dass er schier unerschöpflich ist in drolligen, neuen einkleidungen. Dass er überhaupt dasselbe thema widerholt behandelt hat, wird man ihm doch nicht vorwerfen wollen; denn es handelt sich hier um gebiete, die in einer moral-satire immer wider aufs tapet gebracht werden müssen. Es kommt nur auf die verschiedene art der behandlung an, und in dieser hinsicht kann die obige tabelle mehr zum beweise der unähnlichkeit als der ähnlichkeit beider bücher verwertet werden. Es wird jetzt angebracht sein, nachdem bisher genugsam übereinstimmungen in NB und SZ aufgewiesen und beurteilt sind, den blick auf die besonderen eigentümlichkeiten jedes buches zu lenken.

Schon äusserlich unterscheiden sich beide dichtungen deutlich. Die capitel der SZ sind mit einer ausnahme von gleicher

länge, jedes besteht aus 40 versen, von denen 6 über dem bilde[1]) auf der einen und 34 — der eigentliche text — auf der andern seite stehen. Vorrede und entschuldigung umfassen je zwei blätter. Die capitel der NB sind umfangreicher (nur NB 52 hat 34 verse) und von ungleicher länge. Für Murners schaffensart war das Prokrustesbett, das er seiner darstellung in der SZ einrichtete, wo jedem schelm nur ein blatt[2]) reserviert war, sehr heilsam. Keine seiner dichtungen zeigt daher eine so straffe und einheitliche composition.

Welche aufgabe hat sich nun Murner in der SZ gestellt? Er will eine strafende charakteristik der schelme geben, die er einzeln in wort und bild vorführt. Darum durfte er sich wol scherzhaft als den schreiber der schelmenzunft, der den einzelnen mitgliedern die stelle anweist, vorstellen. Scherer meint: 'das motiv einer zunft, einer brüderschaft mit ihren statuten, ist überhaupt gar nicht ausgenutzt, obgleich die scherzrede des Strassburgers Bartholomäus Gribus über das thema Quare excellentissimum philosophie nomen ad sectam quandam pigrorum et sine cura vitam degentium translatum est vulgariter, Die schelmen zunft (überschrift: Monopolium philosophorum vulgo, Die schelmezunfft; neuer abdruck bei Zarncke, Univ. im ma. 61) mit dem titel auch für die geistreiche durchführung ein köstliches, humoristisches, auf den besten traditionen der vaganten beruhendes vorbild liefern konnte' (Scherer, Deutsche drucke: Der schelmen zunft 6). Murner hat eben ein eigenes motiv der darstellung gehabt, dessen ausführung den titel durchaus gerechtfertigt erscheinen lässt. Wäre Murner wirklich in Gribus' spuren gegangen, so würde gewiss auch der vorwurf nicht fehlen, dass er Gribus ausgebeutet und abgeschrieben habe. Dass er den titel der 1506 in Strassburg erschienenen scherzrede, von deren popularität ich oben gesprochen, 'entlehnte' wird ohnedies bereits behauptet.[3]) Dabei sollte man aber doch bedenken, dass in jener zeit, wo sogar die lyrik, das unzünftigste, zünftig wurde, die 'schelmenzunft' nicht ein so fremd-

---

[1]) Nur SZ 6 hat 7 verse in der überschrift und daher 41 im ganzen.

[2]) Vielleicht wurden die einzelnen blätter nach der sitte der zeit als fliegende bilderbogen ausgegeben.

[3]) Kawerau 68. Riess 33. 'L'invention de la Schelmenzunft n'est pas non plus murnérienne, elle appartient à Barthélémy Grieb', Schmidt 279.

artiger begriff war wie heute. Von einer schweinezunft redet Johannes Schram 1494 zu Erfurt (Zarncke, D. univ. im ma., 103), Brant spricht von einer narrenzunft und Murner NB 54, 2 von einer nasenzunft. Ein solches wort, dessen bildung und bedeutung keineswegs neuartig war, 'entlehnt' man nicht.[1])

Es ist unrichtig, wenn Riess (a. a. o. 33) meint, dass *schelm* in der bedeutung von homo nequam im anfange des 16. jh. ganz jung war und gewiss auffiel. Er irrt, wenn er angibt, dass Brant in diesem sinne das wort nicht habe; NS 5, 24. 66, 87 findet es sich. Es sind genügende belege vorhanden,[2]) die dafür sprechen, dass etwa seit der mitte des 15. jh. die bedeutungswandlung vor sich gieng. Diese erhielt ihren anstoss aus dem bereits früher üblichen gebrauch als schimpfwort (Lexer 3, 694). Der cadaver, besonders der verwesende, ist ein bild des ekels,[3]) und die bezeichnungen dafür werden zu starken schmähworten. Noch heute fungiert in diesem sinne im obd. *keib*[4]), in andern gegenden *schindluder, aas.* Murner gebraucht dafür sogar einmal *leichnam* (LN 3345). Naturgemäss ist ein solches wort in der literatur nicht allzu häufig belegt. Das schimpfwort wird nun besonders faulen leuten gegenüber angewendet sein; denn in *ful* war damals die bedeutung *verwesend* neben *unthätig* weit intensiver als heute (einige beispiele: *Wann du schon fulest jn dem grunt,* NS 95, 64. *Vil sindt yetz ful vnd langest dott,* NS 38, 69. *Welcher sündigist mensch mensch gestorben vnd nit erfault sey?* Strassb. rätselbuch v. 1505, ed. Butsch 273. *Wen du ligst fulen vnderm grundt,* NB 52, 21. Badenf. 35, 82). So konnte der 'faule' leicht zum 'schelm' werden. Jene 1489 im druck erschienene Schelmenzunft behandelt

---

[1]) Der titel 'geuchmatt', unter dem auch Gengenbach ein gedicht veröffentlichte, klingt für uns noch origineller, und doch hat ihn Murner nachweislich nicht von Gengenbach 'entlehnt'.

[2]) Lexer belegt *schelmenstück* zweimal aus den fastnachtsspielen. Hartlieb in seiner scherzrede De fide meretricum (um 1500 gehalten) stellt *schelm* mit unter die attributa quae meretrices dant suis amatoribus (Zarncke, D. univ. 82).

[3]) 'Reden die leute doch immer von Spinoza, wie von einem toten hunde', Lessing im gespräch zu Fr. H. Jacobi 1780.

[4]) *Und schalt sie drüber faule keiben,* Alsatia 1858, 73 anm. 2. Goedeke zu NB 41, 14.

ja auch die sectam pigrorum, und Murner gebraucht ebenfalls das wort in diesem sinne gern (*Das ful fleisch vnd das schelmen bein Ist leider worden also gmein, Das yeder tragen wil im rucken, Niemans zů arbeit sich wil bucken,* NB 25, 11 ff., so auch *schelmen hut* NB 25, 75). Im anfange des 16. jh. wird grade *schelm* in der alten bedeutung immer seltener.[1]) Es soll keine 'erläuterung' (Riess 33) sein, wenn Murner SZ, voredt v. 26 zu dem worte *schelmen stick* bemerkt: *Zů franckfurt nent mans bůben tandt.* Es ist dies vielmehr eine stilistische eigentümlichkeit Murners. Denn oft gibt er — sei es, um die natürlichkeit mündlicher unterhaltung nachzuahmen oder um seine sprach- und dialektkenntnis zu zeigen oder auch aus reimbedürfnis — einen begriff in verschiedenen ausdrücken, z. b.:

> Vil sindt die wissendt rechten bscheidt,
> Wie man die spieß zům jormarck dreyt,
> Das heißt zů gerspach hindersich, (GM E 1 b);

ferner NB 82, 33. NB 90, 43:

> Kekete[2]) frantzesisch, mentiris zů latyn,
> Zů tütschem: du lügst in hals hin yn.

In den 'Ketzern', die doch Riess gewiss vor der SZ ansetzt, braucht Murner das wort *schelm* anstandslos im neuen sinne. Es gehörte schon damals zu seinen lieblingen.[3]) Auch

---

[1]) Ganz ausgestorben ist es natürlich nicht. Mit doppelsinn hält es sich am längsten: *Ei ist der alt schelm noch da? bring in einer dem schinder, oder henke in an einen baum!* Kirchhof, Wendunmuth 62. Daselbst (124 b) von der faulen hausfrau: *und pflegt darin, da mans versicht, gern faul und schelmig fleisch zů wachsen.* — In Sprengs Idiot. Rauracum (Alem. 15, 219) heisst es: 'Schölm, Schelm nennen unsere Alten ein Schindass. Missbräuchlich nennten sie allso auch ein gesundes ausgehäutetes oder geschältes Stück Vieh. Schölmenbank heisst auf dem Fischmarkt zu Basel die Bank, da man die todten Fische verkauft.' Auch die andre alte bedeutung des wortes ist ihm nicht unbekannt: 'Schelm nennten unsere Alten eine Landseuche, sonderlich unter dem Vieh'.

[2]) Wie *kacktressen* (SZ 18, 30) vom franz. *caqueter.* Balke vermutet darin ein afr. *kekete,* lat. *cacatum,* Murners beliebtes *bschiszen!* Die richtige erklärung gibt bereits Schmidt 296 n. 55.

[3]) Vielleicht sind die belege nicht unerwünscht. *Ich merck wol was den schölmen brist,* Ketzer f 4 a; *Es ghört ind schölmen haberstro,* das. g 3 b; *Ich kan den schölmen vszerlocken,* das. h 2 b; *Vnd*

in der NB ist das wort ziemlich häufig.[1]) Durch die SZ wird es ihm ganz mundgerecht; er leitet sogar ein verbum davon ab: *Was sy vor ab geschelmet hat*, GM i 2 a.

Hingegen vermeidet Murner das wort in der alten bedeutung, die nur in zusammensetzungen zuweilen im nebensinn (bes. in schelmengrube und -bein) noch mit durchklingt. Bemerkenswert hierfür ist die art, wie er über jene verleumdung[2]) im Murnarus Leviathan referiert. Er umschreibt die hier grade charakteristische bezeichnung 'schelm':

Vnd wie du hast in deinen leren
Zů Fryburg gepredigt iederman,
Das man den leib Christi lobesan,
Als er von dem crütz was ab gestigen,
Hinder dem zaun solt lassen ligen
Als ein andern doten keiben. (LN 437 ff.)

Man muss sich die bedeutung des wortes schelm klarmachen, wenn man Murners Schelmenzunft recht verstehen will. Es ist ein böser name, der nur den ärgsten sündern gegeben wird. Haben doch die schelme Murner gebeten (SZ, Entschuld.

---

den schölmen selbs erdrenckten, das. k 4 a; *Seyt das ich ein münche binn worden, Ward ich ein schölm in eüwrem orden,* l 3 a; *Und gschweyg der schölmen böses maul,* o 5 b.

[1]) *Schelm*: NB 15, 9. 78. 18, 87. 36, 25. 46 a. 66, 58. 71, 59. 63 (mit nebensinn!). 82, 16. 23; in der 'Schelmenzunft' der NB, cap. 16, kommt es 16 mal vor. Die NB hat das wort in folgenden zusammensetzungen: *Schelmenbein* 2, 110. 25 b (und überschrift). 10. 11. 76. 80 (vgl. z. d. stelle 39, 59). 80, 6; *schelmendück* 63, 63; *schelmengrůb* 78 c. 19; *schelmenhut* 25, 75; *schelmenschwetzen* 16, 76; *schelmenstuck* 15, 11. 78, 64; *schelmenwerck* 16, 34; *schelmenzunfft* 18, 83. 66, 31; *landtschelm* 65, 3. — In der SZ ist natürlich dies wort sehr häufig; ich notiere hier nur die zusammensetzungen und ableitungen: *Schelmenbeicht, -bein, -dandt, -dritt, -ganck, -grůb, -reiff, -rott, -standt, -stuck, -zunfft, landtschelm, schelmerey, schelmin.*

[2]) 'De Christo aiebam in haec verba: Do man in nun hat vom crütz gethon, do kundten sie den Schelmen nit begraben, dan die nacht fiel zuher, vnd wart die zeit zu kurtz. Auch waß es, das der Sabath anfienge, vnd sie des gesetz halber in nit begraben dorfften, was solten sie dan thůn. Do giengen sie dar, vnd warffen den Schelmen über den zaun, vnd liessen in ligen, in dem do kam er hinweg, wist niemant nit wo hin'. Der pasquillant lässt natürlich absichtlich Murner das zweideutige wort schelm gebrauchen.

69 ff.), ihnen wenigstens diese bezeichnung zu erlassen — sie schlagen ihm für Schelmenzunft *Gesellenrott* vor — aber er ist unerbittlich und gibt ihnen den namen, den sie ihrer schändlichen werke wegen verdienen. Die SZ beschäftigt sich daher mit ärgeren sündern als die NB, und demgemäss ist hier auch der ton moralischer entrüstung ein weit stärkerer. Schelme lassen sich ja auch nicht beschwören, sie gehören eigentlich dem henker zu. Daher verliert Murner bei dieser bösen gesellschaft auch seinen humor und kann sich im rücksichtslosen schelten und verdammen gar nicht genug tun. Man merkt oft förmlich, wie er nach dem stärksten worte sucht, um seiner sittlichen wallung den deutlichsten ausdruck zu geben. Ein sünder gleicher art wird in der SZ ganz anders behandelt wie in der NB, sowol hinsichtlich der charakteristik, als auch der strafrede, die er sich gefallen lassen muss. Das urteil ist hier weit schroffer und schärfer. Es hat den anschein, als ob Murner glaubte, die moral in seiner NB noch nicht genug hervorgekehrt zu haben, und vielleicht fürchtete, dass man bei dem 'schimpf' seiner ernsten tendenz vergessen möchte. Daher schlägt er nun mit fäusten drein.[1])

Während man in der NB mehr behagliche schilderung, gemütliches ausplaudern findet, ist der stil der SZ durchaus knapp und gedrungen; hierzu veranlasste ja auch die kürze der capitel. In der NB sind oft die verschiedensten dinge unter einer rubrik behandelt. Cap. 41 richtet sich z. b. v. 9—38 gegen diejenigen, die für ihr kostbares begräbnis sorge tragen,

---

[1]) Eine vermutung möchte ich hier äussern. Im cap. 75 der NB werden einige vergebliche arbeiten angeführt: leichtsinnige weiber lassen sich nicht hüten und schlechte klöster nicht reformieren. SZ 26 gibt noch ein weiteres beispiel: böse buben lassen sich nicht erziehen. Die überschrift dieses stückes heisst: *Wasser in brunnen schiten.* Diese redensart findet sich auch in dem cap. der NB v. 2 und 9. Und wenn es hier v. 27 f. heisst:

> Man hats vor tusent iaren gewißt,
> Was wol wil, das lyt vnd ißt,

so nimmt die SZ v. 6 diesen gedanken auf: *Was wol wil, das leyt vnd iszt* etc. Vielleicht folgte ursprünglich das stück SZ 26, 7—32 nach v. 28 der NB, und Murner hat es wegen der derbheit der ausführung aus der NB ausgeschieden und in die spätere SZ gesetzt — wie dem auch sei, das cap. ist jedenfalls für das verhältnis zur NB bezeichnend.

v. 39—77 gegen die mütter, die ihre schon aus sich kundigen töchter für den mannfang belehren, v. 78—98 gegen die mädchenverführer. Diese verschiedenartigen gebiete werden durch die ausdeutung der auf sie gemeinsam bezogenen redensart: den hienern die schwentz vffbinden, zusammengehalten. Vgl. so NB 51 und 82 u. v. a. Eine solche volkstümliche redensart wird oft wie ein bibeltext in der predigt nach allen seiten gewant und ausgelegt. Es erscheint mir daher recht glaublich, dass Murner, seinem vorbilde Geiler folgend, die NB seinen predigten in Frankfurt zu grunde legte (NB 97, 145). Wenn er aber ausdrücklich hervorhebt, dass er dabei eine lateinische niederschrift benutzte, so möchte ich darin mehr eine absichtliche gleichstellung mit dem berühmten Strassburger prediger sehen — dessen lateinische predigtskizzen übers NS in jener zeit (von 1510 ab) widerholt aufgelegt wurden — als eine glaubhafte tatsache, wenn er auch in seinen sämmtlichen satiren, um seine schimpfreden zu entschuldigen, dies hervorzuheben nicht vergisst. Am deutlichsten zeigt das cap. 17 der NB eine predigtartige behandlung; wurde Murner doch von den zeitgenossen wegen dieses stückes als 'gansprediger' lächerlich gemacht. Eine kurze disposition möge hier folgen. Die überschrift lautet:

Von der gensz wegen.

Einleitung bis v. 12: So seltsam es klingt, man muss doch sagen, dass die menschen gänseeigentümlichkeiten angenommen haben.

Ausführung: V. 13—20:

Einer gans wird der hals durch abrupfen entblösst — schwätzer, die alles 'öflich entdecken' und 'kein lugen im halsz erstecken' lassen können.

V. 21—44:

Aus der gans federn macht man ruhebetten für andere, während sie selbst auf kalter erde schlafen muss — geizige, die für lachende erben sammeln.

V. 45—57:

Die gänse zertreten mit ihren breiten füssen mehr als nötig ist — rohe kriegsleute.

V. 58—67:

Gänse schreien im fliegen und sind still, wenn sie niedersitzen — manche leute machen im leben ein grosses geschrei von sich; wenn sie niederliegen (tot sind), denkt man ihrer wenig.

V. 68—78:

Gänse, die im wasser sich wie im himmelreich fühlen[1]) — die weltlich gesinnten reichen.

V. 79 ff.:

Gänse ducken sich törichterweise, wenn sie durch eine hohe pforte gehen — die eingebildeten und hochmütigen.

V. 97. 98:

Der in stimmungsvoller derbheit ausklingende schluss.

(SZ B 46 trägt noch ein predigtstücklein nach: wenn eine gans trinkt, machts die andere nach, auch wenn sie nicht dürstet — die säufer und zutrinker.)

Diese predigtartige behandlung des stoffes hat nun auch zur folge, dass häufig dasselbe thema nur in verschiedener einkleidung in der NB zur besprechung kommt. Die SZ hingegen ist einheitlich gestaltet. Hier wird der sünder mehr als persönliche individualität charakterisiert. Der schelm, den man im bilde schauen kann, stellt sich mit eigenen worten vor, und der zunftschreiber antwortet ihm. Auch diese dialogische behandlung des stoffes, die in einzelnen cap. der NB bereits angebahnt ist, zeigt einen künstlerischen fortschritt — auch Brant gegenüber. Jedoch hat Murner in der SZ nicht stets diese form angewant (s. Scherer a. a. o. 7).

Die wichtigste inhaltliche scheidung beider bücher besteht darin, dass in der SZ vorwiegend die zungensünder besprochen werden (s. SZ, voredt 45 ff.) — auch Geiler von Kaisersberg hatte 1505 über die sünden des munds gepredigt. Fast alle capitel des buches lassen sich ungezwungen auf diesen grundtypus des schelmentums zurückführen — alle natürlich nicht, denn wie wäre es einem schriftsteller jener tage auch möglich gewesen, mit strenge einen einheitlichen plan innezuhalten. In

---

[1]) So auch NB 74, 94—98. Um den scherz recht zu verstehen, muss man wissen, dass damals ein sprichwort 'das himmelreich ist nicht für die gänse' verbreitet war, s. NS 14, 9. 29 und Zarnckes anm. z. st. — Den Strassburgern, für die ja die NB zunächst bestimmt war, musste die 'predigt' wol gefallen. Hier herschte überhaupt ein lebhaftes interesse für gänse — mit denen man einen schwunghaften handel betrieb. Die 1590 er ausgabe der Geschichtklitterung erscheint 'zur Grensing im Gänsserich'. Vielleicht kam auch Spangenbergs Ganskönig ein wenig diesem localen interesse entgegen.

den zusatzcapiteln der SZ B war sich Murner der ursprünglichen idee gewiss nicht mehr bewusst.

Die schaffensweise Murners lässt sich mit dem organischen wachstum vergleichen. Was in einem jahre noch knospe und reis ist, wird im nächsten bereits zum starken zweig. Man kann in dieser beziehung von der NB behaupten, dass in ihr bereits sämmtliche späteren satiren: SZ, MS, GM und LN angelegt sind. Bei der besprechung des schelmencapitels der NB habe ich hierfür bereits beispiele angeführt, die ich noch um einige vermehre. So ist häufig, was in der NB nur angedeutet ist, in der SZ weiter ausgeführt; in diesen fällen wird gewiss niemand die SZ für eine 'kürzer gefasste NB' halten:

Die selben iagen schelck zů samen, Die gelt vff irem rücken namen. Es heissen die heimlichen knecht. (NB 63, 9 ff.)	SZ 14: Gelt zu ruck nemmen.
Gibt er glatte wörter dir, So lůg, du ouch dyn wörter schmier. (NB 63, 21 f.)	SZ 22: Glatte worter schleiffen.
Wer nympt ein wyb vmb gůt vnd gelt, Der ist zů einem löffel zelt. (NB 8, 7 f.)	SZ 20.

NB 37, 47—51 erwähnt, dass die geistlichen den edelleuten es nachtun und das weidwerk üben — SZ 44 (B) berichtet darüber ausführlich. NB 8, 59—69 ist schon das thema vom verlornen sohn angeschlagen [1]), das in einem besondern stück

[1]) Dass Murner nur in der ausgabe B der SZ den verlornen sohn citiert habe, wie R. M. Werner, VfLG. 5, 275, meint, ist also nicht richtig. Auch die übrigen ausführungen Werners, der aus der behandlung des themas vom verlornen sohn in der SZ B einerseits und der GM andrerseits den schluss ziehen will, 'dass Murner zwischen 1512 und 1515 eine darstellung der parabel kennen lernte, welche schon dem treiben des verlornen sohnes in der fremde grössere beachtung und eingehendere schilderung gewidmet hatte als das evangelium Luc. 15, 13 f.', halte ich für verfehlt (Werner, Zum drama des 16. jh. 2. Vom verlornen sohn, VfLG. 5, 273—77). Die erste der von Werner zum beweise angezogenen stellen findet sich in den 'Geuchartikeln' (Kloster 8, 918 ff. GM d 4 b). In diesen wird voll beissender ironie das lob des weibes gesungen und jede einwendung witzig zurückgewiesen. Der 4. artikel rät, den weibern das regiment zu überlassen, sie werden es dem manne ehrbarlich in seine

der SZ B weiter ausgeführt ist. Wir lernen auf diese weise in der SZ eine menge persönlichkeiten gründlich kennen, von

---

hand widergeben. *Ob aber Semiramis irem man, künig Nino, das nit gethon het, das sol allen frouwen nüt schaden, wo ein vndöglich handlet, hatt doch Christus nur xij botten vnd was einer ein schelm, das sol den anderen nüt schaden.* So wird im 2. artikel empfohlen, den weibern in vollem vertrauen alles gut zu übergeben, denn wenn der mann in not geraten sollte, werden sie ihn schon nicht verlassen. Nun folgt jene stelle: *Das sy es aber dem verlornen sun nit haben gethon, ist allein schuld daran, das er am morgen frü hynweg lieff, ee die frowen vff waren gestanden.* Man sieht, es ist weiter nichts, als ein echt Murnerscher witz, der hier ganz in den zusammenhang passt und doch gewiss nicht in einer darstellung vorkommen konnte, die den bösen einfluss der weiber auf den leichtsinnigen jüngling schildern will. Ebenso ordnet Murner in der Badenfahrt 6, 5 ff. die geschichte vom verlornen sohn dem gedankengange dort angemessen ein. Man verkennt denn doch die eigenart Murners, wenn man ihn nicht als 'selbständigen erfinder dieser weiterbildung' ansehen will.

Die andere stelle findet sich GM 1105 (G 2 b):

Dem verlornen armen kindt
Die wyber nach gelauffen sindt,
Handt in mit kuncklen vßgeschlagen
Vnd für den süwtrogk hyngeiagen.
Es würdt nit lichtlich mer ersehen,
Das me geschehe, das im ist gschehen:
Das einer wyder kum zu genad,
So er das syn verbubet hat.

Zunächst bemerke ich, dass diese darstellung, die doch jener ersten stelle — wenn man sie ernst nimmt — widerspricht, Werner schon hätte belehren dürfen, dass dort keine beeinflussung vorliegen kann. Betrachten wir nun diese verse.

Was hier Murner der biblischen überlieferung zufügt, ist doch nur eine inhaltlich unwichtige ausschmückung. Ueber kunkel als sehr gebräuchliche bezeichnung der weiberwaffe s. DWb. 5, 2655, 57. Murner sieht in der GM (auch in jener ironischen stelle) den verlornen sohn als 'gauch' an, der den weibern alles schenkt und nachher von ihnen mit schimpf fortgejagt wird — das beliebte thema de fide meretricum, das in der NB 9 schon angedeutet und GM 1039—51 bis ins kleinste ausgeführt ist. Zu dem letzten stück dieser gruppe ist ein bild eingesetzt (Kloster 8, 1048, GM y 3 b), das uns gradezu zeigt, wie die weiber den gauch, dem sie alles verdanken, mit kunkeln ausschlagen. Ebenso wird der gauch auf dem bilde zu NB 86 *Das gouch geschrey* behandelt. Murner geht sonst noch viel freier mit der biblischen überlieferung um. So tut er, wie die bibel bezeugt, der Bersabe entschieden unrecht, wenn er NB 26, 81 ff. von ihr sagt:

nen uns die NB nichts als den namen, zuweilen aber auch
esen nicht einmal, mitgeteilt hat. Ich nenne beispielsweise
s der SZ A den hippenbuben (13), den bratenriecher (16),
n geldsüchtigen verliebten (20), den grobianus an der tafel
1), den wortschleifer (22), den unnützen vogel, der sein eignes
st beschmutzt (30). Aus der nicht geringen zahl interessanter
rsönlichkeiten der SZ B hebe ich besonders den dreckfinder [1])
eudr. 9 a) hervor.

> Bersabea entdeckt ir bein,
> Ir zucht vnd er was sicher klein,
> Vnd setzt sich an ein ort vnd endt,
> Do sy der künig sehe behendt. (Vgl. GM E 2 b).

Und was er NB 4, 26 ff. und 4, 69 f. erzählt, soll zwar biblisch sein,
s aber nicht.

Endlich meint R. M. Werner, dass 'die erwähnung des galgens im
satz zur Schelmenzunft [der vater findet den verlornen sohn unterm
lgen, Neudr. 48, 38 ff.] zu denken gibt. Wir werden dadurch an die
sondere form erinnert, welche unsere parabel im 'Schulspiegel' erhielt.
t dieser notiz vermag ich nichts anzufangen, sie ist zu allgemein ge-
lten, als dass ich sie in den zusammenhang einordnen könnte, wichtig
eibt sie, da nach Spenglers darstellung der erste 'Schulspiegel', die
belles des Macropedius, dem jahre 1535, der erste 'Knabenspiegel' dem
re 1553 angehört. Dieser punkt bedarf also noch der aufklärung.'
der Schelmenzunft ist der verlorne sohn, wie besonders hervorgehoben
rd, repräsentant der schelme, und diese gehören ja bekanntlich an den
lgen. Von den zuchtlosen kindern, *an den all straff verloren sindt*
Z 26), heisst es ausdrücklich: *den galgen weg handt sy gelert* (v. 26).
s *Galgen schwenckel, kregen speysz* (v. 27) werden sie tituliert und
digen auch wirklich als *der felt glock kluppffel*:

> Do sy nit volgten meynen radt,
> Do volgt ich in biß fur die statt
> Und keret wider heym zů huß
> Und ließ meyn kinder hangen duß.

Vgl. ferner SZ B 41, 20 f. und NB 4, 130. Also auch hier ist kein
oblem zu entdecken.

[1]) Es ist eine drollige übereinstimmung, dass die Jüngstdeutschen
s ganz ähnlichen überlegungen wie Murner und unter ähnlichem titel
gen prüde beurteiler losziehen: 'Die schmutzforscher in der kritik',
esellschaft 1889, s. 1616. In beiden fällen soll das recht realistischer
rstellung verteidigt werden: — in beiden fällen ist man nicht immer
erzeugt, dass die hier künstlerisch, dort moralisch gebotene grenze
wahrt ist.

Aus diesen untersuchungen dürfte sich ergeben, dass die SZ nach plan, behandlungsart und inhalt in einer weise von der NB unterschieden ist, dass man sie als ein selbständiges buch gelten lassen muss. Damit ist auch jener vermutung, dass Murner die SZ neben der NB nur aus rücksicht auf den bruder herausgegeben, der grund entzogen. Will man einen besonderen anlass für die entstehung der SZ suchen, so liegt die annahme näher, dass Murner den wünschen jener hastigen zeit nach einer kürzer gefassten moralsatire entgegenkommen wollte. Das buch fand ja wirklich eine grössere verbreitung und wirkte weit nachhaltiger als die NB. Jene zeit liebte das compendiöse, und Murner verstand wie ein echter journalist die zeichen des tages zu deuten. Hat er doch neben der umfangreichen GM die kleine MS herausgegeben — auch ohne rücksicht auf den bruder.

V. Abschluss der chronologischen untersuchung.

Aus sämmtlichen bisherigen abschnitten dieser arbeit geht hervor, dass die SZ das spätere werk Murners ist. Es ergibt sich dies sowol aus der betrachtung vieler einzelner capitel der NB in ihrem verhältnis zum NS oder zur SZ, als auch aus der allgemeinen beurteilung des letzteren buches, das einen fortschritt zu grösserer künstlerischer selbständigkeit bedeutet und in vielen stücken die NB voraussetzt. Aber eine wichtige negative instanz gegen diese annahme muss jetzt noch berücksichtigt werden. Kein geringerer als Murner selbst behauptet die priorität der SZ. Charles Schmidt und Balke citieren nämlich folgende stelle aus der GM:

Ich strafft sy vormals mit vernunfft
Vnd setzt sy in der schelmen zunfft,
Noch deten sy vff schand verharrren,
Biß ich beschwůr die selben narren. (GM b 1 b.)

Ich füge aus der GM c 1 a noch hinzu:

Ich was vor in der schelmen zunfft
Zunfftmeister worden vor in allen,
Darnach ist mir ouch zů gefallen,
Das ich die narren solt beschweren,
Vnd kum yetzund zů witeren eren.

Aber ich gestehe diesen angaben wenig beweiskraft zu. Es liegt Murner vollständig fern, genaue literarhistorische anmerkungen zu geben. Es gefiel ihm nun einmal diese anordnung in der aufzählung seiner gedichte. Narr und schelm waren ihm, als er jene verse schrieb, vielleicht schon ziemlich gleichbedeutende namen für sünder, und er sah nun eine steigerung seines moralischen tuns darin, wenn er die schelme erst gestellt und dann beschworen hatte. Wir haben aber gesehen, dass in wirklichkeit die steigerung in der SZ und in anderm sinne zu finden ist. Vielleicht zwang auch das reimwort 'vernunft' zur früheren nennung der schelmenzunft. Jedenfalls sind diese bemerkungen Murners nicht zum beweise verwertbar — denn gegen schluss der GM gibt er auch die umgekehrte reihenfolge der entstehung an:

Sünden nent man mancherley,
Die ich ietz nen ein geuchery,
Vnd vormals nant ichs schelmenstück,
Wo einer thadt ein bůbenstück,
So hieß ichs vor: die narren bschworen,
Die selben alle sünder woren.
Ich hab in allem mynem schriben
Nüt denn sünden weln vertriben. (GM H 4 b.)

Solt ich ietz ein sunder nennen,
Er wurd mit füsten nach mir rennen,
Aber wenn ichs narren heiß,
Schelmen, geuch vnd gickenschweiß,
So lachendt sy vnd hören zů. (GM J b.)

Auch im LN gibt Murner das verhältnis beider schriften richtig an:

Vnd hebt mir vff mein schlechte leren,
Wie ich nit kün den narren beschweren,
Ein schelmenzunfft darzů machen
Vnd kün sunst nichtz zů andern sachen.
Wolhin! kan ich sunst nichtz vff erden,
Dann wie ein nar sol beschworen werden
Vnd wie man schelmen sol erkennen etc. (LN 44 ff.)

Es steht fest, dass die NB das ältere werk ist. Vielleicht ist es nun möglich, die abfassungszeit derselben noch etwas genauer zu bestimmen. Dass sie im jahre 1512 zum ersten male herausgegeben wurde, wird heute wol von niemand mehr bezweifelt. Im jahre 1509 veröffentlichte Murner über den Jetzer-

handel sein gedicht *Von den fier ketzeren Prediger ordens.* Die sprache zeigt uns bereits den echten Murner, aber seine formelle gewantheit, im vers sich auszusprechen, steht noch nicht auf der höhe. Der dreireim, der bei Murner ein deutliches zeichen seiner reimgeschicklichkeit ist, tritt hier nur sehr selten auf. Unter den etwa 4600 versen finden sich nur 14 dreireime. Die Narrenbeschwörung mit 8815 versen hat bereits 176 dreireime (also etwa 2 %), die SZ mit 1501 versen 22 dreireime, also $1^1/_2$ %.[1]) Durch die übung wächst seine kunst, und er, der mit wolgefallen von sich berichtet, dass ihm der mund stets voller reime ist, dass er sich ihrer gar nicht erwehren kann, hat nicht nur nicht den dreireim gemieden, sondern ihn gradezu mit vorliebe verwertet. Das möge folgende tabelle erweisen:

Die werke in der reihenfolge ihrer veröffentlichung:	Verszahl:	Dreireime im ganzen	Dreireime auf 100 verse (in abgerundeten zahlen.)
Badenfahrt	2769	121	$4^1/_3$
MS	1610	75	$4^2/_3$
GM	5412	282	über 5
LN	4796	214	$4^1/_2$

[1]) Die geringfügige abnahme des dreireims in der SZ A findet ihre erklärung darin, dass Murner hier durch das strenge einhalten der verhältnismässig kleinen (und geraden) verszahl der capitel (40!) an der freien entfaltung seiner reimkunst gehindert war. In der SZ B, wo er sich schon zum teil dieser fessel entledigt — die neuen cap. haben einmal 37, zehnmal 38, dreimal 39 und zweimal 40 verse — wächst auch die procentzahl der dreireime. Die neuen stücke der ausgabe B umfassen, die umgearbeitete vorrede eingerechnet, 1009 verse mit 24 dreireimen, also über $2^1/_3$ %. Die ursprünglichen capitel der SZ sind in B wol aus technischen gründen in der regel um zwei verse verkürzt. Die änderung ist mit grossem verständnis, also gewiss von Murner selbst vorgenommen. Zuweilen wird ein dreireim getilgt, es ist aber ein irrtum, anzunehmen, dass dies aus ästhetischen gründen geschehen sei. Nur wenn einer der drei reimenden verse — und dies ist ja oft der fall — seinem inhalte nach überflüssig ist, hat ihn Murner gestrichen. In SZ 23 und 24 sind je zwei dreireime und im letzteren capitel ein vierreim unbeanstandet geblieben und unwichtigere verse ausgelassen. Hat er doch sogar den das gleichmass störenden dreireim in der überschrift zum cap. 6 nicht geändert und — zum stück 12, 37 und zur alten Entschuldigung 101 gar einen neuen dreireim gefügt. Vgl. auch die oben gegebene tabelle.

Die zahl der vierreime ist nicht so genau zu bestimmen; sie sind auch in den originaldrucken (von der GM abgesehen) nicht durch absetzen der zeilen, wie es meistens bei den dreireimen der fall ist, hervorgehoben. Hier ist oft blosse zufälligkeit anzunehmen. Zuweilen scheint auch Murner — ich möchte das nicht auf den drucker schieben — durch anwendung der doppelformen auf *-an* und *-on* ihn gradezu vermeiden zu wollen (beisp. NB 84 a ff. *man* : *zan*, *gon* : *ston*; MS 388 ff. *begon* : *lon*, *man* : *unterlan*, und so oft). Aus folgenden werken habe ich mir die zahl der vierreime notiert: NB (Hupfuff): 17; Badenf.: 5; MS: 11; GM (Kloster): 22; LN: 31. Nur in den letzten gedichten scheint Murner den vierreim mehr absichtlich verwertet zu haben; hier sind auch häufungen mehrfacher reime nicht selten:

nacheinander drei dreireime: GM, Kloster 8, 947 u. 1045. LN 274. 4418;
" vier " LN 483;
" zwei vierreime: LN 3352;
" zwei dreireime und 1 vierreim: GM, Kloster 899;
zwei vierreime umschliessen 2 dreireime: GM, Kloster 1090.

Vereinzelt finden sich auch fünffache reime (die in obiger tabelle bei den dreireimen verrechnet sind), so NB 61, 3. 97, 87 (mit widerholung eines reimwortes). Badenf. 4, 59 und 63. GM, Kloster 1015. 1058. LN 1811.

Man verzeihe diese etwas weiter als zum zweck des vorliegenden beweises ausgedehnten bemerkungen, die ein wenig die bisher nicht gewürdigte reimkunst Murners in ihrer entwicklung kennzeichnen sollten.

Es würde unberechtigt und verkehrt sein, wenn man auf grund des dreireims etwa die chronologie einzelner capitel[1]) bestimmen wollte, aber der abstand der aus der grossen summe gewonnenen procentzahlen ist doch ein so bedeutender, ihr wachstum von den Ketzern zur NB und SZ, von diesen zu den späteren gedichten ein so stetiges, dass niemand hierin eine blosse zufälligkeit sehen dürfte. Man wird daher einleuchtend

[1]) GM, *Summa summarum aller geuch*, Kloster 1009 ff., hat unter 396 versen 19 dreireime, 3 vierreime, 1 fünfreim; *Des zunfftmeisters vergicht*, das. 1039 ff., bei 242 v. 22 dreireime; *Die syben fryen künst frouw Veneris*, 1021 ff., unter 244 v. 16 dreireime und am anfang und schluss einen vierreim; so reich an dreireimen sind gewöhnlich die bedeutendsten capitel, die von Murner mit besonderem behagen gedichtet sind.

finden, dass ich die 1509 verfasste ketzerschrift für die erste deutsche dichtung Murners halte und nicht annehme, dass die NB im wesentlichen vor diesem jahre begonnen wurde.

Durch die abfassung der 'Ketzer' ist Murner vielleicht erst zum vollen bewusstsein seiner dichterischen befähigung gekommen, und nun versuchte er sich in einem werke in Brants art. Es ist auch nicht unmöglich, dass Locher, der übersetzer des NS, dem er 1509 die merkwürdige schrift De augustiniana hieronymianaque reformatione poetarum widmete, und mit dem er 1508 in Freiburg zusammen war, ihn für diese art deutscher dichtung interessierte. Lappenbergs ansicht, dass könig Maximilian bereits einen teil der NB kannte, als er Murner (1505) zum dichter krönte (Lappenberg, Ulenspiegel 393) ist vollständig unbegründet. Für deutsche gedichte blühte damals noch überhaupt kein lorbeer. Murner hatte sich bei Maximilian schon durch seine erstlingsschrift Invectiva contra astrologos (1499) in gunst gesetzt, und er hat es gewiss auch in der folge nicht an den üblichen lateinischen huldigungsgedichten fehlen lassen. Zum überfluss erfahren wir auch über Murners lateinische poesie näheres in dem schreiben seines ordensgenerals Egidius Delphin de Ameria, worin ihm die annahme des dichterlorbeers gestattet wird: 'neque enim dedignabimur a terreno principe nostrorum laborum suscipere praemia.' Der general schreibt, dass er über Murner erfahren 'sacris poematibus et oratorum lectionibus operam impendisse fidelem usque adeo ut veterum poetarum dogmata (etsi infidelium) in res theologas assoleas commutare ...... Velim itaque, et in virtute sanctae obedientiae mandantes tibi injungimus, ut quia dona paterna tibi concrevere, crescant etiam in te donorum rationes, ut illa duntaxat poemata sequaris, quae casta sunt et pudica sacratae religionis nostrae famam, doctrinam, personas extollas et defendas.'[1]) In den letzten worten sehe ich nur eine zarte warnung vor den schlüpfrigen pfaden der jüngeren humanisten und selbstverständlich keinen hinweis auf die NB. Jene oft citierte stelle der NB:

[1]) Murner teilt den brief in seinem oben genannten buch De reformatione poetarum mit, davon abgedr. bei Scheible, Kloster 4, 532.

Myn fryheit sag ich in vor an,
Die ich von vnserm keiser han
Erholet, maximilian,
Der mirs zů wurms vff einem tag
Erloubt, das ich üch schinden mag etc. (NB 5, 81 ff.),

nehme ich mit Riess (a. a. o. 34 anm. 10)[1]) durchaus nicht ernsthaft. Wenn aber Martin in der A. D. B. 23, 69 angibt: '1509 war er (Murner) in Worms, wo er könig Maximilian von seinem plane zur NB unterhielt', so sehe ich zwar die berechtigung dieser behauptung nicht ein, doch steht sie mit meiner ansicht hinsichtlich des terminus a quo der NB nicht im widerspruch. Murner selbst hat sich über die abfassungszeit des gedichtes im LN 162 ff. ausgesprochen:

Ich hab vor fierzehen gantzer iaren
Allein die kleinen närlin beschworen,
Ietz wil es an die buntriemen gan,
Wie ich die grosen beschweren kan.

Nun bin ich im allgemeinen nicht geneigt, solchen angaben Murners ein grosses gewicht beizulegen; wenn er z. b. in der streitschrift: Ob der künig uß engelland ein lügner sey oder der Luther, von seinen hebräischen studien sagt: *Ich bin dreiszig iar mit umbgangen* (Scheible, Kloster 4, 939), so wird ihm das wol niemand glauben. Vielleicht hat er auch sein narrenbeschwörungsamt absichtlich möglichst weit zurückdatieren wollen; denn es scheint wirklich, als ob er seine erstlingssatire, die ihm so viel verhöhnung von seiten seiner gegner eingetragen hat, als einen jugendstreich hinstellen will, wenn er nach jener stelle fortfährt:

Ich mag wol erst von vnfal sagen,
Das ich in meinen alten tagen
Von dem karren kum erst in den wagen;
Ich meint, mein beschweren wer beschehen. (LN 166 ff.)

Immerhin ist die angabe so bestimmt formuliert, dass man sie nicht ganz ignorieren darf. Wenn man nun bedenkt, dass

[1]) Ich füge zu Riess' beweisstellen noch folgende. In *Der geuch fryheit*, GM H 3 b (Kloster 8, 1113), sagt Murner von sich: *Nachdem vnd wir durch die oberkeyt der geuchmatten der loblichen statt Basel für ein obristen schriber vnd cantzler vff solcher geuchmatten eynheligklich erwelet sindt, vnserer achtung vsz verdienst vnd billicheit, habendt dieselben vnsere oberkeit der geuch vns beuolhen vnd von vilen keyseren bestetiget, vnd erlangte fryheyt vsz zů deilen gebotten* etc.

der LN gegen ende des jahres 1522 gedichtet ist, so widerspricht auch diese behauptung Murners nicht gradezu meiner ansicht, dass die NB nicht vor 1509 begonnen sei.

Nach Zarnckes angabe (comment. z. NS 99, 155) scheiden die schriftsteller des 16. jahrhunderts in der titulatur meistens strenge zwischen könig und kaiser. Nun nahm Maximilian am 4. februar 1508 den titel eines erwählten römischen kaisers an [1]) (Ranke 230). Murner aber nimmt es auch hiermit nicht genau, und ich möchte daher nicht, wie Goedeke zu NB 11, 23 (obendrein mit einigen unrichtigen historischen notizen), irgend etwas für die chronologie daraus beweisen, ob er nun Max könig oder kaiser nennt. Denn in dem cap. 92 gebraucht er beide namen widerholt; NB 6, 19 und NB 11, 23 citiert er den *künig*, während doch in beiden capiteln der krieg gegen Venedig und im letzteren auch der kampf um Verona (1509) erwähnt wird, also tatsachen, die nach der annahme des kaisertitels eingetreten sind.

Die abfassungszeit des cap. 11 der NB, das gewiss zum ersten bestande des gedichtes gehörte, glaube ich übrigens nach einer historischen angabe in demselben genau bestimmen zu können. Unter den gesprächsstoffen der politisierenden geistlichkeit wird hier die frage erwähnt: *Ob padua sy gewunnen schier?* Padua hatte nämlich das kaiserliche banner gehisst, war aber am 17. juli 1509 von Venedig überrumpelt und zurückerobert worden (Ulmann 2, 385). Von mitte august 1509 stand der kaiserliche feldherr vor Padua (Ulmann 2, 388); anfangs october hob er die belagerung auf (Ulmann 2, 393), und damit war Padua definitiv verloren. Das stück der NB kann also keineswegs vor dem 17. juli 1509 gedichtet sein, aber doch auch nicht nach dem bekanntwerden des abzugs Maximilians; denn eine solch actuelle frage wie die obige würde Murner nicht mehr als gesprächsthema angegeben haben, wenn zur zeit der niederschrift das definitive ergebnis bereits allgemein bekannt gewesen wäre. Ich nehme daher an, dass dieses capitel in der

---

[1]) 'Dem reich ward in besonderen ausschreiben kund gethan, dass sich se. majestät fortan schriftlich als erwählten römischen kaiser bezeichnen lasse, mündlich aber kurzweg römischer kaiser genannt werden wolle.' Ulmann, Kaiser Maximilian I. (Stuttgart 1891) 2, 339.

zweiten hälfte des jahres 1509 gedichtet wurde. Auch die übrigen historischen data dieses und auch des sechsten capitels weisen über das jahr 1509 nicht hinaus.

Dass Murner seine dichtung aber 1509 oder 10 vollständig abgeschlossen hat, glaube ich jedoch nicht. Der plan und die einrichtung des buches war derartig, dass die einzelnen capitel weitere zusätze ertragen konnten. Und da er in Frankfurt 1511 u. 12 über die NB sogar predigte und bei dieser gelegenheit doch den stoff gründlich überdenken musste, so wird ihm noch manch neuer einfall gekommen sein, den er gewiss für sein buch nicht unterdrückte. Diese neuen zusätze sind natürlich schwer von dem alten bestande zu unterscheidèn, oft wird es überhaupt unmöglich sein. Die redensarten der überschrift kehren meistens am schlusse eines capitels wider; aber auch innerhalb desselben schliessen sie oft sinnabschnitte. Da es überhaupt die tendenz der NB ist, ein volkstümliches wort auf verschiedene gebiete anzuwenden, so wird man nicht immer sagen können, dass derartige sinnabschnitte innerhalb eines stückes ursprüngliche capitelschlüsse waren, doch, glaube ich, ist bei einigen dies zu erkennen. Es werde vorher noch ein blick auf die äussere einrichtung der 1. ausgabe geworfen. Alle capitel, wie verschieden sie auch an länge sind, schliessen mit einer seite ab. Die grösseren — aus dem NS entlehnten — bilder nehmen mit der vierzeiligen überschrift und den zwei anfangszeilen des eigentlichen capitels die erste seite ein; die eigenen bilder der NB sind kleiner und haben daher noch 12 verse des capitels unter sich. Folgende tabelle gestattet einen überblick über den umfang und die äussere anordnung der capitel:

Verszahl[1]):	Art des bildes:	Seitenzahl:	Zahl derartiger capp. in der NB.:
66	NS	3	40
98	NS	4	24
76	eig.	3	8
130	NS	5	5
44	eig.	2	5
108	eig.	4	3

[1]) Der vierzeiler der überschrift des bildes ist nicht mitgezählt.

Dazu kommen noch 12 capitel mit (nach umstehender tabelle) 'unregelmässiger' länge (anzahl der verse: 34, 74, 96, 99, 128, 140, 148, 162, 172, 192, 194, 198). Es sei mir nun gestattet, meine vermutungen über einige spätere zusätze in aller kürze zu äussern. NB 39 und 74 scheinen ursprünglich, wie viele capitel (s. s. 67), mit 66 versen abgeschlossen zu sein, also mit drei seiten; die vierte ist später hinzugedichtet, so dass beide capitel jetzt 98 verse haben. Capitel 19 hat bei vers 108, die capp. 24 und 44 haben mit v. 76 einen abschluss. Für diese capitel scheinen also (s. d. tabelle) ursprünglich eigene bilder bestimmt gewesen zu sein; das erstgenannte capitel würde dann vier seiten, jedes der andern drei umfasst haben. Als nun die grösseren bilder des NS eingesetzt wurden, fügte Murner noch so viel verse hinzu (22), um die capitel mit der seite abschliessen lassen zu können.[1])

Ich bin jedoch der meinung, dass Murner, als er 1511 nach Frankfurt kam, den grössten teil der NB bereits vollendet hatte. Sein eignes zeugnis kann man hierfür wol anführen. Er erklärt am schlusse der NB:

Zů franckfurt hab ich an dem mein
Diß bůch beschriben zů latein
Vnd zů tütsch darzů geprediget.

Dass er das eigentliche gedicht also in Frankfurt verfertigt habe, sagt er nicht. Doch ist es gar nicht zweifelhaft, dass Murner auch in Frankfurt noch einige capitel eingeschoben hat. Als beleg für diese behauptung führe ich NB 67 an. Das cap. beginnt:

Wer wissen wil, was wůcher freß,
Der far gen franckfurt in die meß,
Do sitzent christen öflich dar etc.

Vers 37 lautet:

Zů franckfurt heissents wir: den stich.

Murner war überhaupt nicht der mann, der eine dichtung bei sich ruhen liess. So lange es angeht, ändert und erweitert

---

[1]) Ich hatte diese scheidung des alten vom neuen nach der form des abschlusses und dem inhalt der einzelnen abschnitte vorgenommen, bevor ich die einrichtung der 1. ausgabe, die meine vermutungen unterstützt, kennen lernte.

er. Man kann dies bei all seinen dichtungen, die SZ (A) ausgenommen, wahrnehmen. Hat Murner doch in der Badenfahrt sogar nach dem abschluss des drucks noch ein stück hinzugefügt. Es geht ihm, wie dem zungengewanten prediger, der nicht enden will, weil er den rechten schluss nicht finden kann.

Nach meiner meinung ist also die NB in den jahren von 1509—1512 entstanden.

Und wann die SZ?

Dass dies buch erst in Frankfurt geschrieben ist, kann nicht bezweifelt werden. Auf die abfassung in dieser stadt weist auch die häufige erwähnung derselben hin. Vorrede 26. 38. Cap. 14, 12 ff.:

> Die zů lon fünff schilling haben
> Zů franckfurt, die in andrem landt
> Butzbacher knecht werdendt genant;

Cap. 25, 10. Entschuldigung 11. 23. 104; hier sagt Murner ausdrücklich:

> Der schelmen zunfft mit irem orden
> Zů franckfurt ist geprediget worden,
> Gedichtet deutsch vnd ouch lateyn.

Dass Murner über die themata der SZ gepredigt habe, versichert er widerholt, und diese angabe in dem buche, das ja in Frankfurt erschienen ist, und daher gewiss eine tatsächliche unwahrheit in jener hinsicht nicht behaupten durfte, muss man für richtig halten. An die dichtung der SZ wird Murner wahrscheinlich nicht eher gegangen sein, als bis er über die stücke der NB sich ausgepredigt hatte. Das führt uns schon von selbst auf das jahr 1512. Dafür sprechen noch andere gründe. Die SZ ist das einheitlichste werk Murners: so kurz und gedrungen hat er nicht wider geschrieben. Es ist gewissermassen aus einer stimmung geboren. Nirgends auch hat er die äussere ordnung so eingehalten, wie in diesem buche. Wenn Murner längere zeit das werk auf dem pulte gehabt hätte, wäre es gewiss ebenso wie seine andern bücher angeschwollen: hat doch die noch in demselben jahre erschienene Strassburger ausgabe bereits einen bedeutenden zuwachs von capiteln aufzuweisen. Nun ist die SZ wahrscheinlich nicht vor mitte des jahres 1512 gedruckt. Denn Sondheim

weist (in seiner schrift: Die ältesten Frankfurter drucke [Beatus Murner 1511—12], Frankfurt a. M. 1885, s. 5 ff.) auf grund einer genauen papier- und druckvergleichung nach, dass die SZ erst nach den drei das Passah und Benedicite der juden betreffenden übersetzungsschriften Thomas Murners[1]) von Beatus 1512 gedruckt wurde. Nicht lange vor dem druck wird nun das gedicht auch entstanden sein.

Dieser annahme widersprechen nicht die historischen angaben im cap. 24 der SZ, das sich gegen politische kannegiesserei richtet:

> Lieber schelm, schiefft du das deyn
> Und liest die richstet richstet seyn
> Und drinckst dor fur eyn gůten weyn,
> Der ging dir doch dest gletter eyn. (v. 37 ff.)

Die sämmtlichen hier erwähnten gesprächsstoffe waren im jahre 1512 noch actuell und konnten bis gegen mitte dieses jahres noch gut von den Frankfurter spiessbürgern durchgenommen werden. Eine bezeichnende stelle hebe ich nur heraus:

> Und wie des romschen künigs pundt[2])
> Nymmermer gehalten kündt. (v. 15 f.)

Den letzten vers verdeutlicht Murner für die Strassburger ausgabe, also zweifellos im jahre 1512:

> Der frantzoß nit halten kundt!

Dass man 1512 Frankreich gegenüber zum misstrauen berechtigt war, bestätigt Ulmann, Maximilian I. 2, 444; in demselben stück heisst es darüber noch weiter:

> Und klagen des frantzosen gewalt,
> Ouch wie er vns mit list dor neben
> Eyns vff den schwantz vnß werde geben.

Am schlusse dieser untersuchungen fasse ich jetzt deren hauptresultate zusammen:

---

[1]) Vgl. über diese m. abhandl. im Jahrbuch f. gesch., sprache und litt. Els.-Lothringens 8, 63 ff.

[2]) Es kann der vertrag zu Blois vom 15. nov. 1510 (Ulmann 2, 419), aber auch noch die liga von Cambray gemeint sein. Den künig citiert Murner in diesem stück noch vers 17 und 23; SZ 3, 22 nennt er den keyser.

Die NB ist durch das NS beeinflusst, aber Murner ist kein abschreiber Brants. Zarnckes angaben hierüber sind unrichtig. Murner schliesst die NB selbst ausdrücklich in origineller weise an das NS an, und wo er Brant im einzelnen folgt, geschieht es in selbständiger und freier art. Die SZ ist weder eine skizze, noch ein auszug der NB, sondern eine selbständige dichtung. Sie ist nach der NB entstanden, und zwar ist diese in den jahren 1509—1512, jene im jahre 1512 verfasst.

HEIDELBERG, den 8. januar 1893. M. SPANIER.

ZUR YNGLINGASAGA.

1. Njǫrðr und Skaði; die Nibelungen.

In dem könig Hadingus des Saxo grammaticus hat man schon längst den Njǫrðr erkannt.

S. 53 ff. hat Saxo bekanntlich zwei vísur verwertet, welche Sn. E. 1, 94 auf Njǫrðr und Skaði — bei Saxo sind es Hadingus und seine gemahlin Regnilda — verteilt sind.

Auch die voraussetzung für dieses gespräch ist an beiden stellen nahezu dieselbe: Njǫrðr hat mit Skaði ausgemacht, neun nächte in Þrymheim, in der bergigen heimat seiner gemahlin, zuzubringen und andere neun nächte am meeresstrand im Nóatún. In den vísur sprechen beide ihre unzufriedenheit mit dem ungewohnten aufenthalt aus.

Hadingus hat mehrere jahre dem vikingerleben entsagt und sehnt sich nach dem meere, *tandem diutinum ruris cultum nimiamque maritimarum rerum abstinentiam causatus.* Regnilda rühmt dagegen das leben auf dem festlande.

Ferner hat W. Müller, Zs. fda. 3, 48 ff. darauf aufmerksam gemacht, dass auch Saxo 50 ff., wo von der hochzeit des Hadingus und der Regnilda berichtet wird, deutlich der mythus von Njǫrðr und Skaði vorliegt.

Hadingus erfährt, dass Regnilda, *Nitherorum regis Haquini filia,* einem riesen versprochen sei. Er eilt nach Norwegen und tötet den bräutigam. Die königstochter heilt ihn, ohne zu wissen, wer er sei, von den wunden, die er im kampfe erhalten hat, und damit sie ihn später widererkennen könne, lässt sie in einer wunde am bein des Hadingus einen ring vernarben. Als sie später von ihrem vater aufgefordert wird, sich einen mann zu wählen, mustert sie die körper der jünglinge, die zu diesem zwecke bei einem gastmahl versammelt worden waren, wobei sie den ring sucht. Sie erkennt den Hadingus *latentis annuli indicio* und nimmt ihn zu ihrem gemahl.

Das vergleicht sich dem bekannten mythus Sn. E. 1, 212 ff.,
o Skaði sich aus den asen einen mann *at fótum* wählt und
›n Njǫrðr erhält.

Hadingus, Haddingr, Hartung ist crinitus rex, und also
eichbedeutend mit dem namen des vaters Gram, rex, von
›m es Saxo 26 heisst: *corporis animique praestantissimis dotibus
·aeditam adolescentiam ad summum gloriae statum provexit, tan-
:mque magnitudini eius a posteris tributum est, ut in vetustissimis
anorum carminibus ipsius vocabulo regia nobilitas censeatur.*

Regnilda ist natürlich *Ragnhildr*. Bei den *Nitheri*, die in
orwegen localisiert werden, hat man an *Niðaróss* (Throndhjem)
ı denken.

Noch an einer andern stelle ist in Saxos geschichte von
adingus der Njǫrðrmythus erkennbar.

S. 51 ff. findet sich ohne zusammenhang mit dem vorher-
›henden und folgenden die notiz, Hadingus sei von seeräubern
›rfolgt worden, diese hätten ihn aber nicht einholen können,
›wol sie gleich viel segel und denselben fahrwind gehabt
itten, *imminentium sibi piratarum insidias celeri navigatione
ıssavit. Qui licet iisdem paene flatibus iuvarentur, ipsum tamen
:quora praesulcantem paribus velis occupare non poterant.*

Saxo wollte hier wol kaum sagen, dass das schiff des
adingus leichter gebaut gewesen sei — der einzige factor,
›r neben der anzahl der segel und dem fahrwind in betracht
›mmen kann — sondern seine ganze ausdrucksweise zeigt,
ıss er an eine zauberhafte schnelligkeit unter gleichen phy-
schen bedingungen gedacht hat. Von dämonischen seefahrern
eiss Saxo auch sonst zu erzählen; so heisst es von Oddo
irata s. 192: *vir magicae doctus ita, ut absque carina altum
›rerrans.*

Man denkt bei Hadingus an die eigenschaft der Hrafnistu-
ıenn und des Ǫrvar Oddr, die immer fahrwind haben, und
›r allem, da Hadingus Njǫrðr ist, an den Skíðblaðnir, von
›m es gleichfalls heisst, dass er immer günstigen wind hat,
n. E. 1, 342. Sonst erscheint allerdings Freyr als besitzer des
kíðblaðnir, aber Yngls. c. 7 wird er auch dem Óðinn zu-
›schrieben. Für die vermutung, dass hier wirklich eine dunkle
·innerung an den Skíðblaðnir vorliegt, spricht auch die ab-
›rissenheit der stelle. Es lag hier Saxo eine kurze notiz,

ähnlich der in der Ynglingasaga vor von einem zauberhaften schiff, das Hadingus hatte.

Was sonst von Hadingus erzählt wird ist dunkel, jedenfalls sind hier die mythen sehr entstellt.

So ist der Lokerus, mit welchem Hadingus in kampf gerät, wol Loki, obwol *Lokerus* eine nebenform *Lokr* voraussetzt. Die hier eingeschobene erzählung von Liserus, mit welchem Hadingus auf geheiss des *grandaevus altero orbus oculo*, also des Óðinn, blutsbruderschaft schliesst, muss mit der scene in der Ǫrvar Oddss. verglichen werden, wo Rauðgrani Óðinn den Ǫrvar Oddr mit Garðarr und Sirnir bekannt macht, FAS. 2, 239 ff. Ueber den kampf mit Lokerus erfahren wir bei Saxo nur sehr wenig. Hadingus und Liserus werden geschlagen, der *praedictus senex* entführt den Hadingus auf seinem pferde und stärkt ihn mit einem trank. Dann bringt er ihn wider zurück, nachdem er ihn aufgefordert hat, einen löwen zu töten und dessen blut zu trinken, das ihm wunderbare stärke verleihen werde. Dann heisst es aber bloss: *qui cum a Lokero captus omnem praedictionis eventum certissimis rerum experimentis circa se peractum sensisset . . .*, ohne dass vorher die begebenheiten erzählt worden wären, und es folgt die geschichte von Handvanus, *Hellesponti rex*. Hadingus erobert die uneinnehmbare burg des Handvanus durch eine list, indem er nämlich vögel einfangen und ihnen glühende schwämme anbinden lässt, mit welchen sie die häuser in brand stecken; Handvanus wird gefangen genommen und erkauft sich seine freiheit dadurch, dass er sein körpergewicht mit gold aufwiegt.

Dann berichtet Saxo ganz kurz von einigen kriegstaten des Hadingus und nun folgt s. 42 ff. ohne zusammenhang, eingeleitet mit den worten *ea tempestate cum Othinus quidam . . .*, die erzählung von Othinus und seiner gemahlin Frigga, eine seltsame verschmelzung von drei ursprünglich getrennten mythen.

Die *Septentrionis reges* verehren dem Othinus, der damals besonders in Upsala göttliche verehrung genoss, eine aus gold verfertigte, ihn selbst darstellende statue und schicken sie ihm nach Byzanz. Seine gemahlin Frigga veranlasst aber schmiede, das gold von der bildsäule abzuziehen. Othinus lässt die schmiede töten und macht die statue *mira artis industria ad humanos tactus vocalem*. Aber Frigga ergibt sich nochmals *uni*

familiarium und veranlasst ihn, das gold zu entwenden. Aus scham über die doppelte untreue der gattin begibt sich Othinus in die verbannung und Mitothin bemächtigt sich der herschaft.

Zunächst ist hier der halsbandmythus deutlich erkennbar. An die stelle des Brísingamen ist die bildsäule Óðins getreten. Wenn es aber von ihr heisst, dass sie Óðinn *mira artis industria ad humanos tactus vocalem reddidit,* so liegt hier, wie schon P. E. Müller, Notae uber. 63 gesehen hat, der mythus vom haupte des Mímir [1]) vor. Die *Septentrionis reges,* welche die bildsäule nach Byzanz schicken, entsprechen den vanen, welche das haupt des getöteten Mímir den asen zurücksenden. Der mythus ist sehr entstellt; aus dem sprechenden haupte des Mímir ist eine statue geworden, die bei menschlicher berührung einen ton von sich gibt.[2]) Dazu kommt noch als dritter bestandteil die geschichte des Mitothin.

Es ist wol kaum zufall, dass der Mímirmythus mit der geschichte von Hadingus verknüpft erscheint und dass beide im ersten buche Saxos stehen. In der Yngls. ist es völlig klar, warum der vanenkrieg im eingange erzählt wird. Es soll hier gezeigt werden, wie Njǫrðr, der ahnherr des geschlechtes, zu den asen kam. In der vorlage Saxos war dieser ursprüngliche zusammenhang bereits verwischt, aber die beiden mythen standen noch neben einander, und da Saxo seiner quelle getreu folgen

---

[1]) Man deutet *Mímir* gewöhnlich als den 'denker' und verweist auf lat. *memor*, gr. *μιμνήσκω*. Das ist aber sprachlich kaum zulässig, denn *memor* und *μιμνήσκω* sind reduplicationsbildungen von *smer* und *men*. Dagegen ist eine wurzel *mîm* im germ. belegt: ags. *mámrian* grübeln, nd. *mîmeren*, nl. *mymeren*, norw. *meima* abmessen, afmærke en linie f. ex. til en vej, en søm, *meiming* strich, linie. Der bedeutungswechsel 'denken' und 'messen' hat sein seitenstück in got. *mitôn* und *mitan*. *Mímir* vergleicht sich also dem ags. *meotod* gott. Dazu stimmt, dass der baum unter welchem Mímir haust, *mjǫtviðr* genannt wird, Vǫluspá 2. Wenn neben *mjǫtviðr* auch *mímameiðr* erscheint, Fjǫlsvinnsmál 20, so wird der letztere name kaum 'baum des Mímir' bedeuten, was eine nebenform *Mími* voraussetzte, sondern eher als synonym von *mjǫtviðr* messbaum, der baum, welcher das wolgeordnete weltall repräsentiert, zu fassen sein.

[2]) Oder *vocalis* redend? Prof. Heinzel macht mich auf die seit dem 8. jh. bekannte geschichte von den tönenden statuen auf dem Capitol aufmerksam, vgl. Schröder zu Kaiserchronik 217 ff.

wollte, blieb ihm nichts andres übrig, als mit einem *ea tempestate* die verbindung herzustellen.

Bei Snorri geht dem c. 4 über den vanenkrieg die erzählung von den brüdern Óðins, Vili und Vé voraus, die während der abwesenheit Óðins das erbe teilen und sich seiner gemahlin Frigg bemächtigen. Dadurch wird es auch verständlich, warum bei Saxo der Mímirmythus mit der geschichte des Mitothin verbunden ist. Die abwesenheit Óðins entspricht dem *exilium* des Othinus und den brüdern Vili, Vé entspricht der Mitothin. Von einer buhlschaft der Frigga mit Mitothin ist allerdings nicht die rede, wol aber von einer zweiten untreue mit einem der *familiares*. Die ähnlichkeit des halsbandmythus, der ja auch von der untreue der Frigg erzählt, veranlasste, dass auch dieser herangezogen wurde, s. Müllenhoff, Zs. fda. 30, 220.

Der mythus von Njǫrðr und Skaði wird im c. 4 der Yngls. nur kurz erzählt. Es heisst hier, dass Njǫrðr die Skaði heiratet, die ihn dann verlässt und sich mit Óðinn vermählt. Aber an drei andern stellen der Yngls. kehrt der mythus wider.

C. 16 heisst es, dass Vanlandi, der sohn des könig Svegðir und einer vana aus Vanaheim, die Drífa heiratet, die tochter des Finnenkönigs Snjár inn gamli. Im frühjahr verlässt Vanlandi seine gattin, verspricht ihr aber nach drei wintern widerzukommen. Er kommt jedoch nicht in zehn wintern. Da lässt ihn Drífa durch die seiðkona Huldr töten.

Njǫrðr heisst hier Vanlandi, wie er sonst Vanaguð genannt wird, Skaði hat den namen Drífa 'schneesturm' erhalten, ihr vater Snjár 'schnee' entspricht dem Þjazi. Drífa und Snjár werden in Finnland localisiert, wie Skaði im mythus deutlich als Finnin erscheint, als schneeschuhläuferin und bogenschützin und als mutter des Finnen Sæmingr, Müllenhoff, DA. 2, 55 ff.

Yngls. c. 22 bringt eine neue version desselben mythus. König Agni unternimmt einen heerzug nach Finnland. Im kampfe werden die Finnen geschlagen und ihr könig Frosti fällt. Agni heiratet darauf die tochter des Frosti, Skjálf. Diese rächt ihren vater, indem sie ihren gemahl mit seinem goldenen halsband erhenkt.

Auch hier sind vater und tochter Finnen. Sie führen wider bezeichnende namen: 'frost' und 'beben' (vor kälte); vgl. an. *skjálfa* 'beben', schw. *skälva* 'kaltes fieber'. Von einem ver-

lassen und wider versprechen langem ausbleiben ist hier allerdings nicht die rede, aber wie die asen den riesen Þjazi töten und darauf die hochzeit seiner tochter mit Njǫrðr folgt, so fällt hier Frosti im kampfe gegen Agni und dieser heiratet dann die Skjálf.

Durch die erwähnung des goldenen halsschmuckes ist c. 22 mit c. 17 verbunden, das dem Vísburr gewidmet ist. Vísburr ist der sohn des Vanlandi und heiratet die tochter des Auðr inn auðgi. Er gibt ihr als hochzeitsgabe drei grosse gehöfte und den halsschmuck. Sie haben zwei söhne, Gísl und Ǫndurr. Vísburr verlässt seine frau und geht eine andere ehe ein. Die söhne Vísburs aus der ersten ehe überfallen den vater und töten ihn. Dabei werden sie durch den seiðr der vǫlva Huldr unterstützt.

Auch hier blickt noch der alte mythus durch. Der name von Vísburs erster frau, der tochter des Auðr, ist nicht erhalten. Aber die namen der söhne Ǫndurr 'schneeschuh' und Gísl 'skistock', an. *geisl,* aschw. *gisl* stellen sich von selbst zu den früheren Snjár, Drífa, Frosti, Skjálf. Wie c. 16, in der geschichte des Vanlandi, tritt eine Huldr auf, welche mit ihren zauberkünsten den tod des königs herbeiführt. Wie dort ist auch hier von einem verlassen der frau die rede, nur ist hier noch das motiv von einer neuen ehe hinzugekommen. Bei Auðr inn auðgi mag man an Auðvaldi, den reichen vater des Þjazi, denken, Sn. E. 1, 214.[1])

C. 17 und 22 ist der halsbandmythus mit dem Skaðimythus verbunden. Wenn Vísburr seiner gemahlin das halsband nicht herausgeben will, so vergleicht er sich dem Óðinn, welcher der Freyja das Brísingamen vorenthält, FAS. 1, 394. Es scheint, dass man Freyja mit Skaði verwechselt hat; darauf weist auch das Skjálf, das Sn. E. 1, 557 unter dem namen der Freyja erscheint. Das motiv, dass Skjálf den Agni mit dem halsband tötet, verdankt wol seine entstehung einem misverständnis. Es hiess wol ursprünglich, dass das *gullmen* dem könig *at bana* werden sollte, und man hat das ganz wörtlich aufgefasst, vgl. c. 17 *þá mæltu þeir, at gullmenit skyldi verða at bana hinum bezta manni í ætt hans.*

---

[1]) Vgl. Grundtvig, Udsigt 40. Storm, Historieskrivning 106.

Reginsmál 5 verflucht Andvari den schatz mit den worten:

> þat skal gull, er Gustr átti,
> brœðrum tveim at bana verða...

Wir erfahren also hier den namen des ältesten besitzers des schatzes. Derselbe ist etymologisch ganz durchsichtig. *Gustr* ist in der bedeutung 'ventus' belegt, und wir haben es hier offenbar mit einer variation der deutschen vorstellung zu tun, nach welcher der älteste besitzer der schatzes ein Nibelunc war.

Gustr erinnert zunächst an den Finnenkönig *Gusi*. Beide namen sind bildungen von *gjóta*. Nach der Ketilss. hængs FAS. 2, 118 ff. ist Gusi in streit mit seinem bruder Bruni. Zs. fda. 32, 449 ff. wurde gezeigt, dass dieser streit dem streit des Ollerus mit Othinus, Saxo 130 ff., entspricht. Bruni ist sonst als Óðinsheiti bekannt und Gusi ist ein Finnenkönig, wie Ullr im mythus als Finne erscheint, als geschickter bogenschütze und schneeschuhläufer. Wenn *Ullr* richtig als die nord. entsprechung von got. *wulþus* gefasst wird, vgl. das *owlþuþewaR*, d. i. *wolþuþewaR* auf dem Torsbjerger scheidebeschlag, so zeigt sich hier wider die verbindung von reichtum und winterlicher natur, und der zweite name Gusi verrät die verwantschaft mit dem Nibelungenmythus.

Das weibliche gegenstück des Ullr ist die Skaði; auch sie ist ein finnisches wesen, bogenschützin und schneeschuhläuferin. Ihr grossvater und der vater des Þjazi ist Auðvaldi, von dem Sn. E. 1, 214 übereinstimmend mit seinem namen erzählt wird[1]), er sei sehr reich gewesen und als er starb haben seine söhne Þjazi, Iði und Gangr die teilung des väterlichen erbes dadurch bewerkstelligt, dass jeder gleichviel mundvoll von dem schatze nahm. Darnach nennen die skalden das gold *munntal*, oder *mál, orð, tal* dieser riesen.

Dieser mythus zeigt eine deutliche verwantschaft mit der geschichte von Hreiðmarr und seinen söhnen, namentlich, wenn man diese mit ihrer deutschen variante von Schilbunc und Nibelunc zusammenhält.

In beiden mythen ein winterliches geschlecht, das des Nibelunc und das der Skaði, in beiden die verbindung von winterlicher natur mit grossem reichtum und endlich brüder, welche das väterliche erbe unter schwierigkeiten teilen. Die

---

[1]) Hárbarðsljóð 19 hat *Allvaldi*, rW *Qlvaldi*.

erzählung Snorris, dass die söhne des Auðvaldi den schatz auf die weise geteilt hätten, dass jeder gleichviel mundvoll von dem golde nahm, ist gewiss nur eine junge erfindung, die auf die doppelte bedeutung von *mál* und *tal* 'mass' und 'rede' zurückgeht. Man nannte wol ursprünglich das gold *Þjaza mál* 'mass des Þjazi' oder *Þjaza tal* 'zählung des Þjazi', was später als 'rede des Þjazi' aufgefasst wurde, und man erfand dann zur erklärung dieser ausdrücke die geschichte, dass Þjazi und seine brüder das gold in den mund genommen hätten. Auf jeden fall setzen aber diese umschreibungen eine teilung des schatzes voraus und zwar eine schwierige teilung, ähnlich der des Nibelungenschatzes durch Schilbunc und Nibelunc, denn sonst wäre man wol kaum auf den einfall gekommen, das gold das mass oder zählung dieser brüder zu nennen.

Die ähnlichkeit mit dem Nibelungenmythus wird bei näherem zusehen noch grösser. Reginn ist ein schmied; Iði, der zweite von den Auðvaldisöhnen, verrät sich durch seinen namen 'der arbeitsame' gleichfalls als ein solcher. Wie ferner der Hreiðmarssohn Otr von den göttern getötet wird und diese darauf busse zahlen müssen, so ermorden die götter den Þjazi und müssen seine tochter Skaði entschädigen. Die art der busse ist freilich ganz verschieden, aber nachdem einmal die vorstellung von einer entschädigung, welche die götter zu leisten hatten, vorhanden war, lag es nahe, diese mit dem reichtum des geschlechtes auf die weise in zusammenhang zu bringen, dass man annahm, der schatz sei als wergeld von den göttern gezahlt worden. Ausserdem war die vorstellung von der art der busse, welche die götter der Skaði zu leisten hatten, nicht fest, das zeigt der eingang der Vǫlsungas.; denn die geschichte von Sigi, dem sohne Óðins, von Skaði und dessen diener Breði ist wol eine variation des Þjazimythus. Þjazi heisst hier Breði 'schneehaufen', wie er in der Ynglingas. Snjár und Frosti genannt wird, Skaði ist zum mann und ihr vater zu einem sclaven geworden. Die busse des göttersohnes Sigi besteht hier in seiner verbannung.

Die drei brüder Þjazi, Iði, Gangr sind also wol identisch mit den Hreiðmarssöhnen und mit den deutschen brüdern Schilbunc und Nibelunc.

Beitr. 12, 12 erklärt Bugge den namen Scylfing, Schilbunc

mit ags. *scylf*, engl. *shelf*, nord. *-skjálf* 'hochsitz' in *liðskjálfar* Atlakv. 14, *Válaskjálf*, wie der wohnsitz des Váli Grímnism. 6 heisst, und in *Hliðskjálf*, dem namen des ortes, von wo Óðinn in den Grímnism. auf die welt herabsieht (vgl. auch Sijmons, Lit.-bl. 1884, 173). Darnach wäre die bedeutung des namens 'fürst'. Aber dass man den einen der mythischen brüder 'fürst', den andern 'nebelmann' genannt habe, ist wol sehr unwahrscheinlich. Wenn irgendwo, darf man hier synonyme namen erwarten.

Ynglingas. c. 22 erscheint Skaði unter dem namen Skjálf 'zittern, beben (vor frost)'. Diese etymologie ist durch die übrigen namen Snjár, Frosti, Drífa hinlänglich gesichert. So wird auch Schilbunc zu an. *skjálfa* 'beben, zittern' zu stellen sein; Schilbunc und Nibelunc sind der 'frostmann' und der 'nebelmann'. Auch für das ags. *scylf*, nord. *-skjálf* 'hochsitz' bietet sich im germ. wortschatz wol kaum eine andere entsprechung dar, als das nord. *skjálfa*, wenn auch der bedeutungsübergang nicht klar ist.

In dem oben erwähnten Handvanus Saxos hat bereits Rydberg, Undersökningar 1, 229 den Andvari der Edda erkannt. Wie sich Andvari durch die auslieferung seines schatzes aus der gewalt Lokis befreit, so erkauft sich Handvanus seine freiheit von Hadingus dadurch, dass er sein körpergewicht mit gold aufwiegt. *Handvanus* setzt ein *Andvani* voraus und dieses ist wol eine entstellung von *Andvari*, wobei man an *andvana* inops gedacht haben mag. Andvari 'der vorsichtige' ist zweifellos die ursprüngliche form. Der name des vaters Óinn hat eine ähnliche bedeutung, denn er ist zu *óask* timere zu stellen und es ist wol eine anspielung auf den namen des zwerges, wenn Loki Reginsmál 1 sagt:

> hvat er þat fiska, er renn flóði í,
> kannat sér við víti varask?

Vielleicht darf man auch bei *Andvari, Handvanus* auf den wechsel von *var* und *van* in *vargefinn, vangefinn, varmenni, vanmenni* hinweisen.

Wenn Handvanus seinen körper mit gold aufwiegt, so hat das keine entsprechung in der zwergsage, wol aber in der füllung des otterbalges; es scheint also hier die zwergsage mit der erzählung von Hreiðmarr und seinen söhnen verbunden zu

sein. Es ist ferner wol kein zufall, dass Saxo die geschichte des Handvanus bei Hadingus erzählt. Hadingus ist Njǫrðr; es ist der reichtum des gottes damit motiviert worden, dass er diesen schatz erworben hat. Eine ähnliche sage von der erlegung eines schätzehütenden drachen wird bei Frotho, dem sohne des Hadingus, erwähnt.

In der geschichte dieses Frotho erscheint Handvanus noch ein zweites mal, s. 67. Er wird von Frotho besiegt und versenkt seine schätze ins meer, weil er lieber die wellen, als seine feinde bereichern will. Die erste besiegung hat also nur eine teilweise auslieferung des schatzes zur folge gehabt. Aber eine solche hat im mythus keinen sinn und es ist auch deutlich, weshalb diese änderung vorgenommen wurde. Es sollte so die erzählung von der zweiten besiegung und der versenkung des schatzes ermöglicht werden. Diese hat ihr vorbild nicht in der geschichte von Andvari, wol aber in den späteren schicksalen des Nibelungenschatzes. Handvanus vertritt hier Hagen und die erzählung Saxos setzt somit die ganze Nibelungensage voraus, die geschichte des Andvari, der Hreiðmarssöhne und die versenkung des schatzes in den Rhein.

Anz. fda. 15, 168 ff. hat Heinzel die Nibelungensage ganz schlagend im Beowulf nachgewiesen. Heinzel combiniert 2210 ff. mit 3049 ff., sodass alle widersprüche, welche man früher hier hat finden wollen, beseitigt sind und alle hauptzüge der Nibelungensage zum vorschein kommen.

Der schatz, auf welchem der drache liegt, ist ursprünglich von *þéodnas mære,* die auch *íúmenn* genannt werden, mit einem fluche belegt worden, dass ihn niemand ohne sein verderben berühren dürfe. Ein mann erschlägt die wächter, welche offenbar von den *þéodnas mære* gesetzt worden waren, er gewinnt den schatz und erfährt an sich die wirkung des fluches, indem er, wie es scheint, im kampfe durch feinde fällt — Siegfried. Der schatz kommt dann in den besitz eines andern geschlechtes — der Burgunden — und der letzte dieses geschlechtes, nachdem alle seine verwanten im kampfe gefallen sind, bringt ihn wider in die höhle zurück, von wo ihn seine verwanten genommen haben, mit den worten:

heald þú nú, hrúse, nú hæleð né móstan,
eorla æ̂hte! Hwæt, hyt ǽr on þé
ȝóde beȝéaton: ȝúðdéað fornam
feorhbealu frécne fýra ȝehwylcne
léoda mínra, þára þe þis líf ofȝeaf,
ȝesáwon seledréam.

Wenn das geschlecht, das zuletzt den schatz besitzt, und welchem der alte angehört, die Burgunden sind, so ist dieser alte wol Hagen. Wie in der Nibelungensage wird der schatz der menschlichen berührung entzogen, nur wird er hier in die höhle zurückgebracht und dort in den Rhein versenkt, und der untergang der Burgunden wird hier vor der verbergung des schatzes angesetzt. Dass hier die gestalt des Hagen erhalten ist, wird vor allem wahrscheinlich durch die geschichte des Handvanus, in welcher wir gleichfalls den Hagen gefunden haben. Die worte, welche der alte spricht, erinnern an stellen wie Nib. 2308:

Nu ist von Burgonde der edel künic tôt,
Gîselher der junge und och Gêrnôt.
den schatz weiz nu nieman wan got unde mîn:
der sol dich vâlentinne immer gar verholn sîn.

Es ergaben sich oben c. 9 der Ynglingas. *kvánfang Njarðar*, c. 16 *frá Vanlanda*, c. 17 *dauði Visburs* und c. 22 *frá Agna* als variationen desselben mythus von Njǫrðr und Skaði.

Das gleiche gilt auch von c. 12 *dauði Freys* und 15 *frá Svegði*, denn wenn Svegðir von einem zwerg in einen berg gelockt wird mit dem versprechen, dass er dort den Óðinn treffen werde, so ist das eine der verbreiteten bergsagen. Man dachte sich Freyr in einem berge fortlebend, so wie man Yngls. c. 12 den tod des Freyr, oder Saxo 256 den tod des Frotho verheimlicht. Auch c. 29, das von könig Aunn handelt, wird nur eine variation dieses motives sein.

Ebenso sind c. 23, 24 als variationen aufzufassen; beide handeln von einem brudermord.

2. Der Baldrmythus. König Hyȝelác.

C. 23 erzählt von Alrekr und Eirikr, den söhnen des könig Agni. Sie sind *miklir iþróttamenn* und vor allem geschickte pferdebändiger. Jeder will der beste reiter sein und die besten

pferde haben. Einmal reiten sie zusammen aus und kommen nicht mehr zurück. Man fand sie beide tot mit eingeschlagenem schädel, und da sie keine waffen ausser den gebissen der pferde bei sich hatten, so nahm man an, dass sie sich mit diesen getötet hätten.

In einer nur wenig abweichenden gestalt erscheint die sage in der Gautrekssaga, FAS. 3, 34—38. Nach der ermordung des Vikarr kommt Starkaðr zu den beiden Upsalakönigen Alrekr und Eirikr, den söhnen des Agni Skjálfarbóndi. Als Alrekr den Starkaðr fragt, was er neues zu berichten habe, erzählt Starkaðr im Vikarsbálkr den mord des königs. Später heisst es, dass Alrekr nur kurze zeit gelebt habe, sein bruder Eirikr habe ihn mit dem pferdegebiss getötet, als sie beide ausritten, um ihre pferde zu zähmen. Darauf habe Eirikr allein die herschaft über Svíþjóð geführt.

Wir haben hier deutlich dieselbe sage. Die namen der brüder sind dieselben, und wie in der Yngls. der vater Agni ist, der die Skjálf, die tochter des Finnenkönigs, heiratet, so heisst er in der Gautrekss. Agni Skjálfarbóndi.

In der geschichte des Ericus disertus s. 242 ff. erzählt Saxo von dem Schwedenkönig Alricus, welcher gegen den Gotenkönig Gestiblindus zu felde zog. Gestiblindus wendet sich um hilfe an könig Frotho von Dänemark und dieser lässt truppen unter der führung des Skalc Scanicus und des Ericus zu ihm stossen. Im kampfe tötet zuerst Ericus den Gunthionus, den sohn des Alricus. Darauf fordert Alricus den Gestiblindus zum zweikampf. Da dieser zu alt und schwach ist, stellt sich Ericus für ihn und tötet den Alricus, wobei er selbst eine schwere wunde erhält. Ericus wird dann von Frotho zum könig der besiegten Schweden eingesetzt.

Hier stehen sich also wider ein Alrikr und Eirikr als gegner gegenüber, und wie in der Gautrekss. tötet Ericus den Alricus und herscht dann über Schweden. Dagegen sind die beiden bei Saxo nicht brüder, aber während des kampfes versucht Alricus den Ericus von Gestiblindus abzuziehen und ihn für sich zu gewinnen, indem er ihn an die freundschaft ihrer väter erinnert, *recensitis patrum suorum foederibus.*

Die brüder Alrikr und Eirikr erscheinen noch ein zweites mal bei Saxo s. 278. Nach dem tode des Vicarus hält sich

Starcatherus sieben jahre lang bei den *filii Frö* in Schweden auf. Dem vergleicht sich der aufenthalt des Starkaðr am hofe der brüder Alrekr und Eirikr in der Gautrekss. *Filii Frö* könnte ganz gut eine übersetzung von *Freys afspring* sein, wie Þjóðólfr die brüder nennt. Dann begibt sich Starcatherus zu Haco *Daniae tyrannus.* Im gefolge dieses Haco kämpft er gegen Huglethus, *Hiberniae tyrannus,* und Saxo bringt im ff. wesentlich dasselbe, was Snorri c. 25 *fall Hugleiks konungs* erzählt. Wie Snorri schildert auch Saxo den Huglethus als gönner von spielleuten und spassmachern. Der kampf zwischen Haco und Huglethus entspricht dem kampf zwischen Haki und Hugleikr. Auch die namen der kappar des Hugleikr, Huglethus sind dieselben: bei Snorri Svipdagr und Geigaðr; bei Saxo Svibdavus und Gegathus. Bei Snorri und Saxo kämpft Starkaðr, Starcatherus auf seite des Haki, Haco. Dagegen ist bei Saxo Huglethus könig von Irland und steht in keinem verwantschaftsverhältnis zu den *filii Frö.* Dann fehlt bei Snorri der zug, dass könig Huglethus, wenn er seinen leuten schuhe schenkt, zuvor die riemen herausnimmt. Dasselbe erzählt die Gautrekss. FAS. 3, 8 ff. vom Skafnǫrtungr. Starkaðr wird von Snorri in der geschichte von Alrekr und Eirikr nicht erwähnt, dagegen stimmt die Gautrekss., die wider den Hugleikr nicht kennt, mit Saxo überein.

Snorri citiert bei Hugleikr keine strophe des Þjóðólfr. Dieser kannte also den Hugleikr nicht, und ebenso fehlt dieser könig bei Ari, in der Historia Norvegiae, im eingang der Sverrissaga und in Frá Fornjóti. Jedenfalls haben aber Snorri und Saxo die geschichte von Hugleikr, Huglethus im zusammenhang mit der von den beiden brüdern gekannt und es ist von vornherein wahrscheinlich, dass hier Snorri, der ein verwantschaftsverhältnis annimmt, das ursprüngliche bewahrt hat.

Diese abfolge der könige stimmt auffallend mit der Geatengenealogie des ags. Beowulf überein.

Beowulf 2434 ff. werden zwei brüder Hæðcyn und Herebeald, söhne des könig Hréðel, genannt. Beim bogenschiessen tötet Hæðcyn den Herebeald durch einen unglücklichen schuss, der das ziel verfehlt:

> miste mercelses and his mǽʒ ofscét,
> bróðor óðerne blódiʒan ʒáre.

Der alte Hréðel stirbt aus gram und Hæðcyn übernimmt die regierung. Dieser fällt im kampfe gegen Onȝenþéow und nun folgt der dritte bruder Hyȝelác in der herschaft.

Die nord. quellen erzählen von zwei brüdern Alrekr und Eirikr. Eirikr tötet den bruder bei einer ritterlichen übung, beim pferdebändigen und unter umständen, die einen mord kaum voraussehen lassen, da die brüder ohne waffen ausreiten. Der mörder Eirikr übernimmt darauf die regierung (Gautrekss., Saxo) und ihm folgt, wenn man von Álfr und Yngvi absieht, deren geschichte nur eine variation des brudermordmotives ist, ein Hugleikr.

Schon Gísli Brynjúlfsson hat Antiqv. tidskrift, Kbh. 1852—1854, s. 132 in der geschichte von Hæðcyn und Herebeald den Baldrmythus gefunden. Die compositionsbestandteile *Hæð-* und *-beald* in den beiden namen und der unglückliche pfeilschuss stellen das hinlänglich sicher.[1])

Hier sind Hǫðr und Baldr brüder, wie auch Sn. E. 1, 554 beide söhne Óðins genannt werden. Das spiel der götter, die mit allen gegenständen nach Baldr werfen, ist zu einem bogenschiessen und der *mistilteinn* zu einem pfeil geworden. Saxo s. 110 erwähnt unter den fertigkeiten des Hotherus auch *arcus peritia.* Der zug, dass Baldr durch einen gegenstand fällt, von welchem eine solche verderbliche wirkung nicht zu erwarten war, ist durch den ähnlichen ersetzt, dass der mord durch einen zufall geschieht.

Wie das bogenschiessen konnte aber auch eine andere *íþrótt,* das pferdebändigen, für die *skemtun* der asen eingesetzt werden. Die häufigen streitigkeiten beim spiel, beim knattleikr und hestavíg, legten den gedanken nahe, dass der mord die folge eines streites gewesen sei, denn offenbar sind Alrekr und Eirikr auf dem ritt in streit geraten. Das motiv, dass Baldr bei dem spiele mit einem gegenstand getötet wird, der sonst nicht als waffe dient und deshalb ungefährlich scheint, erhielt jetzt die gestalt, dass der eine bruder den andern mit dem *beizl* tötet. Wenn ferner bei Saxo Ericus den zweikampf als ersatzmann für einen Gestiblindus unternimmt, so ist hier auch noch

---

[1]) Müllenhoff, Beovulf 16 ff. scheint die abhandlung nicht gekannt zu haben.

die gestalt des blinden Hǫðr erhalten. Gestiblindus ist allerdings Óðinn wie der Gestr hinn blindi oder Gestumblindi der Hervararsaga, aber man hat den *altero oculo orbus* nach verwechslung von Hǫðr, dem mörder, mit Loki, dem anstifter, für den blinden Hǫðr eingesetzt, sowie in der offenbar verwanten Vikarssage Hrosshársgrani, Óðinn dem Starkaðr den *reyrsproti* gibt, um damit den Vikarr zu opfern. Die variation des brudermordmotivs im c. 24 erinnert an die fassung des Baldrmythus bei Saxo, da auch hier eine frau den streit veranlasst.

Wie im Beowulf liegt also in den nord. quellen der Baldrmythus vor, wie Hæðcyn übernimmt Eirikr bei Saxo und in der Gautrekss. die regierung; der Hugleikr, der dann folgt, ist der Hyȝelâc des Beowulf, der Chochilaicus bei Gregor v. Tours, an welchen also im norden doch noch eine erinnerung bewahrt ist. Es sei hier daran erinnert, dass die Yngls. auch sonst noch mit den stoffen des Beowulf vertraut ist, sie kennt den Óhthere, Éadȝils und Onela. Wenn Snorri und Saxo dem könig Hugleikr eine vorliebe für spielleute und gaukler zuschreiben, so ist das gewiss nur ein junger zug, der lediglich aus dem namen Hugleikr erschlossen wurde, vgl. Müllenhoff, Beovulf 18.

Was sonst von Hugleikr erzählt wird, hat mit den ereignissen des Beowulf nichts zu tun. Man denkt allerdings bei dem kampf mit Haki zunächst an den kampf des Hyȝelâc gegen die Hetwaren und bei der leistung der brüden Geigaðr und Svipdagr, welche allein den kampf eine zeit lang aufrecht halten, Saxo 279, an die heldentat des Beowulf, welcher allein mit 30 brünnen beladen entkommt. Aber es bietet sich für die begebenheiten im c. 25 und 27 eine andere und bessere parallele.

Die beiden brüder und seekönige Hagbarðr und Haki c. 25 sind Hagbarthus und Hako, die söhne des Hamundus, von welchen Saxo in der geschichte des Sigarus, also nicht im zusammenhang mit dem Haco *Daniae tyrannus* berichtet. S. 347 unternimmt Hako einen kriegszug gegen Sigarus, um seine brüder zu rächen. Sigarus fällt, Hako bemächtigt sich der herschaft und regiert grausam. Er wird darauf von Syvaldus, dem sohn des Sigarus, angegriffen, der seinen vater rächen will. Hako ergreift die flucht, aber ein anderer Haco, *cogno-*

mine Fastuosus, stellt sich dem Syvaldus entgegen. In der schlacht fallen beide führer, aber die Dänen siegen. Die leute des Haco errichten, um ihren führer zu ehren, einen grossen grabhügel, *quem usque nunc opinione celebrem Haconis bustum fama cognominat*.

Bei Snorri wird Hugleikr von Haki, dem bruder des Hagbarðr, besiegt, Haki bemächtigt sich der herschaft, die söhne des Hugleikr, Jǫrundr und Eirikr, wollen ihren vater rächen; im kampfe mit Haki fällt der eine bruder, Eirikr, aber auch könig Haki, dem seine soldaten ein prächtiges begräbnis auf seinem schiff bereiten, *sigldi skipit síðan loganda út í haf, ok var þetta alfrægt lengi síðan.*

Hugleikr entspricht dem Sigarus, die namen der brüder Haki und Hagbarðr sind an beiden stellen dieselben, Jǫrundr vergleicht sich dem Syvaldus, und wenn beide quellen von dem feierlichen begräbnis eines Haki, Haco erzählen, so ist auch hier die verwantschaft deutlich, obwol der Haco bei Saxo nicht der Hako *Hamundi filius* ist. Die drei Hacones, der Hako Hamundi filius, Haco fastuosus und Haco Sialandicus, die neben einander in der geschichte des Sigarus erscheinen, sind wol ein und dieselbe sagengestalt. Starcatherus nimmt an dem kampfe gegen Sigarus nicht teil, weil er die gastfreundschaft des Sigarus genossen hat, er ist aber ein *pugil* des Hako, *Hamundi filius.*

Auch der grund, weshalb die sage Haki und Starkaðr mit könig Hugleikr zusammengeführt hat, lässt sich erraten. Man wollte Starkaðr, den repräsentanten des alten reckentums, mit dem weichlichen könig contrastieren lassen. Saxo s. 280 lässt Starcatherus die *histriones* des Huglethus peitschen. Auf die gleiche weise ist wol auch der aufenthalt am hofe der *filii Frö* zu erklären. Auch die kappar Geigaðr und Svipdagr werden nur als contrastfiguren eingeschoben worden sein. Zwei brüder, Beigaðr und Svipdagr sind helden des Hrólfr Kraki, vgl. *geigr* 'damnum' und norw. *beig* 'schade', ferner Saxo s. 310, wo der held Begathus heisst, s. Müllenhoff, DA. 5, 305 anm. Dass man Huglethus zu einem Irenkönig gemacht hat und die verwantschaftliche beziehung zu den *filii Frö* gelöst wurde, Saxo 278 ff., erklärt sich wol so, dass Starkaðr, der vertreter der alten, guten sitte nicht als brecher der gastfreundschaft erscheinen

sollte. Aus demselben grunde entzieht er sich s. 347 dem kampfe mit Sigarus.

3. Freyr und Beli. Fjǫlnir.

Für die cap. 26 *dauði Guðlaugs konungs* und 28 *dauði Jǫrundar* fehlt es an entsprechungen in den übrigen quellen. Nur Eyvindr erwähnt im Háleygjatal 6 den tod des Guðlaugr. Dann folgt c. 29 die geschichte von könig Aunn und 30 *frá Agli Tunnadólgi*.

Egill hat seinen beinamen von dem kampf mit dem sclaven Tunni erhalten. Dieser war *féhirðir* unter könig Aunn, dem vater Egils. Tunni stielt von dem staatsschatz und vergräbt das geld. Als Egill zur regierung kommt, entsetzt er den Tunni seines amtes und weist ihm seinen platz unter den sclaven an. Da erregt Tunni einen aufstand. In dem folgenden kampf wird Egill mehrmals geschlagen und erst mit hilfe des könig Frotho von Dänemark gelingt es ihm, den sclaven zu besiegen und zu töten. Egill wird von einem riesigen opferstier getötet, welcher entlaufen ist. Auf einer jagd tritt der stier dem könig plötzlich im walde entgegen und spiesst ihn mit den hörnern.

Das ende des Egill stimmt ganz genau mit dem überein, was Saxo von Frothos III. tode erzählt. Dort verwandelt sich eine zauberin in eine *bos maritima* und tötet den könig mit dem horn. Darauf erzählt Saxo von Frotho, dass man den tod es königs verheimlicht und seinen leichnam auf einem wagen herumgeführt habe. Damit ist Yngls. c. 12, 13 zu vergleichen, wonach die Schweden den tod des Freyr verheimlichten, Ftb. 1, 337, wo die procession mit dem Freyrbildnis in Upsala beschrieben wird. Es ist also hinlänglich gesichert, dass Egill Freyr ist.

Yngls. c. 21 heisst es von Dagr hinn spaki, dass er nach einer siegreichen schlacht von einem sclaven, der plötzlich aus dem walde trat, mit einer heugabel erstochen wurde. Dieses cap. hat wol sein vorbild in der geschichte von Egill Tunnadólgr. Es sind hier die beiden motive vom kampf mit dem sclaven und vom tode des königs durch den stier contaminiert. Man hat den sclaven für den stier eingesetzt und die hörner des stiers sind zu den zinken einer heugabel geworden.

Es liegt also hier ein mythus von Freyr vor, wonach der

gott von einem stier mit den hörnern gespiesst wurde.[1]) Ein skalde konnte Freyr mit anspielung auf diesen mythus *hæfis dólgr* oder *gellis dólgr* nennen, so wie Baldr Sn. E. 1, 260 *dólgr Haðar*, oder Hǫðr Sn. E. 1, 266 *Vála dólgr* heisst. Aber Freyr konnte auch *belja dólgr* 'stierfeind' genannt werden. Ein masc. *beli* der 'brüller', von *belja* 'brüllen' in der bedeutung 'stier' ist allerdings nicht belegt. Aber *Belja* ist ein kuhname, und dass es auch ein *beli* 'stier' gab, ist einmal durch das synonym *gellir* 'der brüller, stier' wahrscheinlich und auch dadurch, dass neben dem kuhnamen *Baula* auch der stiername *Bauli* bei Haldorson belegt ist. Ferner bezeugt *baulufǫll, baulufótr,* dass *baula* nicht nur ein kuhname war, sondern auch die bedeutung 'kuh' hatte; über *belja, baula* vgl. Noreen, Aisl. gr.[2] 92.

Es lag nun sehr nahe, den ausdruck *belja dólgr* als *Belja dólgr* 'feind eines Beli' zu fassen, wie Sn. E. 1, 262 Freyr genannt wird, besonders da Beli sonst als mannsname erscheint; ich erinnere nur an den könig Beli der Friðþjófssaga. Man sprach also jetzt von dem kampf eines riesen Beli mit Freyr, und nach massgabe der übrigen kämpfe zwischen göttern und riesen musste jetzt Freyr der sieger in diesem kampfe sein, und das horn, durch welches ursprünglich Freyr fällt, wurde jetzt zu dem hirschgeweih, mit welchem Freyr den riesen Beli tötet, Sn. E. 1, 124. Diese ungewöhnliche waffe musste weiter motiviert werden, und so nahm man an, Freyr habe sein schwert dem diener Skírnir gegeben, als er für ihn um die riesentochter Gerðr warb. Als ein übergangsstadium bei dieser entwicklung kann die geschichte von Dagr hinn spaki gelten, wo der stier zu einem sclaven und die hörner zu einer heugabel geworden sind. Dass zwischen der erzählung von Freyr, der durch das horn eines stiers fällt, und dem mythus, dass Freyr mit einem hirschgeweih den riesen Beli tötet, ein zusammenhang besteht, ist schon durch die überlegung wahrscheinlich, dass wol kaum in der geschichte des Freyr zweimal unabhängig

---

[1]) Der mythus und namentlich die fassung bei Saxo, wo sich die zauberin in eine *bos maritima* verwandelt, erinnert an die sagen von den vatnhestar und vatnkýr. Vielleicht war einmal die vorstellung vorhanden, dass Freyr am weltende mit dem Miðgarðsormr kämpft (Beowulf? vgl. Müllenhoff, Beovulf s. 12).

das motiv von einem mord mit dem geweih eines tieres erscheinen kann.

Der unredliche sclave und schatzmeister Tunni erinnert an den Glumerus und seine genossen, welche könig Hadingus, Saxo 46, töten lässt. Der name *Tunni* ist zu *tunna* zu stellen, der sclave heisst 'tonne, fass', wie man heute noch in Schweden einen dicken, langsamen menschen *en tunna* nennt, Rietz, Svenskt dialektlexicon unter *tunna*. *Tunni* vergleicht sich also etwa dem sclavennamen *Digraldi*, Rígsmál 12, oder ausdrücken wie *digr þræll*.

In dieser geschichte von Egill und Tunni ist wol der schlüssel zu der seltsamen sage von Fjǫlnir, Yngls. c. 14 zu finden. Von könig Fjǫlnir, dem sohne des Freyr, heisst es, dass er während eines gelages bei könig Fróði in ein methfass fiel und ertrank. Die sage war auch Saxo bekannt. S. 59 kommt der Schwedenkönig Hundingus auf dieselbe weise ums leben, als er auf die falsche nachricht von dem tod seines freundes Hadingus ein grosses *erfi* veranstaltet

Cap. 30 wird Egill *Tunnadólgr* genannt. Dies konnte sehr leicht als *tunnudólgr* 'tonnenfeind' aufgefasst werden und man ersann zur motivierung dieses beinamens die geschichte vom riesigen metfass, durch welches der könig seinen tod findet. Dass das wort *tunna* erst im 13. jh. aufgenommen wurde, wie Vigfusson, Dictionary behauptet, kann durch nichts wahrscheinlich gemacht werden. Es ist in allen nord. sprachen belegt und ein frauenname *Tunna* erscheint in jüngeren runeninschriften, s. Brate, Antiqv. tidskrift för Sverige 10, 280. 350. *Tunna* bedeutet wol dasselbe wie der sonst häufig belegte beiname *in digra*.

4. Ingeld und die Svertinge.

Cap. 37 handelt von Ǫnundr oder Brautǫnundr. Dieser könig ist sehr reich, *mjǫk auðigr at lausafé*, und während seiner regierung erfreut sich Schweden des friedens und einer trefflichen ernte. Den namen Braut-Ǫnundr hat er von seiner grossen culturtätigkeit erhalten. Er liess die grossen waldungen Schwedens ausroden, das so gewonnene land bebauen und strassen über wälder, sümpfe und berge anlegen.

Cap. 39 wird das ende des Ǫnundr erzählt. Er findet seinen tod durch eine lawine in Himinheiðr, nach der von Snorri citierten strophe des Þjóðólfr *und Himinfjǫllum.* Anders die Hist. Norwegiae, Storm, Monumenta 101: *Broutonund, quem Sigwardus, frater suus, occidit in Himinheithi, quod loci vocabulum interpretatur coeli campus.* Die letztere quelle macht mehr den eindruck der ursprünglichkeit; es scheint, dass man erst später den könig in den bergen, dem schauplatz seiner tätigkeit umkommen liess.

Der sohn dieses Ǫnundr ist Ingjaldr illráði, dem Snorri die cap. 38, 40—44 gewidmet hat. Ingjaldr hat eine tochter Ása hin illráða, die ihrem vater an wildheit gleicht und mit welcher sich Ingjaldr in der halle verbrennt, als Ívarr víðfaðmi gegen ihn heranzieht. Der sohn des Ingjaldr ist Ólafr, ein treues abbild seines grossvaters Ǫnundr; auch er lässt waldungen ausroden und er erhält davon den beinamen *trételgja* (holzaxt). Ólafr wird von den Schweden *til árs* geopfert; sie verbrennen ihren könig in seinem palaste, weil sie ihn für die hungersnot verantwortlich machen, deren eigentliche ursache die rasche zunahme der bevölkerung war. Der tod des Ólafr hat also grosse ähnlichkeit mit dem des Dómaldi im cap. 18, vgl. Storm, Historieskrivning 110.

In der dänischen königsreihe ist Frotho IV., dessen reichtum und friedensliebe hervorgehoben wird — *Frothi Fritgothae, qui et Largus dictus est,* Sven Ågeson; *Frothonem ab eximia mutuantem largitate cognomen,* Saxo 273 — der vater des Ingellus, des Inƺeld im Beowulf. Ingellus hat eine schwester Asa, Saxo 290, und einen sohn Olavus, Saxo 319, den er mit seiner schwester erzeugt haben soll. Olavus folgt seinem vater in der regierung. Von ihm weiss Saxo nichts zu berichten, denn *huius actus vetustatis squalore conspersos parum justa notitia posteritas apprehendit.*

Die ähnlichkeit der beiden genealogien ist kaum zu verkennen. An der spitze stehen die friedensfürsten Frotho und Ǫnundr und dann folgen dieselben namen. Asa ist nach Saxo eine schwester des Ingellus, nach Snorri eine tochter des Ingjaldr. Die Annal. Esrom. Langeb. 1, 227 nennen Asa eine enkelin des Ingellus und tochter des Olaf, dem sie in der regierung folgt. Saxo 370 erscheint eine Esa, *Olavi Wermorum*

reguli filia, und diesen Olavus hat Munch, Det norske folks hist. 1, 261 mit recht dem Ólafr trételgja gleichgesetzt, denn in der Ynglingas. und FAS. 2, 104 ist gleichfalls Wermeland der schauplatz der culturtätigkeit des Ólafr trételgja.[1])

Was ferner Snorri von Ingjaldr illráði erzählt, stimmt gleichfalls mit dem berichte Saxos über Ingellus oder mit dem des Beowulf über Inȝeld überein.

Ingellus, Inȝeld tötet seine schwäher bei einem gastmahl, aufgereizt durch einen alten krieger, den Starkaðr oder den *eald æscwiȝa,* der ihn an die ermordung seines vaters Frotho, Fróda erinnert.

Cap. 38 heiratet Ingjaldr illráði die Gauthildr, die tochter des königs Algauti. Cap. 40 erzählt die *brenna at Uppsǫlum.* Ingjaldr ladet seinen schwiegervater und noch fünf andere könige zu einem festmahl ein und verbrennt sie in der halle. Der eigentliche urheber dieser untat ist Svipdagr blindi, der fóstrfaðir des Ingjaldr, der seinem pflegesohne ein wolfherz zu essen gab, worauf dieser so wild und grausam wurde.

In beiden fällen handelt es sich also um einen mord beim gelage, verübt an verwanten der frau, hier an dem vater, dort an den brüdern derselben. Es vergleicht sich die Gauthildr der schwester der Svertingssöhne oder der Fréawaru, der pflegevater Svipdagr blindi dem Starkaðr, der ja gleichfalls der *tutor et custos infantiae* des Ingellus ist, Saxo 299[2]), oder dem *eald æscwiȝa* im Beowulf.

Die ermordung des Algauti ist allerdings keine rachetat. Von einer feindschaft des Ingjaldr und seines schwiegervaters weiss Snorri nichts. Aber zu dem gelage ist auch könig Yngvarr mit seinen söhnen Álfr und Agnarr geladen und sie kommen in den flammen um. Die ermordung dieser ist allerdings ein racheakt, dessen vorgeschichte Snorri im cap. 38 erzählt.

---

[1]) Af Upplendinga konungum: *Ólafr sun Ingjaldz konungs illráða af Svíaríki, ruddi Vermaland.*

Müllenhoff, DA. 5, 322 bemerkt, dass Ása, die schwester oder enkelin des Ingellus von der schonischen königin Asa hin illráða, der schwester des Ólafr trételgja, schwer zu unterscheiden sei. Beovulf 22 hält aber Müllenhoff Ingellus und Ingjaldr illráði für ganz verschiedene personen.

[2]) Vgl. auch Langfeðgatal und Frá Forn. cap. 5 *Ingjaldr Starkaðarfóstri.*

Yngvarr ist könig von Fjaðrundaland und hat zwei söhne, Álfr und Agnarr, altersgenossen des Ingjaldr. Als die knaben einmal zusammenkommen und ein spiel abhalten, zeigt es sich, dass Álfr dem Ingjaldr an stärke überlegen ist. Weinend kommt Ingjaldr zu seinem fóstrfaðir Svipdagr blindi und klagt ihm, dass er im spiele der schwächere gewesen sei. Svipdagr sagt *at þat væri mikil skǫmm,* und am nächsten tag gibt er seinem pflegesohn ein wolfherz zu essen, worauf dieser so bösartig wird.

Ich glaube es liegt hier wider der Baldrmythus vor. Ein streit beim spiel, wobei ein blinder, alter mann zum morde reizt. Hier sind allerdings die streitenden nicht brüder, aber die namen Álfr und Ingjaldr, die dem Álfr und Yngvi im cap. 24 entsprechen, lassen noch das alte verwantschaftsverhältnis erkennen, und der name des vaters Yngvarr verrät noch die beziehung zum Ynglingengeschlecht.

Svipdagr blindi ist Óðinn, der ja sonst *Svipall* heisst, Grímnismal 46. Sn. E. 1, 84[1]); er entspricht dem Gestiblindus und wie Hrosshársgrani ist er der pflegevater des mörders. Die stelle reiht sich gut in die früher besprochenen fassungen des Baldrmythus ein. Wir haben hier die gestalt des blinden Hǫðr erhalten, welche in der sage von Alrekr und Eirikr fehlte, die wir oben in dem Gestiblindus bei Saxo fanden, wo wir aber wider das motiv vom spiel vermissten.

Das ursprüngliche motiv, dass Ingjaldr, aufgereizt durch seinen alten pflegevater, die schwäher beim gelage ermordet, um seinen vater zu rächen, ist bei Snorri in zwei motive geteilt worden, in das vom verwantenmord (Algauti) und das von der rache (Yngvarr und seine söhne). Zur begründung des letzteren hat man, nachdem dem tod des vaters Frotho, Fróda vergessen war, aus der vorausgehenden partie der Ynglingas. den Baldrmythus herübergenommen. Zu dieser verbindung hat wol die gestalt des alten aufreizers zum kampfe in der sage von Ingellus, Inȝeld veranlasst, den man mit dem blinden alten des Baldrmythus identificierte.

---

[1]) Vgl. auch den *altero oculo orbus* in der geschichte des Hadingus, der seinen schützling das blut eines löwen trinken lässt, wie hier Svipdagr dem Ingjaldr ein wolfherz zu essen gibt, vgl. oben s. 74.

Svipdagr blindi vertritt also sowol den Gestiblindus, Óðinn, als auch den Starkaðr oder *eald æscwiga*. Den Svertingssöhnen (Saxo) oder Dänen (Beow.) entsprechen bei Snorri sowol der könig Algauti, als Álfr und Agnarr, die söhne des Yngvarr. Wenn die Hist. Norwegiae den Broutonund ermorden lässt, so erinnert das an Frotho, Fróda. Der mörder heisst *Sigwardus*, die hss. schreiben *Swardus*. Man denkt an die möglichkeit, dass die ursprüngliche form des namens *Swartus* war, so wie die schwester der Svertingssöhne nach Ser. run. I *Svarte* heisst. Ein schreiber kann dies *Swartus* sehr leicht als *Swardus*, d. i. *Sigwardus* aufgefasst haben.

Müllenhoff hat Beovulf 29 ff. den kampf der Heaðobearden unter Fróda und Inȝeld mit den Dänen historisch gefasst. Er hält die Heaðobearden für die Heruler, welche an der scheide des 5. und 6. jhs. von den Dänen vertrieben wurden. Müllenhoff geht dabei von der fassung der sage im Beowulf aus, wo ihre ursprüngliche gestalt bereits verwischt ist. Diese ist bei Saxo erhalten und hier weist alles auf einen mythus.

Schon die namen *Frotho* und *Ingellus* legen es nahe, an den Freyrmythus zu denken. Der reiche friedensfürst Frotho, der als knabe allen so lieb war, dass man ihn nicht auf der erde gehen liess, sondern ihn beständig am busen trug und mit küssen herzte, Saxo 273 [1]), ist wie die übrigen Frothones Freyr. Er ist der sohn des Fridlevus und der Frogertha, d. i. wider des Freyr und der Gerðr. Bei der werbung um Frogertha ereignet sich ein prodigium — das meer färbt sich rot, als einer der abgesanten über bord stürzt, s. 265 — und das mädchen sucht durch den hinweis auf dasselbe den vater, der ihrer verbindung mit Fridlevus widerstrebt, zur zusage zu bewegen. Man darf hier wol an Skírnir und dessen drohungen erinnern.

Ingellus, Inȝeld gleicht seinem vater. Der frohe sohn des Fróda wird er im Beowulf genannt. Den leichtsinn und die schlechte sitte hat er mit den *filii Frö* gemein. Mit seiner schwester hat Ingellus einen sohn; das erinnert an Yngls. 4,

---

[1]) Vgl. Grottasǫngr 5:

siti hann á auði, sofi hann á dúni,
vaki hann at vilja ...

wonach Njǫrðr seine schwester zur gemahlin hatte, und an Lokasenna 32, wonach die götter die Freyja mit ihrem bruder überraschten.

Helga, die schwester des Ingellus, ergibt sich einem goldschmied, der sie mit seinen geschenken betört. Die ähnlichkeit mit dem halsbandmythus ist gewiss schon längst bemerkt und erklärt sich ganz einfach. Helga ist Freyja, an welche im Sǫrlaþáttr der halsbandmythus geknüpft ist.

Das alles muss zur vermutung führen, dass auch der tod des Frotho mythisch ist. *Sverting,* der den Frotho in der halle verbrennt und dabei selbst seinen tod findet, Saxo 283, ist *Surtr,* der am weltende den Freyr tötet und darauf mit seinem feuer die welt verbrennt. Es liegt also hier der ragnarǫkmythus vor, welcher auch noch an einer andern stelle der an. literatur bei Frotho erscheint. FMS. 11, 414 (Sǫgubrot) heisst es: *þat var á einu ári, þá er Fróði var gamall, at reiðarþrumur kómu stórar ok eldingar; þá hvarf sól af himni ok skalf jǫrð, svá at bjǫrg hrutu or stað; þá kómu bjǫrg or jǫrðu upp ok viltuz allir spádómar.* Das ist deutlich eine schilderung der ragnarǫk.

Es begreift sich auch wol, dass man die Svertinge im süden in Deutschland localisiert hat, denn sie sind die Múspellzsynir, die am weltende über den Myrkviðr hinüberziehen, Lokasenna 42.[1]) Aus dem weltbrand hat die historisierende bearbeitung einen salbrand gemacht.

Die geschichte des Ingellus ist als eine neubildung der sage aufzufassen, die sich mit einem einmaligen kampf nicht begnügen wollte. Wie Frotho geht auch Inȝeld in dem kampfe unter, Wídsíð 45 ff. Alles übrige, die heirat mit der Fréawaru, die aufreizung durch den *eald æscwiȝa* oder Starkaðr, sind ausschmückende züge, die aus dem charakter des helden erschlossen wurden. Man dachte sich Inȝeld als einen *filius Frö,* als einen leichtlebigen jüngling, den der genuss alles übrige vergessen liess. Das machte einen hetzer notwendig, den man sich dem contrast zu liebe als einen in den waffen ergrauten,

---

[1]) Der name Sverting allein bewiese allerdings noch nichts; er ist nicht so selten, ebenso wenig wie Surtr: FMS. 2, 206 ff., 9, 28 ff., 10, 298. Much teilt mir mit, dass er auch schon bei Sverting an Surtr gedacht habe.

grimmigen krieger dachte. *Fréawaru* hat ihren namen vielleicht von *Freyja,* der schwester des Ingeld, die auch seine geliebte war, entlehnt.

5. Die Helgisage.

Saxo 290 ff. erzählt noch von einem zweiten liebesverhältnis der Helga, der schwester des Ingellus.[1]) Auf einem mit gold und purpur geschmückten schiffe kommt *Helgo Norvagiensis* zu Ingellus, um um dessen schwester zu werben. Zu dieser zeit lebten in Dänemark neun berserkische brüder, unter welchen Anganterus der gewaltigste war. Dieser hat gleichfalls um Helga geworben und fordert Helgo zum kampfe heraus, wobei Helgo gegen alle neun brüder stehen soll. Helgo bittet den Starcatherus um beistand und dieser führt den kampf allein glücklich zu ende, da sich Helgo in der hochzeitsnacht verschläft und Starcatherus ihn in seinem glücke nicht stören will.

Schon Müllenhoff hat Zs. fda. 23, 127. DA. 5, 323 hier die Helgisage erkannt. Helgo heisst bei Saxo *Norvagiensis,* sowie die heimat des Helgi Hjǫrvarðsson nach v. 31 des Eddaliedes[2]) und der vorausgehenden prosa Norwegen ist. Helga entspricht der Sigrún, die berserkischen brüder erinnern allerdings durch den namen ihres führers Angantýr zunächst an die Arngrímssöhne, aber sie entsprechen auch zugleich den Granmarssöhnen der Helgisage. Auch unter den Greipssöhnen der Hrómundarsaga erscheint ein Angantýr.

Müllenhoffs combination gewinnt nicht wenig an wahrscheinlichkeit dadurch, dass sich noch an einer andern stelle in Saxos geschichtswerk die Helgisage in einem ähnlichen zusammenhang findet. Wie hier Helga die schwester des Ingellus und tochter des Frotho ist, so erscheint Saxo 68 ff. eine Svanhvita als schwester des Frotho I und tochter des Hadingus, und was von ihr berichtet wird, lässt nicht daran zweifeln, dass sie die Sváva oder Sigrún der Helgilieder ist.

---

[1]) Man beachte die seltsame verbindung, Saxo s. 290: *fuere autem Ingello sorores Helga et Asa, ex quibus Helga toris admodum matura* ... Saxo führt also hier die Helga neu ein, obwol er 284 ff. ihre liebschaft mit dem goldschmied erzählt hat.

[2]) Helgi fragt den Heðinn: *hvat kantu segja nýra spjalla ór Nóregi?*

Svanhvita erfährt, dass Thorilda, die gemahlin des Schwedenkönigs Hundingus, ihre stiefsöhne Regnerus und Thoraldus, die sie mit grimmigem hass verfolgt, sehr schlecht behandelt und sie die königliche herde hüten lässt. Sie macht sich *sororibus in famulitium sumptis* nach Schweden auf und trifft dort die jünglinge, welche nächtlicher weile ihr hirtenamt versehen, während sie von ungeheuern aller art umschwärmt werden, *cum . . . diversi generis portentis circumfundi videret.* Es folgen verse, in welchen Svanhvita ihre *sorores* davon abhält, vom pferde zu steigen, da sie zu pferde vor den dämonen sicherer wären. Dann folgen verse des Regnerus und s. 72 wider verse der Svanhvita, mit welchen sie dem Regnerus ein schwert gibt und sich ihm als gattin anbietet. Nachdem sie die *obscoenissimas portentorum catervas,* unter welchen sich auch die stiefmutter Thorilda befand, getötet haben, heiratet Regnerus die Svanhvita. Dann erzählt Saxo von einer schlacht, welche Frotho gegen seine schwester Svanhvita an der schwedischen küste zu bestehen hatte, als er aus dem orient zurückkehrt, um den Ubbo, den gemahl seiner zweiten schwester Ulvilda, zu züchtigen, der ihm die herschaft über Dänemark entreissen will. Er wird geschlagen, nähert sich in der nacht auf einem kahn den feindlichen schiffen, um dieselben anzubohren und zu versenken. Dann heisst es: *deprehensus a sorore rogatusque, cur tacito remigio varios meatuum ambages sequeretur, simili quaestionis modo percontantem absolvit. Nam Svanhvita quoque eodem noctis tempore solitariam navigationem ingressa ancipiti declinationis gyro multiplices sensim aditus recessusque captabat.* Svanhvita bittet ihren bruder um seine zustimmung zu ihrer verbindung mit Regnerus, Frotho gewährt ihr die bitte und schliesst frieden mit Regnerus. Frotho kommt später in einem kampfe mit Regnerus um, nicht durch die feindlichen waffen, sondern durch das gewicht seiner rüstung und die eigene körperhitze. Frotho ist der vater des Haldanus und grossvater des Helgo. Als Regnerus stirbt, folgt Svanhvita bald im tode dem gatten nach, von welchem sie im leben nicht getrennt werden konnte, *fieri namque solet ut quidam ob eximiam caritatem, quam vivis impenderant, etiam vita excedentes comitari contendant,* Saxo 82. Regnerus und Svanhvita sind die eltern des Hothbrodus und

nun berichtet Saxo vom kampf des Hothbrodus mit Helgo und von den weiteren schicksalen des letzteren.

Die ähnlichkeit der liebesgeschichte von Regnerus und Svanhvita mit der fassung der Helgisage in den Helgiliedern ist so deutlich, dass man sich nur darüber wundern muss, dass sie noch nicht bemerkt wurde.

Svanhvita sucht mit ihren *sorores* — offenbar valkyren, sie werden auch reitend gedacht — den Regnerus auf, als er die herde hütet, so wie Sváva zu dem jungen Helgi kommt, als er *á haugi* sitzt. Wie Helgi durch Sváva ein schwert erhält, so gibt hier Svanhvita dem Regnerus ein schwert. Wie Sváva die schiffe des Helgi vor der hexe Hrímgerðr schützt, welche sie vernichten will (Helgakv. Hjǫrv. 25, vgl. auch Sigrún in der prosa von Helgakv. Hund. 2, 19), so beschützt hier Svanhvita die flotte des Regnerus vor ihrem bruder Frotho. Saxo hatte bei den worten *deprehensus a sorore rogatusque, cur tacito remigio varias meatuum ambages sequeretur, simili quaestionis modo percontantem absolvit* offenbar zwei strophen im sinne, frage und antwort, welche, wie das sonst in der eddischen poesie üblich ist, in nahezu denselben ausdrücken gehalten waren. Svanhvita überlebt ihren gatten nur kurze zeit. Von Helgi und Sváva berichtet die prosa am schlusse der Helgakv. Hjǫrv. allerdings nur, dass sie widergeboren wurden, aber von Sigrún heisst es am schlusse der Helgakv. Hund 2: *Sigrún varð skammlíf af harmi ok trega. Sváva* wird wol eine koseform von *Svanhvít* sein über **Svanva.*

Wenn Saxo zwei brüder, Regnerus und Thoraldus, nennt, die von ihrer stiefmutter schlecht behandelt werden, aus welcher schimpflichen lage sie die valkyre befreit, so liegt hier deutlich die scene der Hrólfss. vor, wo Helgi und Hróarr als Hamr und Hrani bei Vifill weilen und vor den nachstellungen ihres stiefvaters und oheims Fróði beschützt werden, und welche auch Saxo 321 bei Frotho V. erzählt, wo die brüder Haraldus und Haldanus heissen. Nur ist hier die schimpfliche lage der brüder kein schutzmittel gegen die verfolgung ihres stiefvaters, sondern von der stiefmutter selbst veranlasst, und ferner ist hier die valkyre die helferin, während in der Hrólfss. Vifill, Reginn und die schwester Signý mit ihrem gemahl Sævill den knaben beistehen. Thorilda, die böse stiefmutter, ist die gemahlin des Hundingus.

Es ist hier Hundingr an die stelle des oheims Fróði getreten, und das hat seine entsprechung in der Helgakv. Hund. 2. Auch dort vertritt Hundingr den Fróði; im übrigen ist die scene Helgakv. Hund. 2, 1 ff. dieselbe wie in der Hrólfss.: Helgi wird den nachforschungen der abgesanten des königs durch einen karl Hagall oder Vifill entzogen. Die böse schwester des Frotho, Ulvilda, welche ihrem bruder und ihrem manne Scotto nachstellt, ist wol die Ulvilda, die gemahlin des Frotho, Saxo 320, die im selben gegensatz zur guten Signe, der gemahlin des Haraldus, steht, wie die schwestern Ulvilda und Svanhvita. Frotho erstickt im kampfe gegen Regnerus, *non telorum vi, sed armorum pondere et corporis aestu strangulatus interiit,* Saxo s. 80. Auch Frotho V. erstickt im kampfe gegen die brüder Haldanus und Haraldus (Helgi und Hróarr), *vapore et fumo strangulatus interiit,* Saxo s. 323, vgl. FAS. 1, 16.

In der Hrómundars. Greipssonar ist Svanhvít, die schwester des königs Ólafr, in dessen dienst Hrómundr steht, die geliebte des helden, der deshalb gegen die verleumdungen des Bildr und Voli zu kämpfen hat. Was sonst die Saga von Hrómundr berichtet, erweist hinlänglich seine identität mit Helgi. Er gibt einem gewissen Hrókr einen wertvollen goldring. Als Voli das erfährt, tötet er den Hrókr und nimmt ihm den ring ab. In der Hrólfss. Kraka FAS. 1, 25 ff. gibt Helgi seinem bruder Hróarr einen goldring, Hrókr tötet darauf den Hróarr und wird dann von Helgi bestraft. Hrómundr entspricht also dem Helgi, Voli dem Hrókr und der Hrókr der Hrómundars. dem Hróarr der Hrólfss. Der name Hrókr kommt in beiden berichten vor, wenn er auch nicht an dieselbe person geknüpft ist. Dann folgt der kampf des Hrómundr mit Helgi, wo also in folge einer seltsamen combination der sage Helgi sich selbst gegenübersteht. Hrómundr schlägt mit seinem schwerte Mistilteinn gegen Voli, den er beschuldigt, durch seine zaubersprüche das eis auf dem Wenersee gemacht zu haben. Voli bläst ihm das schwert aus der hand und es fällt in den see. Svanhvít führt den Hrómundr zu dem karl Hagall, der ihn von seinen wunden heilt. Dieser karl findet in dem magen eines hechtes, den er gefangen hat, den Mistilteinn. Hier entspricht wider Voli dem Hrókr der Hrólfss. Wie hier Voli das schwert in den see fallen lässt, so schleudert Hrókr auf seinem besuche bei Hróarr den ring ins

meer, und wie sich hier das schwert im bauche des hechtes widerfindet, so gewinnt in der Hrólfss. Agnarr den ring durch ein taucherkunststück wider. Dann folgt in der Hrómundars. die erzählung, wie Blindr hinn illi den Hrómundr bei Hagall sucht und dieser ihn verbirgt, in welcher schon Sijmons, Beitr. 4, 191 ff. die scene bei Vifill in der Hrólfss., FAS. 1, 6 ff. und in der Helgakv. Hund. 2, 1 ff. erkannt hat. In der Helgakv. wie in der Hrómundars. heisst der karl Hagall.

Es steht also hinlänglich fest, dass Hrómundr Helgi ist, und wie bei Saxo heisst die geliebte des helden Svanhvít.

Nach der Hrólfss., FAS. 1, 25 ff. überfällt Hrókr den Hróarr, Helgis bruder, tötet ihn und begehrt Ǫgn, die witwe des Hróarr, zur gattin. Da schickt Ǫgn boten zu Helgi mit der bitte, er möge seinen bruder rächen und ihr zu hilfe kommen, damit sie nicht den verhassten Hrókr heiraten müsse. Helgi züchtigt darauf den Hrókr.

Saxo 82 überfällt Hothbrodus den Roe und tötet ihn. Helgo rächt darauf seinen bruder.

Daraus geht hervor, dass der Hrókr der Hrólfss. den Hǫðbroddr vertritt und Ǫgn, Hróars gemahlin, welche Helgi um hilfe gegen den verhassten freier Hrókr bittet, die Sigrún der Eddalieder. Nach der Hrólfss. ist Hrókr der sohn des Sævill jarl und der Signý, der schwester der brüder Helgi und Hróarr. Bei Saxo ist Hothbrodus der sohn des Regnerus und der Svanhvita.

Es wird jetzt auch die seltsame verbindung der geschichte von Regnerus und Svanhvita mit der von Helgo Hothbrodi strages verständlich. Es lagen zwei sagen vor; die eine erotischen inhalts von Helgi und einer valkyre Svanhvít, die andere im wesentlichen übereinstimmend mit der Hrólfss. Kraka, nur dass hier Hǫðbroddr die rolle des Hrókr einnahm. Es stellte sich das bedürfnis ein, hier eine verbindung herzustellen. Da nun in der einen sage die valkyre Svanhvít dem jüngling Helgi beistand, in der andern aber Signý, die schwester der brüder und gemahlin des Sævill, so lag es nahe, die valkyre an die stelle der schwester zu setzen, wodurch sie zur mutter des Hǫðbroddr wurde und auf den gemahl der Signý alles das zu übertragen, was die altes age von Helgi, dem geliebten der Svanhvít, zu erzählen wusste. Da ferner der jarl Sævill in der Hrólfss.



eine ziemlich unbedeutende rolle spielt, dagegen Reginn, der fóstri des Helgi und Hróarr, die knaben tatkräftig unterstützt, so hatte man wol schon vorher ein paar Reginn und Signý als eltern des Hǫðbroddr angenommen, das dann zu dem liebespaar Regnerus und Svanhvita wurde.[1]) Es erklärt sich also jetzt auch die verschiedenheit im namen des helden bei Saxo und in den Eddaliedern.

Ein vergleich der beiden hauptformen der Helgisage, der mit und ohne valkyre, lässt die letztere fassung als die ältere erkennen. Das wird vor allem wahrscheinlich durch die erzählung von Regnerus und Svanhvita. Die episode, wo Svanhvita die beiden knaben aufsucht, als sie die herde hüten, ist aus der jugendgeschichte von Helgi und Hróarr FAS. 1, 6 ff. dadurch gebildet worden, dass man die valkyre zur helferin der brüder machte. Weiter ab steht schon die scene Helgakv. Hjǫrv. 6 ff., wo Sváva den Helgi besucht, als er *á haugi* sitzt, denn hier ist bereits der bruder Helgis vergessen und von einer verfolgung Helgis durch einen stiefvater oder eine stiefmutter ist hier nicht mehr die rede. Man hat ferner für Ǫgn, die gemahlin des Hróarr, die bei Helgi gegen Hrókr (Hǫðbroddr) hilfe sucht, die valkyre eingesetzt und damit war im wesentlichen die gestalt der Helgisage gegeben, wie sie in den Eddaliedern vorliegt. Der entgegengesetzte weg, dass die valkyre der sage schon ursprünglich angehört hat, dann ausgeschieden wurde, dass man aber doch den freier Hǫðbroddr beibehielt, ist wol kaum wahrscheinlich. Erst durch den eintritt der valkyre hat die Helgisage den erotischen zug erhalten, durch welchen sie an den Siklingensagenkreis erinnert und das fordert dazu auf, der spur der valkyre zu folgen.

Svanhvita ist die schwester des Frotho und tochter des Hadingus (Njǫrðr). Helga ist eine schwester des Ingellus und tochter des Frotho; ihr liebesverhältnis mit dem goldschmied lässt sie deutlich als Freyja erkennen.

Die knaben Haraldus und Haldanus, Saxo 321 ff., sind, wie Zs. fda. 36, 12 ff. gezeigt wurde, Hróarr und Helgi. Ihre jugend-

[1]) *Reginn* heisst Saxo 321 *Regno*. *Regnerus* ist sonst *Ragnarr*, aber der vater des Ericus und Rollerus heisst in der prosa Saxo 192 ff. *Regnerus*, in den versen 199 *Regno*.

geschichte stimmt mit der erzählung der Hrólfss. Kraka ganz genau überein. Aber auch im folgenden fehlt es nicht an zügen der Helgisage.

Nach dem tode des oheims Frotho übergibt Haldanus seinem bruder Haraldus die regierung und unternimmt selbst vikingerzüge. In dem kampf mit dem Schwedenkönig Ericus, einem sohn des oheims Frotho, besiegt und arg verwundet, sucht er den zauber- und heilkundigen Vitolfus auf, der die soldaten des Ericus, als sie den Haldanus suchen, des sehvermögens beraubt, vgl. den Vifill und vor allem den Hagall der Hrómundars., der gleichfalls Hrómundr heilt und beschützt. Darauf besiegt Ericus den Haraldus, den bruder des Haldanus, in drei schlachten, in der vierten tötet er ihn. Haldanus rächt seinen bruder. Ericus entspricht also dem Hothbrodus oder Hrókr, wie dieser ist er auch ein verwanter des Haldanus, Helgi und könig von Schweden.[1]) Dann kämpft Haldanus mit dem Syvaldus und seinen sieben berserkischen brüdern und mit Harthbenus, der königstöchter raubt. Man denkt hier an den riesen Hati, von welchem seine tochter Hrímgerðr, Helgakv. Hjǫrv. 17, sagt: *margar brúðir hann lét frá búi teknar, unz hann Helgi hjó.* Als er erfährt, dass Thorilda, *Hatheri reguli filia* von Grimmo *eximiarum virium athleta* begehrt wird, eilt er nach Norwegen und besiegt den Grimmo, worauf er Thorilda heiratet. Darauf erschlägt er den Ebbo, *pirata plebeii generis,* welcher Sygrutha, *Gothensium regis Unguini filia,* heiraten will, beim hochzeitsmahl. Da er selbst kinderlos ist, tritt er dem Unguinus den königlichen schatz und das königtum ab. Der sohn des Unguinus ist Syvaldus und dessen tochter Syritha, die geliebte des Otharus. Der sohn des Syvaldus ist Sigarus, der vater des Alf, des ge-

---

[1]) Die worte Saxo 325: *circumventus itaque Ericus oblatum sibi sub serviendi conditione spiritum repudiavit, lucemque libertati praeferre non passus, mori quam obsequi praeoptavit, ne vitae cupiditate ex libero servus evadere videretur, aut quem nuper fortuna aequasset, novo famulatus officio coleret* erinnern an die Helgakv. Hund. 2, 38 an Hundingr gerichteten worte:

> þú skalt, Hundingr! hverjum manni
> fótlaug geta ok funa kynda,
> hunda binda, hesta gæta,
> gefa svínum soð, áðr sofa gangir.

liebten der Alvilda, und der Sygne der unglücklichen geliebten des Hagbarthus.

Syritha und Otharus sind, wie man schon längst erkannt hat, Freyja und Óðr. Der grossvater der Syritha *Unguinus* ist jedenfalls ein *Yngvinn*, vgl. *Ingunarfreyr* Lokas. 43. Sygrutha, die tochter des Unguinus, die denselben namen trägt wie ihre nichte Syritha (Sigríðr), ist wol gleichfalls Freyja. Das paar Haldanus und Sygrutha vergleicht sich also den paaren Helgo und Helga, Regnerus und Svanhvita; in allen drei fassungen der Helgisage bei Saxo ist also Freyja die geliebte des helden. Von einem liebesverhältnis des Haldanus und der Sygrutha erzählt Saxo allerdings nichts, wol nur deshalb, weil durch die häufung der motive Thorilda zur gattin des Haldanus geworden war, die gleichfalls aus der gewalt eines unholds befreit wird.

Es begreift sich jetzt der erotische charakter der Helgisage und auch der weg, auf welchem die valkyre in die sage kam. Man wusste von einer schwester des Frotho, der Freyja, und von einem liebesverhältnis derselben. Man machte sie zur helferin der brüder Helgi und Hróarr gegen den bösen oheim Frotho. Die valkyre, welche um Helgi *grimmum tárum* weint, Helgakv. Hund. 2, 45, ist Freyja, welche goldene thränen um ihren geliebten Óðr weint. In der geschichte der Helga bei Saxo sind also zwei Freyjamythen, der halsbandmythus und der Óðrmythus neben einander erhalten, die sich wie eine poetische ausführung des gedankens ausnehmen, dass schmuck und poesie (*óðr*) die frauen besticht; man denkt an Fruote und Horant.

Auch die von Sijmons hervorgehobene ähnlichkeit mit dem Siklingensagenkreis, der name Sigrún und die gestalt des Blindr inn bǫlvísi wird verständlich. Das mythische geschlecht der Granmarssöhne hat wol auch der valkyrensage angehört, nur ist Hǫðbroddr erst später zu einem Granmarssohn gemacht worden — auch Otharus befreit die Syritha aus riesengewalt — und wie Helgi und Sigrún widergeboren werden, so sind auch Otharus und Syritha *endrborin* in Alf und Alvilda und in Hagbarthus und Sygne. Man liess das liebespaar sich immer wider verjüngen, um sich an seiner geschichte noch weiter erfreuen zu können.

Die alte fassung der Helgisage, wie sie in der Hrólfss.

und bei Saxo vorliegt, enthielt die gräuliche incestgeschichte von Helgo, Thora und Ursa, vgl. Zs. fda. 32, 394 ff. An erotischen zügen fehlte es also nicht. Saxo sagt von seinem Helgo s. 80: *adeo projectus in Venerem exstitit, ut ambiguae existimationis esset, tyrannide magis an libidine arserit.* Um so eher musste Helgi dazu geeignet erscheinen, an die stelle des Óðr zu treten.

Durch die verbindung mit dem Freyjamythus wurde die Helgisage auch der Hildensage nahegerückt, denn diese ist im Sǫrlaþáttr zu Freyja in beziehung gesetzt. So konnte um so leichter die gestalt des grausamen vaters Hǫgni aus der Hildensage eingeführt werden und in der Ynglingasaga ist der einfluss der Hildensage noch stärker, denn hier erscheinen auch die namen Hildr und Hildigunn.

Unter den königen, welche Ingjaldr illráði zu dem gastmahl einladet, befindet sich auch der könig Granmarr, aber er entkommt. Granmars gemahlin ist Hildr, die tochter des Granmarr und der Hildr ist Hildigunn, und um sie wirbt könig Hjǫrvarðr, *er Ylfingr var kallaðr.* Die drei könige Hjǫrvarðr, Granmarr und Hǫgni verbünden sich gegen Ingjaldr, vor dem sie nach den erfahrungen, welche Granmarr gemacht hat, alle ursache haben auf der hut zu sein, werden aber, Hǫgni ausgenommen, von Ingjaldr beseitigt.

Die namen Hjǫrvarðr, von dem es ausdrücklich heisst, dass er ein Ylfing war, Granmarr und Hǫgni lassen sicher die Helgisage erkennen, die ja auch bei Saxo mit der geschichte des Ingellus verbunden ist. Nachdem einmal die sage den Ingjaldr als einen illráði gefasst hatte, lag es nahe, alle personen, die zu ihm in beziehung standen, zu opfern des bösen königs zu machen. Die gemeinsame gefahr brachte die coalition der alten gegner Hjǫrvarðr, der natürlich hier seinen sohn Helgi vertritt, und Granmarr zu stande. Man machte Granmarr zum vater der Sigrún, Hildigunn und Hǫgni zu ihrem grossvater.

S. 96 ist bereits auf die ähnlichkeit der liebesgeschichten von Hjalmarr und Ingibjǫrg und von Helgo und Helga hingewiesen worden. Beiden sind die Arngrímssöhne als rivalen gemeinsam. In beiden steht dem helden ein gewaltiger krieger (Ǫrvar-Oddr, Starkaðr) zur seite, der den kampf mit den Arngrímssöhnen siegreich zu ende führt. Charakteristisch für beide

sagen ist die erotische färbung. Das paar Hjalmarr und Ingibjǫrg entspricht dem paare Helgo und Helga (Helgi und Sváva). Wie die valkyre dem Helgi in den tod folgt, so stirbt Ingibjǫrg als sie die nachricht vom tode des Hjalmarr erhält und wird mit ihm begraben. Ingibjǫrg ist Ǫrvar-Oddss. c. 20 (Boer) die tochter des Schwedenkönigs Ingjaldr illráði; auch die hs. R der Hervarars. (Bugge s. 207) hat *dóttur Ingjalds konungs at Uppsǫlum,* die übrigen *d. Yngva.* Bei Saxo ist Helga die schwester des Ingellus, der nach dem vorausgehenden identisch ist mit Ingjaldr illráði. Die verschiedenheit im verwantschaftsverhältnis ist dieselbe wie bei Asa, der schwester des Ingellus bei Saxo und der tochter des Ingjaldr illráði in der Ynglingas. Wenn Hjalmarr im kampfe fällt und Ǫrvar-Oddr die nachricht von seinem tode der Ingibjǫrg überbringt, so ist die scene in der Helgakv. Hjǫrv. 36 ff. zu vergleichen, wo Helgi im holmgang mit Alfr umkommt und seinen freund Sigarr zu Sváva schickt. Sváva wohnt *í Munarheimum*; nach Hervarars. 302 und Ǫrvar-Oddss. c. 28 findet der kampf bei den *Munarvágar* statt. Die namen bedeuten 'liebesheim' und 'liebeswogen' und stehen offenbar in zusammenhang mit dem erotischen charakter der sage.

Es ist also wol wahrscheinlich, dass auch in der geschichte von Hjalmarr und Ingibjǫrg die Helgisage vorliegt. Wir gewinnen aus ihr sogar eine bestätigung für unsere früheren aufstellungen, für die identificierung des Ingellus mit Ingjaldr illráði und für die auffassung der geschichte von Helgo und Helga als die Helgisage, denn die erzählung von Hjalmarr und Ingibjǫrg vermittelt zwischen dieser und der eddischen fassung der Helgisage.

WIEN, januar 1893. FERD. DETTER.

HERCULES SAXANUS.

Hercules Saxanus ist auf altären und votivsteinen in und bei den tuffsteinbrüchen des zwischen Andernach und Remagen mündenden Brohltals mehr als zwanzigmal, in den kalksteinbrüchen des Moseltals bei Norroy-sous-Prény, die unweit Pont-à-Mousson oberhalb Metz liegen, dreimal und in Trient und in Tivoli je einmal bezeugt. Der erste gelehrte, der sich über mehrere jener rheinischen Hercules-Saxanusdenkmäler und den tiburtinischen stein äusserte, war J. G. Keysler in seinen Antiquitates selectae septentrionales et celticae, Hannoverae 1720, 190 ff. Zu unserm erstaunen sehen wir, dass dieser vielgereiste und ebenso belesene, wie kritisch urteilende mann, der übrigens auch meines wissens zuerst den christlichen grundcharakter der Vǫluspá und den starken einfluss des christentums auf die jüngere Edda richtig hervorhob (a. o. s. 126), die verführerischen abwege, die ein jahrhundert später J. Grimm und weiterhin Kern und Simrock bei der erklärung dieses gottes einschlugen, sicher erkannte und besonnen vermied, um selber den richtigen, aber noch von den neuesten forschern wider aufgegebenen weg zu verfolgen. Er erwog nämlich die drei möglichkeiten eines zusammenhangs des Saxanus erstens mit dem deutschen gotte Saxnot, ferner mit den deutschen personennamen Sahso, Saxunus, endlich mit dem nordischen gotte Þórr, dem besieger des felsriesen Hrungnir, also dieselben möglichkeiten, die später die drei erwähnten germanisten nach einander erwogen. Aber er beschämte auch die allerneuesten forscher, die Simrock folgen, Jordan, den bearbeiter der 3. auflage von Prellers Römischer mythologie, und R. Peter, der einen wertvollen artikel über Hercules für Roschers ausführliches lexicon geschrieben, denn er erklärte den Saxanus schlichtweg aus dem lateinischen als

einen römischen felsengott oder -heros, dessen beiname an die unter dem sogenannten *saxum* des Aventin hausende *Bona Dea Subsaxana* erinnere. Die ganze noch nicht abgeschlossene geschichte der hin- und herschwankenden deutung des Hercules Saxanus ist also im grunde nur eine evolution der alten Keyslerschen zweifel und gedanken. Sie besteht aus lauter 'Keysleriana'. Grimm nämlich nahm eine verwantschaft des lat. *saxum* 'stein' und des deutschen *sahs* 'messer, kurzes schwert' an. Das deutsche wort habe früher eine steinwaffe bedeutet, der Saxanus sei als ein mit einem steinschwert oder steinmesser bewaffneter gott der Germanen zu denken, identisch mit dem Saxnot, d. h. schwertgenossen oder schwertführer des altsächs. taufgelöbnisses, einem beinamen des kriegsgottes Tiu (D. myth. 1 203 ff.). Nun kann die möglichkeit einer urverwantschaft des *saxum* und des *sahs* nicht bestritten werden, aber weder jenes, noch dieses wort ist in dem sinne 'steinwaffe' nachweisbar oder nur glaublich, und der gemeinsame ausgangspunkt der begriffe beider wörter scheint in einer ganz anderen sphäre zu liegen. Beide sind nach Ascoli[1]) aus der im lat. *sec-are* 'schneiden' erhaltenen wurzel *ska* entsprungen, sodass *saxum* ursprünglich das scharfe, klippige gestein, *sahs* aber die schneidige waffe gewesen wäre. Der unwahrscheinlichkeit jener Grimmschen etymologie steht aber die unwahrscheinlichkeit der mythologischen combination kaum nach. Denn der göttername alts. Saxnôt, ags. Saxnéat kommt nur innerhalb des Sachsenstammes vor, der in der früheren kaiserzeit, in der die Saxanusdenkmäler entstanden sind, nie am Mittelrhein oder gar an der Obermosel aufgetreten ist und auch nie den legionen, die diese denkmäler setzten, soldaten geliefert hat. Auch wäre es höchst auffällig, dass ein bewaffneter kriegsgott, wie ihn Grimm annimmt, nie in den doch noch viel häufigeren inschriften der römischen legionslager und auxiliarstationen, sondern immer nur in steinbrüchen, wie sich zeigen wird, geehrt worden wäre. Obgleich Grimm an der steinbedeutung des wortes *sahs* auch noch im wörterbuch s. v. *fels* festhielt, liess er doch später seine mythologische combination aus rücksicht auf die mehr-

[1]) Kuhns zs. 16, 207. Fick, Vergleich. wb. 2³, 252 setzt ein urwort **sakso* 'steinschneide' an.

fachen ausserdeutschen denkmäler dieses Hercules fallen[1]); dennoch spukte sie weiter, wenn auch in veränderter, der zweiten Keyslerschen form. Denn Kern holte nun zur rettung des germanischen Saxanus die alten namen *Saxani, Saxini* aus einer Zütphener urkunde des 9. jhs. hervor, denen man allerdings die viel ältere rheinische *Sacsena* und manche andere ähnliche altdeutsche namen beifügen könnte.[2]) Aber keine Herculesinschrift deutet eine derartige schwächung oder kürzung des suffixvocals an, wie sie diese namen voraussetzen. Auch war es nicht deutsche art, götterbeinamen als unzusammengesetzte personennamen zu verwenden, freilich wol als flüche. Allein der von Kern ebenfalls herangezogene fluch *ui saksn!*, den der Oberpfälzer neben *ui dunner! ui straul* (d. i. blitz)! gebraucht, ist schon von Schmeller[3]) als ein verkapptes *ui sakra!* erkannt worden. Endlich bemächtigte sich Simrock[4]) des dritten Keyslerschen gedankens, indem er sich auf die ältere interpretatio romana des germanischen Thunar durch Hercules, wie wir sie bei Tacitus finden, stützte. Im Brohltal habe der deutsche donnergott als felsenspalter, lat. *Saxanus*, den steinhauern geholfen, wie der nordische Þórr den felsgrund zu baulichem grunde bearbeitet habe. Allerdings zerschmettert Þórr im nordischen mythus die felsen und bringt den felsriesen Hrungnir zu falle. Aber dass er mit dieser tat dem acker habe nützen wollen, davon hat Uhlands[5]) deutung dieses mythus schwerlich überzeugt. Nicht durch felszerschmetterung, sondern durch warmen gewitterregen segnet Þórr die fluren, deren schutzgott er allerdings ist.[6]) Auch darf die nordische Þórsvorstellung nicht ohne weiteres von dem fast ganz aus felsgestein aufgebauten Norwegen auf das anders geartete Deutschland, noch vom ackerbau auf den steinbruch übertragen werden. Aber dies auch zugegeben, die Deutschen kümmerten sich vor der ankunft der Römer nicht im geringsten ums steinbrechen, weil

---

[1]) Grimm, D. myth. [2]302.

[2]) Revue celtique 2, 158 f. Brambach, Corp. inscript. Rhenan. nr. 194. Förstemann, Altdeutsches namenbuch 1, 1066.

[3]) Schmeller, Bayr. wb. 3, 193.

[4]) Simrock, Handbuch d. d. mythol. [5]244 ff.

[5]) Uhland, Thor s. 43.

[6]) E. H. Meyer, Germ. mythol. § 290. 267.

sie ihre heiligtümer und burgen, häuser und grabmäler erwiesener massen aus erde, lehm, holz und etwa noch aus findlingsblöcken bauten. Sie konnten also gar nicht auf die idee eines steinbruchsgottes kommen. Einen solchen lehrten ihnen erst mit dem betreffenden handwerk die besten steinbrecher der welt, die Römer. Ueber die frage, ob denn auch nur romanisierte Germanen im Brohltal als steinbrecher, ob Germanen überhaupt nur als bewohner oder soldaten in diesem tal oder dem der Mosel oder gar bei Trient oder Tivoli, denkbar seien, mit andern worten über die wichtige dedicantenfrage gieng Simrock trotz den durch die inschriften reichlich gebotenen anhaltspunkten schweigend hinweg. Dennoch stimmten ihm Jordan und der neueste Herculesmytholog R. Peter [1]) bei. Ja dieser und sein germanistischer gewährsmann Jaekel [2]) fielen in eine abart des etymologischen irrtums J. Grimms zurück, indem sie in *Saxanus* einen germanischen *Sahsan* 'felsenbeherscher' sahen, ein wort, das aus *sahs* in der unerwiesenen bedeutung 'fels' und dem nomina agentis bildenden suffix *-ana* gebildet sei.

Glücklicher weise dürfen wir gegenüber diesem unerfreulichen gegenwärtigen stande der Hercules-Saxanusfrage anerkennen, dass mehrere ältere classische philologen und archäologen der gesunden weisung Keyslers gefolgt sind und den gott als einen herrn des felsgesteins und der steinhauer römischen ursprungs auffassten. Aber auch in den hauptarbeiten dieser richtung, in Freudenbergs 'Das denkmal des Hercules Saxanus im Brohltal 1862' und P.-Charles Roberts 'Inscriptions laissées dans une carrière de la Haute Moselle par des légions romaines 1884' (in den Mélanges Graux 1884, s. 329) sind zwar manche einzelheiten der dedicantenfrage erledigt worden, allein ihre untersuchung hat nicht dazu geführt, die denkmäler in ihrer zeitlichen reihenfolge, in ihrem zusammenhange unter sich und mit andern denkmälern und endlich in ihrem zusammenhang mit der grossen zeitgeschichte zu würdigen. Erst bei solcher behandlung werden sie zu unverächtlichen urkunden jener epoche der widerherstellung, in der die flavischen kaiser das römische reich aus blutigen bürgerkriegen und aufständen

[1]) Preller, Röm. mythol. 2³, 297. Roscher, Ausführl. lex. 1, 3014 ff.
[2]) Vgl. Zs. fdph. 23, 138.

herausboben und mit ihren nachfolgern, Trajan und Hadrian, namentlich auch durch grossartige bauten und einschneidende heeresreformen von neuem befestigten. Zugleich aber nehmen sie als solche auch noch den letzten germanischen schimmer vom Hercules Saxanus hinweg.

Die Hercules-Saxanusdenkmäler des Brohl- und des Moseltals zerfallen nach ihrem alter in drei hauptgruppen, in I. eine vorflavische, II. eine vespasianische und III. eine trajanische. Die 1. und 3. gruppe besteht nur aus Brohler, die 2. aus Norroy- und Brohlsteinen.

I. Die vorflavische gruppe. Ihre drei denkmäler sind gesetzt, zwei von der 15. und eine von der 16. niedergermanischen legion. Das erste, das auffälliger weise die legionsbezeichnung an die spitze der dedication stellt, lautet:

1. LEG XV S. XANO POSVIT M. STATILIVS .. L. M. P. Brambach no. 685: *posuii* statt *posuit*. Freudenberg no. 17.

2. HERCVIi SAXANO C. METTIVS SENECA LEG XV ET VEXILLARI LEG EIVSDEM V. S. L. M. Bonner jahrb. 50—51, 192 ff.

3. I. O. M. ET SAXSANO L. IVLIVS CIASSIcVS .. LEG XVI et VEXILLARI. Brambach no. 657. Freudenberg no. 14: *Saxano* statt *Saxsano*.

Da die beiden niedergermanischen legionen, von denen die 16. den aufständischen Batavern im jahre 70 n. Chr. in Neuss, die 15. bald darauf in Castra vetera sich ergeben hatte, wegen dieses treubruchs von Vespasian in diesem jahre aufgelöst wurden, so müssen die obigen drei steine in die vorflavische zeit gesetzt werden. Die 16. legion kam wahrscheinlich in folge der durch die britannische expedition unter kaiser Claudius im jahre 43 notwendig gewordenen truppenverlegung aus Ober- nach Niedergermanien, aus dem ausschliesslich, wie sich weiter unten zeigen wird, mannschaften für die Brohler steinbruchsarbeiten herangezogen wurden. Die 15. legion wurde überhaupt erst von demselben kaiser um dieselbe zeit geschaffen.[1]) Die dadurch auf die jahre 43—70 begrenzte entstehungszeit der steine wird leider durch die officiersnamen, die keinen chronologischen anhalt gewähren, nicht noch enger umschrieben. Zwar ruft einem der Lucius Julius Classicus von no. 3 den vornehmen reichen Gallier Julius Classicus ins gedächtnis, der im jahre

[1]) Brambach a. a. o. s. X. XIII. Marquardt, Röm. staatsverwaltung 2², 446. 448.

69 praefectus der damals berühmten Trierschen reiterei war und im jahre 70 auf dem zuge des römischen oberbefehlshabers Vocula gegen den Bataver Civilis zwischen Neuss und Vetera das römische heer treulos verliess, um das neue gallische reich zu proclamieren. Er zwang die infolgedessen von Vocula nach Neuss zurückgeführten legionen zur capitulation und zum schwur *pro imperio Galliarum,* und grade die 16. legion erhielt nun den befehl, von Neuss über Bonn, wo sich noch eine andre ebenfalls abgefallene legion (die 1.?) ihr zugesellte, nach Trier abzumarschieren, Tac. Hist. 2, 14. 4, 55 ff. 62. Man könnte weiter vermuten, dass sie auf diesem marsch von dem im siegesrausch völlig sorglosen Classicus, Hist. 4, 70, aus irgend welchem grunde angehalten und mit steinbruchsarbeiten beschäftigt worden sei, wie sie vorher in Neuss eifrig ziegel gebrannt hatte.[1]) Aber nach Zangemeisters gütiger mitteilung ist auf dem von ihm selbst copierten steine zwischen *Classicus* und *Leg* höchstens für das centuriozeichen Ɔ raum, das auf den damaligen praefectus alae nicht passte. Aber auch an eine frühere rangstufe des vornehmen praefectus darf man wol nicht denken, da das avancement eines legionscenturio zum praefectus alae in dieser periode kaum möglich war.[2]) Es scheint demnach eine zufällige namengleichheit vorzuliegen, die noch dazu für das praenomen nicht nachgewiesen werden kann, weil es von dem aufständischen nicht überliefert ist. Wir müssen also die steine der claudisch-neronischen epoche zuweisen und zunächst als denkmäler römischer legionssoldaten anerkennen. Eine ganze legion, wie es nach nr. 1 den anschein hat, oder die vexillarii einer solchen, d. h. die legionsdetachements, die von einem centurio bez. decurio oder tribunus militum in steinbrüchen und bergwerken commandiert zu werden pflegten[3]), setzten bei ihrer schweren arbeit im steinbruch dem Hercules Saxanus, um seinen schutz zu erflehen oder ihm ihren dank dafür auszusprechen, einen votivstein oder eine ara. Der dritte schloss den mächtigen vater des gottes, den Jupiter Optimus Maximus, mit in ihr votum ein. Ist darin irgend etwas unrömisches zu verspüren? etwas

---

[1]) Bonner jahrb. 84, 1887, 261.
[2]) Doch vgl. Marquardt a. a. o. 2, 378.
[3]) Marquardt a. a. o. 2, 265.

germanisches? Allerdings spielte in der damaligen Rheinarmee auch der *miles peregrinus et externus* eine bemerkbare rolle, Tac. Hist. 2, 21, jedoch überwogen in der neronischen zeit die italischen, raetischen und gallischen elemente in den legionen das germanische weitaus und um so mehr, als unter den früheren kaisern die beiden Germanien, die ausserordentlich viel mannschaft für die auxilien stellen mussten, kaum noch leute an die legionen abgeben konnten.[1]) Ja, der aufstand des Civilis wurzelte grade in der eifersucht der batavischen hilfstruppe auf die bevorzugten, aus ungermanischen fremdlingen zusammengesetzten legionen. Eher könnte man die Brohler steine auf die damals viel stärker in diesen vertretenen Gallier zurückführen. Denn auch die anwohner des steinigen Brohltals, das vor der Römerherschaft wahrscheinlich kaum beachtet dalag, waren im 1. jahrhundert schwerlich echte Germanen, sondern entweder mit romanisierten Ubiern gemischte oder reine treverische Kelten, da der keltisch benannte Vinxt- oder Pfingstbach, der später als grenze Ober- und Niedergermaniens galt, unterhalb der Brohl die grenze zwischen den Ubiern und Treverern gebildet haben wird.[2]) Deutsche gelangten erst weit später in den besitz dieser strecke des linken Rheinufers, die damals völlig unter dem einfluss des stark romanisierten keltischen Moseltals stand, und man könnte die annahme gallischen ursprungs auch noch dadurch bestätigt finden, dass grade im oberlauf dieses Moseltals Hercules Saxanus ungefähr um dieselbe zeit ebenfalls in steinbrüchen verehrt wurde. Dieser ansicht waren Kaemmel und ihm folgend auch ich[3]), aber sie ist irrig, wie die nähere betrachtung eben dieses Hercules von der Mosel alsbald ergeben wird.

II. Die vespasianische gruppe zerfällt a) in die gruppe von Norroy und b) in die von Brohl.

a) Die gruppe von Norroy. In den kalksteinbrüchen von Norroy oberhalb Metz sind gefunden worden ein votivstein und zwei altäre:

---

[1]) Mommsen im Hermes 19, 15. 19. 21. 55.

[2]) Th. Bergk, Bonn. jahrb. 57, 31 ff. Esser, Beiträge zur gallo-keltischen namenkunde 1, 73.

[3]) Kaemmel, Anfänge des deutschen lebens in Oesterreich s. 38. E. H. Meyer, Germ. mythol. 202.

4. **HERCVLI. SAXSANO. VEXILLARI. Le. XXI. RA. ET AVXILIA. EORUM C·HORTES. V QVI. SVNT. SVB. L. POMPEIO. SECVNDO. LE. XXI. V. S. L. M.** Freudenberg no. 28. Robert a. a. o. 330.

5. **I. O. M. ET HERCVLI. SAXA SACRVM P. SALPIDIVS CLEMENS. LEG VIII AVG. CVM MILI LEG. EIVS V. S. L. L. M.** Freudenberg no. 26. Robert a. a. o. 334.

6. **HERCVLI. SAXSANO ET IMP VISPASIANO AVG. ET. TITO IMP ET DOMITIANO CAESARI M. VIBIVS MARTIALIS LEG ·X· GEM. ET COMMILITONES VEXILLI. LEG EIVSD QVI. SVNT SVB CVRA EIVS V. S. L. M.** Caylus-Freudenberg no. 27: *Vespasiano* statt *Vispasiano*. Robert a. a. o. s. 332.

Diese drei lothringischen denkmäler sind von drei verschiedenen truppenkörpern, der 8. und 10. legion und den vexillarii der 21. legion, errichtet. Jene beiden legionen kamen zuerst im jahre 70, die eine aus Moesien über Italien, die andre aus Spanien, nach der provinz Belgica, in deren gebiet die steinbrüche von Norroy lagen, vielleicht auch damals zuerst die obergermanische 21. Für diese wird die zeit ihrer dortigen arbeit noch etwas näher bestimmt durch ihre auflösung, mit der sie wegen ihrer teilnahme am militäraufstand des Saturninus im jahre 88/89 bestraft wurde.[1]) Noch enger wird dieser zeitraum von 70/89 begrenzt für die 10. legion, denn Titus wurde zum ersten male als imperator im jahre 71 ausgerufen und Vespasian starb im jahre 79. Demselben zeitraum werden aber auch die steine der 8. und der vexillarier der 21. legion angehören und wahrscheinlich alle drei dem anfange dieses jahrzehnts, den jahren 70 und 71. Denn in diesen jahren waren diese drei truppenkörper nachweisbar im gebiete der Mediomatriker, der Metzer, in dem Norroy liegt, zu kriegszwecken und im südlich angrenzenden

[1]) Hermes 19, 15. Asbach, Westd. zs. 3, 10. 10, 122. Marquardt, Röm. staatsverwalt. 2², 450. Schiller a. a. o. 1, 581 vermutet, die 21. legion sei schon im sarmatischen krieg 86 zu grunde gegangen. Die paläographischen gründe, die Robert a. a. o. 331 für die annahme eines höheren alters der inschrift der 21. legion anführt, sind nicht stichhaltig, denn die trennungszeichen gleichen nicht denen der von ihm citierten inschrift des kenotaphs eines centurionen aus dem heere des Varus (CIRh. nr. 209). Die buchstabenform ist durchaus nicht besonders altertümlich und die schreibart *Saxsanus* kommt mehrfach auch noch unter Trajan vor. Mehr gewicht hat Zangemeisters freundliche briefmitteilung, dass die abkürzungen *RA* (*pax*) und *LE* (*gio*) statt *RAP*. und *LEG*. sich grade in den ältesten inschriften der Rheinlande finden. Doch s. oben.

gebiete der Lingonen (Langres) zu anderweitigen bauarbeiten, namentlich zum ziegelbrennen, vereinigt. Grade die drei genannten legionen nämlich kamen, die 8. und 21. aus Italien, die 10. aus Spanien im jahre 70 bez. 71. in den genannten ländern der Germania superior und der Belgica zusammen, bez. dicht hinter einander her, um mit der übrigen grossen armee des vespasianischen feldherrn Cerialis nordwärts gegen die aufständischen Trierer und Bataver vorzurücken. Diese truppenteile scheinen aber nicht zum schlagen gekommen, sondern noch bis über den zeitpunkt der unterdrückung des aufstands, die schon im jahre 70 stattfand, in der Belgica stehen geblieben und mit bauarbeiten beschäftigt worden zu sein. Hier kommt uns ein bei Mirebeau-sur-Bèze gemachter fund zu statten, der bisher nicht mit unsern Herculesdenkmälern in verbindung gebracht worden ist. Mirebeau liegt südlich vom plateau von Langres 22 kilometer nordöstlich von Dijon unweit der alten heerstrasse, die von Lyon über Metz, also auch an Norroy vorbei, nach Trier lief. Hier hat man vor etwa 10 jahren einen 80 meter langen in den felsen gehauenen aquaeduct, mehrere inschriftsteine und insbesondere zahlreiche einfach bezeichnete legionsziegel, aber auch solche entdeckt, die nach ihrem stempel von combinierten detachements mehrerer legionen angefertigt sind. Einer dieser ziegel trägt den stempel der vexill. legionum I. VIII. XI. XIV. XXI, andere tragen andere gemeinsame stempel, so einer auch die combinierung der vexilla der II. und VIII. Mowat und Mommsen schliessen aus dieser fünfzahl oder gar sechszahl mit recht, dass eine derartige baumannschaft nur aus einer so ausserordentlichen truppenconcentrierung habe hervorgehen können, wie sie im jahre 70 in Obergermanien unter Vespasians feldherrn Cerialis zu stande kam und wie sie uns auch die combinierte steinbruchsarbeiterschaft von Norroy erklärt hat. In der tat setzten die sechs legionen, deren detachements wir in Mirebeau finden, mit zwei andern hier nicht genannten die grosse armee Vespasians zusammen. Aus Italien trafen die II. Adjutrix, die VIII., XI., XXI. und wahrscheinlich die XIII. über die nordwestlichen alpenpässe, die I. und VI. aus Spanien und die XIV. aus Britannien ein. Alle wanten sich zunächst nordwärts gegen den Oberrhein, nur die 14. marschierte von der nordseeküste ostwärts gegen den Nieder-

rhein. Fünf von jenen legionen, aber auch diese 14., gaben abteilungen ab, die sich im gebiet der Lingonen vereinigten, wo die strasse von Lugdunum über Metz und Trier nach dem Rhein einerseits eine heerstrasse vom Genfersee aufnahm, andrerseits eine andre nach der nordsee abzweigte.[1]) Wenn die aus dem gros der legionen gebildete hauptarmee Vespasians ihren ersten kräftigen stoss von Mainz her über die Moselstadt *Rigodulum, -dunum*[2]) gegen das aufständische Trier führte, wie Tacitus berichtet, so lernen wir aus diesen ziegeln und den steinbruchsdenkmälern von Norroy eine von ihm unerwähnte, aus detachements von wenigstens sechs jener legionen combinierte seitenarmee kennen, die offenbar dazu bestimmt war, die zu den gallischen Treverern abgefallenen Lingonen im gebiete von Langres zu züchtigen, an jener wichtigen heerstrasse die zerstörten oder auch neue feste lager aufzuführen und von süden her über Metz ebenfalls gegen Trier vorzudringen. Da nun jene von Classicus nach Trier geschickten untergermanischen legionen (o. s. 111) zu den romfreundlichen Metzern übergiengen und Trier bald dem angriffe jenes hauptheers erlag, so blieb ein teil der nebenarmee, den man zum kriege nicht mehr brauchte, oberhalb Metz stehen, nämlich die detachements der 8. und 21. legion, um für befestigungszwecke in den kalksteinbrüchen von Norroy zu arbeiten. Ihnen schloss sich hier noch eine dritte spanische legion, die 10., an, die auch nach Mommsens vermutung erst später marschbefehl erhalten hatte.[3]) Sie war es denn auch, die nach dem inzwischen errungenen vollen siege des kaisers über Civilis auf ihrem altar in dem steinbruch die huldigung für den Hercules Saxanus mit der für Vespasianus und seine söhne vereinte (s. no. 6). So stellt sich die steinbruchsarbeit im gebiet der Mediomatriker als das zweite stadium der bautätigkeit der gegen norden vorrückenden vespasianischen legionsabteilungen dar, deren erstes stadium im südlichen nachbargebiet der Lingonen lag. In éinen blick zusammengefasst, lehren uns die drei ältesten Brohl-, wie diese drei Norroydenkmäler, dass die

[1]) Mommsen im Hermes 19, 437. Dazu vgl. Tac. Hist. 4, 68. 76. 5, 14. Strabon IV c 208. Bonner jahrb. 57, 52.

[2]) = *Regadonum* a. 804. Beyer, Mittelrhein. urkundenb. 1, 46; vgl. Esser, Beitr. z. gallo-keltischen namenkunde 1, 7.

[3]) Hermes 19, 440 anm. 1.

römischen soldaten in den 50er—70er jahren des 1. christlichen jahrhunderts, mögen sie germanischen oder keltischen localeinflüssen ausgesetzt oder entrückt, in einer nieder- oder obergermanischen, moesischen oder spanischen legion dienen, in den steinbrüchen einen und denselben gott verehrt haben. Und es wird immer deutlicher, dass dieser römische soldatengott mit römischem namen und beinamen niemand anders ist als der seit jahrhunderten in Italien verehrte ausdauernde heros gefahrvoller kämpfe und mühseliger arbeiten, der hier in echt römischem sinne zu einem Hercules Saxanus, zum schutzgott der mühseligen soldatenarbeit in den steinbrüchen, weitergebildet erscheint.

b) Zur gruppe von Brohl, soweit sie in Vespasians regierung fällt, gehören wahrscheinlich zunächst folgende zwei steine:

7. **HERCVLI SAXSANO SACRVM. IVLIVS VICTOR Ↄ PRO SE ET COMI. LITONES. S. S.** (die zwei nächsten zeilen sind undeutlich) **LEG. AVGV** (?) **SLM.** Bramb. no. 663. Freudenb. no. 18.

8. **H .... LI SAXANO LLICINIVS FESTVs Ↄ LEG XXI rAP-ET MILITES leG. EIVSDEM VLS.** Bramb. no. 656. Freudenb. no. 6. Catalog d. Bonner mus. no. 23.

Wenn wirklich in no. 7 eine legio Augusta genannt ist, so wird nicht die legio II Augusta, die seit kaiser Claudius in Britannien stand, sondern die schon in Mirebeau und Norroy zu bauzwecken verwendete legio VIII Augusta gemeint sein; dies ist um so wahrscheinlicher, als wir nach no. 8 auch eine ihrer gefährtinnen von Mirebeau und Norroy, die 21. Rapax, in Brohl widerfinden. Sie oder ihre detachements waren also beide während des krieges mit Civilis oder wahrscheinlicher nach Vespasians sieg nach Untergermanien oder an dessen grenze gerückt, um hier durch steinbruchsarbeiten die nach den verwüstungen des Civilis notwendig gewordenen neubauten vorzubereiten. Eine spätere zeit als die vespasianische scheint ausgeschlossen, da Domitian in Ober-, nicht in Untergermanien baute und des Brohler materials nicht bedurfte, die 21. legion jedenfalls im jahre 88—89 aufgelöst wurde (s. o. s. 113) und die 8. später, z. b. im jahre 90, nachdem sie eine obergermanische legion geworden, in viel südlicheren strichen, in Aquitanien und in der Narbonensis, ziegel brannte.[1])

[1]) Hermes 19, 438.

Möglicherweise schliessen sich diesen steinen die halb zerstörten an:

8a. ... **AC G. XXI. ENIARIS I. M.** Bramb. no. 669 und

8b. **HERCVLI SAXAN.** Bramb. no. 668.

III. Die dritte hauptgruppe ist um ein paar jahrzehnte jünger und wenigstens zum grössten teil unter Trajan zu setzen:

9. **IMP. CAES. TRA AV GER III ... IVL .... HERCVLI ..... TVBIC ...** Bramb. no. 667. Freudenb. no. 22.

Dieser stein wurde gewidmet während des dritten consulats des Trajanus Augustus Germanicus d. i. im jahre 100.[1])

Im jahre 101, in welchem die Arvalen für die rückkehr Trajans vom ersten dacischen feldzuge unter andern gottheiten auch dem Hercules Victor gelübde taten[2]), oder in einem der nächstfolgenden jahre wurden dem Hercules Saxanus im Brohltal verschiedene denkmäler geweiht, darunter ein vornehmeres, das freilich seinen beinamen nicht nennt, aber ohne zweifel ihn meint. Denn auf der geglätteten, mit schwachem kalkgrund belegten, oben giebelförmig zulaufenden partie einer gen osten gekehrten felswand sind fünf nischen dargestellt. In der mittleren, deren bogen und pfosten eine oben mit einer gelblichen kugel versehene spitzsäule tragen, ist ein Herculesaltar in den fels gehauen, während die kleineren seitennischen rotgemalte flammende leuchter umschliessen und oben entweder mit einer mondsichel oder mit sonnenstrahlen verziert sind. Freudenberg a. o. 25 ff. möchte diese fremdartige ausstattung des Herculesaltars lieber auf nachahmung der cultusformen des halb phönicischen Hercules Gaditanus, als auf vermischung des römischen Herculescultus mit dem cultus des Mithra, des Deus oder Sol Invictus, zurückführen. Beides muss ich dahin gestellt sein lassen, möchte aber darauf aufmerksam machen, dass eine dedication zuerst die capitolinischen gottheiten Jupiter, Juno und Minerva nennt, um sich darauf dem *Soli Mithrae Herculi Marti Mercurio*

---

[1]) Klein, Fasti consulares s. 52. Nach einer alten erzählung widmete in Rom ein tibicen, der einen seeräuberangriff zurückgeschlagen hatte, dem Hercules Victor einen tempel, der das älteste denkmal des Hercules Victor gewesen zu sein scheint, Preller, Röm. mythol. 2^3, 294.

[2]) CIL. 6, s. 530, vgl. Henzen, Acta fratr. Arval. 123 ff.

Genio loci dis deabusque omnibus zuzuwenden.[1]) Noch näher kommen unserm nicht nur mit dem symbol der sonne, sondern auch mit dem des monds verzierten Herculesdenkmal die in Rom gefundenen weihinschriften der Equites singulares, von denen eine den Juppiter O. M., Sol Divinus, Mars, Mercur, Hercules u. s. w., die nächste Juppiter, Juno, Sol, Luna, Hercules, Minerva, Mars u. s. w. zusammenstellt.[2]) Für unsern zweck ist viel wichtiger als die malerisch-architektonische ausstattung die inschrift jenes altars, welche lautet:

10. **T H. ER L. VI. VI. PF. L. X. GP. F. L. XXII. PRP ET. AL. CO. CL. Q. S. Q. ACVT SU. CV. M. I COSSVTI. X. L VI VIC PF.** Bramb. no. 660. Freudenberg s. 16 liest zu anfang: *I* statt *T*, d. h. *Invicto*, und weiterhin *Cossuti* **O.** Zu *Invicto Herculi* statt *Herculi Invicto* vergl. man *I. M.* = *Invicto Mithrae* CIRh. no. 285. 527. Das ganze bedeutet: (*Invicto?*) *Herculi legio VI Victrix pia fidelis, legio X Gemina pia fidelis, legio XXII Primigenia pia et alae, cohortes, classis, qui* (*sunt*) *sub Q. Acutio sub cura M. Julii Cossutii centurionis? legionis VI Victricis piae fidelis.* Aehnlich ist

11. **IOM ET HER SAX VEXIL L VI VICPF LXG PF ET AL CO CLAG PF Q S O ACVT SV CU M. IVL COSSVTI L VI VIC PF.** Bramb. no. 662. Marquardt, Röm. staatsverwaltung 2², 506. Freudenberg, Bonner jahrb. 38, 84. Statt der legionen in no. 10 werden hier nur legionsvexillarii genannt und die 22. legion fehlt. Die übrigen mannschaften sind auch hier vertreten, doch ist die classis zubenannt *G*, d. h. *Germanica.* Widerum ähnlich lautet:

12. **HERCV SA VEXILLARI L I MF L VI VICT. L X GP ET AL CO CL QS O ACVT SV CV M IVLI COSSVTI L VI VIC PI.** Bramb. no. 680. Freudenberg no. 2. Hier weihen die vexillarier dreier legionen, der 6., der 10. und, nicht der 22., sondern der 1. Minervia.

Alle diese vier legionen unterstanden dem Q. Acutius Nerva und arbeiteten im Brohltal unter der aufsicht eines centurio. Mit diesem namen aber gewinnen wir einen neuen festen zeitpunkt, denn Q. Acutius Nerva war consul designatus im jahre 100 n. Chr. und muss nach diesem jahre als legatus Untergermanien verwaltet haben.[3]) Die drei denkmäler zeigen uns ferner zuerst den durchgreifenden legionswechsel, der nach der unterdrückung des Bataveraufstandes in Germanien eintrat. Die alten vier untergermanischen legionen, von denen wir die 15. und die 16. früher in der Brohl tätig sahen, sind verschwunden und von den vier obergermanischen ist jetzt nur

---

[1]) CIL. 8, 4578.

[2]) Henzen in Ann. d. inst. 57, 1885, no. 22. 23.

[3]) Klein, Fasti consulares 53. Mommsen, Röm. gesch. 5, 133.

noch die 22. geblieben, die trotz ihrer teilnahme an jenem aufruhr von der auflösung verschont worden war und darauf nach Untergermanien kam.[1]) Zu ihr gesellten sich dann zwei spanische legionen, die 10. Gemina, die uns schon von Norroy her bekannt ist, und die 6., die Vespasian ebenfalls im jahre 70 aus Spanien hieher berief (o. s. 114 f.). Die 1. Minervia endlich wurde erst von kaiser Domitian, dessen lieblingsgottheit Minerva war, ums jahr 90 errichtet, um jene cassierte 21. zu ersetzen. Die vier legionen bildeten seit Vespasian bez. Domitian das untergermanische heer.

Aber nicht nur im verein mit andern legionen, wie auf den Acutiussteinen, sondern auch die einzelne legion für sich weihte Hercules-Saxanusdenkmäler. Nur von der ersten Minervia ist uns kein derartiges erhalten. Die eifrigsten dedicanten waren die Spanier. Die 6., die an allen drei Acutiusinschriften beteiligt war, widmete unserm gotte auch noch:

13. **I. HERC. SAXAN SACR. IVLIVS VERECVNDVS . . LEG VI VI. . . IVAR . . AN . .** Das weitere fehlt. Bramb. no. 664. Freudenberg no. 19. Man darf ihr anreihen als no.

14. **HERC SAXSA SACR IVLIVS VERECVND CENTVRIO CoH . . . . VAR (ci) AN (orum) EX VOTO.** Bonner jahrb. 81, 112. Die aus oberpannonischen Varciani oder aus Varoduli (s. u. no. 18 b) zusammengesetzte zusammengesetzte cohorte scheint eine hilfstruppe der 6. legion gewesen zu sein, da sie unter dem commando eines ihrer centurionen stand, wie der vergleich mit no. 13 ergibt.

Noch zwei andere Herculeswidmungen der 6. legion schalten wir hier ein, obgleich sie den gott nicht als Saxanus, sondern als Invictus bezeichnen:

14 a. **HERCVLI. INVICTO. SACR . . . . . . RENTIVS. BASS. Ɔ. LEG VI VICT ET VEXILLAR LEG. EIVSDEM.** Brambach no. 654. Freudenberg no. 12, bewahrt im Wiesbadener museum. Fast gleich lautet:

14 b. **HERCVLI INVICTO SACRVM C. TERENTIVS BASSVS Ɔ LEG. VI VICTRICIS ET VEXILATIO LE EI.** Freudenberg no. 11. Bonner jahrb. 84, 73, bewahrt in Brohl. Noch rühriger scheint die schon in Norroy beschäftigte 10. legio Gemina gewesen zu sein:

15. **I. O. M. HER SAX SEX DONNIVS VINDEX Ɔ LEG X G. P. FD. ET COMMILITONES VS. L. M.** Bramb. no. 651. Freudenberg no. 9: *Ses* statt *Sex*. Catalog d. Bonner mus. no. 22.

---

[1]) Mommsen a. a. o. 121. 130.

16. I. o. M. ... RC ... XA .. C NIGIDIVS APONIVS. Ↄ LEG X. G. PF Et COMMILITONEs LEG. EIVSDEM VV S. L. M. Bramb. no. 652. Freudenberg no. 7.

17. HERCVLI SAXSANO Q MANLIVS PRISCVS Ↄ LEG X GEMINA ET COMMILITONES V S I. Bramb. no. 655. Freudenberg no. 8. Catal. d. Bonner mus. no. 21.

18. HERCVLI SAXANO COFFIVS MARCELLVS Ↄ I X G ET QVEO COMMILItoNES V. S. L. M. nach Nimwegen wol aus Brohl verbracht. Bramb. no. 679. Freudenberg no. 3: *Coelius* statt *Coffius*.

Dazu stelle ich den stein eines trompeters dieser legion, der freilich nicht dem Hercules Saxanus, sondern dem H. Barbatus in Brohl seine verehrung bezeugte. Auf den zahlreichen sog. viergöttersteinen Obergermaniens wird Hercules immer mit einem vollbart dargestellt.[1])

18 a. HERCVLI BARBATO SACRVM M. HELLIVS SECVNDVS TVBICEN LEG. X. G. P. F V. S. L. M. Bramb. no. 653.

Die sieben denkmäler der zwei spanischen legionen VI und X, no. 13 — 18 a, stammen wahrscheinlich wie die Acutiusdenkmäler no. 10—12 und der trompeterstein aus der regierungszeit Trajans, sind wenigstens nicht viel später anzusetzen. Denn die 6. legion schickte Hadrian vom Niederrhein nach York, und im jahre 122 arbeitete sie am Hadrianswall.[2]) Die 10. gieng unter Hadrian oder Antoninus Pius nach Pannonien, und einzelne ihrer detachements nahmen am kriege gegen die aufständischen juden 132 — 135 teil.[3]) Auch tritt auf keinem denkmal die erst von Trajan errichtete 30. legio Victrix auf, obgleich der Brohler steinbruch doch wahrscheinlich grade für ihr winterlager, die Castra Trajana bei Vetera, wie unten bemerkt werden wird, das material liefern musste.

Im verbande mit einer dieser spanischen legionen stand wol die 2. cohorte der Asturier:

18 b. HERCLENTI VEXELATIO. CORTES. II. ASTUR VOTVM. RETVLI LL LI (?)B. Bramb. no. 666. Freudenberg no. 21: *cortis* statt *cortes*, was beim bekannten wechsel von *i* und *e* in solchen endungen nicht von belang ist. HERCLINTI bei Bramb. no. 315 seitens einer *coh. II Var* (*dulorum*? Bramb. oder *-cianorum*) s. o. no. 14 und DEO HERCVLENTI bei Bremenium (Ribchester) CIL. 7, no. 1032. Die 2. asturische cohorte ist unter Hadrian in Britannien stationiert, wie auch die 6. legion (s. o.) und andere asturische truppen.[4]) Dazu kommt no.

---

[1]) Westdeutsche zs. 10, 304.

[2]) Schiller a. a. o. 1, 157. 608.

[3]) Schiller a. a. o. 1, 614. 642.

[4]) Freudenberg a. a. o. 19 ff. Hübner im Hermes 16, 578.

19. **HERCLI. SAXANO. GEMELLVS. IMaGINIF COH ... ASTVRVM. PeD ET VEXIL. SCOH EIVSDEM V. S. L. L. M.** Brambach no. 678. Freudenberg no. 5.

Die dritte auf den Acutiussteinen vertretene legion, die XXII. Primigenia, weiht folgende denkmäler:

20. **HERCVLI. SAXANO. SACRVM. VEXSILLATIO LEG. XXII PR. QVI. SVNT. SVB CVRA. K. APRILI. Ↄ M.** Brambach no. 672. Freudenberg no. 4.

21. **HERCVLI. SAXSANO. SACRVM. C. SVLPICIVS. MATVRVS. Ↄ LEG. XXII PR. P. F. ET. COMMILITONES. LEG. EIVSDEM. QVI. SVB EO. SVNT V. S. L M.** Brambach no. 674. Freudenberg no. 1.

Wahrscheinlich gehört hierhin wegen seines fundorts in den Brohler steinbrüchen auch:

21 a. . . . . . . **NVS. Ↄ LEG XXII P. P. F. ET. COMMILIt QVI CVM EO SVNt V. S. L. M.** Brambach no. 671. Freudenberg no. 13. Catalog des Bonner mus. no. 25.

Die von Vespasian aus Ober- nach Untergermanien versetzte 22. legion schickte Hadrian wie die 6. (o. s. 120) nach Britannien. Erst um das jahr 170 begegnen wir ihr wider in Obergermanien, von wo aus sie erst um die mitte des 3. jhs. nach Afrika kam.[1]) Auch diese inschriftsteine werden daher am besten in die zeit Trajans gesetzt, in welcher die 22. legion ja nach nr. 10 im Brohler steinbruche sicher tätig war.

Dass nicht nur legionare, sondern auch auxiliartruppen zu fuss und zu pferde, ja auch flottenmannschaften hier halfen, haben schon die umfassenden dedicationen aus der legatenzeit des Q. Acutius Nerva nr. 10. 11. 12, aber auch die sonderdedicationen der Asturier no. 18 b und 19 erwiesen. Derartige bescheidenere steine haben sich noch vorgefunden in no.

22. **HERCVLI SAXANO SACRV COH II.** Brambach no. 658 liest am schluss: *soh II*, Freudenberg no. 15: *sacruso hii.* Ich folge Jos. Klein, Bonner jahrb. 81, 115.

23. **I. O. M. IVNon MARTI. HER sACRVM. C DOMITIVS RVFINVS. D. COH II C. R. PFD. eT COMMILITONES VS. L L. M.** Bramb. no. 676. Catalog des Bonner mus. no. 26.

24. **HERCVLI SAXANO VEXELLATIO COHORTIS T. C. R. VSLM.** Brambach no. 670. Freudenberg no. 10 liest: ICR statt TCR. Catalog d. Bonner mus. no. 24.

Die abkürzung *CR* bedeutet eine *cohors civium romanorum*, wie sie oft noch durch den zusatz *voluntariorum* näher bestimmt wurde. In dieser zeit traten nämlich Italiker häufig, statt in

---

[1]) Schiller a. a. o. 1, 607 ff.

den schweren dienst der legion, als freiwillige in den leichteren der cohorten ein.[1]) Aber welcher legion diese römische bürgercohorte und die zweite cohorte no. 22. 23 als hilfstruppen beigegeben waren, ist wol nicht mehr zu ermitteln.[2])

Endlich hält auch die flotte, die classis Germanica, die wir schon nach no. 10—12 beteiligt fanden, ihre besondere verehrung für Hercules Saxanus nicht zurück in no.

25. **I. O. M. E HERC. SAX VEXIL. CL. G. SVB CVRA RVFRI CALENI. TR E. IVL. L. IM . . S . . LM.** Brambach no. 665. Freudenberg no. 20, und zwar unter führung eines *TR* d. h. trierarcha, eines trieren- oder liburnencommandanten.[3]) Dazu mag man noch stellen die neuerdings im Brohltal gefundene ara:

26. **HERCVLI. S F. NOBILI. CLASS. GER . . ET COMMILI . . . . . VB CV . . . .** Bonner jahrb. 84, 85 ff.

Einzelne kaum nutzbare bruchstücke wie 26 a: . . LASS . . . RE ET (?) COM. LITONES CLASSIS EIVSDEM . . LLM. Bonner jahrb. 84, 62, in Tönnisstein beim Brohltal gefunden, kommen hier nicht in betracht.

Von sonderdedicationen der alae, der reiterei, die in no. 10—12 sich am Hercules-Saxanusdienst beteiligt, ist keine erhalten.

Durch die lange reihe dieser denkmäler no. 7—26 wird für Vespasians und noch mehr für Trajans zeit eine energische ausbeutung der Brohler steinbrüche bezeugt, aus der man wider auf eine bedeutende bautätigkeit beider kaiser am Niederrhein schliessen darf. Der zwischen ihnen regierende Domitian, der die reichsgrenze weiter rheinaufwärts namentlich von den Chatten bedroht sah, genügte seiner baulust in Obergermanien mit dortigem material, indem er vorsorglich den wichtigen rechtsrheinischen limes in angriff nahm.[4]) Die Brohler brüche lieferten ihre steine, wie es scheint, ausschliesslich Untergermanien. Hier aber hatte Vespasian nur zu dringlichen anlass, baulich einzugreifen. Denn mit ausnahme von Mainz und dem entlegenen Windisch hatte Civilis sämmtliche winterlager der legionen, der reiterei und der cohorten, also insbesondere alle niedergerma-

[1]) Marquardt a. a. o. 2², 467.

[2]) Borghesi, Note sulle iscrizzione del Reno s. 12. Harster, Die nationen des Römerreichs in den heeren der kaiser s. 33.

[3]) Marquardt a. a. o. 2², 505. 509.

[4]) Schiller a. a. o. 1, 517. Asbach, Westdeutsche zs. 3, 1 ff.

nischen, von grund aus zerstört.[1]) Schon am ende des jahres 70 liess Vespasian nach seinem sieg sofort die winterlager von Bonn und Neuss notdürftig widerherstellen, aber erst in den nächsten jahren unternahm er den gründlichen neubau von Bonn, den ein wahrscheinlich in die mauer des neuen dortigen praetoriums gefügter stein mit der aufschrift: *Vespasianus Imperator XIV*, also aus dem jahre 75, bezeugt.[2]) Daher also die vorarbeiten der 8. und 21. legion in Brohl no. 7. 8. Am wege von der Brohl nach Bonn bei Oberwinter ist in basaltbrüchen widerum Hercules, wenn auch ohne beinamen, unter anderm auch auf einem tuffsteinaltar verehrt worden.[3]) Später stiftete in Bonn der legat L. Calpurnius Proclus demselben gotte einen stein aus dankbarkeit für die vollendung eines lazareths, *(p)eracto ope(r)e valetudina(rii)*, das für die 1. legio Minervia bestimmt war.[4]) Gleichfalls in Bonn weihten der optio oder aufseher dieses valetudinarium und ein beneficiarius des legaten, der vielleicht mit dem vorgenannten die aufsicht teilte, einen stein dem Hercules Victor[5]) und widerum ein centurio der ersten Minervia dem Hercules Magusanus eine votivara aus Drachenfelser trachyt.[6]) Also auch in Bonn verehrte die Minervia wie im Brohltal no. 12 den Hercules und zwar auch als eine art Saxanus, nämlich als göttlichen helfer bei dem umfänglichen steinbau eines lazareths, wenn nicht, wie an andern orten, als Hercules Salutifer oder Salutaris.[7]) Und wie Hercules im Brohltal auch Invictus genannt wurde, no. 14 a, so heisst er in Bonn Victor. Der Bonner Herculescultus trägt also dieselben hauptzüge wie der Brohler. Doch ob auch er schon der trajanischen zeit angehört, ist nicht zu bestimmen,

---

[1]) Tac. Hist. 4, 20. 61.

[2]) Asbach, Westd. zs. 6, 231.

[3]) Bonner jahrb. 53, 141. Brambach no. 641—644. Catalog d. Bonner museums no. 27.

[4]) Bonner jahrb. 73, 63.

[5]) Brambach no. 462, vgl. Marquardt a. a. o. 2^2, 549: *beneficiarius legati agens c(uram) c(arceris)* CIL. 3, 3412 und s. 557: *optiones valet(udinarii)* CIL. 8, 2553. Bonner jahrb. 82, 53; vgl. Mommsen, Archäol. zeitung 1868, s. 91.

[6]) Bonner jahrb. 73, 74.

[7]) CIL. 3, 1572. 6, 237 vgl. 6, 338. 339.

da die erste Minervia, wenn auch mit unterbrechungen, bis in Constantins zeit in Untergermanien verweilte.

Noch viel eifriger musste der Brohler tuffstein unter Trajan gebrochen werden, als dieser beschloss, das grosse, von Civilis zerstörte Vetera (bei Birten) durch ein neues, festes lager, die Castra Ulpia Trajana (bei Xanten), etwas weiter unterhalb zu ersetzen. Nun wurde auch in Brohl, wie früher in Mirebeau, eine zahlreiche baumannschaft aus verschiedenen truppenkörpern combiniert. Abteilungen jeder truppengattung mussten, unter dem commando eines centurio vereint, hand anlegen, wie die Acutiusinschriften no. 10—12 zeigen, legionare wie auxiliare und von diesen sowol die cohorten zu fuss, als auch die berittenen alae. Vielleicht dienten die pferde der reiterei dazu, die blöcke bis zum landungsplatz der classis germanica herab zu schleppen, die sie dann in ihre schiffe aufnahm und nach ihren bestimmungsörtern Bonn, Neuss, Nimwegen und namentlich nach castra Trajana hinabführte. Das neue Trajanslager bezeugt das deutlich, denn seine umfassungsmauer mit ihrem durch turmbauten flankierten tor wurde aus so gewaltigem tuffsteinmaterial aufgeführt, dass noch in unserm jahrhundert ihrer ruine, als ob sie eine filiale des Brohltals wäre, das geschätzte baumaterial massenhaft entnommen wurde.[1]) Dass sich Trajans niedergermanische bautätigkeit noch weiter erstreckte, beweist stromabwärts ein meilenstein an der heerstrasse nach Noviomagus bei Nimwegen[2]), stromaufwärts der wahrscheinlich unter ihm und Hadrian aus der Eifel nach Köln geführte aquaeduct. Auf verschiedene metalle schürften die Römer an mehreren orten des Mittelrheins; basalt brachen sie in Niedermendig, Mayen und Oberwinter, trachyt am Drachenfels und bei Berkum und tuff auch bei Kretz, Pleidt und Kruft bei Andernach.[3]) Aber das Brohltal ist als die mittelrheinische hauptvorratskammer zu betrachten, mit deren tuffsteinschätzen namentlich die kaiser Vespasian und Trajan die ausführung ihrer grossen militärbauten am Niederrhein bestritten. Nach deren vollendung in der nachtrajanischen zeit scheint sie weniger in anspruch genommen worden zu sein. Schon die von Trajan errichtete

---

[1]) Bonner jahrb. 69, 70.

[2]) Brambach no. 1927.

[3]) Bonner jahrb. 53—54, s. 139.

neue 30. legion, für die doch das neue trajanische lager bestimmt war, hat keine spur ihrer arbeit in den steinbrüchen hinterlassen. Dass aber ausschliesslich untergermanische, nie obergermanische soldaten dieses doch zu Obergermanien gehörige tal ausbeuteten, darf nicht wundern. Hatte doch das gebirgige Obergermanien an gutem baumaterial überfluss, während das Brohler andrerseits sehr schwierig rheinaufwärts zu schaffen war.

Nach den hier vorgelegten urkunden haben also römische soldaten der 15. und der 16. niedergermanischen legion in der claudisch-neronischen epoche dem Hercules Saxanus im Brohltal die ersten uns bekannten denkmäler gesetzt. Bald darauf finden wir diesen gott in den kalksteinbrüchen von Norroy von soldaten einer obergermanischen, einer spanischen und einer moesischen legion und wider in Brohl von zwei obergermanischen und zwei spanischen legionen, von asturischen cohorten und italischen freiwilligen verehrt. War der procentsatz germanischen geblütes und geistes in den untergermanischen legionen schon vor Vespasians heeresreform viel zu gering, um sich gegenüber der überzahl fremder commilitonen und der überlegenen cultur und stellung italischer officiere noch dazu bei solchen unter Germanen völlig ungebräuchlichen stiftungen geltend machen zu können, so schwand dessen umfang und einfluss unter Vespasian und seinen nachfolgern in Germanien vollends zusammen, da diese kaiser, durch den Bataveraufstand belehrt, die in einer provinz ausgehobenen truppen in dieser provinz oder auch nur in deren nähe zu stationieren, sich wol hüteten. Germanische auxilien vollends scheinen seit Vespasian in den germanischen heeren nicht mehr zulässig. Der wahrscheinlich unter Vespasian begonnene ausschluss der Italiker traf aber zunächst nur diejenigen legionen, die während seiner regierung neu errichtet wurden, nicht die germanischen unsrer zeit.[1]) Viel stärker rührt sich augenscheinlich in diesen das keltische wesen, das wol durch zahlreichere mannschaft getragen und namentlich auf dem gebiete des cultus dem germanischen weit überlegen war. Keltischer glaube konnte sich um so mehr bei diesen legionen behaupten, da sie auf einem nur dem namen nach germanischen,

---

[1]) Schiller a. a. o. 1, 512. Mommsen im Hermes 19, 19. 214.

in wirklichkeit fast durchweg keltischen boden ihre quartiere hatten. So erklärt sich, dass uns in den etwa drei dutzend stiftungen, die diese niedergermanischen legionen andern göttern als dem Hercules Saxanus weihen, keine spur eines germanischen gottesdienstes sichtbar wird, dagegen manche keltische gottheiten neben den römischen verehrung empfangen. Jene unglücklichen legionen no. 15 und 16 haben uns leider derartige zeugnisse nicht hinterlassen. Ein veteran der später ihr schicksal der auflösung teilenden 21. legion huldigt bei Vetera der Fortuna, einer ihrer soldaten dem Mercurius.[1]) Auch der 10. legion verdanken wir vielleicht einen Fortunastein.[2]) Die 6. aber votiert den matronis Rumanehabus, Axsinginehis und Afliabus, also anerkannt keltischen göttinnen[3]), aber auch der Deana (sic!), dem I. O. M. ohne oder mit andern römischen göttern und den Dis Manibus.[4]) Diesen, wie dem I. O. M.[5]) weiht auch die 22. legion mehrere steine, ausserdem der Diana und den Bivis Trivis Quadrivis und den ebenfalls zu den keltischen muttergöttinnen gehörenden Suleviabus[6]), endlich dem wahrscheinlich keltischen (?) gott Bacurdus, den auch die Classis germanica in Cöln verehrt.[7]) Die 1. legio Minervia weiht den Dis Manibus, der Diana, dem Apollo, dem I. O. M., dem Hercules Magusanus, endlich den Fortunis salutaribus, Aesculapio, Hyg(ieiae)[8]), aber am beliebtesten ist bei ihr der keltische matronencultus, insbesondere der der Aufaniae.[9]) Ein praefect dieser legion stellte aber auch im jahre 295 in Bonn einen verfallenen tempel des Mars militaris wider her, dessen ausser am Rhein

---

[1]) Brambach no. 210. 496.

[2]) Brambach no. 122.

[3]) Ihm, Bonner jahrb. 83, 1 ff., vgl. 161.

[4]) Bramb. no. 601. 336. 338. 81. 93. 500. Bonner jahrb. 81, 95. 83, 157. 160. 183.

[5]) Bramb. no. 199. 367. 909. 921. 1564.

[6]) Bramb. no. 328. 673. 1107. 1383.

[7]) Bramb. no. 386. 385, vgl. den iberischen namen Bacurius, aber auch den vielleicht thrakischen *Βελσοῦρδος*, Borghesi, Oeuvr. compl. 3, 274. Dumont im Arch. des missions scientif. 3, 3, 1876 s. 148 f. 182.

[8]) Bramb. no. 382. 332. 463. 481. 516. Bonner jahrb. 73, 74. 76. 47/48, 161. 83, 162. Vgl. den Hygieiacultus in anderen provinzen des römischen westens, Roscher lexicon 1, 2786, vgl. Bonner jahrb. 57, 209.

[9]) Bramb. no. 329. 405. 541, vgl. 519? 560. 584. B. jb. 83, 136. 156. 164.

nicht üblichen beinamen Th. Bergk wol mit recht als eine übersetzung des keltischen kriegsgottes Caturix auffasste.[1]) Die 2. cohors civium Romanorum, deren erste (?) wir auch nach no. 24 im Brohltal trafen, widmet ganz römisch dem I. O. M. Iun(oni) Marti Her(culi) in der nähe bei Andernach einen stein[2]), die mit den asturischen cohorten von Hadrian nach Britannien geschickte ala Asturum den Matribus oder den Matribus campestribus und ihrem Genius[3]); die Classis Germanica endlich weiht den Dis Manibus, dem I. O. M., der Diana, den Matribus suis und dem eben erwähnten Bacurdus.[4]) Der kreis der culte der betreffenden truppenkörper kann also ziemlich sicher umschrieben werden. Er enthält nichts germanisches. Jupiter, Diana, Fortuna, die dii Manes werden öfter, seltener Juno, Mars, Mercur, Apollo, Aesculap und Hygieia genannt. Mit ihnen teilen die verehrung der rätselhafte Bacurdus und ihre lieblingsgottheiten, die keltischen matres oder matronae. Wenn auch die phantastische ausstattung eines unter Acutius aufgestellten Herculesaltars (no. 10) unaufgeklärt bleibt, sie ist sicher nicht germanisch und schwerlich keltisch. Aber wie unrömisch sie auch ist, so muss man doch zugeben, dass nur Römer sie nach dem Rhein gebracht haben können. Auch haben wir schon gehört, dass im übrigen der Hercules-Saxanus sich ganz natürlich aus dem römischen soldaten- und bauleben und der römischen Herculesvorstellung begreifen lässt, während jeglicher mangel eines keltischen zuges in den zahlreichen inschriften um so stärker gegen keltischen ursprung spricht, als diese bis hieher doch alle auf keltischem gebiete angefertigt sind. Offenbar ist nicht in Gallien, sondern in Italien der ausgangspunkt dieses Herculescultus zu suchen, und glücklicherweise stehen uns nun noch zwei Hercules-Saxanusdenkmäler zur verfügung, die südlich von den Alpen entstanden. Freilich bringt uns der erste kaum einen neuen aufschluss, wol aber der zweite. Der erste Tridentiner trägt die inschrift:

27. HERCVLI SAXAN LVBIAMVS ENDRVR QVINTALLI VSL CILat. 5, 1, no. 5013. Freudenberg no. 24: *Labiamus.*

---

1) Bonner jahrb. 57, 21.

2) Bramb. no. 676.

3) Ihm, Bonner jahrb. 83, 157. 159. CIL. 7, 510.

4) Bramb. no. 522. 355. 385. 684.

Dieser stein fand sich in der Apollinariskirche zu Trient und hat vielleicht einst einem jener ergiebigen marmor- und gipsbrüche angehört, die noch heute bei Trient ausgebeutet werden. Ob der dedicant mit seinem fremdartigen namen raetischer oder gallischer abkunft gewesen, kann ich nicht entscheiden. Tridentum war ursprünglich wol eine raetische stadt, die später in den besitz der keltischen Cenomanen gelangte. Aber im jahre 22 v. Chr. erbaute der legat Apulejus auf einem hügel über ihr die Römerfestung Verruca.[1])

Noch ein anderes denkmal des alpengebietes, das in den felsen Spitzhofen auf der Choralpe ob S. Georgen am Stein gehauene votivaltärchen mit der inschrift: **S. SAXANO AVG. SAC ADIVTOR ET SECVNDINVS**, wurde früher, so von Freudenberg no. 23 und Kaemmel, Anfänge d. deutschen lebens in Oesterreich 38, auf den Hercules Saxanus, wird jetzt aber richtiger auf Silvanus bezogen, CIL. 3, 2, no. 5093, mit dem sich jener allerdings oft berührt. Die beinamen Sanctus und sogar Invictus sind beiden eigen.[1])

Weit lehrreicher aber als die tridentinische widmung ist die tiburtinische, welche lautet:

28. **HERCVLI SAXANO SACRVM SER SVLPICIVS TROPHIMVS AEDEM ZOTHECAM. CVLINAM PECVNIA SVA A SOLO RESTITVIT IDEMQVE DEDICAVIT K. DECEMBR L. TVRPILIO. DEXTRO M. MAECIO. RVFO. COS. EVTYCHVS. SER. PERAGENDVM. CVRAVIT.** Freudenberg no. 25. CIL. 14, no. 3543.

Panvini und ihm folgend Freudenberg hatten diese inschrift ganz verkehrt in das jahr 225 gesetzt, wodurch sich offenbar auch noch R. Peter mit bestimmen liess, diesen Hercules für einen von germanischen soldaten vom Rhein an den Anio gebrachten gott zu halten. Aber nach H. Dessau weist ihr ausser anderem schon die nennung von *consules suffecti* ein viel höheres alter zu, und höchst wahrscheinlich ist der eine consul suffectus M. Maecius Rufus identisch mit dem M. Maecius Rufus, der nach münzen unter Vespasian und Titus im jahre 79 proconsul von Bithynien war.[3]) Die bedeutung dieser neudatierung für

---

[1]) CIL. 5, 1, s. 530. Revue celt. 11, 1890, 252. Egger, Geschichte Tirols 1, 29.

[2]) Preller, Röm. mythol. 2³, 282. Peter bei Roscher a. a. o. 1, 2950. CIL. 7, 451.

[3]) CIL. 14, 375. Borghesi, Oeuv. 1, 511.

unsere frage ist aber bisher trotzdem noch gar nicht erkannt. Die inschrift charakterisiert nicht nur mit fast grammatischer gründlichkeit das wort *Saxanus,* dessen zweites *á* sie wie die übrigen langen *a* in *pecuniá, suá, á, curávit* mit einem apex versieht, als ein lateinisches — denn das oben leichthin ersonnene germanische wortgebild müsste ein kurzes *a* haben —, sondern sie zerstreut auch nach der glücklichen berichtigung ihres datums das dunkel, das immer noch über der frage nach der engeren heimat unseres Hercules lagert. Sie bezeugt nicht nur einen italischen Hercules Saxanus vor den toren Roms in der vespasianischen zeit und erweist sich als fast gleichaltrig mit den ältesten Hercules-Saxanusurkunden des nordens, sondern erhebt sich auch über diese als die älteste unserer sämmtlichen bezeugungen des gottes durch den ausdruck *aedem* etc. *a solo restituit.* Hercules Saxanus hatte also bei Tibur einen älteren, unter Vespasians regierung bereits verfallenen tempel. Dazu stimmt trefflich eine notiz Strabos c. 238, der um Christi geburt unterhalb Tibur grossartige steinbrüche kannte, an denen der damals schiffbare Anio vorbeifloss, um ihre ausgehauenen blöcke zu den baustätten der hauptstadt hinabzutragen. Noch heute sind sie als *cave di Travertino* bekannt. Der travertin, der am rande der vulcanischen Campagna abgelagerte Tiburtiner kalkstein, fieng wahrscheinlich erst nach Karthagos und Korinths zerstörung an, die übrigen materiale der grabmäler, altäre und votivsteine in Rom zu verdrängen und wurde zu grösseren bauten zuerst in der zeit des jüngeren Catulus zwischen 78—60 v. Chr. äusserst sparsam und erst seit Augustus ausgiebiger benutzt.[1]) Dieser richtete aus tiburtinischen quadern zwar nicht, wie Burckhardt angibt, auf seinem forum den prachtvollen tempel des Mars Ultor auf, fügte aber travertinemposten in die schutzmauer dieses forums ein.[2]) Der ältere Saxanustempel von Tibur kann also schon unter den ersten kaisern gestanden haben, übertraf wol jedenfalls an alter die frühesten Brohler Saxanussteine. Wie Vespasian für seine bauten in Bonn den nächsten von Hercules Saxanus beschützten steinbruch der Brohl

[1]) Jordan, Topogr. d. stadt Rom 1, 1, 6 ff. 1, 2, 141 ff.

[2]) Monum. Ancyr. 4, 21. Jordan a. a. o. 1, 2, 446. Burckhardt, Cicerone 1³, 21. Preller, Röm. myth. 1³, 368.

benutzte, beutete er für seine hauptstädtischen werke, jedenfalls für das aus travertin aufgeführte colosseum, den durch die wasserstrasse des Anio so bequem mit Rom verbundenen steinbruch von Tibur aus, der unter den schutz desselben gottes schon früher gestellt war. Das flavische amphitheater hatte später ein ähnliches schicksal wie die castra Trajana am Niederrhein. Diese wurden zu einer tuffsteingrube moderner bauleute (o. s. 124), jenes zu einem steinbruch, aus dessen material die vornehmsten paläste der renaissance in Rom emporstiegen.[1]) Der von der tiburtinischen inschrift erwähnte Servius Trophinus mag einer der steinbruchsprocuratoren gewesen sein, wie sie wenigstens seit Trajan nachweisbar sind, und der servus Eutychus ein betriebsdirector oder architekt, der damals ein sclave zu sein pflegte. Jener erachtete[2]) den neubau des verfallenen Hercules-Saxanustempels für angemessen, um des gottes huld für die saure und gefahrvolle arbeit seiner leute zu gewinnen.

Viel berühmter aber war Tibur, die *urbs Herculi sacra* (Sueton. Calig. 8), durch einen andern Herculestempel, den des Hercules Victor oder Invictus, dessen reste in den angeblichen ruinen der villa des Maecenas widergefunden sind. Den kriegerischen charakter des gottes beweist ausser seinem beinamen der umstand, dass die Salier, die in Rom ausschliesslich priester des Mars waren, in Tibur nicht nur diesen, sondern auch den Hercules bedienten. In Tibur hatte Hercules einst dem Jupiter einen altar gestiftet, wahrscheinlich nach einem ähnlichen abenteuer, wie er es in der römischen Cacussage bestanden hatte.[3]) Ein Tiburtiner Octavius Herrenus oder Hersennius sollte den altertümlichen rundtempel des Hercules Victor in Rom gegründet haben, und so viel ist jedenfalls an dieser geschichte wahr, dass die Herculesdienste der beiden nachbarstädte Tibur und Rom aufs engste mit einander verwant waren. Auch der römische Hercules stiftete dem Jupiter und zwar dem Inventor einen altar, die weltbekannte ara maxima auf dem forum Boarium, und führte

---

[1]) Friedländer, Darstellungen a. d. sittengesch. Roms 2^{1}, 261. Bädeker, Italien 2^{5}, 221. 347.

[2]) Marquardt[2] a. o. 2, 264.

[3]) Dessau CIL. 14, 367. Preller, Röm. myth. 1^{3}, 352. Peter a. a. o. 1, 3003.

neben seinem älteren beinamen Victor den des Invictus.[1]) Neben diesen ist der name Saxanus in Rom zwar nicht bezeugt, jedoch scheint der Hercules Victor mit der Bona dea Subsaxana im innigsten bunde gestanden zu haben; denn seine ara maxima sammt jenem rundtempel lag unmittelbar am fusse des Aventinus, unter dessen saxum die Bona Dea hauste, die auch als tochter des Faunus für eine gemalin des Hercules galt.[2]) Wie es scheint, standen auch die culte beider in einem inneren zusammenhang, nach welchem die frauen von den opferschmäusen des Hercules und umgekehrt die männer von denen der Bona Dea ausgeschlossen waren.[3]) Doch genügt mir hier der hinweis auf den uralten hauptalter des Hercules, die ara maxima auf dem forum Boarium neben seinem rundtempel. Vor diesem opferte alljährlich der stadtpraetor in gegenwart der bürgerschaft eine kuh und wurden bis tief in die kaiserzeit schwelgerische festmahle gehalten. Mit der löwenhaut haupt und nacken bedeckt, stand der gott in seinem heiligtum, wo man noch seine keule und seinen mächtigen humpen zeigte. Bei den triumphzügen empfieng er, mit dem triumphalkleid geschmückt, den zehnten der beute, den der siegreiche feldherr vor ihm niederlegte.[4]) Von hier aus drang sein ruhm durch das ganze römische heer. Grade diesen römisch-tiburtinischen Hercules in seiner kriegerischen und gewerblichen doppeleigenschaft finden wir am Mittelrhein in genauerer entsprechung als irgendwo sonst im römischen reiche wider. Der wechselnde gebrauch seiner beiden beinamen Victor und Invictus kommt ausserhalb Roms und Tiburs[5]) kaum innerhalb eines andern engeren bezirkes des weiten reiches vor, als im mittelrheinischen, wo wir einen Hercules Victor in Bonn (s. 123) und einen Her-

---

[1]) Peter a. a. o. 1, 2907 ff. 2923. Jordan, Topogr. der stadt Rom 1, 2, 482.

[2]) Peter a. a. o. 1, 2291.

[3]) Preller, Röm. myth. 2 [3], 283. Später ruft der mann den Hercules, die frau die Junones an. Ihm, Bonner jb. 83, 77. 117.

[4]) Peter a. a. o. 1, 2907. 2916 ff. Jordan, Topogr. d. stadt Rom 1, 2, 477 ff. 482.

[5]) Dessau a. a. o. Peter a. a. o. 1, 2906. 2923. Höchstens könnte man den Hercules Invictus in Neapel und den Hercules Victor in Aquino anführen CIL. 10, 1478. 5386.

cules Invictus im Brohltal (no. 14 a) trafen, und vollends schmücken alle drei namen: Victor, Invictus und Saxanus ihn nur in Tibur und am Mittelrhein. In Brohl und in Norroy wurde seine verehrung aufs innigste mit der seines vaters Jupiter verknüpft (no. 3. 5. 11. 14. 15. 23), was widerum grade in Rom und Tibur durch den charakteristischen mythus bezeugt wird, nach welchem Hercules einen Jupiteraltar stiftete.

Bildliche darstellungen des Hercules vom Brohl- und Moseltal sind uns leider nicht erhalten. Doch jene zwar aus Griechenland überkommene, aber stadtrömische auffassung scheint auch die Herculesbilder in Germanien beherscht zu haben. Denn meistens ist auf den obergermanischen viergöttersteinen der gott mit der löwenhaut versehen und hält in der rechten die keule, in der linken allerdings in der regel die Hesperidenäpfel, aber auch wol eine schale, einen krug, einen becher.[1]) Auch ein Nehalenniastein der insel Walcheren stellt ihn dar sitzend in der löwenhaut mit einem skyphos in der hand.[2]) Endlich findet sich auch die verbindung des Hercules mit Sol und Luna, die wir aus der ausstattung eines seiner Brohler altäre (no. 10) erschliessen zu dürfen glaubten, in den weihinschriften der in Rom casernierten Equites singulares wider (s. 118).

Die Hercules-Saxanusfrage scheint mir jetzt im wesentlichen gelöst. Der traum von seinem Germanen- oder Keltentum ist zerronnen und klar tritt sein römischer charakter heraus. Mögen seine culte dem Etsch-, Mosel- oder Rheintale angehören, sie sind alle von Rom und dessen nächsten umkreis, vom herzen des reichs, ausgegangen, wo der Griechenheros durch den staat früh in den kreis der heimischen götter einbezogen worden war. In Tibur wurde er schon vor Vespasian verehrt, vor und während dessen regierungszeit auch die ältesten steine der Brohl gesetzt sind. Mit den baulichen aufgaben dieses kaisers und Trajans nahm der Hercules-Saxanuscult einen neuen aufschwung in den steinbrüchen am Anio, an der Mosel und am Rhein und verknüpfte sich mit denkwürdigen

---

[1]) Westdeutsche zs. 10, 305 ff. 145. 147.

[2]) Janssen, De romeinsche beelden en gedenksteenen van Zeeland 1845, s. 41 tafel 8 a b c.

ereignissen der geschichte. Was aus ihm nach Trajans zeit geworden ist, wissen wir nicht. Von dem vornehmen und kriegerischen heros Hercules Victor oder Invictus abgezweigt, steht der Saxanus etwa in der mitte zwischen diesem und dem friedlichen Hercules tutor, dem hüter des hofs und der heerden, dem Hercules rusticus, agrestis, campanus, dem freund der bauern und ihrer feldarbeit, als der behüter römischer steinmetzen und steinbrecher, bürgerlicher wie soldatischer, dem sie ein monument des dankes setzten, wenn sie ihr schweres werk im felsgestein vollendet hatten.

FREIBURG I. B., jan. 1893. E. H. MEYER.

MYTHOLOGISCHE ZEUGNISSE AUS ROMISCHEN INSCHRIFTEN.[1])

4. Dea Hluðana.

Eine *Dea Hluðana* ist durch vier inschriften bezeugt, die der Rheinprovinz (2), Geldern (1) und Friesland (1) angehören. Reicheren inhalt bietet nur die letztere. Eine römische actiengesellschaft hatte unter einem (einheimischen?) vertreter den fischfang in friesischen gewässern gepachtet. Von diesem wurde der widergefundene votivstein gegen ende des 1. nachchristlichen jahrhunderts, vermutlich im interesse vorteilhaften geschäftsbetriebs, römischer sitte gemäss gesetzt. Aehnlich ist in Ephesus von dortigen pächtern der fischereigefälle ein Isisaltar gestiftet worden (Hermes 4, 187 f.). Das denkmal, im jahre 1888 bei dem dorfe Beetgum (nordw. von Leeuwarden) in der niederländischen provinz Friesland in einem erdhügel gefunden als rest einer kalksteinaedicula, ist beschädigt; die füsse und überhängendes gewand einer sitzenden weiblichen figur (Isis?) sind noch zu erkennen. Unter der figur steht die inschrift:

DEAE HLUDANAE CONDUCTORES PISCATUS MANCIPE Q. VALERIO SECUNDO V. S. L. M.

Literatur: W. Pleyte in den Verslagen der kon. akad. letterkunde 3, 6, 58. De Vrije Fries 17, 327. Mnemosyne 1888, 439 ff. Correspondenzblatt der westd. zs. 8, 2. 223. Zs. fdph. 23, 129. 24, 457.

Die übrigen denksteine tragen soldatendedicationen. Auch *Nehalennia* und *Hercules Magusanus* sind nicht bloss auf Walcheren, sondern auch unter den soldaten zu Deutz und Cöln und andernorts bezeugt. Ein jetzt in Bonn aufbewahrter votiv-

[1]) S. Beitr. 15, 553 ff. 16, 200 ff.

stein ist bei dem dorfe Birten (unweit Xanten) ausgegraben worden:

DEAE HLUDANAE SACRUM C. TIBERIUS VERUS.

Ausser der bereits citierten literatur ist zu vergleichen: Brambach, CIRh. 150. J. Grimm, Mythol. [4]212. Graff, Sprachschatz 4, 1114 f.

In Utrecht befindet sich ein bei Nijmwegen gefundener stein:

[HL]UD .. SAC ... AMMI ... CUND ... L LEG (?) XXXV (?) [V] S. L. [M.] CERANO ...?

Eine unten und an der rechten seite verstümmelte steininschrift, welche zu Iversheim (bei Münstereifel) gefunden worden ist, stammt aus der zeit des Alexander Severus (222—235) und lautet (vgl. Bonner jahrb. 50, 184):

[IN HONOREM] D(OMUS) D(IVINAE) (DEAE) HLUÐENAE (SACRUM) PRO SALUTE IM(PERATORIS) (M. AUREL.) S(EVERI) ALEXA(NDRI) (PII) FEL(ICIS) INVICTI (AUGUSTI ET IUL.) MAMAEE MA(TRIS) (AUGUSTI) VEXILLAT(IO) LEG(IONIS) (I MINERVIAE PIAE FIDELIS) (CU)R(AM) (A)GENTE IN(GENUO).

Den namen der göttin kennt bereits Gottfr. Schütze (1741); er ist schon von Thorlacius (1782), J. Grimm, Egilsson u. a. mit dem der skandinavischen *Hlóðyn* identificiert worden (vgl. Weinhold, Deutsche frauen 1[2], 31. 46. Bugge, Studien 575). Neuerdings hat sich noch E. Mogk (Pauls Grundr. 1, 1105) für die identität der namen ausgesprochen, während E. H. Meyer (Germ. mythol. 203) die zusammenstellung wegen der stammvocaldifferenz verworfen hat. *Ð* d. i. ð auf dem stein von Münstereifel-Iversheim findet sich auch auf gallischen inschriften (CIL. 12, 949); wegen *d* für ð sind schreibungen wie *Gepides*, (ags. *Gifeðas*) und wegen *-enae* : *-anae* ist Beitr. 16, 205 anm. 4 zu vergleichen.

Um die entsprechung *Hluðana-Hlóðyn* zu prüfen und ihre berechtigung zu erweisen, ist notwendig die vorfrage zu erledigen, wer und was mit *Hlóðyn* gemeint sei.

Vǫl. 53 R ist von einem Óðinssohn die rede, der *inn mœri mǫgr Hlóðynjar* genannt wird. Die überlieferung ist allerdings gestört. Die codd. r und W der Sn. E. haben an der entsprechenden stelle:

gengr hinn mæri mǫgr Hlóðynjar
neppr af (at) naðri níðs ókvíðnum.
munu halir allir heimstǫð ryðja,
er af móði drepr Miðgarz véurr.

In der Hauksbók sind nur zweifelhafte reste der einen zeile *munu halir al... ydia* erhalten (vgl. jetzt Hauksbók udg. af det kgl. nord. oldskriftselskab s. 191). Der freie raum genügt für eine achtzeilige strophe. Wahrscheinlich hat dem schreiber der Hauksbók eine mit Gylfaginning übereinstimmende fassung vorgelegen (Bugge, Fornkv. 25. Mogk, Beitr. 7, 299). In R bleibt dagegen die überfüllte strophe:

þá kømr inn mæri mǫgr Hlóðynjar,
gengr Óðins sonr við ulf vega.
drepr hann af móði miðgarz véur,
munu halir allir heimstǫð ryðja.
gengr fet níu Fjǫrgynjar burr
neppr frá naðri níðs ókvíðnum.

Es fehlen folglich in r die worte *þá kømr ... Óðins sonr við ulf vega ... gengr fet níu Fjǫrgynjar burr* und die zeilenfolge 1. 3. 4. 6 ist in 1. 6. 4. 3 verändert. Die strophe fehlt mit den fünf vorausgehenden im cod. Ups. (Beitr. 7, 205 f.). In der prosaerzählung der Sn. E. ist von einem sohne der *Hlóðyn* nicht die rede. Bugge hat (Fornkv. 391) im wesentlichen auf grund von H und Sn. E. eine strophe hergestellt, in welcher *hinn mæri mǫgr Hlóðynjar* gestrichen und die worte *gengr fet níu Fjǫrgynjar burr neppr frá naðri* den eingang bilden. Es ist nach dem einhelligen zeugnis von Hymiskviða und Sn. E. unter dem *Fjǫrgynjar burr* einzig und allein *Þórr* zu verstehen, den auch Hárbarðslj. 56 als sohn der *Fjǫrgyn* kennt. Also ist *gengr Óðins sonr við ulf vega* mit dem schluss der strophe nicht in einklang zu bringen, wenn der *Fjǫrgynjar burr* nicht gegen den wolf, sondern gegen die schlange zu kämpfen hat. Der sohn der *Hlóðyn* und des *Óðinn*, von dem die ersten langzeilen in R berichten, dass er den kampf gegen den wolf aufnehme, kann mit andern worten nicht *Þórr*[1]), sondern muss nach v. 52 R *Víðarr* sein. Nun lautet v. 51 R:

þá kømr Hlínar harmr annarr fram,
er Óðinn ferr við ulf vega...

und v. 52 R:

þá kømr inn mikli mǫgr Sigfǫður
Víðarr vega at valdýri...,

[1]) Bugge, Studien 19. 24.

ıgleichen in Wr der Sn. E.:

v. 6 þá kemr Hlínar harmr annarr fram,
er Óðinn ferr við ulf vega...
v. 7 gengr Óðins son við ulf vega
Víðarr of veg at valdýri...

Wir bekommen eine correcte strophe von vier langzeilen R, wenn wir 53, 1. 2 als variante von 52, 1. 2 betrachten:

52, 1. 2 þá kømr inn mikli mǫgr Sigfǫður
Víðarr vega at valdýri =
53, 1. 2 þá kømr inn mæri mǫgr Hlóðynjar,
gengr Óðins sonr við ulf vega.

Beide varianten lagen dem bearbeiter der Sn. E. vor. Er ıt anscheinend die den varianten gemeinsame erste langzeile llen gelassen und aus beiden fassungen den unmöglichen ropheneingang hergestellt:

gengr Óðins sonr við ulf vega
Víðarr of veg(a) at valdýri.

Sinnwidrig ist ferner

gengr hinn mæri mǫgr Hlóðynjar
neppr at naðri níðs ókvíðnum

ıd dem dichter die contradictio in adiecto *mæri* : *neppr* nicht ızutrauen. Wie bereits bemerkt, weiss die prosa von *Hlóðyn* ›erhaupt nichts, wol aber ist hier von Þórr die rede: *ok stigr* *'amm níu fet um eitr ormsins*; also grade dasjenige, was Bugge ›harfsinnig an die stelle gesetzt hat. In der auffassung der ınzen strophenreihe der Vǫl. weiche ich wesentlich von Müllen-›ff ab. Müllenhoff hat (DA. 5, 152) das alter des strophen-ngangs *þá kømr inn mæri mǫgr Hlóðynjar* gewürdigt und ›gründet, aber es durfte in diesen worten nicht eine unent-›hrliche einführung Þórs gesehen werden. Víðarr gilt die rophe, Víðarr, nicht Þórr ist der gefeierte sohn der *Hlóðyn.*[1]) an wird auch nicht länger mit der schreibfehlerhaften wider-›lung von *við ulf vega* sich zufrieden geben, vielmehr das rincip fallen lassen, lücken in R aus H zu ergänzen. Man ird das experiment preisgeben, mit dessen hülfe Müllenhoff 52 R aus dem gedicht eliminiert hat. Leider fehlt eine

[1]) Zu *Oðins sonr* und ähnlichen verbindungen ist zu beachten, was elbrück, Verwantschaftsnamen 76. 80 f. über *sunu* und lat. *filius* be-erkt hat.

äusserung darüber, wie Müllenhoff es sich gedacht hat, dass ein und derselbe sohn des Óðinn in v. 39 (Müll.) die *Hlóðyn*, in v. 40 (Müll.) die *Fjǫrgyn* zur mutter bekommen. Das ist doch zum mindesten anstoss erregend — auch wenn Müllenhoff von der identität der *Hlóðyn* und *Fjǫrgyn* überzeugt war. Es fehlen belege, dass ein solcher wechsel der nomenclatur für ein und dieselbe person stilgemäss gewesen sei. Wol werden v. 51 R *Hlínar-Friggjar* ein und dieselbe göttin vertreten. Aber die beiden namen beziehen sich auch auf zwei verschiedene männliche personen, in deren mythenkreis dieselben specifische bedeutung gehabt zu haben scheinen. Es ist also schon durch diese nächstliegende parallele angedeutet, dass *Hlóðyn* und *Fjǫrgyn* sich auf zwei verschiedene mythologische kreise verteilen. Nun ist uns für Þórr die *Fjǫrgyn*, nicht *Hlóðyn* als mutter bezeugt.[1]) Der sohn des Óðinn, der gegen den wolf kämpft, hat die *Hlóðyn* zur mutter; Víðarr, nicht Þórr (Grímnism. v. 18) hat gegen den wolf gekämpft: also ist Hlóðyn die mutter des Víðarr.

Aber nach Sn. E. 2, 300. 1, 286 hat die mutter des Víðarr Gríðr geheissen. Sie soll eine riesin gewesen sein und dem Þórr auf der fahrt zu *Geirrøðr* huldvoll ihren stab, den *Gríðarvǫlr* abgetreten haben. An einer andern stelle verzeichnet wenigstens cod. Ups. (Sn. E. 2, 313) unter den kenningar der Frigg auch *elja Gríðar* (gebessert aus *Gerðar*, wie am rande und in Wr steht). Saxo (1, 22) nennt die gattin des Dan, des stammvaters dänischer könige, *Grytha,* mit dem beisatz: *summae inter Teutones dignitatis matrona,* ein ehrentitel, den er der stammesmutter kaum vorenthalten durfte. *Gríðarvǫlr* stammt aus der Þórsdrápa des Eilífr Guðrúnarson (2. hälfte des 10. jhs.). In der 9. strophe schildert der dichter, wie der wutschnaubende gott sich mit dem *vǫlr Gríðar* den weg gebahnt, und v. 18. 19, wie der *liðs tollr brautar, hógbrotningr skógar* dem riesengeschlecht den untergang bereitet. Während *liðs tollr brautar* auf der situation des v. 9 beruht und den zauberstab nach seiner eigenschaft benennt, die schwierigkeiten, die dem gott den weg gesperrt hatten, zu überwinden, wird der *vǫlr* als *hógbrotningr skógar* nach seiner herkunft bezeichnet.

---

[1]) E. H. Meyer, Idg. myth. 2, 621 ff. hat dies nicht beachtet.

Er stammt aus dem walde und ist für götter leicht (für menschen schwer?) zu holen wie das zauberkraut *μῶλυ* der Odyssee. Wenn Þórr den *vǫlr* von der mutter des *Víðarr* erhalten hat, ist der schluss nicht zu umgehen, dass auch *Gríðr* im walde wohnend gedacht war. Diese folgerung wird bestätigt durch die kenning *gránstóð Gríðar* Helgakv. Hund. 2, 25, nach welcher die grauen wölfe als das gestüt der Gríðr bezeichnet werden konnten (Bugge vergleicht *grástóð Gríðar* im Háttalyk. Rǫgnv. jarls 20), was sich am ungezwungensten erklärt, wenn der wald ihre domäne gewesen ist. Hierher gehört ferner aus Kormáks Sigurðardrápa (Sn. E. 1, 428. 3, 467) *glaðfæðandi Gríðar,* worauf gleichfalls der wolf als das tier der Gríð gekennzeichnet ist. Nun berichten aber auch die Grímnism. v. 17, dass die wohnung ihres sohnes *Víðarr* im walde gelegen sei. Sein bezirk heisst *Viði* (der wald, collectivum zu *viðr* wie *lyngvi* (heide) : *lyng* (heidekraut), *gresi* : *gras*, *espi* : *ǫsp* u. a., worüber jetzt O. Rygh, Oplysninger til trondhjemske gaardnavne 2, 182 ff. (1893) zu vergleichen ist); er ist dicht umwachsen von baum und gras [1]), von menschen selten betreten (Hǫvam. v. 118).

Wenn also unsre kläglich dürftige überlieferung noch erkennen lässt, dass Víðarr und seine mutter als im walde wohnend gedacht worden sind, so kann nach dem bereits gegebenen nachweis, dass der Vǫluspǫ-dichter die mutter des Víðarr unter dem namen Hlóðyn kennt, auch für diese nichts anderes angenommen werden, und wenn *Hlóðyn* mit *Hluðana* identisch ist, mag für diese friesische göttin gelten, was Tacitus von dem im lande der Friesen gelegenen *lucus quem Baduhennae vocent* (Annales 4, 73) und von der *Nerthus* der Sueben berichtet, deren *templum* ein *castum nemus* gewesen

---

[1]) *hrísi vex ok hǫ grasi.* *hrís* bedeutet wie *viðr* nicht bloss das einzelne gewächs, sondern hat auch collectiven sinn, wie z. b. in *hrísbítr*, *hrísungr*, *hríshǫfði* (Wilda s. 292); *hrís* ist nicht bloss in diesen juridischen terminis synonym mit *skógr* (Fritzner 2, 60), sondern auch in dem dichterischen *hrís þat it mæra er meðr Myrkvið kalla* Atlakv. 5, 4. Hervarars. ed. Bugge s. 269. 276. 279. Die bedeutung 'wald' kann ich also nicht unerhört finden (wie Heinzel, Wiener sitzungsber. 114, 481). — Nach air. *fedo* (populus, a tree, Kuhns zs. 33, 73) zu urteilen, ist die älteste bedeutung von *widu-* (einzelner) 'baum'.

sei.[1]) Ich zweifle nicht an der richtigkeit der von Hirt (Idg. forschungen 1, 479 ff.) vertretenen ansicht, dass das in *Fjǫrgyn* steckende **fergu* mit lateinisch *quercus* identisch ist; vgl. kelt. *erkunia, ἑρκύνιος δρυμός* (eichenwald) Zs. fda. 32, 454. L. Laistner, Rätsel der Sphinx 2, 397 ff. *Fjorgynn, Fjorgyn* bezeichnen den gott, beziehungsweise die göttin als 'im eichenwald wohnend'[2]), vgl. Hárbarðslj. 56. Saxo 1, 205 f. So erscheinen also auch *Fjǫrgyn* und *Hlóðyn-Gríðr* als ein und dieselbe gottheit. Als mutter des Víðarr gibt das gedicht ihr den namen Hlóðyn, als mutter des Þórr den der Fjǫrgyn. Frigg ist *Fjǫrgyns mær* (Lokas. 26), *Fjǫrgunz dóttir* (Sn. E. 2, 258. 312); ob *mær* in diesem fall *filia* oder *uxor* bedeutet, ist zunächst nicht zu entscheiden, heisst doch auch *Jǫrð* Sn. E. 1, 54 *dóttir ok kona Óðins*, wie Here die schwester und gattin des Zeus. Wenn *Jǫrð* die mutter des Þórr, musste folglich auch *Fjǫrgyn* die *dóttir ok kona Óðins* sein — mit andern worten: auf die genealogische terminologie der stammbaumfreudigen Isländer ist kein verlass.

Ist nun aber *Hlóðyn* mit *Hluðana* identisch? Müllenhoff hat (DA. 5, 155. 67 anm.) aisl. *Hróptr* mit dem aus Tacitus Annal. 4, 73 bekannten *Cruptorix* zusammengestellt[3]); so steht

---

[1]) Vgl. die kenning *myrkmarkar Hlóðyn* (Aarbøger 1891, 175) und die *silvestres virgines* des Saxo Grammaticus (z. b. 1, 122) und die *járnviðjar í skógi* (zu *Járnviðr*) Sn. E. 1, 58, *in aldna í járnviði* Vǫl. 40. *Skaði járnviðja* Sn. E. 1, 552 (Müllenhoff, DA. 5, 122). Vgl. ferner *Laufey* und kenningar wie *eikigrœnt Ónars fljóð, Ónars viðigróin eingadóttir, barrhǫdduð Þriðja biðkván, geirtýs grœn mála* genau entsprechend *grœn Hlóðyn* bei Th. Hjelmqvist, Naturskildringarna s. 56.

[2]) Nur ist got. *fairguni* nach ausweis von mhd. *virgunt* nicht mit *fjǫrgynn* identisch (Kluge, Pauls Grundr. 1, 333). — Ahd. *fereheih* hat damit nichts zu schaffen (ich kann mich auch nicht von der zusammengehörigkeit mit *foraha* überzeugen), denn *fereheih* bedeutet 'ferkeleiche' (s. DWb.), vgl. *fereha* : *farh* wie *meriha* : *marh*. Langob. *ferea, fereha* ist variante zu *fagia, faia* und wahrscheinlich = (*glande*)*fera* (Monum. germ. leg. 4, 70). Interessant ist die glosse *quercus* : *pohha eih* (Ahd. gl. 1, 237); vgl. übrigens schon Förstemann, Gesch. d. d. sprachst. 2, 219.

[[3]) Doch ist zu beachten, dass von seiten des nord. selbst sich auch gar kein beweis für die von Müllenhoff a. a. o. verteidigte länge des *o* von *Hroptr* bringen lässt. Soweit die skaldenreime hier überhaupt beweisen können, sprechen sie eher für kürze, s. K. Gíslason, Aarb. 1866, 258 ff. Der von Müllenhoff angezogene reim *Hropta* : *hvápta* der Húsdrápa ist ohne weiteres auszuschliessen; denn erstens handelt es sich um eine

also nichts im weg, auch röm. *Hluð-* für deutsches *Hlōð-* vorauszusetzen und anzuerkennen.[1] Die schwierigkeiten der entsprechung liegen also gar nicht im stammsilbenvocal, sondern in der verschiedenartigkeit der ableitung.[2] Der nord. *Hlóðyn* entspräche vielleicht ein *deae *Hluðuniae*, nicht *Hluðanae*. Wenn die götternamen identisch sind, was allerdings nicht zu bestreiten sein wird, so muss eine andre ableitung in *Hluðanae-Hluðenae* als in *Hlóðyn* vorliegen.

Müllenhoff hat in Schmidts zs. 8, 264 anm. mit *Hlóðyn* unser deutsches *hlodo-* verglichen, und ebenso hat Weinhold (Frauen 1², 46) *Hluðana-Hlóðyn* als die 'berühmte' göttin gedeutet (griech. κλυτός; ähnlich den κλύμενος-κλυμένη als beinamen von Hades-Persephone). Für *Hlóðyn* lässt sich diese etymologie nicht verteidigen. Die metrik lässt über die quantität der stammsilbe keinen zweifel mehr offen (Gering, Zs. fdph. 23, 133 anm.). Hj. Falk vergleicht (Beitr. 14, 17) aus anlass von *Hlórriþi* ein **hloð* = cumulus, collis, das ich gern acceptierte, wenn nur die anhaltspunkte für das stammwort bekannt wären. Jaekel hat sich (Zs. fdph. 23, 129) abgemüht, für *hlóð* eine bedeutung ausfindig zu machen, unter der sich sowol die errettung des römischen kaisers und seiner mutter als auch gesegneter fischfang an der friesischen küste vereinigen lasse. Was er gefunden hat, ist so gründlich falsch, dass ich nicht näher darauf eingehen würde, hätten nicht Mogk und Siebs die etymologie passieren lassen. Es wäre wol nicht geschehen, wenn sie erkannt hätten, dass ags. *hlóþ*, *hlóþere*, afries. *hlothe* für **hlanþ-* stehen und uns als ahd. *landeri* (Tatian 199, 8. Sievers ² s. XXXVI f., vgl. jetzt Beitr. 17, 319 anm.), anord. *hlanna, hlenni* widerbegegnen. Aber auch was Mogk selbst vorgebracht hat, muss ich ablehnen. *Hlóðyn* bedeutet nach ihm (Pauls Grundr.

---

skothending; zweitens reimt an. *hvaptr* trotz neuisl. *hvoptr* selbst in aðalhending mit kurzem vocal (*kjapt* : *hvapta* Sverrissaga cap. 85, 3 der folioausgabe), und endlich steht nicht einmal die lesart *hvapta* fest (Mogk, Beitr. 7, 328 f.) E. S.]

[1]) Vgl. auch Möller, Beitr. 7, 487 anm. Henning, Runendenkmäler 74.

[2]) Henning, Runendenkmäler 49. 105. 145. Ist der name *Albuniae* (bei Wagner, Freisinger urk. 21) zu vergleichen? Aus **Albviniae* wie *Liupuni Liubona* aus *Leubvini* (Wackernagel, Kl. schr. 3, 337 anm. 1)? Vgl. Noreen in den Upsala-studier (tilegnade Sophus Bugge på hans 60-åra födelsedag) s. 196.

1,1094) 'erde', denn auf Seeland nennt man heutzutage noch den grund und boden *lodd*, und *lôd* bezeichnet auch in norw. und schwed. dialekten den jahresertrag; folglich ist Hlóðyn eine gütige, spendende erdgöttin. Während *lodd* auf *hlutr* zurückgehen wird (vgl. *byggja jǫrð til hlutar* Fritzner 2², 18), ist in *lôd* das anorw. *lóð* widerzuerkennen. Unter den compositis ist *lóðarverð* insofern von bedeutung, als dafür auch *laðarverð* begegnet und daraus die etymologische zusammengehörigkeit des wortes mit anorw. *laða*, aisl. *hlaða* (scheune) erhellt.[1]) Auf westgerm. boden ist mir eine ähnliche bedeutung für die durch ahd. ags. *hladan* (asl. *kladą*, lit. *klóti* 'hinbreiten') vertretene wortfamilie nur aus Notker 1, 799, 29 bekannt. Die wurzel *kleu̯* 'spülen' liefert für Siebs (Zs. fdph. 24, 457) eine abstracte *ðōn*-bildung (*hlūðōn-*). Das 'spülen der wogen' hält er für eine passende benennung des meeres.[2]) Hiergegen ist mehreres absolut entscheidendes zu sagen. Es gibt kein suffix *-ðōn*, welches abstracta bildet; man hätte *-ði̯ōn* zu erwarten (wie z. b. ahd. *gussia* 'überschwemmung'). *Hlóðyn* kann zunächst nicht aus einer *eu*-wurzel[3]) erklärt werden, und *kleu̯* (lat. *cluo, cloaca*) bedeutet waschen, reinigen, mit welcher grundbedeutung die von Siebs citierten belege nicht vereinbar sind. Wenn die

---

[[1]) Gegen diese combination spricht auch abgesehen von der bedeutung — *lóð* 'gewachsenes' : *hlaða* 'scheune', eig. 'ladeort' — der umstand, dass *lóð*, wenn auch in älterer zeit ganz vorwiegend nur in Norwegen belegt, doch auch auf Island nicht unerhört ist (vgl. neben Vigfússon 398 b den von J. Þorkelsson, Suppl. Anden saml. 292 beigebrachten beleg aus den Konráðsrímur 1, 24) und dort — nach Vigfússon zu schliessen — noch jetzt weiterlebt. Durch eine isl. form *lóð* ist aber die zurückführung des norw. *lóð* auf eine grundform **hlóð* ausgeschlossen, man müsste denn annehmen, dass das wort erst in relativ später zeit aus Norwegen eingeschleppt worden sei (etwa durch die rechtsbücher). Sollte es dann aber so volkstümlich geworden sein, dass daraus eine bildung wie isl. *lóðtorfa* 'a sod with the grass on it, a soft dry slice of sod to keep the fire alive on the hearth during the night' (Vigfússon a. a. o.) gebildet werden konnte? E. S.]

[2]) Aehnlich hält E. H. Meyer, Idg. myth. 2, 623 *Hlóðyn* für eine aus einer wolkenfrau verwandelte wassergöttin, während er sonst wolke und berg sich entsprechen lässt.

[3]) Doch vgl. wegen *ō* für *ōu* lit. *szlúta*, lett. *slûta* (Bechtel, Hauptprobleme 27. 289. Streitberg, Zur germ. sprachgesch. 31. 34). Aber die wörter bedeuten — besen; *szlůju* fegen!

meereswogen den strand rein waschen (*hlūtrs* 'gewaschen'), so erklärt sich wol ein griech. *κλύδων* (wellenschlag), nicht aber das epitheton einer göttin, zumal die brandenden meereswogen von den Nordgermanen unter einer mehrzahl weiblicher wesen vorgestellt worden sind.

Der name gehört einer göttin, deren walten über die verschiedenheit menschlicher lebensstellung erhaben war. Während für *Hluđenae* keine andere möglichkeit bleibt, als dass wir mit J. Grimm (Mythol. 1^4, 221) darin den schwach flectierten dativ einer germ. **Hlōþō*^{n} sehen, wird in anord. *Hlóđyn* dieses selbe **Hlōþō*^{n} in composition mit *-wini* zu suchen sein. *Hlóđyn* ist eine **Hlōþawini* (vgl. *Siguwini* > *Sigyn*), der bildung nach einem deutschen *Leubwini,* anord. *Ljúfvina* entsprechend (MSD. 2^3, 155. Zs. fda. 36, 37). **Hlōþō*^{n} könnte sich zu **Hlōþawini* verhalten wie der kurzname *Liuba, Lioba* : *Leubwini,* wie *Holda* : *Holdasinda* (Zs. fda. 12, 404), wie unter den heiti des Óđinn ein *Sigi* : *Sigfađir, Forni* : *Fornolfr, Gauti* : *Gautatýr* u. s. w. Die deutung des theophoren kurznamens **Hlōþō*^{n} hat also von dem vollnamen **Hlōþawini* auszugehen (Müllenhoff, Zur runenlehre s. 54: 'der sinn der verkürzten formen ergibt sich natürlich aus den compositis'). **Hlōþa* wird aber nach meinem dafürhalten nichts anderes sein als die hochstufenform zu germ. **holþa-* (hold). In dem letzteren ist die auf grund von anord. *hollr* u. a. vorauszusetzende stammsilbenbetonung aufgefallen, der stammvocal weist auf endungsbetonung (vgl. anord. *kundr* : germ. **kinþa* u. a.). Wie bei got. *tunþus* wird bei **holþa* der stimmlose reibelaut aus der hochstufenform (ags. *tōđ* : *tond*, and. *tand*) übertragen sein. *Hlōþa* : *holþa* (got. *hulþs*) entsprechen genau got. *knōþs* : *kunds* oder anord. **Vlóþurr* : aind. *Vṛtra* u. a. (Idg. forschungen 2, 325). Ich wüsste ferner nicht, was gegen die von L. Meyer (Got. sprache 38) vorgetragene etymologische verwantschaft mit lat. *clēmens*[1]) anzuführen wäre, die sich von seiten der bedeutung weit besser empfiehlt als die vielfach vertretene beziehung zwischen 'hold' und 'halde'. Für die grundanschauung beachte man anord. *hella* (aus **halþian*) 'giessen' : ahd. *halden* (vergere) und man wird für anord. *hellir,* ahd.

---

[1]) Vgl. *knōþs* : *-γνητός* (: *γένος*) : *janas* wie *hlōþa-* : *clēmens* : *çaraṇa* und Bechtel, Hauptprobleme 208 ff.

halda u. a. von der anschauung einer schiefen ebene als der ursprünglichen auszugehen haben.[1]) Die composita got. *wilja-halþei* (*προσωποληψία, πρόσκλισις*) und mhd. *winhaldunge* und ähnliche sind metaphern; *-halþei* allein vermöchte dem sinne nicht zu genügen, die übertragung auf die haltung des gemüts musste ausdrücklich hervorgehoben werden durch die composition mit *wilja, wini.* Mit lat. *clemens* gewinnen wir für 'hold' anschluss an aind. *çarman* (schutz), *çarana* (schützend), anord. *hilmir*, ags. *helm* [*Scyldinza* u. ähnl.] 'beschützer', die vielleicht von *helm* (galea) zu trennen sind. Die unserem adj. 'hold' zu grunde liegende anschauung ist durch diese etymologischen beispiele gegeben. Es bringt die auf grundlage eines schutzverhältnisses ruhende treue und wolwollende gesinnung zum ausdruck (vgl. *guþ, hulþs sijais mis frawaurhtamma* Luc. 18, 13). Die Eddalieder bewahren uns belege aus dem heidnischen cultwesen. Lokas. 4 führen die götter im allgemeinen das epitheton (*holl regin*), Grímnism. 42 wird insonderheit das wolwollen des Ullr dem schützling gegenüber hervorgehoben (*Ullar hylli hefr ok allra goða*), Grímnism. 51 ist *Óðins hylli*[2]) überliefert und Oddrúnargr. 9 *svá hjalpi þér hollar vættir Frigg ok Freyja.* In diesem sinne wird auch *Hlóðyn*, ein anderer name der wolwollenden *Gríð*, zu verstehen sein, die doch wol in demselben sinn als 'wolwollende freundin' der menschen bezeichnet werden konnte wie Þórr Hymiskv. 11 *vinr verliða* heisst. Ja, **hlōþawini* darf geradezu als femininum zu dem masc. *hollvinr* betrachtet werden, das eine strophe der Vǫlsungasaga (Bugge-Ranisch 25) von Sigurðr überliefert. Der irdische könig ist der 'wolwollende freund' der menschen (vgl. *holdne wine* Beow. 376) vermöge der legendarischen anknüpfung des königtums an die götter, die eigentlichen freunde und beschützer des menschenlebens, deren höchster sich der ganzen von menschen bewohnten erde freut (Zs. fda. 30, 245). So berichtet denn auch Tacitus von der Nerthus der Sueben, dass sie sich der menschlichen angelegenheiten annehme (*intervenire rebus*

---

[1]) So ist denn auch von K. F. Johansson, Beitr. 14, 296 'biegen, krümmen' als wurzelbedeutung erschlossen (zu griech. *σκολιός* u. a.)

[2]) Der gegensatz *Óðins gremi* setzt die bedeutung von *hylli* in helleres licht.

hominum), und wenn es von ihr ferner heisst, dass sie tief im heiligen walde abgeschlossen nur dem priester sich offenbare, so ist die übereinstimmung mit der im walde wohnend gedachten *Hlóðyn* noch bedeutsamer. Dass aber **Hlōþawini-Nerthus* nur äusserlich dem namen nach verschieden, dem wesen nach identisch sind, wird aufs überraschendste bestätigt durch die etymologie des wortes *nerþus,* wie sie sich jetzt bei Fick, Wb. 1 [4], 98. 503 findet. Es hat ein gemeinidg. abstractum **nertu-* gegeben, das 'guter wille' bedeutete, als eigenschaftsbenennung auf personen übertragen worden ist (unter übergang des abstractums in die function eines nomen agentis ganz wie lat. *Fōnes, Fauni* nach Brugmann, Grundr. 2, 1, 269) und den sinn von 'woltäter' angenommen hat (daher aind. *nṛtu* 'held', auch von göttern gebraucht, vgl. Kluge, Pauls Grundr. 1, 316. Kögel, Anz. fda. 18, 53). Die entwicklung ist verlaufen wie bei anord. *Ullr* : got. *wulþus* oder wie bei anord. *vǫrðr* (custos) : *vǫrðr* (custodia), vgl. Brugmann, Grundr. 2, 1, 304 ff. Jetzt erst begreift sich die verwendung von *nerþus* sowol für den mann als für das weib. Die grammatische unterscheidung der genera ist secundär (wie bei *Hlōþawini*); ursprünglich war sie in götternamen vielleicht ebensowenig vorhanden als bei vater und mutter, bruder und schwester, herr und herrin (Delbrück, Verwantschaftsnamen 59. Kretschmer, Ks. zs. 31, 451 f.). **Nerþus* ist die gottheit, welche guten willen erzeugt, woltaten erweist — ganz wie **Hlōþawini.*

Wir bedürfen also der von J. Grimm, Myth. 1 [4], 221 anm. angeregten 'umsetzung' von *Hludana* in *Huldana* nicht, um eine ansprechende deutung zu gewinnen, die auch von seiten unserer literarischen überlieferung nicht ohne bestätigung bleibt. Hier ist aber noch die frage zu erledigen, ob wir nun auch noch berechtigt sind, mit J. Grimm in *Hludana* 'ein uráltestes zeugnis' für *Hulda* d. i. Frau Holle der märchen und volkssagen zu finden. J. Grimm hat diese figur canonisiert, indem er des glaubens lebte, dass mit Frau Holle eine Nerthus-Frigg bis auf den heutigen tag in blühender sage fortdaure.[1]) Eine wesent-

[1]) Richtiger wäre es gewesen, in ihr nicht bloss die trägerin des mittelalterlichen Venus- und Marienglaubens widerzuerkennen (Mythol. 2 [4], 780. 961), sondern nun auch diese erkenntnis consequent für die abschätzung heutigen volksglaubens auszunützen.

liche bedeutung hat man — gleichfalls nach dem vorgang von J. Grimm — einer stelle im Corrector des Burchardus Wormatiensis (gest. a. 1024) beigemessen. Denn die meinung J. Grimms, einen noch älteren beleg für eine deutsche göttin *Holda* bei Walahfridus Strabo gefunden zu haben, beruhte auf einem irrtum, wie schon Müllenhoff, Zs. fda. 12, 405 und im anschluss an ihn jetzt auch E. H. Meyer (Germ. myth. 273) richtig hervorgehoben hat. 2. Reg. 22, 14 und 2. Paralip. 34, 22 erwähnen eine in Jerusalem hochangesehene wahrsagerin *Hulda* (*Huldam prophetidem*; den namen *Hulda* hat man auch auf nabatäischen münzen gefunden, Zs. der d. morgenl. gesellsch. 14, 371). Walahfridus Strabo meint diese biblische Hulda, Zs. fda. 12, 404. Poetae lat. aevi Carolini 2, 376, 199. Nicht günstiger steht es um das zeugnis des Burchard von Worms, das leider immer noch allgemein im sinne J. Grimms aufrecht erhalten wird.

Das 19. buch seiner Decreta (herausgeg. von Wasserschleben, Die bussordnungen der abendländischen kirche 624 ff.) ist vom verfasser selbst als Corrector betitelt worden. Es bringt im 5. capitel eine lange reihe von interrogationes über bussvergehen, die zu einem teil auf grund der in den vorausgehenden büchern der Decreta enthaltenen materialien formuliert worden sind. Die betreffenden canones begegnen also in dem werke des Burchardus mehrmals; im Corrector nur mit dem unterschied, dass die betreffende bestimmung als frage und antwort widerkehrt. Ausserdem treten im Corrector ab und zu zwischensätzchen auf: *quod vulgus .. vocat*; *quod vulgaris stultitia vocat*; *quas . . . vocant*; *quae . . . vocatur* und ähnl., die in der vorausgehenden decretaliensammlung fehlen, so wörtlich sonst die übereinstimmungen sind.[2]) Z. b. Corrector 5, XXXI *Fecisti periurium sciens et alios in periurium adduxisti? XL dies in pane et aqua* quod vulgus carrinam vocat *peni-*

---

[1]) Doch vgl. lib. II, c. 161 *larvas dœmonum quas vulgo talamascas dicunt* = Regino lib. I c. 216. — Ich citiere im folgenden nicht nach der ausgabe von Wasserschleben, auch nicht nach der von Migne in der Patrologie, sondern nach der Freiburger hs. no. 7, über welche E. Friedberg, Eine neue ausgabe des corpus iuris canonici (Leipzig 1876) s. 24 f. Corpus iuris canonici 1 (Decretum magistri Gratiani), sp. XLV. W. Arndt, Schrifttafeln 2, no. 50 zu vergleichen ist. Eine neue ausgabe wäre sehr zu wünschen.

tere debes et VII sequentes annos etc. Diese partie geht auf lib. XII c. 9 zurück und lautet daselbst: *Si quis se peiuraverit et alios sciens in periurium duxerit, XL dies in pane et aqua et septem sequentes annos poeniteat* etc. Auch zusätze andrer art lassen sich beobachten, z. b. 5, LIII *Si observasti traditiones paganorum quas quasi hereditario iure diabolo subministrante usque in hos dies semper patres filiis reliquerunt, id est ut elementa coleres, id est lunam aut solem aut stellarum cursum, novam lunam aut defectum lune* etc. verglichen mit lib. X c. 13 *non licet christianis traditiones gentilium observare vel colere elementa aut lunam aut stellarum cursum et inanem signorum fallaciam considerare* etc. Oder Corrector 5, CXXIV *Incendisti ecclesiam aut consensisti? Si fecisti, ecclesiam restitue et praetium tuum, id est vveregeldum tuum pauperibus distribue et XV ann. penit.* übereinstimmend mit lib. III c. 204 *Si quis ecclesiam igne comburit, XV annos peniteat et eam sedule restituat et pretium suum distribuat pauperibus.* So begegnen deutsche begriffe und wörter auch in 5, XLVI und 5, CXXXIX des Corrector, an jener stelle: *rapuisti uxorem tuam et vi sine voluntate mulieris vel parentum in quorum mundiburdio tenebatur illam adduxisti?* an dieser: *credidisti quod quidam credere solent ut ille quae a vulgo parce vocantur ipse sint vel possint hoc facere quod creduntur id est dum aliquis homo nascitur vel tunc valeant illum designare ad hoc quod velint ut quandocunque ille homo voluerit in lupum transformari possit quod vulgaris stultitia uuereuuolf vocat aut in aliam aliquam figuram.* Wie wenig zuverlässig diese zwischensätze sind, geht daraus hervor, dass die *parce,* von denen 5, CXXXIX gesagt war, dass sie so im volksmund heissen, im übernächsten paragraphen (CXLI) als *tres ille sorores* auftreten, *quas antiqua posteritas et antiqua stultitia parcas nominavit.* Wenn man stets geneigt war, im Corrector einheimischen, deutschen volksglauben widerzufinden, so ist zu bemerken, dass 5, CXL jedenfalls von romanischem aberglauben handelt: *credidisti quod quidam credere solent quod sint agrestes femine quas silvaticas vocant* (Wasserschleben: *salvaticas*). Doch heisst es 5, CLXXX von der herba *jusquiamum* [1]): *quae theutonice bilisa*

[1]) Aus *hyoscyamus* (Wackernagel, Kl. schr. 3, 277. 297).

vocatur (var. *belisa*), und häufig begegnet die formel für busszeit: *quod vulgus carrinam* (*carninam*) *vocat, quod theotonice carrina vocatur* (5, XXIX), *quod in communi sermone carrina vocatur* (5, XXXIX). *Carrina* gebraucht übrigens Burchard selbst sehr häufig, z. b. 5, XXXVI *tres carrinas cum VII sequentibus annis peniteas, VII carrinas ieiunare debes*, 5, XL *duas carrinas* u. ö. Es ist mhd. *kerrine, karrine* (Schmeller 1, 1277 ff.). Schmeller citiert: *quadragena est poenitentia quam theutunici karenam vocant; quadragena oder zw tewsch ain karen*; aber sprachgeschichtlich richtiger wird die zweite notiz bei Schmeller sein: *karrena est nomen gallicum,* denn die entwicklung von *quadragena* > *carrena* scheint romanischen ursprungs zu sein.

Die frage des Corrector, in der man eine deutsche göttin Holda erwähnt glaubte, lautet (bei Wasserschleben 5, LX): *credidisti ut aliqua femina sit, que hoc facere possit, quod quedam a diabolo decepte se affirment necessario et ex precepto facere debere id est cum demonum turba in similitudinem mulierum transformata quam vulgaris stultitia holdam voca[n]t certis noctibus equitare debere super quasdam bestias et in eorum se consortium annumeratam esse? Si particeps fuisti illius incredulitatis annum unum penitere debes.* Diese stelle ist von J. Grimm, Mythol. 3[4], 407 ausgehoben. Es war jedenfalls zu vermerken, dass der citierte passus von Burchard nach kurzem zwischenraum widerholt wird (vgl. Wasserschleben s. 647 f. anm.) und zwar nach der Freiburger hs. mit folgenden worten: *credidisti aut particeps fuisti illius incredulitatis quod quedam scelerate mulieres retro post satanam converse demonum illusionibus et fantasmatibus seducte, credunt et profitentur, se nocturnis horis cum Diana paganorum dea et cum innumera multitudine mulierum equitare super quasdam bestias et multa terrarum spatia intempestae noctis silentio pertransire, eiusque iussionibus velut domine obedire et certis noctibus ad eius servitium evocari* etc. etc. Jene stelle des Corrector 5, LX kehrt bei Burchard auch im 10. buch c. 296 wider und die letzterwähnte, bei J. Grimm fehlende fassung widerholt einen im 10. buch c. 1 enthaltenen passus, der von J. Grimm aufgenommen worden ist (er steht auch Mythol. 1[4], 235) unter berufung auf Regino und Gratian, aber nicht auf die parallelstelle im 19. buch des Burchard. Umgekehrt findet sich bei J. Grimm die stelle des Corrector 5, LX,

nicht die von lib. 10 c. 29. Das ist deswegen lehrreich, J. Grimm in l. 10 c. 29 offenbar keinen anklang an schen volksglauben heidnischer zeit zu finden wusste (vgl. gens auch Mythol. 2[4], 883 f.) Die stelle lautet:

l. 10 c. 29.	l. 19 c. 5, LX. = l. 19 c. 5, LXIV.
irendum si aliqua femina sit per quedam maleficia et incanes mentes hominum se immuposse dicat id est ut de odio orem aut de amore in odium ertat aut bona hominum aut et aut subripiat. Et si aliqua que se dicat cum demonum a in similitudinem muum transformata certis nocequitare super quasdam bestias eorum consortio adnumeratam hec talis omnimodis scopis pta ex parrochia eiciatur.	Credidisti ut aliqua femina sit que hoc facere possit quod quedam a diabolo decepte se affirmant necessario et ex precepto facere debere id est cum demonum turba in similitudinem mulierum transformata quam vulgaris stultitia holdam voca[n]t certis noctibus equitare debere super quasdam bestias et in eorum se consortio annumeratam esse.

Wortwörtlich mit dem von J. Grimm aus l. 10 c. 1 ausbenen stück stimmt das bei Wasserschleben s. 647 widerbene überein, nur mit dem unterschied, dass l. 10 c. 1 nach worten *cum Diana paganorum dea* noch eingeschoben ist: *um Herodiade* (leider ist dieses cap. in der Freiburger hs. t erhalten). Dies wie den ganzen inhalt des Decretorum 10 c. 1 hat Burchard aus Reginonis (abbatis Prumiensis) i duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis (edserschleben s. 354 f.), der abschnitt ist auch von Gratian enommen worden (vgl. Friedberg, Corpus iuris canonici 1,); weitere nachweise finden sich bei den herausgebern und [. Grimm, Mythol. [1] s. XXIV und 2[4], 884 anm.). Es ist klar, ein stück romanischen aberglaubens von Burchard übermen und auf deutsche verhältnisse übertragen worden ist h einfügung des zwischensätzchens: *quam vulgaris stultitia zm vocat.*

Bei J. Grimm muss rein zufällig ein momentaner einfall sgebend gewesen sein, wenn er den einen paragraphen für

deutschen volksglauben verwertet wissen wollte, den andern nicht; seine entscheidung ist nur durch den zwischensatz *quam vulgaris stultitia holdam vocat* bestimmt worden. Ich sehe mich ausser stande, aufzuklären, wie J. Grimm dazu gekommen sein mag, aus diesem sätzchen eine deutsche göttin Holda zu entnehmen, denn es ist doch evident, dass *holdam* auf nichts anderes denn auf die *daemonum turba in similitudinem mulierum transformata* bezogen werden kann. Soldan hat in seiner Geschichte der hexenprocesse s. 495 bereits den sachverhalt constatiert: ist der text bei Burchard unverderbt, so würde das wort *holda* auf die ganze schaar der nachtfahrenden dämonen zu beziehen sein, und so hat denn auch Schmeller (Bayer. wb. 1², 1090) die lesart *holdam* als absurd verworfen. Es ist ziemlich sicher, dass an der betreffenden stelle des Corrector mit dem clm. 17736 (sec. XI) und dem cod. vindob. 926 *unholdam*[1]) zu lesen ist, wie bei Joh. Herolt: *Dianam .. in vulgari die frawen unhold* (Mythol. 2, 778) und hinter *unholdam* steckt vermutlich ein urschriftlicher gen. pl. **unholdon*. Burkhard spricht von dem hexenausritt, von der nachtfahrt der (holden, Germ. 11, 412, oder obd. allgemein) unholden, jedenfalls nicht von einer dea Holda-Diana-Herodias, die auf keine weise in seinen text sich einfügen lässt, woran J. Grimm Mythol. 1, 221. 2, 827. 841 gedacht zu haben scheint. Doch ist ihm schliesslich die übertragung von Diana durch *Holda* und *unholda* selbst merkwürdig vorgekommen. Was haben nun aber vollends die landläufigen handbücher der deutschen mythologie mit dieser eingebildeten *dea Holda* für ein spiel getrieben! Wie viele haben sich seit Eccard (Francia orientalis 1, 276. 410. 434) bis auf E. Mogk und E. H. Meyer von dieses irrlichts täuschendem schein in die irre führen lassen.[2])

---

[1]) Clm. 5801 c: *quam vulgaris stultitia unhöldin alias weyczenvarerin vocant* (Schmeller, Wb. 2², 1060).

[2]) Ebenso verkehrt war es, der phantasie aus anlass der variante im cod. R. 216 der Madrider nationalbibliothek die zügel schiessen zu lassen, vgl. J. Grimm, Monatsberichte der Berl. akademie 1857 s. 175. Ich verdanke herrn gesantschaftsprediger Fritz Fliedner in Madrid die folgende copie des betreffenden passus der hs.: *credidisti ut aliqua femina (sit) quae hoc facere possit quod quedam a diablo decepto* (?) *se ad-*

Das adj. *unhold* (z. b. Heliand 2555 u. ö.) muss aus dem spiel bleiben. Es handelt sich zunächst nur um das (in der Schweiz noch im 16. jh. übliche) substantivische femininum got. *unhulþo*, ahd. *unholda*, mhd. *unholde*, welches durch die gotische und deutsche form für das heidnische altertum bezeugt ist. Got. *unhulþa* darf als christliche neuerung aufgefasst werden. Es vertrug sich das femininum wol mit dem griech. neutr. *δαιμόνιον*, oder mit den unsaubern geistern der *δαίμονες*, für den *διάβολος* oder *σατανᾶς* der kirchenlehre war ein weibliches *unhulþo* anstössig und unzulässig; der got. übersetzer gebraucht es denn auch tatsächlich niemals für *διάβολος* oder *σατανᾶς*, stets nur für *δαιμόνιον*, selten (Marc. 5, 12) *unhulþons* für *δαίμονες*. Nur das auch in anderer beziehung eine ausnahmestellung einnehmende Lucasevangelium* weicht vom sprachgebrauch ab, indem es 4, 35 und 9, 42 für *δαιμόνιον* das mascul. *sa unhulþa* eingeführt hat. Lehrreich ist die stelle Luc. 8, 27 ff. Zunächst beginnt die periode mit dem fem. *unhulþons* (*δαιμόνια*), 8, 29 wird dies aufgenommen durch *fram þamma unhulþin*, 8, 30 folgt wider *unhulþons managos*, 8, 33 *þai unhulþans* und 8, 35. 38 wider *unhulþons*. Dazwischen tritt 8, 29 *ahmin þamma unhrainjin*, es handelt sich zudem um einen mann (*wair*

firmant necesario et ex precepto facere debere id est cum daemonum turba in similitudinem mulierum transformata quam vulgaris stultitia frigaholdam vocat certis noctibus equitare debere super quasdam bestias eorum se consortio annumeratam esse. Si particeps fuisti illius incredulitatis annum ꝑ legitimas ferias penitere debes. Die hs. ist im jahr 1105 in halbgotischer minuskel in Spanien geschrieben worden. Ein facsimile findet sich in: Exempla scripturae Visigoticae XL tabulis expressa ediderunt P. Ewald et G. Loewe (Heidelb. 1883) tab. XXXVIII. Ich erkläre mir das seltsame wort auf die weise, dass ein spanischer leser der vorlage sich zu *holdam* (bez. *unholdam*?) das von dem schreiber der in rede stehenden handschrift als *friga* entzifferte wort mit verweisungszeichen als glosse (*striga*) an den rand geschrieben hatte. Unser schreiber hat das *striga* des originals als *friga* verlesen, was bei der ligatur *st* sehr leicht passieren konnte (man vergleiche nur auf der citierten tafel *fecisti* in col. 2, 9 und berücksichtige, dass das westgot. *t* des schreibers davon stark abweicht). Offenbar hat der schreiber auch das wort *striga* (hexe) nicht verstanden. Im übrigen sei auf J. Grimm, Mythol. 2, 873. Soldan, Geschichte der hexenprocesse 43 ff. 72 verwiesen. [Gute beispiele dafür, dass am rand notierte wörter unter falscher lesung in den text aufgenommen worden sind, gibt Walther an vielen stellen seines werkes über die bibelübersetzung des mittelalters (z. b. sp. 381)].

sums), der besessen ist; die einführung eines neugebildeten substantivischen *unhulþa* lag also sehr nahe (vgl. auch A. Kock, Scandinav. archiv 1, 8 ff.).[1]) Den übergang scheinen constructionen ad synesin zu bilden wie *unhulþo* ... *usdribans* Matth. 9, 33 (vgl. *þo skohsla* .. *qiþandans* Matth. 8, 31, *eis* 32) gegen *unhulþons qiþandeins* Marc. 5, 12. Luc. 4, 41 (J. Grimm, Kl. schr. 3, 390 f.).

In den ahd. denkmälern findet sich nur das femininum *unholda* (Murbacher hymn. 24) als interlinearversion für *diabolus*, vergleichbar der glosse *unaholda* Pa, *unaholtha* K, *unolda* R[2]) (diabolus) Ahd. gloss. 1, 98, 30.

Die sächsische abrenuntiationsformel in Fulda von einer ags. hand zu anfang des 9. jhs. geschrieben und das sog. fränkische taufgelöbnis, gleichfalls aus Fulda von einer ags. hand des beginnenden 9. jhs. stammend, bringen die formen *unholdum* bez. *unholdun*. Die frage *forsahhistu unholdun* des letzteren entspricht der frage *forsachistu diobole* des ersteren (lat. abrenuncias satanae; in der hs. selbst folgen auf das formular die worte *exorcizatur malignus spiritus* nach Zs. fdph. 8, 217).[3]) Es scheint, nach der zweiten frage des taufgelöbnisses

---

[1]) *ahman unhulþons unhrainjana* Luc. 4, 33 mit der fortsetzung *sa unhulþa* 4, 35. Dieselbe erklärung gilt selbstverständlich für mhd. *der unholde* (= *der tiuvel*).

[2]) Die form *unaholda*, welche noch Ahd. gloss. 2, 545, 62. 547, 71 als *unaholdun* (monstri), bei Notker Ps. 59 *unoholde liute* (Piper 2, 226, 11: 1, 31, 11 *unhuldi*. 92, 14 [scalcha] *unholde selbemo demo herren*. 736, 13 *unhold*, besonders beachtenswert ist aber *dien unholden ferworfenen* (manibus refutatis) 737, 29 = *dero unholdon goto* (manium) 738, 4, sowie Mone Anz. 7, 597 *uneholdi* (lamiae demones lemures, vgl. Grimm, Gramm. 2, 764) begegnet, zeigt in *una-* die vollform des präfixes (vgl. got. *inu*, ahd. *âno*; griech. *ἀνα-* : *ἀν-* Kuhns zs. 31, 408. Idg. forschungen 2, 204 anm. 228; lett. *au-* : aind. *aua-* Bezz. Beitr. 18, 267). Die doublette *una-* : *un-* verhält sich wie z. b. anord. *ofamikill* : *ofmikill*, ahd. *abawart* : *abwart*, *follazuht* : *folzuht*, *itawiz* : *itwiz* und andere kategorien (vgl. Ks. zs. 26, 27 ff.). Der wechsel der präfixform beruht auf wechselnder betonung (wie got. *anda-* : *and-*). Durch den stabreim ist bekanntlich erwiesen, dass *un-* bald starken bald schwachen ictus getragen hat. [Eine andere erklärung vertritt jetzt Kögel, Beitr. 16, 512. Aind. zend. *ûna* (ermangelnd) lässt als zweites compositionsglied ein substantivum erwarten (wie in *wanaheil*, *wanawizzer*); mit dem adj. *hold* vermag ich *ûna-* nicht zu verknüpfen].

[3]) Ich mache auf die interessante taufvorschrift des cod. Sangall. no. 446 (sec. X) aufmerksam, die Knoeppler in des Walafr. Strabo De exordiis etc. s. 104 herausgegeben hat.

(*forsahhistu unholdun werc indi willon*) zu schliessen, dass *unholdun* der ersten frage nicht als dativ sondern als accus. construiert ist. Nun stehen aber in der dritten frage des taufgelöbnisses bei *forsahhistu* die dative *bluostrum, gelton, gotum*. Einen acc. sg. masc. bietet das denkmal in *nerienton*, einen acc. sg. fem. in *chirichun* und einen gen. pl. fem. in *sunteono*: *unholdun* kann also keinesfalls als gen. pl. gefasst werden, wie R. v. Raumer, Einwirkung des christentums auf die ahd. sprache s. 397 anm. angedeutet hat. Wenn also *unholdun werc* einen gen. pl. nicht enthalten, kann auch *unholdun* der ersten frage nichts anderes als ein femininer singularcasus sein. Der Fulder Tatian construiert im anschluss an die lateinische vorlage sowol *forsehhis mih* (me negabis) 161, 4. 188, 6, *forsache sih selbon* (abneget semet ipsum) 90, 5 als auch *fursehhit allen* (renunciat omnibus). Die Zeitzer formel hat noch *ihc fersaho den tiufel unte alliu sinu werc* (MSD. 2 [3], 437) wie die St. Galler *ih fersache den tiufel unt elliu sinu werc* (MSD. 1 [3], 291). Berücksichtigt man, dass in dem sächsischen formular, als einem ausserdeutschen, die dativconstruction vorwaltet, so wird das fränkische taufgelöbnis auf grund eines sächs. formulars bearbeitet, so werden die dative aus der vorlage stehen geblieben sein, während für den bearbeiter in frage 1 und 2 die einheimische construction des verbums massgebend gewesen ist. Nun weisen in dem sächs. formular *and* 6, *diobolgelde* 4 auf ags. sprachgebrauch. Wir erkennen, dass das fremdwort *diobol* zu den terminis gehört, die von den Angelsachsen in die gottesdienstliche sprache Deutschlands gebracht worden sind.[1]) Die ältesten deutschen denkmäler kennen auch das wort 'teufel' noch gar nicht. Vor beginn des 9. jh. wird es nicht zu belegen sein. Die Fragm. theot. brauchen *tiubil* für *daemonium* (5, 14. 21. 1, 1), *tiubila* für *demones* (5, 20). Ergibt sich aber, dass bei der deutschen geistlichkeit eine andere terminologie üblich war als in den gelehrtenkreisen der Angelsachsen, so ist es doch nicht zulässig, daraus für die wahrscheinlichkeit einer interpolation im sächs. taufgelöbnis capital zu schlagen. Es ist unrichtig, dass für denselben begriff, der zuvor durch *diobol* gegeben, in der 'interpolation' *unholda* gebraucht werde (MSD. 2 [3],

---

[1]) Beachte *-f-*, *-v-* für *-b-*.

316). Dem widerspricht das pluralische *allem them unholdum*. Zweitens ist es unrichtig, dass hier dasselbe *unholda* (fem.) vorliege wie im fränk. taufgelöbnis; wir hätten dann doch zum mindesten *unholdom* und für das folgende *genotas* vielleicht auch ein synonymes femininum zu erwarten. Das pluralische *unholdum* ist in einem sonst erst in spätahd. denkmälern (z. b. Ahd. gl. 2, 593) belegten sinn gebraucht, entspricht jedoch den ags. *unholdan* (Crist 762).

Die got. *unhulþons* sind nach der aus Matth. 8, 31 stammenden glosse *skohsla* (Luc. 8, 27), zweifellos dem heidnischen volksglauben entnommen. 1. Cor. 10, 20 f. wird *skohsla* in gegensatz zu *guþ* gestellt; bemerkenswert ist die übereinstimmung des genus zwischen *skohsl* und *guþ* und die verschiedenheit gegen das fem. *unhulþo*. Die stammbildung von *skohsl* (vgl. anord. *skrimsl* und noch genauer *skǫgul*) deutet auf ein collectives concretum. Ist nun, wie J. Grimm, Mythol. 1[4], 403 vermutet, *skohsl* eine ableitung zu dem in anord. *skógr* vorliegenden stammworte ('waldgeist'), so kann die Mythol. 2[4], 837 f.[1]) angedeutete beziehung zu ags. *scucca* nicht länger aufrecht erhalten werden. Ags. *scucca* (dazu ags. *scyccean* 'verführen') verhält sich zu ahd. *scûwo*, ags. *scuwa* (schatten) wie ahd. *hauwan*, ags. *héawan* : ags. *haccian*, mhd. *hacken* und zeigt die bekannte, aber noch nicht aufgeklärte gutturalentwicklung der *auu*-wurzeln. Es beruht auch das vereinzelte *schûsel* (J. Grimm, Mythol. 1[4], 223 anm. 3) auf einer stammform *skû-*, die in vollstufe in dem mit *ka*-suffix versehenen adj. ags. *scéoh*, mhd. *schiech* (scheu) vorliegt. Die bedeutung ist durch got. *usskaws* (vorsichtig), lit. *kavoti* (in acht nehmen), lat. *cavere* gegeben. Wir erkennen in diesem zusammenhang ein stück aberglauben. Die furcht vor den schattenbildern hat schemenhafte gespenster (ags. *scucca*, ahd. *scema*) erschaffen, die, wie die ableitung ags. *scyccean* zu beweisen scheint, ins volk gedrungen sind.[2])

---

[1]) Vgl. Dietrich, Zs. fda. 10, 320. Weinhold, Die gotische sprache 8. Auch Müllenhoff hat *skohsl* als 'walddämon' erklärt (Zur runenlehre 6).

[2]) Sehr interessant ist es, dass wir neben ahd. *scûwo*, das wahrscheinlich wegen der damit verbundenen heidnischen gespenstervorstellungen nicht lange geduldet worden ist, noch ein zweites wort für schatten besitzen, das anfänglich offenbar einer aufgeklärten gesellschaftsschichte angehörend, die naturerscheinung frei von allem aberglauben rein sachlich benennt (griech. σκότος).

Got. *skohsl* ist lautlich nicht damit vereinbar. Gehört es etymologisch zu anord. *skógr*, so ist für die geschichte des wortes wie der vorstellung von besonderer bedeutung, dass wir zu anord. *skógr* eine ablautsform an. *skagi* (*Skǫgul*), mhd. *hac* (wald, hagen > hain), ags. *hæʒ* (wald) besitzen. Die flexion des anord. wortes (gen. *skógar*) lässt auf älteres *-u* des stammes schliessen (vgl. run. *haʒustalðaR,* ahd. *hagustalt,* and. *hagustald,* ags. *haʒosteald*) und aus ahd. *hagazussa* neben *hegezussa*[1]), ags. *hæʒtes* neben *heʒitisse* lässt sich noch deutlich ein ursprünglicher *əs* : *os* : *es*-stamm erkennen (mhd. *hac* ist neutrum). Dann aber ist auch für *skohsl* von einer durch das den bereich der tätigkeit charakterisierende *l*-suffix abgeleiteten stammform **skôhs-* (vgl. got. *þeihs*) auszugehen (vgl. *öugel* Müllenhoff, DA. 1², 32 f.).

Die verschiedenheit des genus zwischen got. *skohsl* (neutr.) und got. *unhulþo* erscheint zunächst um so auffallender, als den got. 'neutralen' waldgeistern, westgermanisch 'feminine' waldgeister gegenüberstehen. Für ahd. *hagazussa* hat kaum eine andre deutung anspruch auf wahrscheinlichkeit (*-zussa* stelle ich zu aind. *dasyu* 'feindlicher dämon'). Diese weiblichen waldgespenster erkennen wir wider in ahd. *holzmuoja* (zu got. *mawi*?), *holzruna* (lamia monstrum quoddam mulieri simile Zs. fda. 15, 341, 530. Müllenhoff, Zur runenlehre 50, nur sind hier *holzmuoia* und *holzmowa* [ulula] zusammengeworfen), *waltminna* (zu ahd. *mannin*, ags. *mennen*), ags. *wuduælfenne*; daneben kennen wir ags. männliche *wudewasan* (fauni) vergleichbar den ahd. *scrato, sclezzo, waltscrato*[2]) u. a. In diesem zusammenhang erscheint die glosse *hazzesa thuresa* : deas deosque Ahd. gloss. 2, 492 besonders beachtenswert.

Mit ags. *hæʒtesse* ist nun aber ags. *hellerune* synonym (Wright-Wülcker 188, 33). Diese findet sich sonst als vertreterin

---

[1]) So wird für *hezesusun* Ahd. gloss. 2, 397 zu lesen sein (J. Grimm, Mythol. 2⁴, 868); ahd. *hazus, hazis* ist ein anderes wort (vgl. *nihhus, thuris*) und gehört vielleicht zu got. *hatjan* (wie got. *walis* : *waljan*?); oder sollte wegen Notkers *hâzessa* (1, 787, 19) langer stammsilbenvocal anzusetzen sein? Die quantitätsbezeichnung ist allerdings bei diesem belege nicht entscheidend.

[2]) Beachte noch *ekmagadi* Ahd. gloss. 2, 580, *hagabart* (schemebart) Ahd. gloss. 2, 362 nebst des Saxo Grammaticus novelle und dem volkslied. Vgl. ferner Weber, Ind. stud. 13, 135.

von pythonissa (*helrun* 470, 27, *helrynegu* 472, 1). Im cod. Sangall. 242 lautet eine glosse: *necromantia resuscitatio mortui interpretatur . hoc sua magica faciebant arte ut hominibus stultis putabantur mortuos posse resuscitare qui hac arte periti erant.* Nach den ags. belegen kann das beigesetzte deutsche wort *helliruna* nicht die handlung, sondern nur die totenbeschwörende person bezeichnen, die sich auf die todesrunen (*helstafir*) versteht, wie uns solche weiber auch für die Goten durch des Jordanes *haljarunae* bezeugt sind. Folglich darf die benennung wie die sache für den germanischen aberglauben in anspruch genommen werden (vgl. Müllenhoff, Zur runenlehre 44).

Es entspricht also vollkommen unsern belegen, wenn der männliche Grendel eine genossin zur seite hat und wenn von beiden zusammen (Beow. 163) als von *helrunan* die rede ist, wenn es von Grendel, dem *deorc déaðscua* (s. o. *scucca*) heisst, dass er die menschen berücke, in undurchdringlicher finsternis wohne, wo unter steilem felsabhang in schaurigem walde sich unzugängliche neblige sumpfmoore in gewaltiger ausdehnung erstrecken. So wusste Jordanes von den got. *haljarunae* (= ags. *hellerune,* ahd. *helliruna*), den *magae mulieres* [*quas patrio sermone haljurunnas is ipse cognominat*], dass sie in gemeinschaft mit männlichen unsaubern geistern (*inmundi spiritus*) in sumpfiger waldeseinöde sich umhertreiben (*silvestres homines .. per heremum vagantes .. inter paludes*). In dem neutralen *skohsl* vereinigen sich vielleicht die masculina und feminina zu gemeinsamer benennung.

So werden uns von allen seiten, aus der literatur wie aus dem sprachschatz, unheimliche waldgeister männlicher und weiblicher gattung bezeugt, und es erscheint jetzt noch auffallender, dass für griech. δαίμονες und sogar für den diabolus die weiblichen *unhulþons, unholda* eingesetzt sind, während doch auch im deutschen gespensterglauben masculina zur verfügung standen. Die Beowulfstelle v. 163 scheint die erwünschte erklärung geben zu können. Denn so wenig ein masc. **helrúna* an jener stelle denkbar ist (Zs. fdph. 4, 194 f.), so sicher ist es, dass unter *helrúnan* Grendel und sein gelichter zu verstehen sind. Ist aber hier ein masculinum unter einem substantiv mit weiblicher endung mit einbegriffen, so hindert uns nichts, anzunehmen, dass auch got. *unhulþo,* ahd. *unholda* trotz der

femininendung auch für masculina in gebrauch gewesen sei (vgl. die scandinavischen parallelen bei A. Kock a. a. o.). Das suffix *-ā* hatte ursprünglich nichts mit geschlechtsvorstellung und geschlechtsbezeichnung zu tun (Brugmann, Grundr. 2, 1, 103. 225. Roethe, Anz. fda. 17, 183. Jellinek, Beiträge zur germ. flexion 75 ff.), und wenn es Matth. 9, 33 heisst *usdribans warþ unhulþo*, kann *unhulþin jah aggilum is* Matth. 25, 41 ebenso gut den dat. sg. zu *unhulþo* darstellen wie *sunnin* zu *sunno* (Kögel, Beitr. 14, 108 f.). Es mag das wahrscheinlichste sein, dass wir in *unhulþo* ein altes collectivum erhalten haben, welches die gesammtheit der unheimlichen geister, zu denen der mensch nicht wie zu den freundlichen göttern in einem schutzverhältnis gestanden, bedeutet hat, dann aber auf männlich vorgestellte wesen übertragen worden ist (vgl. Brugmann 2, 1, 225). Es hat also nicht bei den Goten und Deutschen die vorstellung weiblicher dämonen überwogen. Es war verfehlt, das weibliche *unhulþo*, *unholda* aus einem got. Hulþôcultus herzuleiten (J. Grimm, Mythol. 2[4], 827. 841). Wol aber glaube ich mit dem nachweis, dass die *Hluðana-Hlóðyn* als im walde wohnend vorgestellt worden ist, aufgeklärt zu haben, warum gerade die unheimlichen waldgespenster unter anderem auch als *unhulþons* bezeichnet worden sind, und umgekehrt finde ich in diesem ihrem namen ein neues argument für die den menschen holdgesinnte waldesgöttin **Hlōþanini*.

5. Deus Requalivahanus.

In seiner andeutenden weise hat Müllenhoff (DA. 5, 115) dem mythus, der sich an *Viðarr* knüpft, hohes altertum zugetraut. Mogk dagegen (Pauls Grundr. 1, 1099) rechnet ihn unter die 'jungen, isländisch-norwegischen götter': er scheine nur erdichtet, um rächer Óðins beim weltuntergang zu sein.[1]) E. H. Meyer hält *Viðarr* (Vǫluspa 202. 231) für Baldr-Christus;

[1]) Schlecht vertragen sich damit die ortsnamen *Viþarshof*, *Viþarsgarþr* (M. Arnesen, Minder om hedensk gudsdyrkelse 62); *Widarsleff* (Lundgren, Göteb. kgl. vet. handl. 1878). Fär. *Viðarhellisgjógv* Fær. ant. 350, 3; doch weist in diesem falle die heutige aussprache auf *i*, nicht *í* (Fær. ant. Gloss. 448).

der abstracte name des gottes weise auf ein geschöpf später zeit, eine verjüngung *Óðins* (Mythologie 185. 201). Sein name werde am ende doch wol aus *viðr* 'widerum' erklärt werden müssen, trotz der quantitätsdifferenz; in *Víðarr* scheine eine künstliche verlängerung, die dem abstracten oder allzu durchsichtigen begriff die geheimnisvolle würde alter, unverstandener namen geben sollte, vorzuliegen. Sievers hat Beitr. 10, 522 (wie ich glaube richtiger als Beitr. 6, 303. Proben 27) *Víðarr vega* Vǫl. 52, 2 R. als –́ –̀ | ⏑́ × erklärt und in *-arr* eine compositionssilbe erkannt (vgl. *Þórarr* : *Þorgeirr*, *Gunnarr* : *Gundaharius* und andere).

Die sonst fast gänzlich unbekannte götterfigur *Víðarr* spielt in der geschichte Lokis eine eigenartige, bei näherem zusehen höchst interessante rolle. *Víðarr* ist es, der den schuldbelasteten Loki in der halle Ægirs begrüsst[1]; *Víðarr* ist es, der allein von den bei Ægir versammelten göttern unter den bissigen hohn- und schmähreden Lokis nicht zu leiden hat (N. M. Petersen, Nordisk mythologi 320). *Víðarr* scheint unangreifbar, über das gewöhnliche mass erhaben gewesen zu sein. Eine höhere gewalt und ehrfurcht mochte die böse zunge gelähmt haben, oder es müsste *Víðarr*, wenn er nicht unantastbar, dem spötter allzu gleichgiltig gewesen sein. Das letztere ist jedoch nach dem ganzen verlauf der *senna* gänzlich unwahrscheinlich. Gegen *Víðarr* allein scheint Loki zur achtung sich verpflichtet gefühlt zu haben, wäre es auch nur, wie das lied es darstellt, weil jener auf Óðins geheiss ihm den becher zum willkommgruss reichte.[2] Loki hatte nach der eingangsprosa an heiliger friedensstätte (*þar var griðastaðr mikill*) den Fimafengr erschlagen und war von den göttern dafür in den wald verwiesen worden (*skóku æsir skjǫldu sína ok æpðu at Loka ok eltu hann braut til skógar*). *skaka skjǫldu* ist nicht zu verwechseln mit *skaka spjótsodda* oder *frameas concutere* (Tacitus, Germ. c. 11). Es handelt sich in Lokasenna nicht darum, beifall zu erkennen zu

---

[1] Man erwartet, dass Ægir dieses amt selbst übernehme.

[2] Sn. E. 1, 106. 2, 271 f. heisst es: *hafði Týr einn til djǫrfung at gefa honum mat.* Die scene ist auch hier nicht *Ásgarðr*, wie nach Sn. E. 1, 104. 2, 271 zu vermuten, sondern auf einem *hólmr* (Sn. E. 1, 116. 2, 273), der als *vé* und *griðastaðr* der götter bezeichnet wird (Sn. E. 1, 114. 2, 274).

eben (*honoratissimum assensus genus est armis laudare*), sondern
m verkündigung eines urteils an der gerichtsstätte, um kampf
nd streit (wie Sn. E. 1, 608. 614). Nach germanischer rechts-
rdnung mussten an geweihtem ort die waffen abgelegt, auf-
ehängt werden als symbole des friedens wie der schild in
[elgakv. Hund. 1, 33 u. a. (RA. 851). Darauf beziehen sich die
'orte der prosa: *þar var lýsigull haft fyrir eldsljós .. þar var
riðastaðr mikill.* Die aufgehängten waffenstücke der götter
länzten in ihrem prächtigen metall. Loki verübt einen tod-
chlag an geweihter stätte (*í véum*), die anwesenden zeugen
reifen zu den waffen, um auf handhafter tat an dem tod-
chläger die strafe zu vollstrecken, den frevler als friedlosen
ogelfrei zu erklären und in die wildnis zu verstossen (vgl.
ekr er skógarmaðr Sn. E. 2, 42). Das geschieht unter lärm
nit mund und waffen (*æpa* ist der technisch-juridische ausdruck,
'gl. RA. 876 ff.). Handelte es sich um einen vor zeugen er-
olgten todschlag, so war die gegenwart von mindestens sieben
echtsgenossen erforderlich. In Lokasenna sind es Ægir, Óðinn,
Bragi, Týr, Njǫrðr, Freyr, Víðarr, und diese siebenzahl von namen
st gewiss nicht zufällig (vgl. Frostuþl. 4, 23: *nú scal lýsa vigi
il þess þeir ero átta saman oc hundr inn níundi*). Der straf-
'ollzug ohne urteil war aber nur unter der weiteren bedingung
echtsmässig zugelassen, dass der täter nicht auf der flucht er-
griffen wurde. War der todschlag bei einem gastmahl be-
gangen, so war ausserdem sehr wesentlich, ob die halle er-
euchtet oder dunkel war: insofern ist die erwähnung der
euchtenden waffenstücke nicht zu entbehren, wenn man Gul.
157 vergleicht: *þat er nú ef maðr er viginn í ǫldrhúsi at bren-
nanda eldi æða í daxljóse, þá scolo ǫlhúsmenn fá bana at þeim
manne.* Ganz entsprechend erhält Ólafr auf die frage, warum
Ásbjǫrn, der den Selþórir in der halle des königs beim gelage
erschlagen hatte, nicht getötet worden sei, zur antwort: *callit
er þat eigi morðverc at drepa men um nétr?* (Ólafs s. ens h.
c. 107). Es war ausdrücklich bemerkt worden, dass zur zeit,
da der todschlag geschehen, die dunkelheit schon eingetreten
war (*þá var mjoc á kvelld liþit* c. 105). Loki entzog sich seinem
schicksal, in flagranti von den zeugen erschlagen zu werden,
durch die flucht in den wald (Brunner, Rechtsgeschichte 1, 167),
und es trat die gesetzliche bestimmung in kraft, dass der ver-

brecher die freiheit hatte, von dort aus ordnungsgemässe verhandlung für sich zu fordern (Gul. 189: *nú ef hann kømr í skóg, þá má hann þeðan lǫg bjóða firi sic .... nú scal hann kaupa sic ór skóge*). Nunmehr musste ihm eine frist gelassen werden, in der er sich in den frieden kaufen konnte und innerhalb dieser frist genoss er das recht des freien aufenthalts im lande. Während derselben war eine vollstreckung gegen seine person nicht zugelassen. Doch blieb die sicherheit während dieser gnadenfrist nur eine zeitweilige (anord. *grið*). So ergieng es denn auch dem Erlingr Skjálgsson, der sich gegen Ólafr des hochverrats schuldig gemacht hatte und nachdem er alle seine leute verloren, sich zu rechtlicher aburteilung erbot. Er bittet zu diesem behuf um *grið* (*vilið þér gefa mér grið, herra*? Fagrsk. 106). Dies und nichts anderes kann der prosaist der Lokasenna mit den worten: *Loki hvarf aptr* gemeint haben. Während der anwesenheit vor dem gerichtshof schützt ihn, den geächteten, seine gnadenfrist (*grið*). Aber das urteil ist nicht aufzuhalten, und die grausamste strafe trifft den mörder, der an geheiligter stätte todschlag begangen (*hann var bundinn með þǫrmum sonar síns Nara* u. s. w.). Die prosa der Lokasenna, welche zu eingang der strophen die vorgeschichte des processes und am schluss die urteilsvollstreckung erzählt, lässt in diesem rahmen die eigentliche verhandlung des criminalfalles als inhalt der liedstrophen erwarten. Davon ist aber nirgends auch nur leise die spur.[1]) Loki bittet um einen trunk (nicht um *grið*), Bragi versagt ihm auch die kürzeste weile, bis Óðinn eingreift und *Víðarr* beauftragt, dem wolfsvater platz zu schaffen. Wenn dann Loki in feierlicher formel die hochheiligen götter begrüsst, so könnte diese formel im munde des geächteten doppelt bedeutsam erscheinen: nur verbietet der zusammenhang eine derartige auffassung. Die prosa zu Lokasenna kann nicht von anfang an zu den in R folgenden liedstrophen componiert gewesen sein. Sie setzt ganz anderen fortschritt der handlung voraus als tatsächlich im überlieferten liede der fall ist. So hatte denn bereits Jessen es für undenkbar erklärt, dass unser sündenregister der himmlischen die echte darstellung vom zwiste Lokis mit den göttern sein könnte. Es liegt dahinter eine

---

[1]) Nur Hymiskv. 39 ist die versammlung als *þing goða* bezeichnet.

ältere, sagt Jessen, Zs. fdph. 3, 72, die dem verfasser unseres liedes nur zum motiv gedient hat, um seine ketzerische(?) kritik in dramatische form zu bringen. Es wird früher von einem wortwechsel die rede gewesen sein, worin Loki sich offen rühmte, den tod Baldrs-Fimafengs verursacht zu haben, also den göttern juridischen grund gab, ihn gefangen zu nehmen und zu binden. Dies ist mythologisch das hauptmoment. Nun ist zwar die prosaeinleitung unseres liedes aus unbekannter quelle auch in die Sn. E. übergegangen (nicht umgekehrt; Germ. 23, 418 f.), aber die liedstrophen scheint Snorri nicht gekannt zu haben (Bugge, Fornkv. XXIX. Müllenhoff, DA. 5, 184). Sie sind offenbar zu seiner zeit noch nicht vorhanden gewesen. Der verfasser der Gylfaginning verfügte noch über eine uns unbekannte überlieferung (Beitr. 7, 214), deren existenz Jessen aus allgemeinen inneren gründen erschlossen hat. Aller wahrscheinlichkeit nach sind uns fragmente derselben Sn. E. 1, 104. 184. 2, 271. 290 erhalten.

Die fesselung Lokis war ein dichterisch vielfach behandeltes thema. Auf ein verlorenes lied geht die prosa der Sn. E. sicher zurück, denn ein kleines liedfragment ist Sn. E. 2, 431. 515 erhalten (vgl. auch Bugge, Fornkv. XXXIII. Mogk, Beitr. 7, 270). Sn. E. 2, 269. 1, 98 heisst der ort, wo der wolf gefesselt liegt, *ulfliðr* (codd. WU), *ulfriðr* (cod. r). *-liðr* ist zunächst so wenig als *-riðr* in einem ortsnamen verständlich.[1]) Helg. Hund. 1, 16 wird das richtige mit dem dat. *ulfiði* bewahrt haben. Der von Bugge (Fornkv. 408) erschlossene nom. sg. *ulfiðr* ist uns offenbar in dem entstellten namen der Sn. E. überliefert. *Ulfiðr* steht für *ulfviðr* (wie *Finniðr* für *Finnviðr* u. ähnl. nach Bugge, Antiqv. tidskrift 10, 189 und Kock, Arkiv 9, 144), bedeutet 'wolfswald', wie das wort denn auch schon Vǫlsungasaga c. 9 mit *skógr* erklärt worden ist. Eine waldlandschaft werden wir also festzuhalten haben, wenn in der ausführlicheren schilderung die fesselung auf der im see *Amsvarnir* (cod. U, *Amsvartnir* codd. Wr, *Aursvartnir* H) gelegenen insel (*hólmr*) *Lyngvi* vollzogen wird. Hier ist der wolf an den felsblock (*hella*) *Gjǫll* mit dem aus der fessel *Gleipnir* (*Gleifnir*) hergestellten strick *Gelgja* ge-

[1]) *ulfliðr* (auch cod. AM. 645, 12, 28 belegt) ist aber offenbar mit dem aus Beowulf v. 1358 bekannten ags. *wulfhlið* identisch.

kettet, dessen ende tief in der erde an dem fels *Þviti* festgemacht worden ist. Dies *gelgja* bedeutet, wie schon Egilsson erkannt hat, nichts anderes als 'galgenstrick', ein rutengeflecht, mit dem der frevler gefesselt worden ist[1]); *gleipnir* als name der fessel wird zu ahd. *kleiffo* (obliquas) Ahd. gl. 1, 286, 22 und dessen sippe (vgl. Ahd. gl. 1, 432, 1. 17. 434, 28 und die mhd. belege) zu stellen sein und ist mit lat. *ob-liquus* etymologisch identisch (Fick 1[4], 419). Das inchoativum *gleipna* bedeutet folglich 'sich krümmen' und *gleipnir* lässt sich ungefähr mit 'drat' übersetzen. Aus gedrehten baumzweigen haben wir uns die fessel hergestellt zu denken, die den übeltäter an dem felsblock *Gjǫll* festhält. Hier fliessen die ströme *Van* und *Vil*, die von Fenrir ausgehen (Lokas. 41. Sn. E. 2, 432. 515. Bugge, Fornkv. XXXIII), die auch Grímnism. 28 zu setzen sind, denn die hier überlieferte *Víð* steht schon einmal v. 27 und ist nicht ein unterwelts-, sondern ein himmelsgewässer. Es wird kein zufall sein, dass in prosa wie im liede die *Gjǫll* mit ihnen zusammensteht. Hier wurzelt auch der *Vilmeiðr* (Hyndlulj. 33 = *askr Yggdrasils* Vǫlusp. 47) und hier befindet sich der *Viðolfr-Fenrisulfr-Loki* in der einöde wie des Saxo Grammaticus bösartiger *Vitolfus* (vgl. den riesen *Widolf* der Rothersage und den got. *Widulf* QF. 68, 69 sowie Zs. fda. 13, 50). Ueber diese *Gjǫll* führt die *Gjallarbrú* (Sn. E. 1, 178. 2, 289), und hier liegt das *Gjallarhorn* (Vǫl. 45). *Gjǫll* gehört zu den *þungir straumir*, welche die verbrecher durchwaten müssen (Vǫl. 38), zur einleitung des strafgerichts wird das *Gjallarhorn* geblasen, bei dem felsblock *Gjǫll* wird an Loki die bestrafung vollzogen. Vermutlich ist also das widerkehrende wort mit dem subst. **gélþā*: **gelðā*[2]) identisch und zwar nach dessen juridischer bedeutung (vgl. den steinblock der Eyrbyggja c. 10. Golther, Ares Isländerbuch 34). Während 'sühne' ursprünglich den ausgleich schwebenden conflicts bezeichnet, kommt in 'geld' die leistung, die dem schuldigen teil obliegt, um aussöhnung herbeizuführen, zum ausdruck; 'geld' ist hiernach mit unserm modernen wort 'strafe' gleichwertig. Die *Gjǫll* ist der fluss, in dem die *morðvargar*

[1]) Doch vgl. auch Fritzner 1[2], 575 f. E. S.]

[2]) Wegen griech. τέλθος 'schuld' ist **ghélthā* vorauszusetzen [wenn nicht vielmehr τέλ-θος eine parallelbildung zu dem gleichbedeutenden τέλος, τελώνιον ist. E. S.]

ihre strafe ableisten, der strafort, an dem Loki als *vargr* seine straftat verbüsst und das horn, mit welchem der richter (*mjǫtuðr*) das strafgericht über götter und menschen ankündigt. Wenn der strafort ausser *ulfliðr* bez. *ulfiðr* auch *Lyngvi* heisst, so erhält vermutlich das unbestimmte wort 'heide' bestimmtere prägung durch *Amsvarnir.* Sn. E. 3, 814 wird die variante *Aursvartnir* bevorzugt, weil dessen sinn (*limo niger*) durchsichtiger sei als der der nebenformen. Ich halte mich dagegen an *Amsvarnir*, da *Amsvartnir* und *Aursvartnir* wol als umbildungen von *Amsvarnir* zu verstehen sind, nicht aber umgekehrt.[1]) *Amsvarnir* stelle ich zu anord. *ama* 'schädigen', sehe in *ams-* eine bildung wie *þurs* : *þora* (Anz. fda. 18, 49) und glaube in *amsvarnir* ein griech. *ἀλεξίκακος* widerzuerkennen. Das wort wäre also im grunde synonym mit *griðastaðr* und passte aufs beste zu den schlussworten der prosa (Sn. E. 2, 274), welche den ort als *vé ok griðastaðr* bezeichnen. Die beziehung zu dem inhalt der Lokasennaprosa wird aber noch besonders dadurch deutlich, dass wie hier bei dem 'wassermann' Ægir, so dort bei dem wasser *Amsvarnir* die götter sich zur urteilsvollstreckung versammeln. Es liegt mit andern worten nichts so nahe, als den see *Amsvarnir* bez. die in ihm gelegene waldinsel als *Hlésey,* des Ægir behausung, widerzuerkennen. Die alliteration der namen ist zu beachten (Bugge, Studien 214). Auch Hymiskv. 1. 2 wird von der vorstellung ausgegangen, dass bergwald und wasser die landschaft bilden, und so nähern wir uns dem glauben an einen aus dem meer aufragenden wald wie der der Nerthus (*in insula Oceani castum nemus* Tacitus, Germ. c. 40). Widerholt hat man in den neun töchtern des Ægir die neun meerfrauen gesehen, die als mütter des Heimdallr gefeiert werden, und diese wohnen nach Hyndlulj. 35 *við jarðar þrǫm* und nähren den sohn aus der kühlen see. Hier im osten *at himinsenda* liegt die behausung des *Hymir* am meere (Hymiskv. v. 5), hier im osten liegt der wald *Járnviðr-Varnaviðr*[2])-*Gnipalundr-Hvera-*

---

[1]) *Sessvarnir* Sn. E. 2, 268 wird nach 2, 313 in *Sessrumnir* (W) zu bessern sein.

[2]) Diese form wird durch *Amsvarnir* geschützt und darf nicht emendiert werden. Am besten wäre sie durch 'asylwald' zu übersetzen (vgl. Fick, Wb. 1⁴, 130).

lundr, in dem wir uns nach Vǫl. 35. 39. Grímnism. 39. Helg. Hund. 1, 40 den Loki und sein wolfgeschlecht zu denken haben. Dieser wald ist nach dem einhelligen zeugnis der stellen im osten gedacht, und so liegt denn auch *Hlésey*[1]) im osten (Hymiskv. 23) und hierher an die ostgrenze der erde verlegt Müllenhoff mit recht *Himinbjǫrg,* die heimstätte des Heimdallr (Zs. fda. 30, 246). Nach dem osten verlegt auch Saxo die Lokiscene. *Utgarthia* liegt im osten, wo die Ruthenen wohnen, die fahrt dahin geht über das wasser, dauert lang, ist sehr gefährlich und endet bei einem *scopulus* (d. i. *hólmr*), wo wilde tiere hausen und *Utgarthilocus* gefesselt liegt (p. 429 ff.)

Mehrere von einander unabhängige berichte stimmen also mit einander überein und gehen von dem glauben aus, dass *Loki-Fenrisulfr* in einem ostwärts, ausserhalb der bewohnten welt gelegenen heiligen wald die von den göttern ihm (für die untat an Baldr) auferlegte strafe verbüsst. Die sagengeschichtliche bedeutung der Lokasennaprosa ist also hoch anzuschlagen, und es wird hier einmal ein sicherer fall vorliegen, dass der gesammtinhalt der prosa altertümlicher als der stropheninhalt, der mythographischen ursprungs ist. Die prosa der Sn. E. 2, 289. 1, 182 sagt ausdrücklich, dass Loki, nachdem er entlarvt war, *griðalauss* geworden sei. Es ist in diesem zusammenhang sehr wichtig, zu wissen, dass die ächtung sich nicht auf das verhältnis zwischen dem friedensbrecher und dem verletzten oder dessen sippe bezogen hat, sondern stets im interesse der gesammtheit ausgesprochen worden ist, vgl. Brunner, Rechtsgesch. 1, 166. 173. Ich zweifle nicht länger, dass die götterversammlung bei Ægir ursprünglich als gerichtshof[2]), nicht als *θεοξένια,* sondern als areopag gedacht war.

Unsere berichte erzählen von zwei söhnen Lokis eine fabel, die alle züge jüngeren stils an sich trägt. Aus der kenning *Vála ór þǫrmum* mögen die fabelhaften einzelheiten geflossen sein. In der schlussprosa zur Lokasenna ist überliefert: *hann var bundinn með þǫrmum sonar síns Nara en Narfi*

[1]) Wenn hier nach Hymiskv. 39 *vargynjur* ihr wesen treiben, so stimmt dies wider zu meiner deutung von *ulfiðr.* Es sind die *þursameyjar fyr Gnipalundi,* und auch *Gnipalundr* ist nach dem ausdrücklichen zeugnis von Helg. Hund. 1, 34 im osten zu suchen.

[2]) *Gengu regin ǫll á røkstóla, ginnheilug goð* Vǫl. 6. 9.

sonr hans varð at vargi. Dagegen kennt die Sn. E. nach cod. U *Váli ok Nari* als söhne Lokis, während Wr dies unter benützung der Lokasennaprosa zu *Váli ok Nari eða Narfi* erweitert haben — verstanden hat die episode niemand mehr. Es scheint mir am ehesten das richtige getroffen zu werden, wenn man mit Grundtvig-Bugge *Nara* der liedprosa in *Vala* ändert, denn aus *Vali ok Narfi* (Lokasenna) einer- und *Vali ok Nari* (cod. U) andrerseits ist *Vali ok Nari eða Narfi* am ungezwungensten herzuleiten. Dann werden aber bei den worten von cod. U — *ok brugðu Vála í vargslíki ok reif hann í sundr Nara, þá tóku æsir þàrma hans ok bundu Loka* — die namen *Valá* und *Nara* ihre stellen tauschen müssen und alles ist im besten einklang. Loki wurde mit fesseln *Vála ór þǫrmum* gebunden. Diese angabe der Hauksbók mag eine variante zu der entsprechenden halbstrophe in R sein. Ich bin mit F. Jónsson einverstanden, dass er sich gegen Müllenhoffs ausmerzung von v. 35, 1. 2 R erklärt hat (Arkiv 4, 30). Es darf in dem terminus *und hvera lundi* nicht etwas specifisch isländisches gesehen werden. Müllenhoff wollte denselben wie Jessen (Zs. fdph. 3, 37) als 'kessel heisser quellen' verstanden wissen, ich kann aber nicht sagen, wie er sich mit *lundr* (Beitr. 15, 522) abgefunden haben möchte; *lundr* ist nach seiner deutung nicht bloss höchst gezwungen, sondern vollkommen überflüssig. F. Jónsson hat bereits erörtert, dass von heissen quellen gar nicht die rede ist, er hat auf den *hellir* verwiesen, der an der entsprechenden stelle der Sn. E. den ort der fesselung bezeichnet.[1]) Wenn mit *hvera lundr* die bekannte isländische naturerscheinung gemeint wäre, hätte doch gewiss der isländische verfasser der Gylfaginning den terminus *hverr* in seiner specifisch isländischen bedeutung beibehalten und sicherlich nicht durch den farbloseren *hellir* ersetzt. *Hellir* bedeutet waldschlucht, die ihrer form nach als *hverr* bezeichnet ist; *hvera lundr* ist wie *holtriða hverr* (Hymiskv. 27) kenning für den zerklüfteten bergwald. In der tiefe der waldschlucht (wie sie etwa Beowulf v. 1408 ff. am anschaulichsten geschildert ist), hat der bösewicht gefesselt gelegen, und das ist die voraussetzung für Saxos *Utgarthilocus*. Loki in den wald

[1]) Beachte auch das bereits s. 157 anm. citierte fär. *Viðarhellisgjógv* (klippekløft).

geächtet ist sein urbild; *útgarðr*, ein attribut des geächteten, der aus der bewohnten welt (*miðgarðr*) verstossen ist und daher *extramundanus* heisst (Saxo p. 430). Was Snorri von *Útgarðaloki* erzählt, ist ein schwank, der, soviel ich sehe, nichts mit nordischer mythologie zu tun hat. Wol aber hat Saxo noch altertümliches bewahrt. *Thorkillus* sieht den Loki in schweren banden: *manus pedesque immensis catenarum molibus oneratus aspicitur ... tetros horrendosque specus sordida mansione complexum* (p. 431 f.). Die fahrt des Thorkillus hatte den zweck, in dem unzugänglichen wald ein orakel einzuholen, wie die des *Hotherus* (Saxo p. 122). Dies und die grauenerregenden schrecken der wildnis und die menschenopfer, welche zurückgelassen werden (s. 432), erinnern an die worte des Tacitus vom Semnonenwald: *in silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram,* die sich bei der schilderung des Nerthuswaldes widerholen: *arcanus hinc terror sanctaque ignorantia quid sit illud quod tantum perituri vident.*

Seltsam ist die angabe der prosa und der Vǫluspǫ́, der eine sohn des Loki sei zum *vargr* geworden, der den zweiten sohn zerreisst, um den vater mit den eingeweiden dieses sohnes fesseln zu sehen (Beitr. 7, 293). Diese überlieferung muss anstoss erregen wegen ihrer widerlichen greulichkeit und wegen des umstands, dass für die vergehen des vaters die söhne mit leib und leben sollten zu büssen haben. Das ist durchaus gegen germanische rechtsanschauung und darf unter keinen umständen auf treu und glauben hingenommen werden. Die friedlosigkeit betrifft allerdings nicht bloss die person, sondern auch deren vermögen — aber niemals die erben (Brunner, Rechtsgesch. 1, 168. 174). Sars (Udsigt 1, 81 f.) hat unter anlehnung an Vigfusson gezeigt, wie es um die zeugnisse für solche unerhörte grausamkeit bestellt ist — was Zimmer hätte beachten sollen —, wie das unmenschliche, aller erfahrung widerstreitende von den epigonen in die vorzeit der sage, in die welt des unwahrscheinlichen und übernatürlichen zurückverlegt worden ist. Ganz besonders anstössig ist aber auch die wolfsverwandlung bei Lokis sohn. Sie ist gänzlich unmotiviert, in ihren consequenzen gradezu haltlos und absurd. *Narfi,* der riesische vater der *Nótt,* ist natürlich nur eine wechselbenennung des riesischen *Loki*. *Loki* ist selbst *vargr* geworden, nach der glaubensvorstellung,

die uns das *Eptirmáli* der *Bragarœður* aufbewahrt hat: *Þirrus mátti vargr heita at þeirra trú því at eigi þyrmði hann griðastǫðunum, er hann drap konunginn í hofinu.* Loki ist als *vargr* in den wald verflucht. Er ist in den *Járnviðr-Hveralundr* gebannt und lebt daselbst mit *Sigyn-Angrboða* (Vǫl. 35. 39), welche die grausige nachkommenschaft der grausigen ehe grosszieht (Hyndlulj. 40. 41. Grímnism. 39. Sn. E. 1, 310, 22. Beitr. 7, 270). Loki heisst Vǫl. 38 ausdrücklich *vargr* (vgl. Beitr. 7, 211. 244), menschenleichen[1]) sind seine nahrung (Vǫl. 41), und wenn auch das lied (v. 40) ausdrücklich von der wolfsverwandlung des Loki-Fenrir weiss (vgl. *Fenris kindir*), wenn er mit dem *einna nekkverr í trolz hami* gemeint ist, so liegt darin die schlagende bestätigung der richtigkeit meiner auffassung. *Fenrisulfr* besagt nichts anderes als *Loki í trolz hami* (vgl. Müllenhoff DA. 5, 125).

Auch mit den 'gedärmen des Váli' muss es also seine besondere bewantnis haben. Nach der Gylfaginning sind sie zu eisen geworden wie in der Gautrekssaga c. 7 die kalbsdärme, mit denen *Vikarr* aufgeknüpft, zum starken weidenstrang geworden sind. Auch Saxo (p. 276 f.) lässt den strick aus weidenruten bestehen und hat ganz recht getan, wenn er der fabel keinen glauben schenken wollte, wonach der strang zu eisen geworden sei — wie in unserer erzählung der Sn. E. Solch ungeheuerliche metamorphosen sind durch die *heiti* und *kenningar* der dichtersprache verschuldet worden, die ein spätgeborenes geschlecht nicht mehr in ihrem prägnant-bildlichen sinn verstanden, in ihrer buchstäblichen alltäglichen bedeutung uns überliefert hat. Hier muss daran erinnert werden, dass das altertum statt der hanf- oder flachsseile ein geflecht von zweigen oder ruten als strick zum galgen oder zur fesselung verwendet hat (J. Grimm, Rechtsalterth. 683. V. Hehn, Culturpflanzen [4] 480). So wird auch mit der kenning 'gedärme des Váli' nichts andres als ein besonders fester eisenharter rutenstrick gemeint sein. *Þarmr* ist hier offenbar gar nicht in der abgeleiteten bedeutung 'darm', sondern in der ursprünglicheren 'rohrstengel, rute' zu nehmen als der etymologische verwante von aind. *tṛṇam* (grashalm).

---

[1]) Mit leichenblut besudelt er die heiligen fluren des waldes, der als götterwohnung gedacht ist (*ragna sjǫt*).

das wir in der älteren bedeutung unseres 'dorn' widererkennen (vgl. z. b. *die blûomen rîsen aba dîen dornen* Notker 1, 78, 2. 3). *Þarma-* hat also vermutlich wie aind. *tṛṇa* rituelle bedeutung gehabt, Aitareya Brāhmaṇa (ed. Aufrecht) 3, 22 wird ein *tṛṇam* wie Óðins speer in die zu besiegende heerschar geworfen.[1]) Es ist also von vornherein gar nicht zulässig, in *Vála þarmar* das wort in der übertragenen bedeutung zu fassen, es sind vielmehr aus gerten gedrehte stränge darunter zu verstehen (wie bei *gelgja* s. o. s. 162).

Váli als sohn des Loki ist uns ebensowenig bezeugt als *Nari-Narfi* (vgl. *Nori-Norvi* Beitr. 7, 239 anm. 2). Wir kennen nur einen *Váli-Áli* als sohn Oðins und der *Rindr*, und dieser *Váli* ist mit *Víðarr* identisch. So ist klar, dass *Vála þarmar* nichts anderes bedeutet als dass aus *Váli-Víðars* waldbehausung

---

[1]) Dies erinnert an den *reyrsproti*, der in der geschichte *Víkars* eine rolle spielt, wozu man Hehn a. a. o. 183 f. vergleichen möge. Dessen verwandlung in eine eisenlanze (s. o. s. 167) ist nur durch eine kenning veranlasst, die den stab auch als *geirr* (griech. χαῖος) bezeichnen konnte. Der betreffende stab ist nicht im besitz der menschen (vgl. *Oðins geirr* in Helg. Hund. 2, *gambanteinn*, *mistilteinn* und Wodens *wuldortánas* Grein-Wülcker, Bibliothek des ags. poesie 1, 322, 32; got. *tains* hat *tainjo*, *weinatains* neben sich und bezeichnet einen biegsamen zweig [rebe]). Wenn eine vermutung gewagt werden darf, so wird kaum etwas anderes gemeint sein, als dass an der opferstätte (in der hand des götterbildes?) ein durch priesterhand von einem dem gott geheiligten baum gebrochenes reis (vgl. Skírnism. v. 32) aufbewahrt wurde. Man markierte mit demselben ein weihezeichen an demjenigen, der dem gott zum opfer fallen sollte und schrieb diesem diagramm magische zauberkraft zu (= *gambanteinn*, vgl. Müllenhoff, Zur runenlehre 56 f.). Glaubte man etwa an einen wunderkräftigen **wiþaȥaizaz* (> *Víðarr*, vgl. den got. *Vitigis*?) und konnte der gott nach diesem attribut benannt werden? *Víðarr* wäre danach der gott, der einen stab, ein reis vom weidenholz führt (vgl. personennamen wie *Steingeirr*, *Gaisarix*, *Laniogaisus* Amm. Marc. 15, 5, 16, *Radagaisus Hunigaisus Hariogaisus* Dietrich, Aussprache des got. 58, und die folgenden erörterungen über *Rindr*). N. M. Petersen (Nord. myth. 323) wollte *Víðarr* als den 'waldbeherscher' (*Vithericus* Amm. Marc. 31, 4, 12. 3, 3) erklären, womit er meiner ansicht nach wol der sache, nicht aber dem worte nach das richtige getroffen hat. Grímnism. v. 17 steht ebenso unter dem einfluss der rittersitte wie die schilderung Sn. E. 2, 291. 1, 190, stellt sich inhaltlich zu Hyndlulj. 29, 3 und ist zum teil wie Hamðism. 14 zeigt formelhaft. Noreen in den Upsala-Studier 197 vermutet für *Víðarr* die bedeutung '*den inbundne*' (?).

das fesselreis herstammt (vgl. *hógbrotningr skógar* oben s. 138 f.). *Váli* erscheint als rächer des Baldr und bleibt, wenn die götter alle tot und die feuer des weltbrandes erloschen sind. Dasselbe berichtet Vafþrúðnism. 51 von *Víðarr ok Váli.* *Váli* fehlt nun aber auffälligerweise nicht bloss in der götterversammlung der Lokasenna, sondern auch in Vǫluspǫ́ und in den an götternamen so reichen Grímnismǫ́l, woselbst ihm nicht einmal eine unterkunft angewiesen ist; v. 6 durfte von Schullerus (Beitr. 12, 274. 275. 277) nicht für ihn in anspruch genommen werden, denn *Válaskjalf* bedeutet das im anfang der zeiten kunstvoll hergestellte himmelsgewölbe, ist *heiti* für himmel wie *hliðskjalf, breiðablik* u. a. In *Víðars* begleitung ist *Váli* nach den *Bragarœður* bei Ægirs gastmahl anwesend (Lokasenna weiss nur von *Víðarr*) und beide sind, wenn man ihre kenningar vergleicht (Sn. E. 1, 266), überhaupt nicht zu unterscheiden: der eine ist der doppelgänger des andern. Dass in der novellistischen überlieferung der *hefniǫ́ss baldrs* mehrere namen getragen hat, beweist Saxo, der ihn *Bous* (d. i. aisl. *Búi*) nennt, und schon P. E. Müller hat den zusammenschluss dieser figur mit *Víðarr* hergestellt. *Víðarr, Váli, Búi* sind tatsächlich nur namen ein und derselben gottheit, die, wo die weltordnung bedroht ist, sie mit sicherer kraft in den fugen hält.

Aus der identität von *Víðarr, Váli, Búi* folgt aber die von *Gríðr, Hlóðyn, Rindr.* Die mutter ist vielnamig wie der sohn, und zwar gehören, wie sich ergeben wird, die namen *Rindr* und *Víðarr* ihrem sinne nach aufs allereugste zusammen, wenn meine oben s. 168 anm. gegebene deutung auf dem richtigen wege gewesen ist. Vegtamskv. 11 *Rindr berr ... í vestrsǫlum* kann, mag man auch mit Bugge *Vála* einsetzen, aus metrischen gründen nur als *Vrindr* ... gelesen werden, da die alliterationsregel verlangt, dass (wie bei *Hǫðr berr hǫ́van* v. 9) bei zwei nominibus im ersten halbvers entweder das erste allein oder beide zusammen am reim teilnehmen. Man darf den fehler, einen reimstab nur dem zweiten nomen zuzuweisen, nicht dem sonst sehr correcten lied aufdrängen (gegen Bugge, Studien 136 anm.). Auch *vestrsǫlum* kann nicht richtig sein. Keine erklärung ist damit fertig geworden. Ich vermute, dass aus reimtechnischen gründen das ursprünglichere *austrsǫlum* verdrängt worden und nach Saxos schilderung wider herzustellen ist. Die weiteren

argumente für eine landschaft im osten sind s. 163 f. besprochen. Saxos *Rinda* entscheidet nicht gegen **Vrindr* und ebensowenig ist aus Svipdagsm. 1 v. 6 etwas definitives zu entnehmen. Etymologisch weiss ich für das wort keine andere beziehung als zu dem gemeingerm. verbum *wringan* = griech. *ῥέμβειν*, von welchem *ῥάβδος* (vgl. *καλαϝροψ*) gebildet ist. Der schwund des gutturals in der gruppe *-ngð-* bez. der übergang des gutturalen nasals in den dentalen vor dental ist bekanntlich die regel (vgl. ahd. *lenzo, runza* u. a.). *ῥάβδος* ist im griechischen terminus technicus für 'zauberstab', *Vrindr* folglich die 'göttin mit dem zauberstab', also schon auf grund ihres namens mit *Gríðr,* in deren besitz der zauberstab *Gríðarvǫlr* sich befindet, identisch; vgl. s. 138 und die analoge benennung des **Wîþazaizaz* s. 168. Es ist eine schöne bestätigung, dass gerade in der liebesgeschichte der *Rindr* ein zauberstab und zauberlied (Kormakssaga 4) eine rolle spielt (Mogk, Pauls Grundr. 1, 1080). Nach Saxo wäre jener aus kork gewesen, wenn *cortex* nicht eine falsche übersetzungs eines volkssprachlichen *rindr* (= zauberstab)?

So wird nunmehr auch Saxos *Grytha* von bedeutung. *Humblus* heisst einer ihrer söhne, und der name des enkels ist auch der des grossvaters, des ahnherrn der dänischen dynastie. Heinzel hat bereits in dem an der spitze der genealogie stehenden *Humblus* eine mythische person erkannt (Wiener sitz.-ber. 114, 492). Den got. *Hulmul* muss ich aus dem spiel lassen, er müsste denn für *Humul* verschrieben und dann mit *Humblus* identisch sein. Der name hat natürlich nichts mit an. *humall* 'hopfen' zu tun. Nächst verwant ist vielmehr der mystische *Hymir,* nur dass *Humlus* (*Humli* [1]) der Hervararsaga) suffix *-la, Hymir* suffix *-ia* zeigt, wie sonst diese beiden suffixe für nomina agentis gleich beliebt sind (vgl. deverbativa wie *beiðull* : *beiðir* u. ähnl.). So sind auch *Hymir* : *Humull* eigenschaftsnomina. Es ist an sich wenig ansprechend *Hymir*, als 'dämmerer' zu deuten (wie Uhland, Schr. 6, 91 und Müllenhoff, DA. 1, 36). Näher liegt das verbum *hýma* (: *híma* Arkiv 4, 163 ff.), wonach *Humull-Hymir* einen blöden menschen ohne tatkraft bezeichnen würde. *Hýmaldi* ist ein dösiger grübler, ein stumpfer gesell, der seinen tag hinter

---

[1]) Bezüglich der stammverschiedenheit ist auf Müllenhoff, Beovulf 16 zu verweisen, vgl. auch *Bous* : *Bui* (s. 169).

dem herd verbringt, synonym mit *kolbitr, eldhúsfifl.* Man denkt dabei an die übergrosse blödigkeit der jugendjahre, die von den lieblingen der volkssage überliefert sind. War es doch heldenmässig, dass die kindheit und erste jugend ein fehler verunstalte und aus solchem dunkel hernach plötzlich die leuchtende erscheinung, gleichsam die zurückgehaltene kraft vortrete.[1]) Der heldenjüngling lebt untätig und verachtet am küchenherd oder im stall, aus deren schmutz er hernach bei dem rechten anlass hervortritt (J. Grimm, Myth. [4] 321. Pauls Grundr. 2, 530. 534. Beitr. 17, 48). Es ist uns bezeugt, auf Kreta hätten die knaben vor erlangter mannbarkeit *σκότιοι* geheissen, weil sie bis dahin im dunkel der elterlichen wohnung lebten und nun erst, mündig geworden, in das licht des öffentlichen lebens hinaustraten. Die parallele ist deswegen lehrreich, weil dem *σκότιος* ganz genau der germanische personenname **Erpa-* (: **requa*) d. i. 'der dunkle' entspricht (vgl. z. b. den jungen *Erpr* der Hamðismǫl, dessen deutscher name *Audwaccar* sehr bezeichnend ist. Den wert solcher anschauung und solcher terminologie vermag aber nur ganz zu würdigen, wer erkannt hat, dass uns in diesem fall das heroenleben ein zeugnis dessen bewahrt, was uns Tacitus aus anlass der wehrhaftmachung des jungen Germanen glücklicherweise nicht vorenthalten hat. Der vater oder die verwanten schmücken an jenem festlichen tage zum ersten mal den jüngling mit schild und speer: *hic primus iuventae honos; ante hoc domus pars videntur, mox rei publicae* (Germania c. 13). Nichts wird bei den jugendlichen helden vor ihrer wehrhaften activität so häufig hervorgehoben, als dass sie während ihrer tölpeljahre zur rede den mund nicht aufgetan, blöde im haus herumgelungert seien. So ist Saxos *Uffo* gleich dem *Offa* des Beowulf stumm wie *Helgi Hjǫrvarðsson*, wozu man Beitr. 4, 504. 187 anm. Gullþórissaga (ed. Maurer) s. 25 vergleiche. Von *Starkaðr* heisst es Fas. 3, 18 *hann var hýmaldi ǫk kolbitr ok lá í fleti við eld* — so schildert

[1]) Das ist, nebenbei bemerkt, der eigentliche sinn von *baldr, bealdor, bealdian.* Höchst lehrreich ist die erzählung von Beowulf v. 2177 ff., die unter keinen umständen als unecht preisgegeben werden darf (Beitr. 12, 58 f.). Aecht germanisch ist also auch die benennung des gegensatzes, des untätigen grüblers wie an. *amlóði* u. a. (Zs. fda. 36, 1 ff.).

Saxo den *Amlethus foco assidens* (p. 138 f.)[1] — und Fas. 3, 36 wird dasselbe durch das epitheton *þǫgull* ausgesagt. So ist auch *Viðarr hinn þǫgli áss* (Sn. E. 2, 270. 1, 102) und erscheint wenigstens nach der wortbedeutung mit *Hymir Humblus* identisch. Auch mhd. *tumb* schlägt hier ein. Es hat die nebenbedeutung 'stumm' (vgl. got. *dumbs,* ags. *dumb* u. a.) und wie mhd. *tôre* (z. b. Germ. 14, 455, 4) die von 'taub' (G. Roethe zu Reinmar von Zweter 3, 6. Germ. 37, 264. 439), bezeichnete also anfänglich 'stumpf an sinnen und verstand' (vgl. DWb.) und ist gewiss mit 'dumpf' und 'dunkel' (vgl. ahd. *timbar, timberen*) und ihrer germanischen sippe verwant, was für unsern zusammenhang nicht unwichtig ist (vgl. Hehn, Culturpflanzen 280).

Wenn also *Hymir* nach ausweis des wortstamms von dem dänischen *Humblus* nicht verschieden und beiname *Viðars* gewesen ist, so ist von hier aus noch einmal *Griðr* mit *Grytha* identisch so kann der riese *Hymir*, von dessen meerfahrt mit *Þórr* die *Hymiskviða* zu berichten weiss, nicht länger mit dem gotte, dem vater des *Týr* (v. 5) ein und dieselbe person sein. Auch der vater des *Týr* wohnt ausserhalb, am rande der bewohnten welt, wie der mächtige gott, den wir jetzt als *Hymir-Viðarr* kennen lernen. So wird denn *Hymir* das norwegisch-isländische, **Humull* das dänische beiwort der gottheit gewesen sein. Aber eine genealogische angliederung kann bei dem uralten gotte *Týr* kaum einen andern sinn haben als in der märchenerzählung die frage nach seiner herkunft zu befriedigen. Was den inhalt der Hymiskviða betrifft, so steht *Týr* mit der handlung in gleich loser verbindung wie *Heimdallr* mit der der Þrymskviða. Das paar *Heimdallr-Hlórriði* in Þrymskv. 14 kehrt als *Týr-Hlórriði* in Hymiskv. 4. 6 in einer vollkommen entsprechenden situation wider. So glaube ich nicht zu irren, wenn ich in *Hymir-Humull* nichts anderes als einen dritten namen des *Heimdallr-Týr* sehen möchte. *Heimdallr* ist wie *Váli-Viðarr* geboren *við jarðar þrǫm* (Hyndlulj. 35). Hier ist ihm in der urzeit *it ljóta lif of lagit* (Lokas. 48), was ich erst jetzt mit dem epitheton *Hymir* richtig verstehen gelernt habe.[2] Die neunzahl der mütter ist natürlich

[1] *stoliditatis simulacionem amplexus ... cotidie maternum larem pleno sordium torpore complexus abiectum humi corpus obsceni squaloris illuvie respergebat* u. s. w.

[2] *ljótr* entspricht dem satze *þó æva hendr né hǫfuð kembði* Vǫl. 34.

nichts anderes als die neunzahl von *heiti* der einen mutter, die uns als ahnfrau aus Saxo bekannt geworden ist. Als *naddgǫfugr* (zauberstabträger, Fick 1 [4], 506) tritt er in den kreis von **wiþa-gaizaz*, **wriwðiō*, *griðarvǫlr* und als *heimskastr ása* schliesst er sich aufs engste an den *þǫgli óss Víðarr* (auf einen jugendstreich *Heimdalls* spielt Lokas. 20 an). Ist aber *Heimdallr-Týr* = *Hymir-Humblus*, so haben wir widerum anschluss an den ungenannten gott im Semnonenwald gewonnen, der längst auf *Zîu-Týr* gedeutet worden ist: die *initia gentis* der Semnonen ruhen also auf derselben religiösen grundlage wie die *Danorum origo* (Saxo p. 21). Ich glaube dabei aber noch nicht halt machen zu dürfen. Wenn *Víðarr-Hymir-Heimdallr* als stumpfsinnig und blöde gekennzeichnet ist, so wird der götterkreis in *Hœnir* nicht noch einen zweiten vertreter des stumpfsinns besessen haben. Es ist gar nicht abzuweisen, dass *Hœnir* nur eine wechselbenennung für *Heimdallr-Týr* darstellt, wie dies auch schon von Hoffory ausgesprochen worden ist. So oft auch die legende *Hœnir*, *Óðinn* und *Loki* auf wanderung gehen lässt, *Hœnir* tritt niemals hervor (*hinn þǫgli óss*). Nun hat aber die spätere mythographie den *Hœnir* aus dem götterkreis der asen heraus im tausch mit *Njǫrðr* unter die vanen versetzt. Das heisst mit baren worten nichts anderes, als dass *Hœnir-Njǫrðr* über den götterdynastien steht — ganz wie *Heimdallr*, der nach Þrymskv. 14 die eigenschaften der asen mit denen der vanen in sich vereinigt. *Njǫrðr* ist wie *Heimdallr* nicht unter den asen geboren, beide sind nicht *ása ættar* (Sn. E. 2, 267), beide wohnen ostwärts, *Njǫrðr* speciell bei den *Hymis meyjar* (Lokas. 34); nach dem wechselgesang mit *Skaði* bilden auch für seinen bezirk wasser und waldgebirge die landschaft (vgl. oben s. 163) und *Þrymheimr* bedeutet nichts anderes als *heimr við jarðar þrǫm* (vgl. ahd. *drum,* ags. *þrum* zu lat. *terminus*).[1]) Was früher als *holmr* bezeichnet worden, schildert Saxo mit den worten *quid moror in latebris opacis,*

---

[1]) Der riese *Þrymr* ist nach Hǫvam. 30 ein 'tölpel' (*afglapi*), der sich von der *alsnotra ambótt Loki* überlisten lässt (Þrymskv. 26), das substantivische *þrymr* (in *þrymr alma* u. a.) bedeutet 'bewegung' (zu griech. *ἀτρεμής, ἀτρεμία*) und *herþruma,* ags. *þrym* gehören etymologisch zu lat. *turma.*

collibus implicitus scruposis[1]) und *ulfa þytr* des isländischen fragments erinnert an *ulfiðr* (s. o. s. 161). *Vanaguð* bedeutet meines erachtens überhaupt nichts anderes denn 'waldgott'; *vanadís*, *vanabrúðr* halte ich für synonym mit *holzwîp* u. a. (s. o. s. 155). Schon Mogk hat Beitr. 7, 260 unter den *tívar* die vanen verstanden, *Alfheimr* als einen teil von *Vanaheimr* und die *alfar* als *vanir* aufgefasst. Das halte ich für vollkommen richtig. Dann kann aber *vanir* nicht die 'schönen' (zu and. *wanum*) heissen, denn sie begriffen dann wol die *ljósalfar*, aber nicht die *svart-*, *dǫkk-alfar* unter sich (vgl. auch Lokas. 48). Ich glaube auch nicht, dass die bedeutung 'freundliche' ausreicht, denn sie passt schlecht auf *Vǫlundr* den *alfa ljóði*, noch schlechter auf ags. *ylfa ȝescot*. Sind nun aber die *alfar* etymologisch die aind. *ṛbhu*, so werden wir auch *vanir* am ehesten von aind. *vana* 'wald' abzuleiten und in ihnen waldwesen zu sehen haben, vgl. z. b. *Agni vanargu* (Kuhns zs. 31, 331), *vanadēvata* (waldgöttin, dryade), u. a.; auch *vaningi* (Sn. E. 1, 591. 2 484. 494) bedeutet dann bloss das 'waldtier'.

Es werden sich an *Víðarr*, oder wie wir den gott sonst nennen wollen, legendenartige novellen geknüpft haben, die seine aus jugendlicher blödigkeit und schweigsamkeit vorbrechende tatkraft zum gegenstand hatten, gleichwie die epitheta *hvítastr* und *kunnigr* des *Heimdallr* auf einen fortschrit über *ljótr* und *heimskastr* hinaus hinweisen. Spuren von einer dieser novellen finde ich in der strophe, welche von dem an Baldrs mörder vollzogenen racheakt handelt. Die schilderung des jugendlichen (*tumben*) rächers (Vegtamskv. 11. Vǫl. 33 R) *hǫnd of þværat né hǫfuð kembir* (vgl. auch Wellhausen, Reste arabischen heidentums 116. 166) ist ganz wie sie einem *eldhúsfífl* ansteht, der sein äusseres ebenso vernachlässigt wie die betätigung innerer kraft. Das wunderbare *einnætr*[2]) stammt aus dem novellistischen fabelstil: eine nacht alt (resp. wie wir sagen: einen tag alt) verträgt sich nicht mit den worten *of borinn snimma*, das vernünftigerweise doch nur in der frühzeit (= *í árdaga* Lokas. 48. Hyndlulj.

[1]) *Nóatún* kann nicht *navium domicilia*, sondern vielleicht 'der schiffe verderben' (an. *tjón*, *týna*, ags. *téon(a)*, *týnan*, and. *tiono*) bedeuten.

[2]) Mhd. *einnehte* bei Ebernand von Erfurt 412. Vgl. *Magni* als *þrínætr* codd. WU (*þrívetr* cod. reg.) Sn. E. 1, 276 wie ahd. *drinahtig* vom mond gebraucht ist (Notker ed. Piper 1, 14, 19). Aus der Haustlǫng stammt das epitheton *þrínætr* jedenfalls nicht.

35. Rigsþ. 1) bedeuten kann. *Váli* ist bereits s. 169 mit *Viðarr* vereinigt worden. *Váli* ist weder mit *valr* (Zs. fda. 7, 58) noch mit *welo* (Nordalb. studien 1, 11) noch mit den *valir* (Bugge, Studien 217) vereinbar, sondern vermutlich ein **Vaihla* (zu anord. *víg, vega* [: *vá* = got. *waih*], ahd. *wîgant,* lat. *vinco*), der ein siegreicher kämpfer sein wird, auf welche eigenschaft gerade die erhaltene legende anspielt.

In der verborgenen einöde des waldes wacht er über ordnung und gerechtigkeit, um gegebenen falls — ein unwiderstehlicher sieger — zum kampf gegen den rechtsfrevel hervorzubrechen und den schuldigen zu bestrafen: ein *vǫrðr goða,* wie *Heimdallr* genannt wird. Darauf scheint auch der name *Hœnir* abzuzielen. Es könnte **hóð* (ahd. *huota*) in dem namen stecken und 'hüter' gemeint sein, ungefähr mit der sacralrechtlichen bedeutung von griech. *φύξιος* als beiwort des Zeus. Die bestrafung Lokis, der als *vargr* in den bergwald verfehmt worden ist, hat bereits die machtbefugnis der im wald hausenden gottheit ahnen lassen, und wenn wir bereits Ægir als herrn des waldes kennen gelernt haben, so verbinden diese gottheit mit den eben behandelten namen ihre epitheta *Hlér* 'schützer' und *Gymir* 'hüter', vgl. *geymir* 'custos'; wegen der zusammenstellung *Hœnir-Ægir* vgl. auch Müllenhoff DA. 1 [2], 34. Weiterer aufschluss ist von dem wort *vargr* zu gewinnen. Es wird sich ergeben, dass wortschatz, sitte und rechtsbrauch die lücke unseres religionsgeschichtlichen wissens zu füllen im stande sind.

An. *vargr,* afränk. *wargus* der Lex Salica und Ribuaria (*wargus hoc est expulsus* 85, 2) sowie bei Apollinaris Sidonius 6, 3 (*latrunculi vargorum nomine*), got. *wargs,* ahd. mhd. *warc,* ags. *wearg,* and. *warag* gehört zu *würgen* (vgl. Denkschrift für G. Waitz 481 f. W. Grimm, Kl. schriften 4, 402. J. Grimm, RA. 733. Benecke zu Iwein 4924). Die grundbedeutung von 'würgen' ist nach lit. *veržiu* (schnüren), *viržys* (strick), *viržėti* (mit stricken binden) und lat. *virga*, *virgula* 'mit einer rute fesseln' (Brugmann, Grundr. 1, 242. Fick, Wb. 1 [4], 550), nur ist auf germanischem sprachgebiet das wort ausschliesslich von der einschnürung des halses gebraucht.[1]) **Warzaz* ist also derjenige,

[1]) Es entspricht dem *gerihte bî dem halse unt bî der wide* Wolfdietrich A 505, 2, vgl. J. Grimm, RA. 684. Hehn, Culturpflanzen 480. Der halsstrick, die halsschlinge (got. *wruggo* ist etymol. verwant) war aus

dem eine halsfessel (zur strafe) umgelegt ist, vgl. and. *warag an wurgil* Hel. 5158, an. *virgilnár* Hǫvam. 155. Die nachricht des Tacitus, dass den Semnonenwald niemand, ohne gefesselt zu sein, betreten dürfe (*nemo nisi vinculo ligatus progreditur, ut minor et potestatem prae se ferens*), weist schon mit ihrem wortlaut darauf, dass derjenige, der in den wald gerät, der gewalt (*potestas*) der götter verfallen ist. Es ist der *Fjǫturlundr* der Helgakv. Hundingsbana 2 (Zs. fda. 23, 170. 36, 44. Beitr. 4, 184). Die umstände, unter denen *Dagr* den *Helgi*, den eignen schwager, ermordet hat, sind sehr merkwürdig und hochaltertümlich. *Dagr* war ein eifriger Óðinsverehrer. Óðinn leiht ihm den ger, mit welchem Dagr den Helgi im Fesselwalde tötet. Aber *Sigrún* verflucht ihren bruder, dass er den gatten der eigenen schwester ums leben gebracht hat:

> þá væri þér hefnt Helga dauða,
> ef þú væri vargr á viðum úti,
> auðs andvani ok alls gamans,
> hefðir eigi mat, nema á hræum spryngir.

Die strafe des verwantenmörders ist es, als *vargr á viðum úti* zu leben. Dies wird uns von Saxo Grammaticus ausdrücklich bestätigt, der von *Jarmericus* berichtet (p. 491): *XL captos applicatis totidem lupis laqueo adegit. Quem supplicii modum olim parricidis debitum ob hoc circa hostes peragere voluit, ut quante in Danos rapacitatis extiterint ex ipsa atrocium beluarum communione videntibus conspicuum foret. Subacta quoque regione presidia locis opportuna disponit.*

Von Dagr ist im lied nicht mehr die rede. Aber der tote Helgi kommt in der nacht wider. Es beginnt in dem Fesselwald ein gespenstischer ritt, als wäre *ragnarǫk* angebrochen: *ríða menn dauðir.* Hinter wem geht die jagd wol her, wer anders ist der von dem rachegespenst gehetzte als der schutzlose, friedlose verwantenmörder, der als *vargr* in die wildnis des waldes verflucht ist? Der gemordete jagt mit seinem geistergefolge (begleiten ihn die ahnen der familie?) den verbrecher, bis er den atem aushaucht. Es gibt keine zweite

---

zweigen und ruten geflochten, vgl. auch Herbort 2825. Parz. 527, 19. MF. 58, 12. 13 nebst Zs. fda. 33, 102. Beachte ahd. *ruota* (gerte): and. *rôda*, *ruoda*; ags. *ród* (galgen, kreuz).

germanische überlieferung, die mit gleicher anschaulichkeit oder auch nur mit gleich wenig worten uns eine Orestie wie die des Dagr bewahrt hätte. Doch klingt die vísa Helgakv. Hundingsbana 1, 41 an, wo der frevler, der brudermörder *Sinfjǫtli* geschildert ist, aus den wohnsitzen der menschen in den wald verstossen *vargljóðum vanr á viðum úti. Sinfjǫtli* im wald mit *Sigmundr* zusammen als *vargar* lebend schildert uns sodann ausführlich die Vǫlsungasaga. Es sind bei ihnen besondere umstände mit im spiel, dass sie im walde nicht zu grunde gegangen sind. Vǫls. c. 5 hat den echten zug bewahrt, dass sie gefesselt (*í bǫnd reknir*) im wald lebten, und dasselbe ist breiter mit dem *stokkr* gegeben, dessen folter niemand dem altertum wird zuschieben wollen. Die strafe, die ihnen auferlegt worden ist, war schlimmer als todesstrafe: *œr ertu ok ørvita* (zur formel vergleiche Zs. fda. 23, 130) *er þú biðr brœðrum þínum meira bǫls enn þeir sé hǫggnir .... þvíat þess betr þykki mér er þeir þola verra ok hafa lengri kvǫl til bana* sagt Siggeirr zu Signý, welche den vorschlag gemacht hatte (d. h. die fluchformel ausgesprochen hatte?).

Dass der *vargr* sacraler gerichtsbarkeit angehört, liegt auf der hand (Brunner, Rechtsgeschichte 1, 175 f. Sitzungsberichte der Berliner akad. 1890, 833). Ist schon an sich der vollzug der todesstrafe ein cultakt, ruht auch bei den Germanen das criminalrecht in seinem letzten grund auf der religiösen idee der sühnung, so war der verfehmte, der wie ein tier wehrlos und gefesselt in den wald gejagt und dem tod preisgegeben wurde, sei es, dass er verhungert und verschmachtet oder von tieren zerrissen wird, klar und deutlich ein unmittelbares opfer an die gottheit. Der friedlose wird der gottheit geopfert, sie vollstreckt an ihm das urteil, das in ihrem namen gesprochen ist. Berichtet doch Tacitus, wie grausam schauerlich das menschenopfer im Semnonenwald und im Nerthushain und wie diese wildnis von alters verfehmt (*sacra*) und wegen ihrer schrecken gefürchtet gewesen sei.[1]) Lat. *sacer* hat hier offenbar etwas von der sacralrechtlichen bedeutung des wortes. Der

[1]) Livius 9, 36 schildert den ciminischen wald im süden des etruskischen gebiets als so schaurig (*invia atque horrenda*) wie die von Römern betretenen wälder Germaniens (*Germanici saltus*) und Florus 1,

römische *homo sacer* wird wie der germ. *wargs* verstossen, ist vogelfrei, dem göttlichen strafgericht verfallen, ein opfer, das die gottheit nicht aus der hand der menschen entgegennimmt, sondern auf unbekanntem wege mit unheimlicher gewalt qualenvoll aber sicher in beschlag nimmt (vgl. die namen *Fornjótr*[1]) [d. i. 'opfergeniesser' nach Noreen, Fornnordisk religion s. 2] und *Hræsvelgr* [*es sitr á himins enda* Vafþrúðnism. 37 wie Heimdallr s. o. s. 164]). Der *wargs* ist der feind der ewigen unverbrüchlichen gesetze, welche die gottheit in der gemeinde- und familienordnung gestiftet hat, mit andern worten der feind der götter und ihres volkes (nicht etwa bloss einer zur rache berechtigten sippe). Als solchen feind bezeichnet ihn die alte sprache mit dem wort **faigs* (ahd. *feigi,* and. *fêgi,* ags. *fǽʒe, fáh,* an. *feigr*) d. i. der feind (der götter), der dem vernichtenden zorn der himmlischen verfallen ist (daher auch 'der dem tod verfallene'). Das wort 'zorn' ist zwar ohne rituelle bedeutung, das altertum gebrauchte in diesem sinn die wortsippe welche durch unser '*grimm*' vertreten ist. Judas verfällt nach Hel. 4622. 5165 den *gramon* (vgl. an. *grǫm* Helg. Hund. 1, 44), nachdem er seinen eigenen herrn verraten hat (*dróttins svik* gilt als *úbótamál* auch bei den Skandinaviern), und *goða gremi* (vgl. *Óðins gremi* Helg. Hund. 1, 12 und *gramr er yðr Óðinn* Hervarars. ed. Bugge 283) ist die formel für den unsühnbaren groll, die unheimliche strafgewalt der götter (vgl. noch die ahd. belege Graff 4, 321 und and. *grimwerc* 'böse tat').[2]) In diesen zusammenhang fällt zweifellos auch ahd. *scalto* (sacer) Ahd. gl. 1, 82, 15, das ich nur von J. Grimm, Gramm. 2, 969 f. besprochen weiss. Ich glaube, dass *scalto* den 'schuldigen', den 'verbrecher' κατ' ἐξοχήν bedeutet (zu lat. *scelus*? oder besser wie ahd. *skelto* zu *skeltan*

---

12 drückt sich so aus: *Ciminius interim saltus in medio, ante invius plane quasi Caledonius vel Hercynius, adeo tum terrori erat, ut senatus consuli denuntiaret, ne tantum periculi ingredi auderet.*

[1]) Dass *Fornjótr* nur ein wechselname für *Hlér-Ægir* (s. o. s. 163. 175) ist, darf vielleicht auch aus der *Norðrsetudrápa* geschlossen werden, wo *Hlés dœtr* synonym mit *Fornjóts synir* für die winde gebraucht werden (vgl. Bj. M. Olsen, Den tredje og fjærde grammatiske afhandling i Snorres Edda [Samfund no. 12] s. 231 f.)

[2]) Ich glaube mit Kluge und Fick (Wb. 1⁴, 410 f.) gegen Osthoff (MU. 5, 94) *gram* von abulg. *gromŭ* (donner) fernhalten zu müssen. — Gehört hierher auch got. *þwairhei* (ὀργή) Röm. 12, 19?

im sinn von damnatus, vgl. J. Grimm, RA. 643. 613 und Notkers *ze tôde uerscalten* [damnatus] 1, 34, 19) und glaube, dass die gleichsetzung mit lat. *sacer* sich nur aus dem kreis sacralrechtlicher vorstellungen heraus erklärt, in dem wir uns hier bewegen. Die bekannte stelle bei Adam von Bremen (4, c. 26) von dem opferwald als dem *lucus sacer* gehört vielleicht gleichfalls hierher.

In Rom wurde der *homo sacer* gleichwie ein opfertier der verletzten gottheit geschlachtet, um die gemeinde von dem verbrechen zu reinigen. Wie bei den Italikern, so auch bei den Hellenen. Der griech. *ἐναγής* ist schon seinem namen nach der geopferte, gottverfallene wie der lat. *sacer* und der germ. **wargas* (Leist, Gräcoitalische rechtsgesch. 319) und alle drei sind ursprünglich gebraucht von dem wüterich, der gegen sein eigenes blut sich versündigt. Der frevel gegen die eigene familie ist auch für den Germanen mit menschlichen rechtsmitteln nicht zu sühnen gewesen.[1]) Vorsätzlich den friedensverband der eigenen sippe zu zerstören, zog eine friedlosigkeit nach sich, welche den schuldigen dem zorn der götter preisgab. Den letzten richterspruch zu fällen, war ihre sache. So hoch und heilig hielt der Indogermane den blutsverband der familie. Wenn es richtig ist, dass die gemeinschaft des blutes als unumstösslich durch die naturordnung gegeben, den eigentlichen kern und ausgangspunkt der germanischen rechts- und staatsordnung gebildet hat, so weisen recht und religion über die irdischen institutionen hinaus und lassen nicht bloss die negation dieser ordnung als religionsfrevel, sondern auch positiv die stiftung dieser heiligsten gemeinschaft ein werk der götter sein.

---

[1]) Wie bei Solon fehlt in den älteren skandinavischen gesetzen eine strafbestimmung in sachen des verwantenmords. Erst im 12. jh. ist in Norwegen ein gesetz erlassen worden, welches die tötung der eigenen familienangehörigen als *úbótaverk* bezeichnet. v. Amira (Vollstreckungsverfahren 31) sagt, in der älteren zeit scheine das verbrechen geradezu unerhört gewesen zu sein. Ich sehe den grund darin, dass das bürgerliche gericht über verwantenmord nicht competent gewesen ist, dass in diesem fall ausnahmebestimmungen sacraler art in kraft getreten sind. Jedenfalls ist das compositionssystem auf verwantenmord nicht anwendbar; vgl. *feohléas ȝefeoht* Beow. 2441. *wihte ne meahte on ðám feorhbonan fǽhðe ȝebétan* Beow. 2464 und hierzu Brunner, Sitzungsber. der Berl. akad. 1890, 816 f. und die oben s. 176 ausgehobene Saxostelle.

Nur dann ist es auch begreiflich, warum den göttern, nicht den menschen, die peinliche gerichtsbarkeit innerhalb der familie anheimgestellt ist.

Versteht das altertum unter **wargas* den verbrecher, der den göttern zur bestrafung preisgegeben wird, so ist *vargr í véum* nur eine vollständigere rechtsformel für den friedlosen, der sein leben durch verletzung des den göttern geweihten verwirkt hat, wie unter *vega víg í véum* speciell totschlag an geweihter stätte zu verstehen ist. Wenn so der verbrecher, der sich gegen den heiligen frieden der sippe (d. i. den frieden *κατ᾽ ἐξοχήν*) vergangen hat, unter *vargr* zu verstehen ist, so kann unter dem gott, in dessen heiligem wald er verendet, nur der schutzherr dieses friedensverbandes, oder, wie das altertum sich ausdrückte, nur der stifter desselben gedacht sein, und die worte des Tacitus von den anfängen des volkes (*initia gentis*) sind nun erst recht einleuchtend, wenn der blutsverband der familie den ersten natürlichen anfang gesellschaftlichen lebens bildet. Die familie ist aber nicht bloss anfang, sondern auch die solideste stütze des germanischen lebens, das ohne geschlechtsverband gar nicht denkbar wäre, und so erscheint der gründer staatlicher ordnung als ein *regnator omnium deus, cetera subiecta atque parentia.* Der schutzherr der lebensorduung ist der berufene richter über den friedensstörer und alle schrecken, die diesem sich an die fersen heften, haben ihren schauplatz in seinem gotteswald. Derselbe gotteswald ist aber auch das heiligtum des stammverbandes. Die grausigste opferstätte ist zugleich die feierlichste dingstätte, an welcher die glieder des volkes sich sammeln, wie die sippe um ihr oberhaupt. Ist aber diese anschauung so ächt germanisch, wie ich sie zu schildern versucht habe, so ist von vornherein zu erwarten, dass sie auch sprachlichen ausdruck gefunden haben wird. Das gerichtsoberhaupt (*cetera subiecta atque parentia*) ist genau das, was in anord. *mjǫtuðr,* ags. *meotod,* and. *metod* uns erhalten ist. Dies wort entspricht genau dem griech. sacralwort *μεδέων* (schirmherr) und dem altirischen *coimdiu* (d. i. **com -mediu*) 'richter' (zu *midiur* iudico, *mess* iudicium Beitr. 4, 210. Fick, Wb. 1 [4], 512). Die richterliche obergewalt erscheint dichterisch als *Forseti* personificiert; als epitheton ist es mit *mjǫtuðr* synonym (beachte in unserem zusammenhang *Forsetalund* bei Bugge, Studien

290 anm. 2). Müllenhoff (DA. 5, 39) und Mogk (Pauls Grundr. 1, 1066) halten den skandinavischen *Forseti* für den eponymos von *Fosetesland* der Vita Willibr. c. 10. Vita Liudg. c. 19, und Mogk identificiert ihn mit dem friesischen *Mars Thingsus.* Ich glaube nicht, dass man über die verschiedenheit der namen so leicht hinweggehen darf, denn *Fosete* weist doch zunächst auf *Fosi* (wie *Usipetes* : *Usipi*).

Vargr bedeutet aber nicht bloss den friedlosen verbrecher, sondern ist in Skandinavien auch die bezeichnung dessen, was die Westgermanen werwolf nennen (s. o. s. 147 die stelle bei Burchard von Worms), einen menschen in wolfshaut (Kögel in Pauls Grundr. 1, 1017). Zum unterschied von den römischen *luperci* (QF. 51, 75 ff.) dachte man sich unter *vargr* eine vollkommene metamorphose. Der mensch, der zum *vargr* geworden, lebt wie die wölfe des waldes und stiftet unheil an wie das raubtier, von dem der volksglaube ihn vielleicht nur dadurch unterschied, dass er als verwandelter mensch (*versipellis*) unheimlicher erschien und noch mehr gefürchtet wurde. Der glaube an die wolfsverwandlung hängt vermutlich auch damit zusammen, dass die friedlosigkeit auf tiere übertragen und daraus die rechtlichen consequenzen auch gegen die tiere gezogen worden sind. Der wolf als besonders schädliches tier hat für friedlos gegolten und durfte getötet werden, wo er angetroffen wurde (Brunner a. a. o. 834 ff. v. Amira, Mitteil. d. instit. f. österr. geschf. 12, 545. 576 ff.). Es ist ausdrücklich mehrfach hervorgehoben, dass die *vargar* menschen zerrissen. Was blieb dem verfehmten vertreter übrig, als, um dem hungertod zu entgehen, von seinem schlupfwinkel aus zu rauben und zu morden, sich nahrung zu verschaffen, welcher art sie auch sei? Die *vargar* scheuten selbst menschenfleisch und menschenblut nicht. Und darin liegt es. Es war ein alter glaube, dass der genuss von menschenfleisch die verwandlung des menschen in einen wolf zur folge habe, und dieser glaube beweist, dass der Germane der urzeit kein cannibale gewesen ist, dass er es für tierisch gehalten hat, blut und fleisch der eigenen gattung zu geniessen.

Unsere hauptquelle für die heidnische form des werwolfglaubens ist die geschichte vom waldleben des *Sigmundr* und *Sinfjǫtli,* die der sagaschreiber so gründlich schlecht verstanden

hat. Wol wird nach dem ersten kampf Sigmundr mit seinen brüdern gefesselt in den wald gesetzt, aber nur, um die als mannschaft zum kampf erforderlichen brüder von einer hexe in wolfshaut wider beseitigen zu lassen. Für die eigentliche fabel ist dieses stück mittelalterlichen köhlerglaubens leerer aufputz. In ächte sagenform treten wir erst mit der scene, da Signý mit dem bruder das ehebett teilt. Das ist blutschande. *Sifjaslit, sifjum spilla, sifjum slíta* sind die juridischen termini für solche störung der familienordnung (got. *unsibjis* ist gradezu = ἄνομος); *munu systrungar sifjum spilla* ist eines der anzeichen von *ragnarǫk* (Vǫl. 45), und es folgt darauf *vargǫld*, wie Sigmundr für den *hórdómr mikill* zum *vargr* geworden ist.[1]) Für *Sinfjǫtli* kommt das verbrechen des vaters nicht in anrechnung. Auf ihm lastet der fluch, die eigenen brüder getötet zu haben, und zwar nicht in absichtsloser missetat (Brunner a. a. o. 815 ff.).[2]) Das ist es eben, was Vǫl. 45 dem *sifjaslit* an greulichkeit gleich setzt (*brœðr munu berjask ok at bǫnum verðask*), und ich denke, nun wird man nicht länger diese strophe dem heidentum abstreiten wollen. Dem sagaschreiber gehört der märchenapparat, wie Sigmundr und Sinfjǫtli in einem haus die *ulfhamir* finden, sie überziehen und auf wunderbare weise sie nicht mehr ablegen können: *ok fylgði sú náttúra sem áðr var, létu ok vargs rǫddu; þeir skildu báðir rǫddina.* Nun beginnt ihr räuberleben im wald, um die existenz zu fristen und dem Siggeirr schaden zu tun (*í þeim úskǫpum unnu þeir mǫrg frægðarverk,* vgl. hierzu Beow. 875 ff. Helgakv. Hund. 1, 36. 2, 31. Saxo 1, 206). Sinfjǫtli hat *ulfa krásir* gefressen, den leichen das blut ausgesogen, es heisst von dem *stjúpr Siggeirs* Helgakv. Hund. 1, 41:

---

[1]) Vgl. jetzt auch Zs. fdph. 26, 21.

[2]) Der name *Sinfjǫtli, Fitela* bedeutet im grunde nichts anderes als 'wolf' (vgl. ags. *eorp* 'der wolf'). *Sin-* beruht auf *sini-* (Dietrich, Aussprache des got. 56), wie der frauenname *Sinrjóð* (eingangsprosa zu Helgakv. Hjǫrvarðss.); des ferneren vgl. Sievers, Beitr. 16, 363. Kluge, Engl. stud. 15, 433. Kögel, Beitr. 16, 509; ags. *fitelfóta,* worauf Kluge hingewiesen hat, ist sicher die volle form, von der wir auszugehen haben, und es steht nichts im wege, die bedeutung der verschiedenen namenformen auf den 'wolf' zu beziehen (prof. Gering hat mir mündlich dieselbe auffassung mitgeteilt; sie ist inzwischen in Gerings Eddaübersetzung s. 183 anm. 1 veröffentlicht).

vargljóðum vanr á viðum úti:
kómu þér ógǫgn ǫll at hendi,
þá er brœðr þínum brjóst raufaðir,
gørðir þik frægjan at firinverkum.

Die zusammenhänge alter sagenüberlieferung liegen also klar vor augen. Ein gleiches schicksal hatte der fluch der Sigrún über Dagr heraufbeschworen, und gerade diese fluchformel erscheint wesentlich für den strafvollzug. Wo der verwante gegen den verwanten sich an leib und leben versündigt, kann der verfluchende nach uraltem glauben mit dem fluch nur bannen, wenn er selbst zu dem verfluchten in einem gewissen rechtsverhältnis steht. Nach griechischem glauben ist der fluchende *ἀραῖος*, wo das weib am eheherrn, der bruder am eigenen bruder oder an der eigenen schwester zum verbrecher wird (v. Wilamowitz-Möllendorf, Hippolytos 240). Die verfluchungsformel hat die zauberhaft bindende kraft, wo alle andern rechtsmittel nicht ausreichen, nur bei einem capitalverbrechen gegen das eigene blut. So bestätigt sich aufs neue, dass die unheimliche strafe des *vargr*-lebens eine religiös-sacrale gewesen ist.[1]) Es war nicht zu begreifen, wie gerade Müllenhoff

[1]) Es handelt sich in diesen fällen nicht um einfache blutrache, denn die institutionen der blutrache finden ihre anwendung erst, wo verschiedene familien in conflict geraten. Indem Orestes den Aigisthos tötet, ist das gebot der blutrache vollstreckt, aber indem er die mutter mordet, besudelt er sich mit dem eigenen blut, das die moiren rächen. Sie verfolgen ihn, hetzen ihn aus der stadt in die wildnis, freundlos und verachtet sieht er vor sich das geschick zu sterben 'schrecklich ausgemergelt' von dem allvernichtenden schicksal (vgl. Leist, Altarisches jus gentium 433 ff.). Solche freveltat ist absolut unverzeihlich: die rachegeister saugen dem verbrecher das blut aus, zehren an seinem leben, bis er in der verzweiflung sich selbst erhängt; aber auch durch den tod wird er nicht frei, die busstrafen der hölle warten seiner. Ist die übereinstimmung mit germanischen satzungen nicht schlagend, wenn es von den *morð-vargar* Vǫl. 39 heisst, dass sie schwere ströme in der hölle durchwaten und *Níðhǫggr* an ihren leichen saugt? — Die italischen und griechischen parallelen waren nur zum zweck völligerer anschaulichkeit herangezogen worden. Trotz aller übereinstimmungen im einzelnen sind wir noch nicht berechtigt, dieses rechts- und glaubensstück voreilig in die idg. urzeit zurückzuverlegen. Zwar fehlen die griechischen Erinyen in ihrer plastischen figürlichkeit, aber keineswegs in ihrer wesenheit bei den Germanen. Die griechische Erinys ist wie der römische *divus parentis* ursprünglich das gespenst des ermordeten, der den eigenen familiengenossen verfolgt wie Helgi auf seinem totenritt den Dagr (s. o. s. 176 f.).

(Zs. fda. 23, 125 im gegensatz zu einer früheren äusserung, die sich Zur runenlehre 6 findet) einen alten mythus von physikalischer bedeutung vermuten konnte, einen mythus, der zwar erfüllt ist von der nacht und dem grauen germanischer wälder, dessen deutung aber nur so lange schwierig war, als man den zusammenhang mit der allgemeinen rechtsordnung nicht erkannte. Ich gebe Müllenhoff zu, dass die sagenüberlieferung in der auf uns gekommenen fassung in ihrem gefüge vollständig zerrüttet ist, aber vornehmlich mit hilfe der parallelüberlieferung in Helgakv. Hund. 2 lässt sie sich im grossen und ganzen in ihre fugen setzen. Dem sagaschreiber wird der betreffende abschrift schon sehr trümmerhaft vorgelegen haben, aber er atmet noch den geist urältester vergangenheit. Ich rechne mit Müllenhoff diesen teil der sage zu den ältesten und unentbehrlichsten.

Noch bleibt aber für mich eine fast unlösbare schwierigkeit. Wie ist es gekommen, dass Sigmundr und Sinfjǫtli wider in die bürgerliche gesellschaft zurückgekehrt sind? Eine andeutung scheint die Vǫls.-saga noch zu bieten. Sigmundr hat nach der saga den Sinfjǫtli in die kehle gebissen, trägt ihn auf dem rücken heim, setzt sich zu ihm: *en bað trǫll taka úlfhamina.* Sigmundr ist ratlos, wie der biss zu heilen sei (vgl. übrigens *beiti við bitsóttum* Hǫvam. 137). Er tritt ins freie, sieht einen raben auf sich zufliegen mit einem blatt im schnabel, legt das blatt auf die wunde und Sinfjǫtli ist geheilt. *Eptir þat fara þeir til jarðhúss ok eru þar til þess er þeir skyldu fara ór úlfhǫmum.* Es bleibt also kein anderer ausweg, als dass durch eingreifen Óðins seine auserwählten aus dem walde erlöst worden seien. Wie über die germanischen sühnegebräuche überhaupt, so sind wir leider auch hier über die aussöhnung mit der rechtsordnung völlig im dunkeln gelassen. Ob auch bei unsern ahnen das wort des Euripides gegolten hat: es kreuzt ein gott nicht eines andern gottes wunsch (Hippol. 1328)? Sicher scheint, dass in dieser kritischen situation Óðinn sein auserwältes geschlecht gerettet habe.

It tiunda hvert dœgr máttu þeir komaz ór hǫmunum; þeir váru konungasynir, so sagt der erzähler von den männern mit den dicken goldringen, denen Sigmundr und Sinfjǫtli die wolfshäute abgenommen haben sollten. Es ist gewiss nicht zufällig, dass auch im altgriechischen glauben nach verfluss von neun jahren der verfehmte, wenn er das elend der wildnis über-

standen, seine freveltat durch seine leiden gebüsst hatte (J. Grimm, Mythol.[4] 916). Im 10. jahr tritt der verbannte *Othinus* bei Saxo p. 129 die herschaft wider an: *squaloris deformitatem pristino fulgoris habitu permutavit.* Der vom zorn der götter verfolgte Odysseus kommt in entstellter gestalt gleichfalls im 10. jahre an den herd der heimat zurück, nachdem er anweisung erhalten hatte, wie der zorn der götter zu sühnen sei und aus dem unheimlichen wald der Kalypso-Kirke losgekommen war (Müllenhoff, DA. 1, 30 ff.). So steckt vielleicht auch noch in dem grauen rock des Orendel das alte wolfskleid, denn die knechtschaft des helden zeigt ihn als an eine höhere macht gebunden, bis auch er davon glücklich befreit worden ist.

Die goldringe wird man auch nicht bloss als fette beute gelten lassen wollen, sondern eher ihnen den sinn unterlegen, den sie im märchen vom wünschelweibe haben. Das weib gebiert auf einmal sieben kinder, die alle goldringe um den hals hatten und gleich der mutter vermöge der ringe die eigenschaft besassen, schwangestalt anzunehmen, wie nach andern sagen der mensch sich durch anlegen eines halsringes in einen bären verwandelt (J. Grimm, Mythol. 356. 918). Gerade in der anlegung einer halsschlinge hat das wort *vargr* seinen ursprung (s. o. s. 175). Dial. *wörgeta* ist halsbinde (J. Grimm, Kl. schr. 2, 191) und fügt sich zu *vargr* ebensogut wie *virgilnár* für den gehängten, dem die rute um den hals gelegt ist (wie dies Procop De b. g. 2, 14 auch für die Heruler bezeugt). In dem ags. stück *Bi manna wyrdum* heisst es v. 33 ff. *sum sceal on ġéapum ʒalʒan ridan, seomian æt swylte ... blác on béame ... bið him [wearʒ] noma* (Zs. fdph. 7, 30 anm.). Der Helianddichter nennt den Judas in dem moment, da er sich erhängt: *hnêg thô ... warag an wurgil*, und *waragtreo* ist wie anord. *vargtré* ein uraltes wort für galgen. So bedeutet also, wie schon bemerkt, *vargr* zunächst nur die fesselung durch umlegen einer halsschlinge (got. *wruggo*) zum zeichen, dass der gefesselte der ächtung und dem zorn der götter verfallen ist, als opfer 'erwürgt' werden soll (vgl. ahd. *wurgit* = mactat Ahd. gl. 1, 207, 21; *furwergit* = maledictus Tatian 92, 2. 129, 9. 152, 6). Brunner, Rechtsgeschichte 1, 174 anm. 42 erklärt ags. *wearʒ* weniger deutlich als den zum galgen und zur acht verurteilten missetäter; das unverkennbare sacrale element des wortes ist in dieser definition nicht berücksichtigt.

Got. *gawargjan,* ags. *werȝan* ist griech. *κατακρίνειν, gawargeins, wargiþa* (Röm. 13, 2 vom vergehen gegen die obrigkeit gebraucht) bilden den gegensatz zu *garaihteins*, got. *launawargos* sind natürlich nicht die 'lohnverschlinger' (Beitr. 8, 430), sondern die 'lohnschuldigen', die andere um den lohn, die vergeltung betrogen haben (J. Grimm, Kl. schr. 2, 175). So ist denn auch im Muspilli *warc* das attribut des leibhaftigen bösen, des sündhaftesten aller sünder, des verfehmten missetäters, der seinem herrn die treue gebrochen hat (anord. *dróttins svik*).

Das altertum verwendet ein sichtbares zeichen, wo heute das flüchtige oder geschriebene wort genügt. Der den göttern verfallen war, erhielt eine schlinge um den hals gelegt; es sind die gedrehten *vígbǫnd*, die Vǫluspǫ́ (Hauksb.) 35 erwähnt, die bei der fesselung des Loki breit geschildert worden sind (Sn. E. 1, 104. 2, 271). Wer den Semnonenwald betrat, war der gottheit preisgegeben, und daher kam es, dass auch hier die fessel angelegt werden musste: *nemo nisi vinculo ligatus ingreditur ut minor et potestatem numinis prae se ferens.*[1]) Ich zweifle nicht, dass auch der Chattenkrieger, der den eisenring getragen, sich dadurch symbolisch unter die gewalt der götter gestellt hat, um sich zu erniedrigen wie ein verbrecher, bis er durch tatkraft die manneswürde bewährt hatte: *fortissimus quisque ferreum insuper annulum — ignominiosum id genti — velut vinculum gestat* (Germ. c. 31). In diese reihe gehört vermutlich auch got. *in kūnawidom* (hs. *-wedom*) = *ἐν ἁλύσει* Eph. 6, 20, ahd. *khūnawithi, chūnwidi* Ahd. gl. 1, 204. 31. 37 = catena, *cūniowidi* des Merseb. zauberspr. und ags. *cynewiððe* (MSD. 2³, 44. 45). Es ist in dem worte zweifellos *ū* : *u* anzusetzen: *kuni* (genus) steckt unter keinen umständen darin, vielmehr wird zusammenhang mit dem runennamen an. *kaun* (Abcdarium nortm. *chaon*) bestehen. Das wort bedeutet geschwulst, geschwür. *kūna-* : *kūni-widi* wird also zu erklären sein, dass infolge starker einschnürung mittelst der wide am hals eine strangrinne bez. starke anschwellung auftritt; *cuoniowidi* ist als *cuniwidi* zu deuten

[1]) Hierauf beziehe ich auch den *hringr Ullar* (Atlakv. 30) und den sog. tempelring (Petersen, Gudedyrkelse 24), und eine bestätigung dieser annahme liefert der wortlaut der uns vermutlich durch Ari erhaltenen eidformel (*Freyr oc Njǫrðr oc hinn almáttki áss*), die jetzt auch bei Golther, Ares Isländerbuch 31 f. zu finden ist.

und verhält sich zu *khunawithi* wie die bekannten doubletten *Sigifrid, Sigihart* : *Sigafrid, Sigahart* u. a., d. h. es liegt ein neutraler *os / es*-stamm zu grund. Etymologische verwante stellt Fick, Wb. 1[4], 36. 406 zusammen, unter denen ich ahd. *kiulla* (beutel), anord. *kula* (geschwulst) hervorhebe.

Wenn es also z. b. Hervararsaga 246, 14 (Bugge) heisst: *vargar þat eru ulfar,* so beruht dies auf junger skandinavischer sonderentwicklung, die von dem alten glauben an die wolfsverwandlung ihren ausgang genommen hat, nachdem die sacralrechtliche bedeutung des wortes *vargr* mit dem heidentum erloschen und der hexenglaube aus den romanischen ländern eingedrungen war. *Vargulfr* ist so wenig wie *gandulfr* (Müllenhoff, Zur runenlehre 48 anm. 1) tautologisch, wie Mogk meint (Pauls Grundr. 1, 1018); vgl. Vigfusson, Dict. s. v. Hertz, Werwolf 91. Man denke an composita wie *vargdropi* (hominis conscripti filius), *vargǫld,* d. i. das zeitalter des verbrechens (vgl. Müllenhoff, DA. 5, 23), in welchem aller sinn für recht und ordnung geschwunden sein wird, *brennuvargr, morðvargr, úvísavargr*, aschwed. anorw. *gorvargr* (= adän. *gornithing* Bugge, Fornkv. 410).

Die vorstellung von *ragnarǫk* beruht auf der idee der sühnung. Weil wir von den germanischen sühnformen leider so gut wie nichts wissen, wird auch über *ragnarǫk* nicht leicht ins reine zu kommen sein. Erst mit dem untergang der schuldigen denkt sich der starrsinnige idealismus der Germanen die schuld gesühnt. Als vollstrecker der gerechtigkeit überdauert ein schirmherr der rechtsordnung die katastrophe. Und doch nennt ihn die *vǫlva,* wo sie in der neuen welt umschau hält, nicht mehr. Aber Vafþrúðnism. 51 setzt den glauben an Víðarr auch unter der neuordnung der dinge voraus. Víðarr, in der alten welt der schweigsame grübler, der abgeschieden in der waldeseinsamkeit seine schaurige behausung hat, der sich nur in der höchsten not zur wahrung der ewigen gerechtigkeiten aufrafft, tritt jetzt wie die sonne aus dem nebel mit ungeahnter majestät die herschaft an. Das ist vielleicht gegenstand einer zweiten legende von der aus stummer zurückhaltung vorbrechenden tatkraft (s. o. s. 171) gewesen. Sollte diese glaubensansicht nicht auch dem götternamen *Ullr* (= got. *wulþus*) zu grunde liegen? Man beachte vollnamen wie den des Burgunden Sigis-

vuldus (Wackernagel, Kl. schr. 3, 354. 409), der Goten *Sigivuldus* (QF. 68, 85 f.) und *Wuld* (= *Ullr* ebd. 147). *Ullr* (der majestätische) verhält sich zu dem got. abstractum *wulþus* wie zu einem abstractum **warþu-* das concretum **warþu-* (wächter), vgl. Brugmann, Grundr. 2, 304. Was Saxo von ihm weiss, ist sehr wichtig und ein zeugnis der *ragnarǫk*-vorstellung. Wie *Ullr* Grímnism. 42 als höchster der götter bezeichnet zu sein scheint, so tritt er bei Saxo p. 129 ff., nachdem *Othinus* beschuldigt worden ist, *variis maiestatis detrimentis divinitatis gloriam maculasse* hervor als rächer und richter, als herr der ordnung. Eine variante dieser selben erzählung steht bei Saxo p. 42 ff., wo die ehebrecherische Frigg für die verbannung des Othinus verantwortlich gemacht wird. Nach des Othinus abgang tritt ein *Mitothin* (nicht *Mitothinus*!) die herschaft an, bis *Othinus* seine schuld gesühnt hat. *Mitothin* ist natürlich nichts anderes als *mitoð-inn* = aisl. *mjǫtuðr*, ags. *meotod*, and. *metod* (s. o. s. 180). Saxo hat das wort nicht mehr verstanden, so wenig als die neueren, die in seinem *mitothin* ein sprachlich ganz undenkbares **Mið-óðinn* erkennen wollten. In dem altdän. *mitoth* liegt die richt- und strafgewalt der gottheit offen da. Wenn der 'richter' (*mitoth, mjǫtuðr*) erscheint, aus seiner abgeschiedenheit heraus sich offenbart (*kyndisk* Vǫl. 46), kommt *ragnarǫk*. Was der norden sonst noch von *Ullr* weiss, fügt sich aufs beste in die nachrichten über *Týr-Heimdallr-Hœnir-Víðarr-Njǫrðr*. Auch *Ullr* lebt im walde (vgl. *veiðiáss, ýdalir*), als *ǫnduráss* ist er partner der *ǫndurdís Skaði* (also = *Njǫrðr*).[1])

Es ist also kein anderer als der 'majestätische' gott (*Ullr*) gemeint mit den schlussworten der Vǫl. 58 H: *kømr inn ríki at regindómi ǫflugr ofan sás ǫllu ræðr*. Er ist in der zukünftigen welt das oberhaupt des friedens und des unverletzlichen rechtes. Doch führt er als solcher noch keinen namen. Sein name wäre sein schicksal, das symbol seiner zukunft. Er ist als regent einer künftigen welt seinem wesen und walten nach noch nicht bekannt, unbestimmbar und deshalb namenlos. Selbst die ahndungsvolle seele des dichters wagt nicht, ihn zu benennen (Vǫl. in sk. 16). Müllenhoff hat klar erkannt, wie innerlich notwendig und unentbehrlich es für den ragnarǫkglauben ist,

[1]) Vgl. jetzt K. v. Maurer, Zs. d. ver. f. volkskunde 2, 301 ff.

die zukunft dieses unbenannten oberherrn festzuhalten. Er hat auch schon angedeutet, dass der gott möglicherweise schon zuvor im hintergrund neben und über den alten göttern existiert hat, und wenn er die frage nicht stellen wollte, weil nichts darauf hindeute, ob der dichter selbst sie bedacht und ob sie überhaupt im heidentum rege geworden sei, so dürfte dieselbe nach meinen bisherigen erörterungen nicht länger zu verneinen sein. Wenn nun aber *Heimdallr-Hœnir-Njǫrðr* mit *Víðarr* identisch ist, so ist es eine schöne bestätigung, dass wie dieser so auch jener den weltuntergang überdauert — den kampf mit Loki hat ja schon Mogk, Beitr. 7, 300 ganz richtig als machwerk des verfassers der Gylfaginning erkannt — und dass Víðarr in Vǫlupǫ, Hœnir in Vafþrúðnismǫl nicht genannt, wol aber in dem letztgenannten gedicht v. 39 überliefert ist: *í aldar rǫk* [*Njǫrðr*] *mon aptr koma heim með vísum vǫnum.* Ich vermag in *hlautvið kjósa* der Vǫl. R keinen andern sinn zu erkennen, als dass *Heimdallr-Hœnir* es sein wird, der in der zukünftigen welt jedem einzelnen sein loos zuteilt. Nun ist aber das loosorakel bekanntlich ein vorrecht des gemeinde- oder familienoberhauptes gewesen, und jetzt sehen wir den grund ein, warum v. 58 der Hauksbók in cod. reg. und dessen v. 60, 1. 2 in H fehlt. *Sás ǫllu ræðr* ist mit *hlautvið kjósa* synonym, v. 58, 1. 2 H ist als variante von v. 60, 1. 2 R in umlauf gewesen, und die vermutung dessen was in R fehlt hat jetzt sicheren anhalt (vgl. auch Müllenhoff, Zur runenlehre 37). Der mächtige richter (*mjǫtuðr*) kommt *at regindómi*, um, wie Müllenhoff ebenso schön als treffend erläutert hat, als hüter des rechts seine herschaft auszuüben, recht wie keiner zu pflegen. Heilige ordnungen setzt er fest, die bleiben sollen. Das ist nach germanischer lebensauffassung der zustand der vollkommenheit, dass die rechtsordnung in dauerndem, unverletzlichem bestand erhalten bleibe. Das böse ist die rechtsverletzung. Es gieng ein tiefsinniger glaube durch die heidenwelt, dass, so lange die gegenwärtigen zeitläufte bestehen, so lange unrecht auf der erde wie im himmel geschehen werde. Nur einer lebt unfehlbar und unantastbar; stumm und abgeschieden hält er sich; frei von allem vergehen; verehrt als schirmherr der rechtsordnung; nur selten dem volk und seinem priester sich offenbarend wie des gottes gleichnamige gemahlin Nerthus bei Tacitus Germ. c. 40. Er

wird alles vergängliche überdauern und eine neue welt mit siegreicher kraft heraufführen; man lese nach, was Wellhausen, Reste arabischen heidentums (Skizzen und vorarbeiten 3) s. 188 ff. über Allah gesagt hat.

Recht und sitte erschliessen uns den tiefen gehalt eines gottes, dessen tempel bei den Norwegern wie bei den Sueben der wald gewesen ist (vgl. N. M. Petersen, Mythol. 323 ff.), dessen rituelle bedeutung der Römer mit den worten geschildert hat: *lucos et nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident.* Aber nicht bloss bei den Semnonen, bei den mit ihnen stammverwanten Nerthusdienern, nicht bloss durch den sprachschatz (*metod*) ist uns die verehrung dieser im waldesdunkel geahnten gottheit für die Germanen Deutschlands bezeugt, der im jahre 1883 bei Blatzheim (reg.-bez. Cöln) gefundene votivaltar bestätigt unsere schlussfolgerungen. Die inschrift des jetzt im Bonner provincialmuseum sich befindenden steines lautet:

DEO REQUALIVAHANO Q. APRIANUS FRUCTUS EX IMPERIO PRO SE ET SUOS V. S. L. M. (Bonner jahrb. 81, 78. Beitr. 16, 342).

Deus Requaliva-h-anus bedeutet den gott 'der in der finsternis lebt', wie etwa Theoderichs mutter *Heriliva* (Dietrich, Aussprache 47) 'die im kriege lebt' (vgl. den got. *Herigernus* QF. 68, 68 und die got. *heriman*), wie *Gundiliva* (für **Gudeliva* QF. 68, 131. Henning, Runendenkm. 56. 154. 156); die von v. Grienberger Germ. 34, 410 und Wrede QF. 68, 60 ff. gegebenen deutungen kann ich nicht gutheissen. Weitere namenbildungen mit *requa-* hat Kögel, Anz. fda. 18, 59 besprochen: sie sind uns in der etymologisch zugehörigen form *erpa-* ganz geläufig.[1]) Holthausen hat bereits ganz richtig *requalivahanus* als epitheton des gottes 'der in der finsternis als herscher waltet' aufgefasst, aber im einzelnen kann ich mich seinen darlegungen nicht anschliessen. Er hat den zusammenhang mit 'leben' verworfen, weil nach seiner meinung *-ƀ-* sicher durch *-b-*, nicht durch *-v-* widergegeben worden wäre (vgl. *Heriliva, Gundiliva*; *Leovildus* CIL. 12, no. 4312). *Leuila* Excerpt. Vales. 2, 58; *matronae Arvagastae* (: *Arbogast*), *Suevi* u. a. Beitr. 17, 29. 41. Seelmann,Ausspr. d. lat. 239.

---

[1]) Wegen der stammform verweise ich auf Wrede, QF. 68, 77. 85. 131.

Wackernagel, Kl. schr. 3, 354. Für Holthausen bleibt nur got. *leihvan* übrig, woraus **liwa*, im sinne von 'hinterlassenschaft'. *Requaliva* wäre danach 'finsterniserbe' d. h. 'die finsternis als hinterlassenschaft'. Ein analogon ist aus der alten sprache mir nicht bekannt. Wird aber — nach Holthausen — ein adjectiv auf *-ko-* gebildet, so ergibt sich als attribut 'der die finsternis als hinterlassenschaft besitzt', dem die finsternis als lehen oder als erbe zugefallen ist. Derjenige, dem eine hinterlassenschaft zufällt, kann als herr derselben nur in der nachfolge eines andern gedacht sein, und ein derartiges verhältnis lässt sich in unsere religionsgeschichtliche überlieferung nicht einordnen. Ein letzter anstoss trifft das adjectivum auf *-ko-*. Der richtet sich auch gegen Much-Schröder (Zs. fda. 35, 375), die einen gott 'dunkelfarbig' vermuten. Schröder zweifelt selbst mit recht an der sicherheit der Muchschen annahme. Dieser zweifel ist namentlich deswegen begründet, weil got. *riqiz* wol die dunkelheit der nacht, nicht aber die einer farbe bezeichnet (*liuhaþ* 'licht' ist der gegensatz [Matth. 6, 23. 10, 27], nicht helligkeit). Man kann wol dunkelfarbig, nicht aber finsternisfarbig sagen, denn finsternis und eine mehrheit von farben sind vollkommen disparate begriffe, die sich aufheben. Zeus oder Pluton heissen wol *σκότιος*, weil sie in der finsternis leben; eine composition mit *χρῶς* kann auch im griechischen nicht gebildet werden: sie ergäbe ein individuum, dem die oberfläche des körpers mit finsternis 'bestrichen' sein müsste. Denn lat. *liveo, lividus,* worauf Much sich beruft, gehören zu lat. *lino,* welches 'begiessen, aufstreichen' bedeutet (Fick, Wb. 1⁴, 123. 538) und bekanntlich seine germ. entsprechung in anord. *leir,* ahd. *leimo* u. s. w. findet. Der fall ist lehrreich. Schröder hat aus anlass der Muchschen abhandlung sich über got. *-ahs, -ags* verbreitet und sich dafür entschieden, dass *-livahs* 'coloribus se manifestans' heissen müsse (die etymologie, welche Much aufgestellt hat, führt aber vielmehr auf 'mit einem farbstoff bestrichen'). Die adj. auf *-ahs* seien collectiva, denen der nominalstamm eines concretum mit der vorstellung der mehrheit zu grunde liege. Die unterscheidung: den got. adj. auf *-ags* liege ein abstractum, denen auf *-ahs* ein collectives concretum zu grund, ist nicht aufrecht zu erhalten, wenn man an got. *hunslags, hailags, audags,* an got. *Safrahs* (Zs. fda. 18, 255) oder an das isolierte ahd. *abuh* = anord. *ǫfugr*

denkt; auch ahd. *steinag, leimag* (*argillosus*) wie got. *modags,* ahd. *muotig* = *animosus*) widerstreiten der regel u. a.

Auf einen namen *tenebrarum coloribus se manifestans* weiss ich keinen reim zu machen, denn, wie gesagt, *tenebrae* und *colores* bilden eine contradictio in adjecto. Ich habe ähnliche flexionsmonstra wie *requalivahanus* in der Zs. des vereins für volkskunde 2, 38 f. besprochen. Wie man im soldatenlatein zu *Vetera* ein adjectivisches *Vetera-h-ēnus*, zu *Aumena* ein *Aumena-h-ēnus,* zu *Vesunia, Albia* adjective wie *Vesunia-h-ēnus, Albia-h-ēnus* gebildet hat (vgl. die uns geläufigeren nebenformen *Veterane-h-us, Vacalline-h-us* wie *extraneus, fraxineus* u. a.), so ist aus dem nomen proprium *Requaliva* ein attributives *requaliva-h-ānus* entstanden.[1]) Dass *-h-* nur die silbentrennung bezeichnet, geht schon daraus hervor, dass bei der aussprache χ die schreibung *c* oder *ch* zu erwarten wäre. Für *Requaliva* (d. i. *liƀa*) bleibt dann als nomen agentis (wie z. b. *Chariovalda* dux Batavorum Tacitus Ann. 2, 11, der Suebe *Nasua* Caesar Bell. Gall. 1, 37, vgl. Beitr. 17, 215) die bedeutung *in tenebris vitam degens*. *Requa-* beziehe ich (wie lat. *tenebrae*) auf das waldesdunkel und erinnere an das sacralwort an. *Myrkviðr* = and. *Miriquido* (wald im erzgebirge, vgl. Niederdeutsches jb. 12, 24). Eine packende schilderung des unheimlichen waldesdunkels, in dem die mächtige gottheit und ein heer von gespenstern gesucht wurde, gibt uns das Beowulfslied v. 87. 161. 1403 ff. und Saxo Grammaticus (p. 292 ff.: *altis obfusum tenebris*).

Zum schluss verweise ich noch auf ähnliche glaubensvorstellungen bei Römern und Griechen, nicht um auf urverwantschaft zu schliessen, sondern um das bereits gesagte anschaulicher zu illustrieren. Unter den culten des arkadischen berglandes nimmt der des Zeus Lykaios auf dem Lykaion (wolfsberg) die vornehmste stelle ein (W. Immerwahr, Die culte und mythen Arkadiens, Leipzig 1891. Eduard Meyer, Forsch. zur griech. geschichte 1, 53 ff.). Das Lykaion mit seinem wald und der heiligen quelle Hagno war wie der Semnonenwald das nationalheiligtum und galt für die wiege des stammes. Der

---

[1]) Verhält sich zu *Magusanus* wie *Veterahenus* zu *Veteranehus* u. ähnliche.

wald war für menschen unzugänglich (todesstrafe stand darauf); wer eintrat, hatte keinen schatten (so dunkel war er?) und musste nach jahresfrist sterben. Nach Platon fielen menschenopfer, und wer vom opferfleisch genoss, verwandelte sich in einen wolf auf die dauer von neun jahren. Auch den Griechen ist der wolf die epiphanie des verbannten; der mörder flieht als wolf, bis Zeus-Lykoreios die untaten gesühnt sieht (vgl. auch den *κρατερὸς Λυκόϝοργος . . . ἀνδροφόνος,* den sohn des *Δρύας* [wald?] Ilias 6, 130 ff.). Unsern germanischen *Fjǫrgynn-Fjǫrgyn* entsprechen *Ζεῦς ἀκραῖος-Ἥρη ἀκραία* mit ihren culten auf waldiger bergeshöhe, auf Parnass, Olymp und vielen andern, die durch die stammesgeschichte geheiligt sind. So auch bei den Latinern. Ich meine die verehrung des Juppiter Latiaris auf dem mons Albanus mit heiligem wald und heiliger quelle, wo der latinische bund seine festversammlungen hielt (Rubino, Beiträge zur vorgeschichte Italiens 170 ff.). Die vorstandschaft im bund fiel demjenigen gau zu, in dessen gemarkung die bundesstätte lag; an festgesetztem tag wurden alljährlich dem 'latinischen gott' von dem ganzen stamm die opfer dargebracht in jener frühzeit Latiums, da es tempelbauten noch nicht gab und der wald noch den tempel des gottes bildete (Mommsen, Röm. gesch. 5, 38). Noch in historischer zeit wissen wir von menschenopfern, die beim bundesfest gefallen sind.[1]) Wie der germanische gott, so galt auch Juppiter Latiaris als das ideale staatsoberhaupt, als gründer, beschützer und gebieter des Latinerbundes. Hier suchte man die *sacra principia* der nation, die *primordia gentis,* hier die *dii penates,* und die vornehmsten träger des cultes waren die männer vom alten, ursprünglichen stamm, die *Aborigines.* Wie im wald des Lykaion neben der männlichen eine weibliche gottheit residierte, so lag auch noch auf dem Albanerberg der *lucus Ferentinae.* So gehören auch die berichte des Tacitus Germ. c. 39. 40 einer und derselben cultgenossenschaft an, die das götterpaar (*Tīwaz-*)*Nerthus, Fjǫrgynn-Fjǫrgyn, Requaliva-Hlōþawini* und wie es sonst noch benannt gewesen sein mag, verehrt hat. Wenn uns nun aber Herodot die *λυκάνθρωποι* auch für den ältesten slavischen volksglauben bezeugt (Hertz, Werwolf 114. Leskien bei Schrader, Sprach-

[1]) Vgl. auch O. Keller, Lateinische volksetymologie (anhang).

vergleichung und urgeschichte, 2. aufl. 618. E. H. Meyer, Indogerm. mythen 2, 596. Müllenhoff, DA. 3, 17), so bin ich geneigt, das alter desselben wie bei Griechen, Römern und Slaven, so auch bei den Germanen in die graueste vergangenheit zu verlegen. Dann gewinnt aber auch die entsprechung *Fjǫrgynn-Perkunas, Perkons* an gehalt und umfang (Indog. forsch. 1, 481. Delbrück, Verwantschaftsnamen 201. Brückner, Archiv f. slav. phil. 9, 24 ff.).

HALLE A. S. FRIEDRICH KAUFFMANN.

DER SIEGFRIEDMYTHUS.

Die Sturlaugssaga starfsama FAS. 3, 633 ff. enthält folgende episode:

König Sturlaugr hat am julabend das gelübde getan, den ursprung des úrarhorn in erfahrung zu bringen, das er s. 630 nach einem gefahrvollen abenteuer in Bjarmaland dem könig Haraldr gebracht hat. Er erhält von der alten Véfreyja, der pflegemutter (*fóstra*) seiner gemahlin Ása, den rat, welchen er im folgenden ausführt. Sturlaugr fordert nämlich den Frosti, mit welchem er s. 615 blutsbrüderschaft geschlossen hat, auf, für ihn um die Mjǫll, die tochter des könig Snær in Finnmarken, zu werben. Er gibt ihm einen runstab (*kefli*) mit, welchen Frosti der Mjǫll in den schooss werfen soll. Frosti kommt zu könig Snær und nennt sich Gestr. In der nähe der königlichen halle befindet sich ein gemach, von hohen holzwänden (*skíðgarðar*) umgeben, die so hoch sind, dass nur ein vogel im fluge hinüber kommen kann. Darin haust die königstochter Mjǫll. Frosti hält sich immer in der nähe der *skíðgarðar* auf, um die königstochter zu sehen, aber den ganzen winter über gelingt ihm das nicht. Da findet er eines tages die *skíðgarðar* und das gemach der königstochter offen, er tritt ein und sieht eine frau auf einem stuhle sitzen, die mit einem goldkamme ihr haar, schön wie seide, kämmt. Niemals glaubt

er ein schöneres weib gesehen zu haben. Da wirft er ihr den runstab, welchen er vom könig erhalten hat, in den schooss; sie liest und lächelt dem Frosti freundlich zu. Frosti oder Gestr, wie er sich nennt, kann nicht schlafen noch essen vor sorge um den zweck seiner reise. In der nacht wirft ihm die königstochter einen goldring zu, er geht hinaus und trifft dort Mjǫll. Sie fragt ihn, ob das wahr sei, was auf dem runstab stehe, er bejaht es und sie erklärt sich bereit, die geliebte (*friðla*) des königs zu werden, den sie mehr schätze als alle übrigen männer. Mjǫll entflieht mit Frosti vom hof ihres vaters mit zauberhafter schnelligkeit, denn sie hat einen zaubergürtel, an welchen sich Frosti anhält, um schneller vorwärts zu kommen. Als sie in Schweden sind, und Frosti dem Sturlaugr mitteilt, dass er Mjǫll mitgebracht habe, sagt Sturlaugr befriedigt: jetzt ist der fuchs aus seiner höhle gegangen; du sollst sie nun heiraten und meine besten kleider anziehen, dann wird sie glauben, dass ich es sei, denn wir sehen uns beide sehr ähnlich. Dann verlangt Sturlaugr von Frosti, dass er die Mjǫll, wenn er mit ihr im bett liege, fragen solle, wie das úrarhorn entstanden sei, denn sie allein wisse das. Er selbst, Sturlaugr, werde ungesehen ihr gespräch belauschen. Frosti tut, wie ihm befohlen wurde. Die braut ist sehr glücklich, sie schläft in der nacht mit Frosti, welchen sie für den Sturlaugr hält und mit *Sturlaugr minn* anspricht. Frosti fragt sie nach dem ursprung des úrarhorn, denn er habe gelobt, denselben in erfahrung zu bringen. Sie gibt ihm den gewünschten bescheid und Sturlaugr hört ihr gespräch. Als Mjǫll ihre erzählung geendet hat, geht Sturlaugr weg und lässt das gemach, in welchem Mjǫll und Frosti liegen, in brand stecken. So kommen sie beide ums leben. Sturlaugr hat das auf den rat der Véfreyja getan, denn Mjǫll war sehr zauberkundig und hätte dem Sturlaugr und der Véfreyja geschadet, wenn sie das vorausgesehen hätte.

Die Sturlaugssaga erzählt also von einem mädchen, das hinter hohen mauern wohnt, über welche nur ein vogel gelangen kann. Ein könig wirbt durch einen abgesanten um das mädchen, aber er täuscht es und liefert es dem boten aus, der ihm sehr ähnlich sieht und dem er ausserdem seine kleider zu diesem zwecke gibt; das mädchen schläft mit dem boten in der meinung, dass er der könig sei.

Setzt man für Mjǫll, Sturlaugr, Frosti die namen Brynhildr, Gunnarr, Sigurðr ein, so erhält man die Siegfriedsage mit allen hauptzügen, mit dem Vafrlogi, dem gestaltentausch, dem beilager, so dass eigentlich nur der schluss verschieden ist. Wenn das mädchen von hohen *skíðgarðar* umgeben ist, so ist daran zu erinnern, dass auch in der Vǫlsungasaga Brynhildr auf einem hohen turm haust. Ein zufall ist hier völlig ausgeschlossen, denn unmöglich können so eigenartige motive an zwei punkten unabhängig neben einander erscheinen, und neben diesen übereinstimmungen kann die tatsächlich vorhandene verschiedenheit, dass in der Siegfriedsage Sigurðr, in der Sturlaugssaga aber Sturlaugr, welcher dem könig Gunnarr entspricht, das mädchen ausliefert, gar nicht in betracht kommen. Fraglich ist nur, wie man sich das verhältnis der beiden fassungen zu denken hat.

Die Sturlaugssaga macht gewiss nicht den eindruck eines hohen alters. Fremder einfluss ist ganz deutlich in den namen Aldeigjuborg (Ladoga) s. 640 und Heinrekr, wie der sohn des Sturlaugr s. 647 heisst. Auch die vorstellung vom úrarhorn kann nicht skandinavisch sein, da der ur in Skandinavien im mittelalter nicht mehr vorkam. Sie muss aus Deutschland oder Russland stammen, wahrscheinlich aus letzterem, denn das tier wird in Bjarmaland an der Vína von könig Haraldr erlegt, s. 637, und auch der tempel, in welchem das horn aufbewahrt wird, ist in Bjarmaland, s. 626 ff.

Man denkt zunächst an die möglichkeit, dass die episode der Sturlaugssaga die Siegfriedsage voraussetzt. Aber dann müsste eine mythologische rückbildung stattgefunden haben, es müssten die namen der Siegfriedsage durch die mythischen, Mjǫll, Snær, Frosti, ersetzt worden sein. Dabei fällt aber sofort auch auf, dass in den offenbar verwanten Fjǫlsvinnsmál der mann, welcher zu Menglǫð dringt, also dem Frosti entspricht, sich Vindkaldr nennt, und angibt, der sohn eines Várkaldr zu sein. Es stehen ferner den früher erwähnten fremden zügen der saga auch echt mythische gegenüber. So heisst es s. 631, dass zur zeit des Sturlaugr in Schweden Ingifreyr könig war, und vor allem ist die Véfreyja mythisch.

Sie ist die pflegemutter der Ása, der gemahlin des Sturlaugr. S. 594 wird sie als ein altes weiblein geschildert, mit

vor alter roten augen, das flachs spinnend in einem gemache sitzt, von welchem sie jeden ankömmling sehen kann. Wer denkt hier nicht an die alte spinnerin im märchen vom dornröschen? Ja selbst der kleine zug, dass die alte darüber erbost ist, dass man sie nicht eingeladen hat, findet sich bei Véfreyja, allerdings in einem ganz andern zusammenhange. S. 605 beklagt sich Véfreyja dem Sturlaugr gegenüber, dass sie nicht zur hochzeit ihrer pflegetochter Ása geladen wurde. Der *fóstri* der Véfreyja ist Svipuðr, d. i. offenbar Óðinn, der ja sonst als Svipall oder Svipdagr blindi erscheint, s. o. s. 93. Wenn im märchen die alte spinnerin das mädchen mit der spindel, in der Siegfriedsage aber Óðinn die Sigrdrífa mit dem schlafdorn sticht, so ergibt sich leicht die sage, wie sie in der Sturlaugssaga vorliegt, wo Véfreyja und Svipuðr neben einander erscheinen, als die vom märchen wie von der Siegfriedsage vorausgesetzte, natürlich nicht unmittelbare quelle. Von dem schlaf des mädchens weiss allerdings die Sturlaugssaga nichts. Véfreyja und Svipuðr sind der Mjǫll nur feindlich gesinnt, aber es muss jetzt dieses motiv auch für die ursprüngliche fassung der geschichte von Sturlaugr und Mjǫll angenommen werden, wie der nachstehende stammbaum lehrt:

Sturlaugssaga
Véfreyja, Svipuðr (schlaf)

märchen	Siegfriedsage
schlimme alte, schlaf	Óðinn, schlaf

Wenn Sturlaugr, der mit der Véfreyja befreundet ist, der die pflegetochter der Véfreyja zur gemahlin hat und ein zeitgenosse des Ingifreyr ist, durch einen boten um die von hohen *skíðgarðar* umgebene Mjǫll wirbt, so erinnert das an den mythus von Freyr, Gerðr und Skírnir. Sn. E. 1, 120 wohnt Gerðr in einem *mikit hús,* Freyr kann vor liebessehnsucht nicht schlafen und trinken. FAS. 3, 635 heisst es von Frosti, nachdem er Mjǫll getroffen hat: *hverki mátti njóta svefns né matar fyrir áhyggju þeirri, er hann hafði á ferð sinni.* Man beachte ferner die beschreibung der Mjǫll 3, 634: *hann* (*Frosti*) *gengr inn, ok sér at þar sitr kona á stóli ok kembir sér með gullkambi, hárit lá á dýnunni hjá henni, fagurt sem silki. Hann sér nú yfirlit hennar, ok þóttist hann eigi hafa séð fegri konu en þessa.*

Aber Mjǫll (schnee), die tochter des Finnenkönigs Snær (schnee), die von Sturlaugr verschmäht wird, erinnert auch an Skaði, die in der Ynglingasaga als Drífa (schneesturm), Skjálf (beben vor kälte) mit ihrem vater Snjár (schnee) oder Frosti (frost) erscheint und welche von Njǫrðr verlassen wird.

Sn. E. 1, 214 ff. kommt Skaði in helm und brünne nach Ásgarðr, um busse für die ermordung ihres vaters Þjazi von den asen zu fordern. Sie verlangt, dass sie sich einen mann aus den göttern wählen dürfe, und das gewähren ihr die asen, nur muss sie die wahl *at fótum*, nach den füssen, treffen und sonst nichts von den göttern sehen. Sie wählt den Njǫrðr mit den worten *fátt mun ljótt á Baldri,* glaubt also den Baldr zu wählen. Skaði macht aber noch eine zweite bedingung, nämlich dass die götter sie zum lachen bringen sollen; sie glaubt, es werde ihnen das nicht gelingen, aber Loki bringt es zu stande durch seinen unflätigen scherz. Wenn die götter die Skaði nur die füsse sehen lassen und Skaði hierauf den Njǫrðr wählt, aber den Baldr wählen will, so kann das offenbar nur den sinn haben, dass die götter die Skaði täuschen wollen: sie wollen nicht, dass sie den besten von ihnen, den Baldr, nimmt, was offenbar geschehen wäre, wenn sie sich ihr ganz gezeigt hätten, und diese list gelingt. Dass Skaði als entschädigung für die ermordung ihres vaters verlangt, dass sie sich einen mann aus den asen wählen dürfe, ist ganz verständlich, aber sinnlos ist ihre zweite forderung, dass sie zum lachen gebracht werden soll. Man hat den eindruck, es nur noch mit den trümmern von einem mythus zu tun zu haben. Aber es fällt auf, dass hier zwei züge erscheinen, welche sich auch in der geschichte von Sturlaugr und Mjǫll finden, denn man hat schon längst mit der Skaði, welche Loki zum lachen bringt, die schlafende valkyre verglichen, welche Sigurðr erweckt, und wenn Skaði getäuscht wird und den Njǫrðr erhält, während sie den Baldr will, so erinnert das an die Mjǫll, welche Frosti für den Sturlaugr hält.

Nimmt man nun als ursprüngliche gestalt des Skaðimythus an, dass Njǫrðr um die Skaði (Mjǫll), welche in zauberhaftem schlafe liegt, durch seinen boten, Frosti, der sie erweckt, wirbt, dass er sie dann verlässt und dem Frosti, der ihm sehr ähnlich sieht, ausliefert, also im wesentlichen die geschichte von Mjǫll

und Sturlaugr oder die Siegfriedsage, so kommt mit einem male ein zusammenhang in die erzählung der Sn. E. Denn dann brauchte man nur die änderung vorzunehmen, dass Skaði sich ihren mann selbst wählt, so konnte sie nicht mehr schlafen: das motiv vom zauberhaften schlaf musste entweder gestrichen oder geändert werden: man wählte das letztere und setzte dafür das bekannte novellenmotiv vom mädchen, welches nicht lachen kann (vgl. die Cunneware), ein, welches man, so gut es gieng, in einen zusammenhang zu bringen suchte. Es wurde ferner das motiv von der täuschung der Skaði und der verwechslung vorgerückt und in die zeit der gattenwahl verlegt; da nun Skaði den Njǫrðr heiratet, so musste sie den Njǫrðr wählen; derjenige, welchen sie wählen will, musste dann ein besserer als der Njǫrðr, der Baldr, sein. Ich finde hierin keine geringe bestätigung für die richtigkeit meiner combination, dass sich jetzt die mythentrümmer, welche uns Snorri überliefert hat, zu einem ganzen zusammenfügen. Nach Ynglingasaga c. 9 heiratete Skaði später den Óðinn, welchem sie den Finnen Sæmingr gebar. Die Mjǫll heiratet den Frosti; ein sohn der beiden wird allerdings nicht genannt, aber Skaði und Frosti sind gewiss ein passendes elternpaar für den Lappen Sæmingr. Es wird also in der fassung des Skaðimythus, welche Snorri kannte, nur das motiv von der verwechslung vorgerückt worden sein, die zweite heirat aber ihren alten platz behalten haben.

Die echtheit des mythus von Sturlaugr und Mjǫll darf also jetzt für erwiesen gelten. Sturlaugr ist Njǫrðr oder Freyr und Mjǫll ist die Skaði. Das verhältnis zum Siegfriedmythus kann nur so gedacht werden, dass beide auf eine gemeinschaftliche quelle zurückgehen. Es ist das dieselbe, welche wir oben für die erzählung Snorris angenommen haben. In ihr fand sich der zug, dass Njǫrðr die Skaði heiratet und verlässt, worauf erst die auslieferung an Frosti folgte, denn derselbe erscheint sowol im Skaðimythus, als auch in der Siegfriedsage. Es ist ferner deutlich, dass die Siegfriedsage insofern nicht das ursprüngliche bewahrt hat, als hier Siegfried, der bote, die valkyre verlässt, also dem Njǫrðr entspricht, während der könig den Frosti vertritt. Die abweichung erklärt sich leicht aus der verbindung des Siegfriedmythus mit der historischen Burgundensage, denn wenn könig Gunnarr an die stelle des Frosti trat,

konnte er unmöglich in der untergeordneten stellung eines boten belassen werden.

Der mythus von Freyr und Gerðr hat das alte verhältnis vom gott zu seinem diener bewahrt, aber die sage hat hier einen guten ausgang ohne conflict erhalten. Man hat ferner auch das paar Mjǫll und Sturlaugr mit dem paare Véfreyja (Menglǫð) und Svipuðr (Svipdagr) vertauscht, den boten Frosti zunächst als Vindkaldr beibehalten, später den namen Vindkaldr zu einem pseudonym des Svipdagr gemacht, und der sage denselben glücklichen ausgang wie im Gerðrmythus gegeben, und auch das märchen vom Dornröschen geht auf dieselbe quelle zurück, wie die Siegfriedsage, und ist nicht erst aus derselben abgeleitet, da hier die Véfreyja das mädchen in schlaf versenkt, in der Siegfriedsage aber Óðinn. Wir werden jetzt auch zu einer andern auffassung des namens Sigrdrífa geführt. Es ist der zweite compositionsbestandteil *-drífa* zu betonen, denn *Sigrdrífa* ist mit der *Drífa* (Skaði) der Ynglingasaga identisch, und der name *Sigrdrífa* verhält sich zu *Drífa*, wie sich etwa *Herebeald* zu *Baldr* verhält, s. o. s. 85.

Von der Drífa erzählt Ynglingasaga c. 16, dass sie den Vanlandi, der sie verlassen hat, aus rache für seine untreue durch die *seiðkona* Huldr töten lässt. Aehnlich ist die erzählung Ynglingasaga c. 22 von der Skjálf, und auch Gísl und Ǫndurr rächen ihre mutter an Vísburr c. 17. Man darf wol jetzt damit die rache der Brünhild vergleichen, so dass die ganze Siegfriedsage ihre erklärung in dem Skaðimythus gefunden hat. In der geschichte von Sturlaugr und Mjǫll hat der schluss eine andere wendung bekommen nach art der hexen- und *trollkonur*-geschichten. Die Mjǫll wird mit Frosti verbrannt, aber die *trollkona*-natur und gefährlichkeit der Mjǫll wird hervorgehoben. Ich nehme an, dass es eine fassung des Skaðimythus gegeben habe, wo Drífa oder Mjǫll ihren zweiten gemahl Frosti gegen Njǫrðr aufgereizt und so dessen untergang herbeigeführt hat. Das steht nicht zu weit ab von Ynglingasaga c. 17, wo Gísl (skistock) und Ǫndurr (schneeschuh) gegen ihren vater Vísburr auftreten, und auch von einer zweiten heirat des Vísburr wird hier berichtet.

Ich habe oben in meinem aufsatz 'Zur Ynglingasaga' s. 78 ff. zu zeigen versucht, dass der schatzmythus der Nibelungen-

sage identisch ist mit dem Þjazimythus. Die brüder Schilbunc und Nibelunc oder die Hreiðmarssöhne sind Þjazi, Iði, Gangr, die söhne des Auðvaldi. Somit hat nicht nur die Siegfriedsage, sondern die ganze Nibelungensage bis Siegfrieds tod ihre entsprechung in der geschichte des geschlechts der Skaði. Man mag noch hinzu halten die geschichte von Handvanus (Andvari), der bei Saxo dem Hadingus (Njǫrðr) seinen schatz ausliefern muss, s. o. s. 80, und die drachenkämpfe, welche Saxo bei Frotho I. s. 61 ff. und bei Fridlevus 271 erzählt, welche beide Freyr sind. Es muss hier ferner daran erinnert werden, dass im eingang der Vǫlsungasaga bei Sigi, dem ahnherrn des Vǫlsungengeschlechts, der Skaðimythus erscheint. Sigi, der sohn des Óðinn, welcher den Breði, den diener des Skaði, tötet und dafür verbannt wird, ist aller wahrscheinlichkeit nach Njǫrðr, vgl. oben s. 79.

Wir sind in dieser untersuchung so weit gelangt, als wir es nur wünschen können, nämlich bis zu einem naturmythus mit ganz durchsichtigen namen. Wenn Njǫrðr die Skaði heiratet, sie verlässt und dem Frosti ausliefert, der für sie ein passenderer mann ist als Njǫrðr, so ist der gegensatz von sommerlicher und winterlicher natur ganz deutlich. Bei den einzelheiten wird man freilich nur raten können. Es vergleicht sich auch die vorübergehende ehe des Njǫrðr mit der Finnin Skaði der vorübergehenden ehe der Frigg mit dem Finnen Ullr: wir haben es hier offenbar mit parallelmythen zu tun.

Es ist aus dem vorhergehenden klar geworden, dass Sigrdrífa und Brynhildr eine und dieselbe mythische gestalt, die Skaði, sind. Man wird also jetzt nicht mehr an Heinzels ausführungen WSB. 1885, s. 695 ff. festhalten können, wonach die valkyren Sigrdrífa und Brynhildr ursprünglich als verschiedene wesen aufgefasst wurden. Heinzel hat gewiss mit recht darauf aufmerksam gemacht, dass es nach der vorstellung des dichters der Grípisspá zwei valkyren, Sigrdrífa und Brynhildr, gab. Aber wenn Heinzel meint, es sei wol verständlich, dass, sobald die sage zu biographischer behandlung vorschritt, sich eine ästhetische veranlassung ergab, aus den zwei valkyren eine zu machen, der umgekehrte weg aber sei unverständlich, so ist dagegen einzuwenden, dass sich die spätere doppelheit ganz wol erklärt aus dem streben nach häufung der motive, welches in

der sagaliteratur so oft dazu geführt hat, dass eine holmganggeschichte oder eine gefährliche werbung mit nahezu den gleichen motiven der andern folgt.

Dagegen gewinnt die zweite hypothese Heinzels, dass die verbindung der historischen Burgundensage mit dem Siegfriedmythus im norden vor sich gegangen ist, jetzt sehr an wahrscheinlichkeit. Da in Deutschland ein weiblicher Njǫrðr bezeugt ist, so ist die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass es auch einen deutschen Skaðimythus gegeben habe. Aber auch dann könnte derselbe nur für den norden Deutschlands in anspruch genommen werden. Wie uns der Skaðimythus vorliegt, setzt er notwendig skandinavische verhältnisse voraus, den gegensatz von Finnen und Germanen, und vor allem hochland. Die hohen mauern, hinter welchen Mjǫll (schnee) wohnt, sind doch wol die hohen berge. Dafür dass der Nibelungenmythus aus Skandinavien nach Deutschland gekommen ist, sprechen auch ziemlich bestimmt die von Heinzel a. a. o. 712 hervorgehobenen tatsachen, die localisierung der Brünhild auf Island, der Nibelungen in oder bei Norwegen. Dagegen können züge wie der, dass Sigurðr bei der schwertprobe das schwert in den Rhein hält, oder dass er *inn suðrœni* genannt wird, die deutsche heimat des Nibelungenmythus nicht beweisen, denn notwendig musste nach der verbindung mit der Burgundensage auch der mythus am Rhein localisiert werden. Wir werden uns also wol dazu verstehen müssen, die heimat der Brünhild und unseres Dornröschens nicht in Deutschland, sondern in Skandinavien zu suchen.

WIEN. FERD. DETTER.

HÁRR.

Ich habe in meinem aufsatz 'Zur Ynglingasaga' einige sprachliche mythenerklärungen versucht, d. h. angenommen, dass ein mythus erfunden werden konnte zur erklärung eines poetischen ausdrucks, dessen ursprüngliche bedeutung nicht mehr verstanden wurde. Man wird wol zugeben müssen, dass mit solchen möglichkeiten bei der nord. poesie, die so sehr mit

poetischen ausdrücken und umschreibungen operiert, zu rechnen ist.

Ich lasse hier noch eine neue erklärung von *Hárr*, dem beinamen Óðins, folgen:

Die regelrechte nord. entsprechung von got. *haihs* *μονόφθαλμος* Marc. 9, 47 müsste *hárr* lauten, so wie dem got. *faihs* an. *fárr* entspricht. Der beiname Óðins könnte also ursprünglich 'der einäugige' bedeutet haben, so wie bei Saxo Othinus als der *altero oculo orbus* erscheint, s. o. s. 74, vgl. auch den Svipdagr blindi, oben s. 93, den Gestiblindus, Gestr hinn blindi, oben s. 86. Die bedeutung 'der hohe' hätte das wort erst später erhalten.

WIEN. FERD. DETTER.

THEOTISCUS. DEUTSCH.

Jacob Grimm hat in der Grammatik 1 [3], 13 ff. die geschichte dieses wortes skizziert; neue daten weiss ich keine anzugeben. Demnach kommt es als bezeichnung der sprache zuerst 788 in den Lorscher annalen vor (Mon. Germ. 1, 172) [1]), also in einer lateinischen aufzeichnung fränkischen ursprungs, von da an als lateinisches wort in einer reihe von quellen besonders wider fränkischen ursprungs. In deutschem context erscheint es erst viel später. Otfrid hat es als deutsches wort nicht (s. u.); die von Graff, Sprachschatz 5, 130 gegebene stelle *Germania thiudisca liudi* in den Strassburger altsächsischen Isidorglossen würde es weiter hinauf rücken, denn Graff setzt die hs. ins 8., 9. jh.; aber ich habe auch mit Ed. Sievers' freundlicher hilfe über das wirkliche alter der verbrannten hs. nichts finden können. Im

---

[1]) Die einzelnen abschnitte dieser annalen sind in der tat mit den ereignissen ziemlich gleichzeitig, was Grimm bezweifelte. Die von ihm vorangestellte stelle von 813 ist also nicht die älteste. Den beweis, den man aus dem Daniel-scholion zu Aen. 7, 741: *cateiae lingua Theotisca hastae dicuntur*, für ein höheres alter des wortes entnehmen könnte, hat Franz Cramer, Archiv für lat. lexikogr. 5, 141 f., glücklich entkräftet. Für einen westgotischen ursprung des scholions, wie ihn H. Georgii, Die antike Aeneïskritik 21, annimmt, scheint mir gar nichts zu sprechen.

übrigen ist das wort als deutsches vor dem 10. jh. nicht nachzuweisen (Grimm a. a. o. 15).

Grimm hat aus diesem eigentümlichen verhalten, dass ein wort deutscher etymologie ein jahrhundert lang nur in lateinischen quellen erscheint, keinen weiteren schluss gezogen. Er war dem richtigen nahe; aber wie öfters liess die scheu, fremden einfluss anzunehmen, das streben, alles als echte und alte volkstradition zu erweisen, ihn nicht ganz dazu gelangen. Er sagt a. a. o. 14: 'wer nun aus diesen stellen folgern wollte, erst im neunten jh., seit Carl der grosse die deutschen stämme stärker vereinte, sei die allgemeine benennung entsprungen, würde fehlen'. Und doch ist das die einzige mögliche ansicht. Es begreift sich ohne weiteren beweis: wenn ein gemeinsames wort für die sprachen aller continentalen Westgermanen erst von der zeit an nachzuweisen ist, wo diese völker zum ersten male in einem reiche vereinigt waren — und das war seit der unterwerfung der Sachsen der fall —, so ist es mindestens für den begriff, den es bezeichnet, auch erst von da an gebraucht worden. Es war vorher kein bedürfnis einer solchen gemeinbezeichnung vorhanden. Alcuin hat einmal 786 das schon von den alten im weiteren sinn = germanisch gebrauchte *teutonicus* für die sprache seiner angelsächsischen landsleute gebraucht (Jaffé, Bibl. rer. germ. 6, 160 f.); dieses ist aber erst im 10. jh. allgemeiner geworden (s. Dümmler, Otto d. gr. 562 ff.); und dass man ein feststehendes wort für deutsche sprache früher in der tat nicht hatte, geht aus den stellen des 6.—8. jh. hervor, welche Grimm a. a. o. 12 f. citiert hat, wo ausweichende ausdrücke wie *eorum lingua, sermo barbaricus, lingua propria, vulgo* u. ä. gebraucht sind oder aber der name des einzelnen volksstammes.

Aber auch um 870 kann das wort als deutsches wort noch nicht geläufig gewesen sein; das beweist Otfrid zur genüge, der (s. Kelle 1, 13 ff.) in seinem lateinischen text sieben mal *theotiscus* von der sprache gebraucht, im deutschen nie, dagegen an acht stellen des letztern *frenkisg* setzt. Er müsste das wort gebraucht haben, wenn er es gekannt hätte.

Ich schliesse daraus, dass das wort, obwol eine deutsche sprachbildung, seinen ursprung doch nicht im volkstümlichen gebrauch, sondern nur in gelehrten kreisen haben kann. Es

ist, aus dem bedürfnis einer generellen bezeichnung heraus, in denjenigen kreisen aufgekommen, welche das dringendste bedürfnis einer solchen empfinden mussten: in den officiellen und literarischen hofkreisen; und es ist wol kaum ein zufall, dass es zuerst in den officiösen Lorscher annalen, dann in synodalbeschlüssen, bei historikern u. s. w. vorkommt. Die möglichkeit ist sogar nicht zu leugnen, dass das wort künstlich gebildet ist. Denn als gemeingermanisch ist es nicht zu erweisen. Wulfilas *þiudiskô* für *ἐθνικῶς* ist gewiss von ihm selbst gebildet, weil er an der stelle (Gal. 2, 14) nicht ohne eine adverbialbildung auskam; hätte er das adjectiv im gotischen vorrätig gefunden, so hätte er nicht *οἱ ἐθνικοὶ* zweimal (Mt. 5, 46. 6, 7) mit *þai þiudô* übersetzt. Ags. *þéodisc* ist substantiv, die skandinavischen bezeichnungen sind aus dem deutschen entlehnt, und *githiuti* bei Otfried, *githiudo* im Heliand gehören nicht hierher. Ich will es jedoch nur als möglichkeit hinstellen, dass die wortbildung *theotiscus* als solche gelehrten ursprungs sei: die verwendung für *germanicus* ist sicher dieses ursprungs. Wenn aber ein wort, das ein jahrhundert lang im officiellen gebrauch war, dann in die volkssprache übergegangen ist, so darf das nicht wunder nehmen.

TÜBINGEN, 12. mai 1893. HERMANN FISCHER.

ZUM REINHART FUCHS.

Dass der dichter des Reinhart Fuchs in dem olbentenabenteuer eine anspielung auf zeitereignisse gemacht hat, ist allgemein anerkannt, und man hat sich eifrig bemüht, in die beziehungen dieser erzählung licht zu bringen. Allein bisher sind die bestrebungen nicht von erfolg begleitet gewesen: über vermutungen allgemeiner art sind, von älteren autoren abgesehen, weder Reissenberger (Reinh. Fuchs s. 16 f.) noch Martin (Observations sur le roman de Renart s. 108 f.) hinausgekommen. Doch haben sie die grundlinien des verständnisses richtig gezogen: es ist sehr einleuchtend, wenn Martin annimmt, dass es sich bei der ausgesprochen kaiserlichen gesinnung der reichsabtei Erstein um den versuch einer vergewaltigung seitens der päpstlichen partei handele. Ueber die dabei in betracht kommenden factoren sollen die nachfolgenden zeilen eine ver-

mutung aufstellen, deren hauptwert darin besteht, die local geschichte zu weiteren forschungen in dieser richtung anzuregen. Vielleicht bringt doch noch einmal ein zufall helleres licht in das halbdunkel.

Die repräsentantin der ultramontanen richtung in dem gedachten abenteuer ist die olbente. Sie wird als von *Tuschelân* von Toskana stammend eingeführt (*Tuschalân* 1438, *Tuschelân* 1995). Doch wird man auf diese herkunft kein zu grosses gewicht legen dürfen, da das kameel, worauf Voretzsch (Zs. f. roman. phil. 16, 4 anm. 1) hinweist, auch im französischen Renard als aus der Lombardei kommend bezeichnet wird. Die einführung aber grade des kameels als träger der vergewaltigung von Erstein scheint eine locale beziehung zu haben.

Die unweit Erstein im kreise Molsheim, zwei kilometer von St. Nabor liegende abtei Niedermünster (Monasterium inferius), deren gründung auf Hohenburg zurückgehen soll, führte ein kameel im wappen. An diese tatsache ranken sich allerhand legenden und sagen, die Grandidier (Oeuvres hist. 6 [1867], 129 ff.) erzählt, und die nach ihm und andern quellen Kraus (Kunst und altertum in Elsass-Lothringen 1, 203 f.) so widergibt: 'die abtei Niedermünster besass ausser verschiedenen höchst bedenklichen reliquien (vgl. Grandidier, Hist. de l'église de Strassbourg 1, 362 anm. r) eine kostbar gefasste kreuzpartikel, welche die legende durch einen grafen Hugo aus dem heiligen lande bringen lässt. Herr Hugo habe sich nicht getraut einen so grossen schatz selbst zu behalten, habe ihn daher einem kameel aufgeladen, das ihn, ohne führer, durch ganze provinzen hindurch bis hierher getragen, wo das tier vor der abtei Niedermünster einlass begehrte. Dies soll sich in den tagen Karls des grossen zugetragen haben. Tatsache scheint zu sein, dass ein graf Hugo den damen von Niedermünster ein kameel schenkte; das erscheinen eines solchen tieres in Colmar 1289, wohin Rudolf von Habsburg eins mitbrachte, wurde für merkwürdig genug gehalten, um in den Colmarer annalen verzeichnet zu werden; kein wunder, dass sich in Niedermünster ein ganzer sagenkreis um ein ähnliches factum ansetzte. Die äbtissinnen von Niedermünster führten ein kameel in ihrem wappen und in ihrem siegel; bei St. Nabor sah noch Grandidier (a. a. o. 363) einen bogen aus hausteinen, der dem

andenken an das merkwürdige tier gewidmet war. Grandidier hält den herrn desselben für den 837 verstorbenen grafen Hugo, nach Theganus einen nachkommen des herzogs Edith.'

Sollte nicht hier der dichter des Reinhart Fuchs eine anknüpfung gefunden haben, sollte nicht eine anspielung auf ein zeitereignis vorliegen, auf irgendwelche rivalitäten zwischen Niedermünster und Erstein? Der dichter zeigt sich auch sonst grade in diesem teile des Elsass gut zu haus, wie die erwähnung Walthers von der Horburg (Horburg bei Colmar) bezeugt (Reissenberger a. a. o. s. 16. Martin, Obs. s. 107). Ein bestimmtes einzelereignis lässt sich in unserem falle nicht ausfindig machen. Wol aber kann man vermuten, dass dieser anzunehmende vergewaltigungsversuch Ersteins seitens Niedermünsters an den gegensatz zwischen dem kaiserlich gesinnten Erstein und dem wahrscheinlich clerikalen Niedermünster anknüpfte. Denn in jener zeit war fast das ganze Elsass ultramontan (Scheffer-Boichhorst in der Zs. f. gesch. d. Oberrheins no. 4 [1881], 289). Von Hohenburg, das Niedermünster nahe stand, wissen wir, dass es ein confraternitätsverhältnis zu Zwiefalten, dem tochterkloster Hirsaus hatte[1], also auch wol mit dessen tendenzen übereinstimmte. Möglicherweise handelte es sich aber auch bei unsrer episode um eine reformierung der gesunkenen und ausser zucht geratenen abtei Erstein von seiten Niedermünsters, dem jedoch mit auflehnung erfolgreich begegnet wurde. Denn auch aus andern gründen ist man dazu gekommen (Scheffer-Boichhorst a. a. o. s. 289 f.), ein vergehen der früheren blüte des klosters anzunehmen. Was hier das richtige ist, kann wol nur der zufall ans licht bringen, aber soviel ist höchst wahrscheinlich, dass der dichter die olbente mit dem wappentier von Niedermünster in beziehung setzte. Diese art der anspielung auf zeitereignisse entspricht der sonstigen technik des dichters und illustriert sie recht hübsch an einem neuen beispiel.

[1]) Vgl. Grandidier, Oeuvres hist. 2 (1865), 292 anm. 1: Necrolog. Zwifaltense (Hess, Scr. rerum Guelficarum pag. 246) : *xi. kal. septembris Rilint Abbatissa de Hoinburg.* — Die bezeichnung des mönches v. 970 als *bertinc* (bärtling, conversus barbatus) deutet wol auf ein nach der Hirschauer regel reformiertes kloster, und die satire gegen diese mönche (v. 1007 ff.) wie auch gegen die Cistercienser (v. 702 ff.) zeigt deutlich den standpunkt des dichters in bezug auf die mönchsorden.

HALLE a. S., april 1893. JOHN MEIER.

ZUR LOKASENNA.

Der schwierigen stelle Lokas. 3, 4 ff. *ioll ok áfo fǫri ek ása sonom ok blend ek þeim svá meini mioþ* hat neuestens Bj. M. Ólsen im Arkiv f. nord. fil. 9, 227 durch den vorschlag aufzuhelfen gesucht, *spioll* (d. h. *spjǫll*) für das überlieferte .... *ioll* (davor ist unterpunktiertes *hrop* ausradiert) einzusetzen. Diese dem sinne nach wol ansprechende vermutung erregt aber doch bedenken, weil sie die alliteration stört. Vermutlich braucht nichts weiter zu geschehen, als dass man das fehlerhaft von dem ursprünglich (nach v. 4) geschriebenen *hropi* stehen gebliebene (d. h. nicht unterpunktierte und deshalb auch nicht mit ausradierte) *i* streicht. Das dann bleibende *oll* ist zwar sonst im nordischen nicht belegt, wol aber im ags., s. Bosworth-Toller s. 744 und Napier, Arch. f. d. stud. der neueren sprachen 84, 327. Die bedeutung 'spott, hohn' steht für dieses wort unzweifelhaft fest: weniger durch die glosse *on ol* nequicquam, frustra, inaniter Zs. fda. 9, 453, als durch die übrigen belege: *on oll and on edwit* Ms. Bodl. 340, fol. 148[b], *sé déofol cwæþ mid olle ðæt hé wolde æt ðám weorce ʒecuman* Aelfr. Hom. ed. Thorpe 1, 166, 15, *hé áxode þá mid olle 'eart ðú lá ʒod?'* Aelfr. Saints ed. Skeat 1, 9, 72, und namentlich durch *forðám tó oft man mid hocore ʒóde dǽda hyrweð and ʒodfyrhte men lehtreð ealles tó swýðe, and swýðost man tǽleð and mid olle ʒeʒréteð ealles tó ʒelóme þá ðe riht lufiað* Wulfstan ed. Napier 164, 17 ff., wo *oll* geradezu als variation zu *hocor* auftritt.

LEIPZIG, 23. april 1893. E. SIEVERS.

Beitr. 17, 424, z. 18 ist 'oder nord.' nach 'urgerm.' einzufügen. Ebenda liess *ǝ, i* statt *u, i*. S. 434, z. 8 ist nach 'a. a. o.' hinzuzufügen 'also z. b. nicht in den weniger betonten gliedern von zusammensetzungen'. — Ausserdem ist im anfang einiger nord. wörter an einigen stellen aus versehen *u-* für *v-* stehen geblieben.

ZU WALTHERS KREUZLIED.

(L. 14, 38 ff.)

Walthers kreuzlied *allerêrst lebe ich mir werde* hat seit Lachmanns ausgabe des öftern eine kritische behandlung erfahren, ohne in der jedesmaligen neuen gestalt allgemeine zustimmung zu finden. Die einzelnen constituierten texte unterscheiden sich schon hinsichtlich des umfangs bedeutend von einander: Lachmann selbst wollte keine strophe mit bestimmtheit als unecht bezeichnen (ausgabe 1827 zu 14, 38), Wackernagel und Rieger verwiesen ausser den sonderstrophen der Würzburger und Weimarer handschrift noch vier weitere unter den text (ausgabe 1862 s. XXIV f.). Franz Pfeiffer (Germ. 5, 30) beschränkte sich auf einige textesänderungen und wünschte höchstens eine umstellung der vorletzten strophe, während Wilmanns (2. ausgabe s. 133) nur die in A überlieferte gestalt des liedes für Walthers würdig erachtet. Neuerdings endlich haben Fasching (Germ. 22, 434) und Paul (ausgabe 1882 zu 83, 1 ff.) das ganze unverändert gelassen. Schon hieraus ist zu ersehen, dass die subjective empfindung bei der kritik unseres gedichts stark beteiligt gewesen ist: es soll in dem folgenden versucht werden, eine positive grundlage für die behandlung des textes zu ermitteln.

Die handschriftliche überlieferung ist nicht geeignet, eine solche zu gewähren, da die bekannten mängel der textquellen[1]) gerade bei dem kreuzlied besonders hervortreten; es bleiben also für die scheidung des echten vom unechten nur solche kriterien übrig, die sich aus dem texte selber entnehmen lassen. — So viel darf man bei einem dichter von Walthers bedeutung

[1]) Wilmanns a. a. o. 59 ff. Paul a. a. o. 23.

von vornherein voraussetzen, dass wir es mit einem gedicht zu tun haben müssen, das seinen grundgedanken, den preis des heiligen landes, in poetischer fassung und einheitlicher darstellung enthält: daraufhin müssen wir das kreuzlied zunächst betrachten.

Schon Pfeiffer hat a. a. o. 33 bemerkt, dass das gedicht einen doppelten schluss hat, da neben der letzten strophe auch die verse L. 16, 22 ff. dem zwecke der zusammenfassung dienen. Gleichgiltig ist dabei, ob wir mit den hss. *entsliezen* oder mit Pfeiffer *besliezen* lesen: das abschliessende moment liegt in der gesammtheit der gedanken, nicht in dem einzelnen worte.[1]) Dadurch schon wird die strophe verdächtig, doch ist ausserdem die plötzliche einführung der zweiten person *ir enlât*, die banale wendung *daz ich noch gesprochen hân* und der mangel einer beziehung des *diz* in 16, 30 anstössig. Dies *diz* wurde nur auf ein vorhergehendes *lant* bezogen werden können, davon steht aber nichts im text, und es kann auch nicht mit den fehlenden worten des verses ...... *begie* ausgefallen sein, da erst in dem letzten verse dieser strophe der schauplatz jener ereignisse, das land Palästina, genannt wird.[2])

Weniger fühlbar, aber doch immer erwähnenswert ist eine zweite discrepanz: die unklare beziehung des *er* in v. 15, 13 *hie liez er sich reine toufen.* Jesu name ist noch nicht genannt, eine deutung auf *got* v. 15, 5 *dâ got mennischlîchen trat* ist der entfernung wegen unmöglich, und eine verbindung des *er* mit *daz kint* in v. 15, 10 *daz ein maget ein kint gebar* ist weder bequem noch bei der verschiedenheit des geschlechtes erlaubt. Trotzdem würde ich nicht wagen, diese anstösse zu ausgangspunkten einer kritischen untersuchung zu machen, wenn nicht diese stellen zugleich marksteine wären, an denen inhaltlich und formell verschiedene stücke des gedichts zusammenstossen.

Versuchen wir einmal die durch jene scheidepunkte abgetrennten teile des liedes, also L. 14, 38—15, 12 und 16, 29—35 zu einem ganzen zusammenzufassen, so ergibt sich folgender inhalt:

---

[1]) *die rede entsliezen* würde dasselbe bedeuten wie das folgende *wizzen lân* (vgl. Krône 96 a).

[2]) Ich vermute an der fehlenden stelle: *sît dem anegenge* ....

Str. 1: der dichter begrüsst voll frommer rührung das heilige land.

Str. 2: dies land verdient den preis vor allen andern.

Str. 3: (doch) streiten sich um dasselbe (leider) drei feindliche parteien.[1])

Es scheint mir, als ob der zusammenhang ganz vorzüglich sei, auch das erwähnte *diz* in der dritten strophe hat nun gute beziehung, der von Pfeiffer a. a. o. 33 an dem gesammtliede monierte gleichgiltige ton ist verschwunden, im gegenteil erhält das gedicht durch die hinzufügung der dritten strophe eine elegische färbung, wie sie recht gut zu dem bilde des alternden dichters passt.[2])

Während wir die oben zusammengestellten teile unter der überschrift 'Gruss ans h. land' vereinigen könnten, verdienen die übrigbleibenden strophen die bezeichnung 'Leben Jesu', dessen darstellung Wilmanns freilich 'lückenhaft und ohne ordnung' nennt. Es werden nun folgende momente vorgeführt: taufe, leiden (zweimal), höllenfahrt, auferstehung, himmelfahrt, pfingsten, jüngstes gericht (zweimal), abschliessende zusammenfassung.

Auffällig ist dabei allerdings die doppelte behandlung zweier gegenstände, doch können wir ähnliches auch in andern gedichten beobachten, z. b. im Ezzoleich[3]), ohne dass man deswegen die betreffenden strophen als unecht zu bezeichnen hätte: eine weitere ausführung fanden eben solche gegenstände, die den dichter oder sein publicum besonders interessierten. Ein hervorragender dichter hätte sich freilich durch solche rücksichten nicht zu einem verstoss gegen die harmonie der form verleiten lassen.

Wenn schon diese inhaltlichen gründe einen zweifel an Walthers urheberschaft betreffs des 'Lebens Jesu' aufsteigen

---

[1]) Fasching (Germ. 22, 434) bezieht das *wir* mit unrecht auf die christen: jede partei verlangt das recht für sich, wie aus dem *strîtet* zu ergänzen ist.

[2]) Schon Uhland und mit ihm die meisten herausgeber rechnen dies lied zu den letzten Walthers.

[3]) Str. 6. 7 die geburt des heilands, an deren doppelter darstellung Wilmanns anstoss genommen hat; vgl. dagegen meine dissertation: Die composition des Ezzoleichs, Halle 1892, s. 20 f.

lassen, so scheint eine vergleichung des stils beider stücke die unechtheit von str. L. 15, 13—16, 28 zur evidenz zu erheben. Trotzdem beide teile einen geistlichen stoff behandeln, ist doch die darstellung völlig verschieden: im 'Gruss ans h. land' persönliche auffassung und poetische, echt Walthersche einkleidung, ein fernbleiben von aller belehrenden schulweisheit auch bei den mystischen glaubensfragen. Man beachte zum beweise die stellen: 14, 38 *lebe ich mir werde,* 14, 39 *mîn sündic ouge,* 15, 5 *dâ got mennischlîchen trat,* 15, 10—12 *daz ein magt ein kint gebar hêre übr aller engel schar, was daz niht ein wunder gar?* Im 'Leben Jesu' dagegen tritt uns eine fülle geistlicher gelehrsamkeit in fast durchweg trockner form entgegen, besonders gefällt sich der dichter darin, das geheimnis der trinität schulmässig zu erläutern. Zum beweise lasse ich die bibelstellen folgen, auf die sich direct oder durch vermittlung von predigten, bullen und commentaren die geistlichen citate des vorliegenden gedichts zurückführen lassen: nur zwei davon scheinen bisher beachtet worden zu sein.[1]) So lösen sich zunächst die von Fasching s. 434 als merkmale poetischen schwunges aufgefassten gegensätze in anführung von bibelstellen auf: 15, 13 *hie liez er sich reine toufen* weist auf Matth. 3, 14: *Joannes autem prohibebat eum, dicens: ego a te debeo baptizari et tu venis ad me*[2]); 15, 16 *daz wir eigen wurden frî* auf Röm. 6, 18 f.: *gratias autem deo, quod fuistis servi peccati .... liberati autem a peccato servi facti estis iustitiae*; 15, 22 *er vil rîche übr uns vil armen* deutet auf 2. Cor. 8, 9: *propter vos egenus factus est, cum esset dives.* Die anmerkung 15, 14 *daz der mensche reine sî* entspricht der mittelalterlichen auffassung von der sühnenden bedeutung der taufe Jesu.[3]) Die verse 15, 24—26 *daz in dô des niht verdrôz, dast ein wunder alze grôz, aller wunder übergnôz* lassen sich wol ihrem ursprunge nach auf vers 15, 12 *was daz niht ein wunder gar?* zurückführen. — Besonders trocken erscheinen die von der trinität handelnden verse 15, 29—31, vornehmlich wenn man sie mit den stofflich gleichen ausführungen in Walthers leich zusammenhält:

---

[1]) Vgl. Wilmanns, 1. aufl. zu 90, 28 und 36.

[2]) Eine ähnliche predigtstelle führt Wolfram an (Zs. fda. 30, 98).

[3]) So auch Ezzoleich 11, 13—14; vgl. Wilmanns, Ezzos gesang von *den wundern Christi,* Bonn 1887, s. 18.

im leich: Got, dîner Trinitâte,
die ie beslozzen hâte
dîn fürgedanc mit râte u. s. w.

im kreuzlied: des was ie der vater geselle
und der geist, den niemen mac
sunder scheiden: êst al ein u. s. w.

Die quelle dieses wissens mag wol, direct oder indirect, in der von Fasching s. 434 angezogenen stelle des Hieronymus in Ez. cap. 3. liegen. Die stelle aus Genesis 18 (15, 33) mit ihren dogmatischen feinheiten, die der dichter nach Wilmanns' ansicht (s. seine ausgabe zur stelle) unter andern 'sprichwörtlich gebrauchten bibelstellen' kennen gelernt hat, erscheint mir dafür zu spinös; mag das volk schriftstellen im munde führen, die sich im täglichen leben verwerten lassen: dies ist specifisch geistliches wissensgut und stand nur einem geistlichen zu gebote. Hierher gehört auch vers 15, 38 *daz er herre ir huote brach* nach Matth. 28, 4: *prae timore autem eius exterriti sunt custodes et facti sunt velut mortui* sowie die gebetsformel 16, 4 (*sînen geist*) *der uns bewar,* zu der eine parallele im Ezzoleich am schluss der einleitungsstrophe zu lesen ist: *von êwen zuo den êwen got gnâde ir aller sêle.* Dem vers 16, 7: *sîn name der ist vor gote erkant* scheint die bibelstelle Psalm 1, 6: *quoniam novit deus viam iustorum* oder eine ähnliche zu grunde zu liegen. Die verlegung des jüngsten gerichts in das tal Josaphat 16, 8 f. nach Joel 3, 7 gehört auch nicht gerade zu den dem laien bekannten biblischen weissagungen, ebensowenig die drohungen gegen frevler an witwen und waisen 16, 10 f., wie sie Luc. 20, 47: *qui devorant domos viduarum — hi accipient damnationem maiorem*, oder noch wörtlicher Sirach 35, 17 ausgesprochen sind: *er verachtet der waisen gebet nicht, noch die witwe, wenn sie klagt.*

Vielmehr weisen alle diese stellen auf einen verfasser hin, der mit der bibel oder wenigstens der theologischen literatur seiner zeit wol vertraut war: beides kann von Walther nicht behauptet werden.[1])

Wenn aber nun, wie hiernach anzunehmen, alle diese strophen nicht von Walther stammen, wie kamen sie dann in den text seiner lieder? Die beantwortung dieser frage ergibt sich,

[1]) Vgl. Wilmanns zu 90, 28.

wenn wir bedenken, dass wir es mit einem liede zu tun haben, dessen verbreitung schon durch die viermalige überlieferung erwiesen ist (Wilmanns, ausg. [2] 133). Erklären kann man sich diese am leichtesten, wenn man den mündlichen vortrag des gedichts unter den kreuzfahrern und sodann den gesang durch die menge annimmt. Jenen werden die geistlichen übernommen haben, die dann nach ihrem eigenen geschmack strophen hinzufügten, um das lob des h. landes noch zu erhöhen: so entstand die allmählich erweiterte darstellung des lebens Jesu. Dass man die wunder Jesu dabei nicht einflocht (was Wilmanns als lückenhaft bezeichnete), erklärt sich bei der betrachtung der übrigen kreuzlieder, in denen allgemein das h. land gerade um des *gotes grabes* willen gepriesen und ersehnt wird.

Auf die zudichtende tätigkeit der laien dagegen möchte ich die strophe 16, 15—21 und die in E überlieferte zurückführen, jene wegen der anspielung auf die häuslichen verhältnisse, die den wackern kreuzfahrern sogar im fernen lande sorge machten und sie bei der verheissung des gerechten gerichtes Jesu an das ungerechte ihrer *lantrehtære* denken liessen[1]), diese weil sie ohne alle originalität die verse 15, 25 f. *dast ein wunder alze grôz, aller wunder übergnôz* weiter ausführt, und auch der schluss *swem des niht genuoge der ge zuo den iüden die sagent im me* mit seiner bissigen anspielung auf die mörder Jesu besser in laienmund zu passen scheint, als für einen geistlichen.

Scheiden wir diese bestandteile aus, so bleiben uns jene drei strophen, die oben zusammengestellt wurden, L. 14, 38—15, 12 und 16, 29—35, als ein schönes denkmal für Walthers religiöses gefühl, mag das lied nun wirklich im anblick des heiligen landes entstanden oder als geleitgabe des dichters den kreuzfahrern zuteil geworden sein.

---

[1]) Ich kann, trotz Wilmanns' gegenteiliger ansicht, nicht umhin, in dieser strophe einen tadel zu finden und übersetze: *die machinationen unsrer richter können dort niemand am klagen verhindern.* Offenbar sind gegensätze: *er* (*Jesus*) — *die richter, zestunt* — *fristen* 'aufschieben'.

HALLE, 20. januar 1893. W. METTIN.

DIE WURZELVARIATIONEN *S-TEUD-*, *S-TEUB-*, *S-TEUG-* IM GERMANISCHEN.

Die drei wurzeln *s-teu̯d-*, *s-teu̯b-*, *s-teu̯g-* stehen zusammen in dem verhältnis von 'wurzelvariationen' [1]), d. h. sie bilden vereinigt eine in der ursprache auch als solche gefühlte einheit, deren spaltung in die drei gruppen durch die 'determinierenden' elemente bedingt ist. Dass diese drei wurzeln in der tat urverwant sind, geht daraus hervor, dass sie sich innerhalb desselben begriffskreises bewegen und dass in mehreren zu ihnen gehörigen wörtern die begriffswandlungen sich in ein und derselben richtung entwickeln. Dieses verhältnis kann auf dem, zeitlich und räumlich dem gesammten idg. sprachenkreise gegenüber allerdings beschränkten, gebiete einer einzelsprache deshalb mit vorteil untersucht werden, weil der bedeutungsgehalt der fraglichen erscheinungen zur erhellung der verschiedenen beziehungen ausgiebiger verwertet werden kann. Denn bei einer lebenden sprache, deren material in reichlicher und fortlaufender entwicklung durch eine längere reihe von menschengeschlechtern verfolgt und in all den mannigfaltigen verhältnissen, in denen sich das menschliche dasein abspielt, belauscht werden kann, lassen sich die bedeutungswandlungen, die leise sich verschiebenden inneren anschauungen, feiner und sicherer beobachten.

---

[1]) Ueber die seit Curtius und Fick wenig mehr behandelten sog. wurzeldeterminative haben in der letzten zeit besonders schwedische forscher fördernde untersuchungen angestellt, Danielsson, Johansson, Noreen, Brate und, zusammenfassend, Persson in seinen ausgezeichneten 'Studien zur lehre von der wurzelerweiterung und wurzelvariation'. Letztere sowie Johanssons artikel über skr. *tujáti* (Indog. forsch. 2, 11—15) sind mir bei abfassung des folgenden noch nicht vorgelegen, die berührungen sind also zufällig.

Die 'determinierenden' suffixe, ursprünglich ein und dasselbe wie die stammbildenden suffixe beim nomen und wie die casussuffixe, können durch alle consonanten des idg. sprachsystems gebildet werden. Hier kommen zunächst die verschlusslaute (bei Brugmann, Grundr. 1, 20) in betracht. Das ursprüngliche verhältnis zwischen media, tenuis und aspirata als determinierenden lauten ist noch nicht ermittelt. Als vertreter der jeweils einzelnen wurzelgruppen gilt im folgenden die media, also w. *s-teu̯d-*, *s-teu̯b-*, *s-teu̯g-*.

Die drei gruppen sind im germ. alle reich entfaltet und bewegen sich innerhalb desselben begriffsgebietes, dessen ausgang die vorstellung 'stossen, stechen' bildet.

1. Mit dentalsuffix. Die ausgangsvorstellung des 'stossens, stechens' ist vereinigt in ai. *tudāmi* 'stossen' und 'stechen'. Im germ. gehören zu dieser gruppe ausser got. u. s. w. *stautan* und einigen ableitungen: dt. *der stutz, stutzen,* 1. = 'stossen, bes. mit den hörnern', an. *stútr* 'a bull', engl. *stot,* vgl. dt. *stutzbock,* dann = anprallen, zurückprallen, 2. = abstossen, abstutzen, an. *stúta, stútr* 'a stumpy thing', dt. *der stotz, stotzen* 'baumstumpf'; ferner obd. *dotzen, dutzen, dützen, dütschen, dötschen* (Schmeller-Fr. 1, 558. Stalder 1, 333) 'stossen', wozu *verdutzt,* wie *stutzig* zu *stutzen.* Die nasalierte wurzel, lat. *tundo,* ist auch fürs germ. vorauszusetzen gemäss an. *stuttr* 'kurz', *stytta,* ags. *styntan,* ne. *stunted* 'stutzen', *to stint,* mhd. *stunden* 'stossen'. Dazu gehört auch wol *die stunde,* germ. **stundō,* mit bekanntem wechsel von *nt* und *nd.* Die ursprüngliche bedeutung war 'das stossen, der stoss' und bezeichnete, auf zeitlichen begriffskreis übertragen, zunächst einen kurzen augenblick, was noch aus folgenden ausdrücken erhellt: an. *af stundu* 'sofort', *stundar-él* 'kurzer sturm', *stundar-hríð, stundar-vegr* 'kurze entfernung', *stundar-þǫgn* 'kurzes schweigen', ags. *stunde* 'at once', *stundum* 'punctis', ahd. *stunt* 'momentum', mhd. *von stunt* 'sofort' = 'von dem augenblick an', *ze stunt* 'sogleich', *auf ein stunt* (Brant) 'auf einmal', *drî, vier* u. s. w. *stunt* 'drei, vier mal' = 'in drei, vier stössen', *keine ruhige stunde,* d. h. *augenblick, haben* (vgl. Schmeller 2, 769), *up stunds* (Reuter) 'sofort'. Die nämliche anwendung zur bezeichnung von kurzen zeitteilen begegnet bei dieser wurzelgruppe in: mhd. *in einem stutze* 'plötzlich'; *auf den stutz* (Vilmar, Hess. id. 407) 'plötzlich, mit einem male,

unvermutet', also = Notkers *stuzzelingûn* 'temere', *urstütz* (Schmeller-Fr. 2, 800); ebenso bei der labial- und gutturalgruppe: *urstupf* (Schmeller-Fr. 2, 774), *auf den stupf* (Stalder 2, 415), *stumpfelingen* 'plötzlich' (Zarncke, Narrenschiff, anm. zu 85, 96); *auf (dem) stuck* 'augenblicklich' (Schmid, Schwäb. wb. 517), ags. *stycce* auch = 'kurzer zeitraum'. Aus dem sinnlichen vorstellungskreise in einen intellectuelleren erhoben ist das wort in den an. *leggja stund á* 'to take pains', *stundliga* 'mit eifer', *stunda* 'streben', ags. *stundum* 'with pains', und so lässt sich auch lat. *studium, studeo* auf die w. *steu̯d-* zurückführen. Derselbe begriffsübergang findet statt in ai. *tuj-* 'stossen' — 'anreizen, fördern', mhd. *stungen* 'stechen' — 'aneifern', ebenso bei *stupfen, staupen* (s. unten), ital. *stuzzicare* 'antreiben' von *stutzen* 'stossen', *στίζω* 'stechen' — lat. *instigare, stimulare* (= *stigmulare*); vgl. auch Lidén, Beitr. 15, 521.

In der entwicklung der vorstellungsreihe, die in der gruppe *s-teu̯d-* zu sprachlichem ausdruck gelangt, sind also folgende die hervortretenden begriffe: 'stechen, stossen' — 'abstossen' = 'stutzen' — 'anstossen, anspornen'. Dieselben finden sich im wesentlichen auch bei den andern, der labial- und der gutturalgruppe.

2. Mit labialsuffix. In gr. *τύπτω* vereinigen sich die grundbegriffe 'stossen' (schlagen) und 'stechen' (von bienen, scorpionen etc.); wechsel im suffix (*φ*) zeigt *στυφελίζω* gegen *τύπτω* und *στυπάζω* (*π*), ai. *s-tŭp, s-tump*. Im deutschen gehören hierher: *tupfen tüpfen, stupfen stüpfen* (ahd. auch *stopfôn*), nd. *stubben* 'stechen, stossen', *stupfen stümpfen stumpfieren*, auch in übertragener bedeutung = 'sticheln, reizen, spötteln' (vgl. besonders Schmeller-Fr. 2. 760. 762. Schmid 515 a). Ferner die substantive ahd. *stupf, stopfo, stopfa* und *topfo* 'kurzer stich, punkt', obd. *dupf, dupfen*, schriftsprachl. *tüpfel*; in dem subst. *topf, tupf* 'punkt' ist also der im verbum *stupfen* 'stechen' liegende begriff concret geworden wie im gr. *στίγμα* neben *στίζω*, russ. *točka* 'punkt' zur slav. w. *tŭk-* (Miklosich, Wb. 368). Nd. *nasenstüber*, bair. *nasenstifeler* (Schmeller-Fr. 2, 737). — Die nasalierte wurzel, ai. *s-tump-*, gr. *τύμπ-ανον*, hat das deutsche in *stumpen, einen stumper geben*, und vielleicht das englische in *to thump* (Skeat, Et. dict. 641). Die begriffsverengerung von 'stossen' zu 'abstossen, abhauen', derselbe

übergang wie von *stôzen* zu *stutzen* bei der gruppe *s-teud-*, findet hier statt (vgl. ai. *tūpara* 'abgestumpft, gestutzt') bei an. *staup* 'a knobby lump', *stúfr* 'a stump', *stubbi, stubbr* 'a stub', ags. *stybb, styfecian* (Sievers, Beitr. 9, 296), nd. *stubbe*, an. ags. *stofn* 'baumstumpf, stamm', *stoffer*, schweiz., 'baumkrüppel' (Stalder 2, 400); an. *stumpr* 'a stump', nl. *stomp* (Franck, Et. woordenb. sp. 972), dt. *stumpf* (vgl. lat. *obtusus* zu w. *tud-*), der *stumpf*, der *stumpen, stümpfen* 'abhauen, kürzen' (Schmid 518), *stumpen* (Stalder 2, 414), ahd. *stumbal, stummel, verstümmeln*. Im begriff des 'abhauens, verstümmelns' liegt der des 'lostrennens, beraubens', daher ahd. *stiuf*, ags. *stéop*, an. *stjúpr* [1]) (ahd. *stiufan, arstiufan* orbare, ags. *ásteápan*) = 'beraubt', dann 'verwaist', dt. *stief -vater* etc., mit auf familienverhältnisse übertragener bedeutungsbeschränkung wie lat. *orbus*, gr. *ὀρφανός*; wie ferner von w. *veidh-*, vgl. lat. *divido* 'trennen' : *viduus* 'des gatten beraubt, verwitwet', ahd. *wîsan* 'meiden', eigentlich 'von sich abtrennen', wozu mhd. *weiso* 'waise' (Osthoff, Morph. unters. 4, 78—81); ebenso lat. *prīvignus* 'stiefsohn' aus *prīvus* 'vereinzelt' und *geno* zu *prīvare* 'berauben'; gr. *χῆρος* 'beraubt, entbehrend', besonders 'des gatten oder der gattin beraubt' = 'witwer, witwe', 'der eltern beraubt' = 'verwaist', *χηρόω, χηρεύω* 'verwitwet, verwaist sein' (weiterhin entwickelt sich der begriff 'erbe', vgl. gr. *χῆρος*, lat. *hērēs*, gr. *ὀρφανός* — dt. *erbe*; vgl. jedoch zu letzterem Sievers, Beitr. 12, 174—177).

Unter dieser gruppe mögen noch einige formen platz finden: *die staupe* 'pranger, grosse rute zur öffentlichen züchtigung, schläge damit' (Weigand und Kluge s. v.), *steupen* bei Luther '*virgis caedere*'; der allgemeinere begriff 'schläge' = 'stösse' ist der frühere, aus dem sich der engere 'rute, pranger' specialisierte. — *Stoupen* 'instigare', vgl. besonders Zs. fda. 29, 365, wo Holthausen nachweist, dass dieses verbum im vers 65 des Hildebrandsliedes *dô stôptun tô samane* zu suchen ist. Es ist so viel wie *stupfen* 'stechen', nämlich mit dem sporn (das ross) oder treibstecken (das zugvieh), die auslassung des objects (*diu hros*, vgl. Holthausen a. a. o.) und übergang in die intransitive bedeutung (= *stieben*) hat ein gegenstück an *sprengen*. Etymo-

[1]) Zu der anorw. aschwed. nebenform *stýp* vgl. Noreen, Ark. f. nord. fil. 1, 168.

.ogisch ist es in seinem ursprunge gänzlich von *staub,* pulvis, zu trennen. Im sprachgefühl scheint allerdings schon in ahd. zeit eine vermischung dieser vorstellungsreihe mit der von 'staub, zerstieben' stattgefunden zu haben. Als der ursprüngliche sinn von *stoupen* 'stechen' in vergessenheit geraten war, was durch die ellipse des objects *diu hros* begünstigt wurde, da verknüpfte das sprachliche bewusstsein dieses nunmehr etymologisch vereinzelte wort mit dem lautlich nahe liegenden 'staub' und es wurde dann ganz zu gunsten von *stioban* 'staub aufwirbeln' aufgegeben, und bei der anschauung eines dahinsprengenden rosses drängte sich als wesentliches merkmal das aufwirbeln des staubes in die vorstellung. In mhd. *stieben* 'schnell laufen, rennen, fliegen', auch, wie schon ahd. *zistioban* 'fliehen', hat sich also die bedeutung von *stoupen* 'anspornen, sprengen' mit der form von *stioban* 'stauben' vereinigt. Eine nähere beachtung verdienen die bei Graff 6, 616 f. angeführten ahd. glossen. Unter *stoupen* sind daselbst drei verschiedene verba zusammengefasst, von denen zwei (1. = staub machen, 2. = turbare, in verwirrung bringen) zu *stoup*, pulvis, gehören, das dritte aber ist soviel als *exturbare*, also 'hinausjagen', ja geradezu 'ausstossen' (auch das einfache *turbare* wird im vulgärlat. so gebraucht, *oculum turbare*, Du Cange ed. Favre 8, 211 b). Letztere bedeutung weist also widerum auf unsere w. *steub-* 'stechen, stossen', vgl. bes. die glossen bei Steinm.-Sievers, Ahd. gl. 2, 435, 22: *exturbat vzstôza gistovpit* und Graff 6, 617 (= Steinm.-Sievers 2, 437, 11) *stoupa* turbet (equos). Endlich hat *arstaupit* wol ebenfalls die hierher gehörende bedeutung von 'hinausstossen, hinausjagen' in der merkwürdigen glosse: *Cathazizat refutat redarguit = arstaupit fartripit kadrauuit* (Steinm.-Sievers 1, 72, 11—13). *Cathazizare = cathechizare,* eigentlich die dogmen lehren oder sie den täufling abfragen, hat hier vielmehr den sinn von *exorcizare* und bezieht sich auf die *abrenunciatio.* Aus dem taufritual, in welchem die formel der abschwörung (*arstaupjan* hinausjagen des teufels, der heidnischen götter) neben der des bekenntnisses die wichtigste stelle einnahm (Müllenh. und Scherer, Denkm. [2], anm. zu no. LII), werden diese glossen und der gebrauch von *catechizare = exorcizare, abrenuntiare* verständlich. Aehnlich ist *ferstoppôn, farstoffôn* (= *farstopfôn*) für *damnare* gebraucht bei Steinm.-Sievers 2, 516, 31. Den sinn von 'verjagen' hat *stöuben* noch

im mhd., s. Lexer s. v.: *er sol in stöuben mit dem rehten gêren*, wo in der verbindung *mit dem gêre* noch die grundbedeutung *stupfen* 'stechen mit einem spitzigen werkzeuge' nachklingt (vgl. oben *steupen* bei Luther); und mundartlich, s. Schmeller—Fr. 2, 719, *stauben* 'einen fliehen machen, wegjagen' auch *stifern* (= *stüfern*) ebd. 2, 737. Daran schliesst sich dann weiter an: *der stäuber, stöbrer* 'jagdhund' und *aufstöbern* (Lexer 2, 1206. 1216. Schmeller-Fr. 2, 719 f. Weigand 2[3], 802. 821 f. Kluge s. *stöbern*. Germ. 7, 438. 8, 479). Schliesslich mag auch die redensart *sich aus dem staube machen* dieser bedeutung von *stoupen* = 'verjagen' und 'fliehen' (*stieben*) ihre entstehung verdanken, insbesondere dem imperativ *staub aus* = '[jage] hinaus!, auf und davon' (Schmeller-Fr. 2, 718), tirol. *stabaus machen mit etwas* 'es davonjagen', s. Schöpf, Tirol. id. 702, wo auf den kinderreim, der bei der austreibung des winters in der Pfalz gesungen wird, hingewiesen ist: *stab aus, stab aus, stecht dem winter die augen aus*, also = 'treib aus', wie ebenfalls gesungen wird (Grimm, Myth. [4] 638), oder *stub aus* (hier 'die augen ausstechen') meint dasselbe was die zweite zeile besagt (vgl. oben *oculum* [*ex*-] *turbare*). — Der vollständigkeit wegen sei noch auf *stopfen* 'obturare, obstruere' eingegangen. Nimmt man germ. ursprung an, = ahd. *stopfôn* 'stechen', so ist auffallend, dass das wort in den altgerm. dialekten so selten ist: an. *stoppa* und ags. *for-stoppian* (vgl. bes. Skeat, Et. dict. *to stop*) sind je nur einmal belegt, in diesen beiden dialekten kommt ausserdem ein *stoppôn* 'stossen', mit dem es, entsprechend dem Deutschen, gleich sein könnte, nicht vor; dass es im anl. ferner *stuppôn*, nicht *stoppôn*, und endlich im ahd. *stoppôn*: *pistoppôs* (Ahd. gl. 2, 221, 71), *furistoppôt* (1, 286, 2), nur éinmal *stophôn* (*pistophintis* 1, 518, 6) lautet. Diese gründe sprechen für die annahme, dass es lehnwort aus dem vulgärlat. ist; *stuppare* und ableitungen sind daselbst häufig; im deutschen wurde es mit dem im sinne nicht ferne liegenden *stopfôn* 'stossen' eins gefühlt, und daher hat *stopfen* = *verstopfen*, das ursprünglich also *stoppôn* lautete, sein *pf*.

3. Mit gutturalsuffix. Ai. *tuj-tuñjáti* 'stossen, schlagen, anreizen', lit. *tuzgiu* 'stossen', mhd. der *tuc, duc* (Froehde in Bezzenb. Beitr. 10, 300); ferner dt. u. s. w. *der stock*, ursprünglich wie *stotz* und *stumpf* ein *abgestutzter* baumstamm, *das stockach* 'platz mit vielen wurzelstöcken von gefällten bäumen' (Schmeller-

Fr. 2, 730), *bienenstock*, ebenso *das stück*, ahd. *stucki* 'fragmen, abgehauenes' (Kluge s. v.). Ist lit. *stukas* 'gestutzt, kurz', *stùkis* 'stück', *stukas* 'klumpen' aus dem deutschen entlehnt? Obd. *stauchen* 'mit dem fusse stossen, einem stösse geben' (Schmid s. 507. Schmeller-Fr. 2, 722), den fuss *verstauchen*, eine *gestauchte* gestalt haben (wie *stumpig*, *abgestutzt*), *gestocket* (Schmeller-Fr. 2, 730); norw. *stauka* 'stossen' (Bezzenb. Beitr. 12, 241), schweiz. *stöucken* 'fortjagen', Winteler, Beitr. 14, 459, ital. *stocco* 'stossdegen'; endlich mit übertragung der sinnlichen anschauung des stechens auf das gefühlsleben: altniederfränk. *stukkian* 'erzürnen, reizen' (wie *stupfen*, *stumpieren*, *sticheln*).

Die drei gruppen haben also mehrfach dieselben begriffe erzeugt, z. b. *der stotze* — *der stumpf* — *der stock*, *stutzen* — *stupfen* — *stauchen* (stossen), *auf den stutz* — *auf den stupf* — *auf den stuck* (plötzlich). Andrerseits ist in der weiterentwicklung der grundbedeutung 'stechen, stossen' zu 'stutzen = abstossen' auch der grund gelegt zu einem auseinandergehen der begriffe, das schliesslich in vollständig entgegengesetzte vorstellungen ausläuft: das stechen ergibt den begriff des spitzigen (*stopf* etc., *tupfen*), das abstossen den des stumpfen. So könnte ahd. u. s. w. *stouf* 'becher' wie got. *stikls* 'das spitzige trinkhorn' sein (*stikls* zu *stechen*, *stouf* zu *steųb* = 'stechen'); oder aber, und dies ist das wahrscheinlichere, ein *abgestumpftes* gefäss, denn *staup* bedeutet an. ausser 'becher' auch *a knobby lump*, im mhd. ist *stouf* 'becher ohne fuss', ags. *stoppa* 'a bucket, pail', auch 'melkkübel', das abgeleitete dt. *stübich* 'ein fass', *stübchen* 'ein buttermass' (Vilmar, Hess. id. 405). Eine andere ableitung ist *stiefel* 'bierglas' (Schmeller-Fr. 2, 510). Ein gegenstück in der bezeichnung als 'abgestumpftes gefäss' hat dann das wort in mhd. *stutze* 'gefäss wie ein abgestumpfter kegel', *stutzen*, *stützen*, *stotz* (Schmeller-Fr. 2, 800. 802. Diefenbach, Gloss. 116 c); ferner in *stunze* (Weigand 2, 849) zu mhd. *stunz* 'stumpf', einer verschmelzung aus *stumpf* und *stutz*; und in an. *stútr* 'a stumpy thing', *drykkju-stútr* 'a kind of can'. — So lässt sich auch bei *stoppel*, obd. *stupfel* vom heutigen sprachgebrauche aus nicht mehr entscheiden, ob die innere sprachform der begriff des stechenden oder des abgehauenen ist. — Noch in jungen entwicklungsperioden der sprache ist bei lautlicher trennung auch eine begriffsscheidung eingetreten im schweiz. stüpfen, tüpfen

gegen *stupfen, tupfen,* indem nach Stalder 2, 415 jenes so viel ist als 'mit einem spitzigen körper leicht berühren', dieses 'mit einer stumpfen spitze berühren'. Die seele appercipiert ein dumpfes lautgebilde (high-back-round) räumlich im sinne des stumpfen, eines mit hellen vocalen (high-front) in dem des spitzigen.

Die drei gruppen *s-teu̯d-*, *s-teu̯b-*, *s-teu̯g-* bilden also zusammen eine lautliche und begriffliche einheit. Die weitere frage, ob ihnen eine nicht determinierte w. *teu̯-* zu grunde liegt, lässt sich vom germanischen allein aus nicht, vom idg. sprachschatze aus kaum entscheiden. Die idg. w. *teu̯-* bedeutet nach Fick 'schwellen, stark sein'. Diese vorstellung lässt sich mit der des 'stechens, stossens' zwar vereinigen, wie überhaupt alle vorstellungen der menschlichen seele mit einander in beziehung gebracht werden können und bei der tätigkeit des denkens wol auch tatsächlich werden. Aber wo die vermittelnden glieder zweier solcher begriffe nicht empirisch nachgewiesen werden können, sind die grenzen des gebietes der sprachforschung erreicht. Jedoch lässt sich vom princip der wurzelvariation aus verwantschaft mit einigen anderen idg. formen annehmen, nämlich mit ai. *tij-* 'scharf sein, schärfen, anreizen', gr. *στίζω* 'stechen', lat. *stĭmulus* (= **stĭgmulus*), *instīgare,* ahd. *stechan,* got. an. ags. ahd. *us-stiggan* [1]), an. *stanga,* ahd. *stungan,* alle gleich 'stechen', an. *stangan, stingi,* ags. *stinȝ,* an. *stunga,* ahd. *stung* 'stich, punkt' u. a. Was den ursprung der nasalierten formen betrifft, so ist nicht sicher zu unterscheiden, ob sie auf eine w. *stengh-*, wie Fick, Wb. 1 [4], 569 ansetzt, oder auf *stingh-, stungh-,* nasalierungen von *s-tigh, s-tugh* (*s-teu̯g,* s. oben) zurückgehen, wobei übertritt in die *e*-reihe vorauszusetzen ist (Pedersen, Indog. forsch. 2, 291).

Gleichfalls in form und inhalt berühren sich die drei gruppen mit anderen, etymologisch verschiedenen wurzeln, nämlich mit der w. *stā-* 'stehen' und deren variationen, besonders *steu̯d-, steu̯b-, steu̯g-,* mit welch letzteren sie ja formell ganz zusammenfielen, wodurch im sprachgefühle die grenzen der beiderseitigen wurzelgebiete (stossen, stehen) verwischt worden sind. So stehen nebeneinander 1. *stauchen* = 'stossen' (s. oben) und = 'steif

[1]) Anders Johansson, Indog. forsch. 2, 4.

aufrichten' (Weigand 2³, 802), letzteres zu w. *steug-*, lit. *stúkti* 'in die höhe stehen'. 2. Dt. u. s. w. *der stock* neben lit. *stambas* 'kohlenstrunk', *stambras* 'stengel oder strunk', *stembrỹs* 'stengel...', mit ai. *stambhas* 'pfosten' zur w. *stabh, stambh* 'steif stehen', wie ai. *sthâṇus* 'stehend' und 'baumstumpf'. 3. Das zeitwort *stocken* 'im reden inne halten' ist man geneigt von *stock* abzuleiten, aber es gehört wol zu *steug-* 'stehen bleiben', wie lat. *stupeo* 'still stehen' zu dessen variation *steub-*; indem es auch soviel ist als 'gerinnen' (*gestockte* milch = *gestandene* milch, Schmeller-Fr. 2, 730. Schmid s. 512, *stockfleckig*), trifft es mit anderen variationen der w. *stā-* zusammen, mit ai. *styâ-* 'sich verdichten', *samstyâna* 'geronnen', lit. *stìnkti* 'gerinnen, steif, dick werden', vgl. schweiz. *stunggenwärmi* 'brei', Stalder 2, 415 (gehört hierher auch ahd. *stungôn* 'stopfen'?), ferner an. *storka* 'coagulation', *storkinn, storkna*, got. *gastaurknan* 'vertrocknen', ahd. *storchanên* (s. Kluge unter *stark*). 4. Die vorstellungen, die in ags. *stéap*, an. *steypðr* 'hervorragend', ags. *stiepel* 'turm', deutsch *stauf* 'fels', *staufen*, *stoffeln, stöffling* vereinigt sind, können ihren ausgang genommen haben vom begriff des 'stechens', wie ahd. *stecchal* 'spitzig' und 'steil', oder, wenigstens *stauf* 'fels', an. *stup* 'abgrund', von dem des 'stossens' bez. 'abstossens', wie *stotz* 'jäher hügel', *stotzig* 'steil' (Stalder 2, 403, Winteler, Beitr. 14, 459) zu (*ab*)*stutzen, rupes* 'fels' zu *rumpo,* ahd. *skesso* zu lat. *scindo,* an. *sker* 'die scheere, seeklippe', ahd. *scorra* 'praeruptum montis' u. s. w. zu *skeran* '(ab)schneiden'; — oder endlich von w. *steub-* 'steif in die höhe stehen' (vgl. Fick, Bezzenb. Beitr. 5, 173), einer wurzelvariation von *stā-* wie *steug-* (s. oben lit. *stúkti,* deutsch *stauchen* 'steif in die höhe stehen', Weigand 2³, 802, nd. *stûke,* ags. *stúc* 'haufe' [Kluge, Engl. studien 11, 512]) und *steib-* in deutsch *steif.* Durch die beiden formalen factoren: wurzelvariation und präfigierung des *s-*, sind also die lautbilder in beiden wurzelgebieten sich mehrfach so angeähnlicht worden, dass sie im sprachgefühl nicht mehr etymologisch auseinander gehalten werden können, und damit ist zugleich selbstverständlich einer vermischung der begriffe raum gegeben.

Unter den idg. wurzeln ist die gruppe *stă* (*stŏ-*, *ste-*), *stei-*, *steu-* eine in ableitungen am reichsten entfaltete. Zahlreiche beispiele gibt Persson, Studien 116. 141 f. 178 f. 193. 231. 246.

wie an letzter stelle bemerkt ist, sehr vermehrt werden können. Gutturalableitungen z. b. sind im germ. ziemlich häufig vertreten, u. a. an. *stag,* ags. *stæȝ* 'a stay', nl. *stag* (Franck, Et. woordenb. sp. 953), an. *stagl* eig. 'pfahl', vgl. lat. *obstaculum,* preuss. *stacle* (Fick, Wb. 1[4], 568), got. *hlēþrastakeins,* an. *stakkr* 'heuschober', ags. *staca* 'a stake', nl. *staak* (Franck sp. 949), schweiz. *stagel* 'stütze', *staggel* (Stalder 2, 390), nhd. *stacket*; an. *stétt* 'a pavement', *stétta* 'to found', ags. *stihtan,* nl. *sticht, stichten*; hd. *stauchen* (s. o. s. 223); vielleicht auch *stange, stengel,* die sich formal wider mit w. *sting-* zu *s-teig-* 'stechen' berühren; *stĕcken,* = **stignōmi* von w. *steig-* zu *stā-, der stĕcken*; *stecken* zu got. *hlēþrastakeins* u. ff.; got. *stiwiti* (Fick, Wb. 1[4], 568. Zubatý, Bezz. Beitr. 17, 325). Auch die wurzelerweiterung *steup-,* gr. *στύπος,* lat. *stupeo,* ist vorhanden im schweiz. *stüber* 'strebepfeiler' (Stalder 2, 412); zu w. *steib-* ausser *steif* auch ahd. *arstifulen* 'stützen', mhd. *stivel* 'stütze', bair. *stifel* 'haufe von flachs etc. an einem in den boden gesteckten baumstämmchen aufgeschichtet' (vgl. oben nd. *stûke*) bei Schmeller-Fr. 2, 736, ags. *stipere,* mhd. *die steiper, steipern* (Weigand 2[3], 810. 818. Franck, Woordenb. sp. 966 f.). — Es möge erlaubt sein, auf einige zur w. *stā-* u. s. w. gehörige germ. wörter näher einzugehen. Der *stift, steft* hat im obd. eine nebenform *stefz* (Schmid s. 508. Stalder 2, 390); die drei formen gehen auf einen conson. dentalstamm zurück, vgl. *stīpes, stīpitis*; *stift, steft* sind = **stip-d-,* 'wechsel zwischen *i* und *e* (des stammes) muss im urgerm. auch in der conson. declination bestanden haben' (Paul, Beitr. 6, 81), *stefz* ist = **stepad,* die vocalabstufung des suffixes *-d, -ad* wie in *lioht-liuhaþ*; **stepad* wird ahd. **stefaz,* mit ausfall des auf schwächster accentstufe stehenden vocals der nebensilbe zu *stefz,* wie *obez* > *obs-t, krebez* > *krebs,* das *z* in *stefz* ist dabei, wie in *obst, krebs* spirans, = *s,* zu *ts* ist es erst wider geworden, da es auf *f* folgt, denn die lautverbindung *fs* wird obd. zu *fz,* wie *lefse* > *lefze, wefse* > *wefze,* vgl. Heimburger, Beitr. 13, 239 (nach dem mit *f* in grammat. wechsel stehenden *b* bleibt *s*: *webse, webes*). In der bair. nebenform *steften* (Schmeller-Fr. 2, 737) scheint eine erweiterung vorzuliegen, ähnlich den von Brugmann, Grundr. 2, 383 angeführten gr. subst. auf *-εδών, -ηδών,* lat. *-ēdō.* — Von *stift* 'stab' abgeleitet ist das zeitwort *stiften.* Die verschiedenen bedeutungen 'anordnen, einrichten, gründen, bauen',

besonders aber *die stift* 'feststellung eines verhältnisses, meist eines pachtvertrages', *stiftlich* 'vertragsmässig' (Schmeller-Fr. 2, 738), legen es nahe, einen geschäftsausdruck aus der rechtssprache darin zu suchen. Sie weisen auf die 'übergabe', die traditio. Wie nun mhd. *staben* auch eine juristische bezeichnung für 'zu eigen übergeben' und abgeleitet ist von *stab* als dem symbol der übereignung, so *stiften* von *stift*, welch letzteres im bair. z. b. ebenfalls die bedeutung von 'pfahl, stecken' hat. *Stift* trifft somit etymologisch und zugleich in der speciellen anwendung als rechtssymbol zusammen mit lat. *stipula, stipulatio* (Grimm, RA. 121. 129). Erst aus dem verbum *stiften* abgezogen ist das oben angeführte *die stift* 'pacht etc.' und *das stift, stiftung* 'gründung, geistliches stift'[1]), welche ahd. noch nicht belegt sind. Auch die an. rechtsausdrücke *stef, stefna, stemna* 'vorladung, termin', *stefna* 'to give notice to one' u. s. w., 'a law term' (Cleasby-Vigf. s. 590 *stefna* II) und die ags., vielleicht aus dem an. entnommenen, *stefn* 'a summons', verb. *stefnan* finden eine passende erklärung durch die symbolische bedeutung des stabes, denn er ist 'das wahrzeichen richterlicher gewalt': selbst des richters eigener diener, der büttel, wie jeder bote, hat einen stab (RA. 761, auch 134 f.), 'im norden berief stock oder pfeil die volksgemeinde' (ebd. s. 162. 840; vgl. auch Treichel, Verbreitung des schulzenstabes, in den Verhandl. d. Berliner gesellsch. f. anthropol. 1886, 260—262. 1887, 75—82). Die genannten an. und ags. wörter sind demnach von **staƀos*, got. *stabs*, an. *stafr*, ags. *stæf*, dt. *stab* abgeleitet und von *stefn* 'stimme' zu trennen. — In dem deutschen *stiften* scheinen jedoch zwei dem sinne nach zu trennende verba, beide zur w. *steįb-*, erweiterung von *stā-*, gehörig, zusammengefallen zu sein, nämlich das oben entwickelte 'anordnen, einrichten', ursprünglich eigentlich 'einen vertrag schliessen', und eines, etwa = 'ein fundament legen, gründen, bauen', inhaltlich entsprechend an. *stétt, stétta* (s. oben), wo *stétt* wol ursprünglich so viel ist als 'stütze, unter-

[1]) Auf dem letzten bilde im Hortus deliciarum der Herrad v. Landsberg, das sich auf die stiftung des klosters bezieht, fassen Christus, Maria und Petrus einen goldenen stab an, der ihnen von dem knieenden herzog Eticho dargebracht wird (Waagen, Handbuch der deutschen und niederländischen malerschulen 19). Solche darstellungen sind in mittelalterlichen bilderhandschriften häufig.

lage, grundlage'. Umgekehrt hat das ags. *stihtàn, stihtian,* wo wie im an. ein dem deutschen *stiften* entsprechendes verbum verloren ist, die bedeutung dieses letzteren 'anordnen, einrichten' übernommen. — Endlich sind ahd. *stiften* und ags. *stihtan* im sinne von 'anreizen', wie mhd. einen *anstiften* zu etwas, gebraucht. Damit stimmen sie zu mhd. *stift* 'stachel', und somit ist wider das begriffsgebiet der w. *steud-, steub-, steug-* 'stechen' erreicht. 2. Die w. *stel-,* erweiterung von *stā-* 'stehen', ist wider determiniert mit dental-, labial- und guttural-verschlusslaut, vgl. Skeat, Et. dict. unter *stilt*: z. b. deutsch *die stelze* 'holzbein zum gehen', gr. *σταλίς* '(fuss-)gestell', *stalpen, stolpern* 'unsicher gehen, wie einer der einen *stollfuss,* einen *fussstollen* (vgl. an. *stólpi* 'pfosten'), *stelzfuss* hat'; endlich mit guttural: engl. *to stalk.* Hier einzureihen ist auch deutsch u. s. w. *stolz.* Dieses wird von *stelzen* abgeleitet, als von dem 'hohen' oder 'steifen einhergehen'; Johansson, Indog. forsch. 2, 22 hält 'stossend' für die grundbedeutung. Doch ist die begriffsentwicklung von der w. *stā-* aus wol die nämliche wie bei lit. *stiprùs* 'stark, kräftig' und ganz entsprechend der des an. *stórr* 'gross, stark, vornehm'. Auch *stattlich* gelangt zu dieser bedeutung, jedoch auf anderem wege.

Rumpelstilzchen (Grimm, Mythologie 1[4], 418. DWb. 8, 1491), der name eines hausgeistes, ist eig. so viel als *rumpel-* oder poltergeist mit einem *stelzfuss,* denn in no. 55 der kinder- und hausmärchen wird von ihm erzählt: das männchen 'hüpfte auf einem bein'; auch der schluss des märchens lässt diese etymologie durchschimmern, und es scheint hier ein stück etymologischer mythenbildung vorzuliegen.

Des zusammenhangs wegen musste im vorhergehenden häufig bekanntes widerholt werden. Doch kam es zunächst darauf an, zu zeigen, dass vom speciellen standpunkte des germanischen sprachgebietes aus die wurzeln *s-teud-, s-teub-, s-teug-* sich als zusammengehörige erscheinungen erweisen. Bis jetzt wurden, soviel ich sehe, bei der aufstellung indogerm. wurzelverwantschaft nur die wurzeln *s-teud-* und *s-teub-* zu einer gruppe vereinigt (Fick, Wb. 4[3], 118. Diefenbach, Vgl. wb. 2, 317. Persson, Studien 90), nicht auch *s-teug-* dazu gebracht. — Schliesslich ergibt sich für die germanische lautlehre, dass, wie der labial in *s-teub-* als determinativ gelten

darf, so auch in vielen andern fällen der labial im germanischen wurzelerweiterung ist und nicht germ. lautwandel aus velar (vgl. dazu besonders Bartholomae, Studien 2, 13 ff.).

PFORZHEIM. G. EHRISMANN.

ETYMOLOGIEN. I.

1. Zu got. *ubizwa*. Formal ist *ubizwa* erklärt von Johansson, Beitr. 15, 239, als ursprünglicher *s*-stamm, **upos*. Für die grundbedeutung ist auszugehen von dem begriff 'etwas hinüberragendes', woraus 'vorsprung des daches', dann auch 'first' (Diefenbach, Gloss. 189: *doma furst, opasa*. Graff 1, 101. 4, 1052). Der sinn des überschreitens einer gewissen norm liegt auch in anderen abkömmlingen von dem germ. adverb *uf*, in got. *ufjo, ubils* (Johansson, Beitr. 15, 238), an. *ofsi* 'übermut'. Für die begriffsverschiebung zu 'anbau, halle', die im got. und ahd. statt hatte, bietet, wenigstens fürs got., eine schöne erläuterung die bauart des ostdeutschen hauses, wie sie Henning, Das deutsche haus 79 ff. (s. besonders die abbildung s. 80) entwickelt: ein säulengetragener dachvorsprung, = στοά (Ulf. Joh. 10, 23). Das obd. haus hatte diese art säulenvorhalle nicht so ausgebildet, und damit mag es zusammenhängen, dass bair. *die obsen* (Schmeller-Fr. 1, 21) nur bei kirchen gesagt wird. — Ausser in diesem bair. *obsen* lebt das alte *ubizwa* im obd. noch in einigen anderen formen fort: bair. *der aufüber*, Schmeller-Fr. 1, 43, eine zusammensetzung wie ahd. *ûfhûs*, schwed. *opstugu* 'stockwerk über dem erdgeschoss' hat schon Laistner, Germ. 26, 80 f. von *ubizwa* abgeleitet; ferner: bair. *die obern*, Schmeller-Fr. 1, 17, 'legeplatz oben in der scheune'; schweiz. *die oberte*, Schweiz. idiot. 1, 54, 'dachraum in der scheune, zunächst eigentlich der raum im dachvorsprung' wie nd. *ôken* (s. unten); schwäb. *der oberling*, Schmid s. 413. Zur ausbildung des speciellen begriffs dieser obd. wörter hat wol die anlehnung an *über, ober* mitgewirkt. *Obern* kann auf eine grundform **ubazna* zurückgehen oder aus dem dativ *ûf der obern* (vgl. ahd. *obasun* Graff 1, 101 = Ahd. gl. 1, 536, 45) abgezogen sein; die älteste ahd. form mit *r* ist *opera* in Ra, Ahd. gl. 1, 263, 11.

Neben diesen auf *uf* zurückgeführten formen gehen einige mit guttural: an. *ux,* fries. *oeksan,* nd. *ôker, ôkern, de ôken, de ôkungen, ôkelse* 'der scharfe winkel des untersten daches und des bodens' (Germ. 23, 10). Wie die labialformen im an. fries. nd. (und im ags. und nl.) bezeichnen auch diese nur den 'dachvorsprung, die traufe', nicht auch 'halle'. Noreen (Urgerm. judlära 92) nimmt diesen gutturaltypus als den ursprünglichen an, aus dem sich dann erst der labiale nach bekanntem germ. lautwandel entwickelte. Da aber die formen mit labial und guttural in denselben germanischen mundarten ohne begriffsspaltung nebeneinander bestehen und ausserdem die consonantenstufe nicht die gleiche ist — germ. *ƀ* in *ubizwa* u. s. w., *k* in *ôkern* u. s. w. —, so ist eine ursprüngliche identität beider formen nicht wahrscheinlich. Die gutturalformen weisen auf idg. **eu̯g-, *ug-*, in der consonantenstufe wechselnd (vgl. Osthoff, MU. 4, 261 ff. Johansson, Beitr. 15, 241 f.) mit **eu̯q-, *uq-* wie **eu̯b-* mit **eu̯p-*, in air. *úasal* 'hoch', *uxellodunum,* ksl. *vysokŭ* 'hoch', vgl. Fick, Bezz. beitr. 2, 188. 18, 138 und Vgl. wb. 1⁴, 360. Thurneysen, KZ. 30, 491 f.

2. Deutsch *käfter,* s. DWb. und Kluge, Et. wb. unter dem worte, ahd. *chaftaere*, *chaftere* 'alvearia', Ahd. gl. 1, 44. 45, 32, ist lehnwort aus dem lat., = *capisterium* (Diefenbach, Gloss. 97 a) 'mulde, trog'; *capisterium* ist also gleichbedeutend mit *alveolum,* das ebenfalls mit 'mulde, trog' übersetzt wird und ausserdem wie *alvearium* den bienenstock, bienenkorb bezeichnet (Diefenbach, Gloss. 26 c. 27 a).

3. An. *lopt* 'oberstock', ahd. *louppa, louba* 'laube' (s. Kluge, Et. wb. s. v. und Beitr. 10, 445) stelle ich mit ahd. *louft* 'bast, rinde' zusammen. Die metonymie hat ein gegenstück an, lit. *lû́bas* 'baumrinde' neben *lùbos* 'bretterne zimmerdecke', lett. *luba* 'dachschindel', poln. *łub* 'baumrinde' und 'verdeck auf einem gemeinen wagen', vgl. Schade, Altd. wb. 572 und Bezzenberger in seinen Beitr. 4, 333 f. (wie *lùbos* u. s. w. gehen dann auch die von Bezzenberger hier und von Fick in seinem Wb. 2³, 656 angeführten ksl. *lŭbŭ* 'schädel, hirnschale' und andere slavische verwante, vgl. Miklosich, Et. wb. 177, auf den begriff 'rinde, schale' zurück). Der urspr. sinn von an. *lopt* ist also 'rinden- oder bretterdach'. Als wurzel liegt idg. *leu̯b-, leu̯p-* zu grunde, vgl. Persson, Studien zur lehre von der wurzel-

erweiterung 187 f.; einzelsprachlichen übergang von *p* zu *b* nimmt Wiedemann, Lit. prät. 13 (s. auch s. 38) an.

Das deutsche *laube* ist dem ursprünglichen begriff 'dach' näher geblieben als das an. *lopt*, indem es 'schutzdach', dann wie *obese* 'gedeckte halle, gallerie' bedeutet. — Die vorstellungen 'rinde' und 'blatt' sind in ahd. *louft* 'rinde' und got. *laufs* 'laub' in einer wurzel vereinigt, wie gr. *λέπος* 'rinde' und lit. *lãpas* 'blatt', vgl. auch gr. *φλοιός* 'rinde' gegen as. u. s. w. *blad* 'blatt' nach Fick, Bezz. beitr. 2, 201.

4. Altschwed. *gyus*. — Den schwed. fischnamen *gös*, altschwed. *gyus* hält Johansson, Bezz. beitr. 13, 117 f., für den germ. vertreter von gr. *ἰχθύς*, lit. *żuvìs*, arm. *jukn*. Ausser jenem schwedischen ist auch ein altdän. name belegt, *gys* 'penula', in den von M. Lorenzen herausgegebenen altdänischen glossen, Småstykker 1—3, s. 35, wozu s. 64. 72. Auch die deutschen namen *guse* 'schmerle' (cobitis barbatula) und *giesen* 'alant' (idus melanotus), vgl. Brehms Tierleben 8, 302. 289, vielleicht auch nd. *güsling, güstling, guster* (Brem.- niedersächs. wb. 559, 2. ausg. s. 95. Lübben, Mnd. handwb. 132) und *wolgusen* = *wolkgusen* (Brehm s. 58) gehören wol zu dem schwed. *gyus*. Die zusammenstellung Johanssons von *gyus* und *ἰχθύς* ist nicht sicher, vgl. Kretschmer, KZ. 31, 436, und für die germanischen wörter liegt noch eine andere ableitung nahe, nämlich von an. *gjósa*, engl. *to gush* 'ausströmen, ausspeien', wozu z. b. an. *geysir*, auch *Gustr, Gúsi* (?, Zs. fda. 32, 453), ahd. *gusi* (Tatian), *ur-guse* (Notker, s. Graff, Sprachschatz 4, 285), mhd. *güse, gusregen*, schweiz. *güsi* (Schweiz. id. 2, 477 f.); *gjósa* ist nicht erst aus got. u. s. w. *giutan*, w. *gheu̯d-*, entstanden (*giut* + dentalsuffix), sondern es ist eine *s*-ableitung der wurzel *gheu̯-*, also idg. w. *gheu̯-s-*, und *gjóta* verhält sich zu *gjósa* wie an. *hrjóta* 'herab-, herausspringen, fallen' zu ags. *hrêosan* 'fallen'. Der fisch altschwed. *gyus* u. s. w. kann daher so genannt sein, weil er eingesogene luft wider aussprudelt, wie dies nach Brehm s. 252 und 303 in der tat eine hechtart (vgl. *gyus* = perca, lucioperca), sowie jene obengenannte *guse* 'schmerle' eigen haben. Auch andere fische haben von dieser eigenschaft ihren namen, z. b. der 'spritzfisch', der 'speier' (dieser speit schlamm aus, Brehm s. 299, andere arten auch wasser).

Weiter leitet Johansson von *gyus* den schwed. vogelnamen

fiska-giusen 'falco haliaetus' ab und weist auf zusammenhang desselben mit isl.-norw. *gjóðr, fiskegjod* hin, welche dieselbe vogelart bezeichnen. Auch *gjóðr* hat im germanischen noch mehr verwante, nämlich ags. *earnȝéat, earnȝéap, aernȝeup* (dieses Erf. gl., Sweet, OET. 38, 40) 'the goat-eagle, vulture, vultur, harpe'; und ahd. *eringrioz, eringeoz* (einmal belegt) 'halietus' (Graff 4, 346. Diefenbach, Gloss. 22 b. Schmeller-Fr. 1, 129. 2, 23). Dass ags. *earnȝéat* die lebendige, als richtig gefühlte form war, beweist die neuengl. umdeutung 'goat-eagle', Bosw.-Toller 1, 234. *Earnȝéap* kann umdeutung an ags. *ȝéap* sein, oder der wechsel in der schlussconsonanz auf onomatopöie beruhen, ahd. *eringriez* kann sein *r* aus *krez* 'halietus' (Diefenbach, Gloss. 22 b. Nov. gloss. 15 b. Mhd. wb. 1, 879. Schmeller-Fr. 1, 1018. 1388) haben, wie denn auch zweimal *eringreez, eringrez* bei Graff überliefert ist. Aus der zusammenstellung von *gjóðr, earnȝéat, eringeoz* ergeben sich als germ. grundformen *giuð, gaut, giut.* Diese weisen auf einen consonantischen, bei tiernamen häufigen, dentalstamm zurück, vgl. Bugge, Beitr. 12, 428. Kluge, Et. wb. unter 'hirsch'. Der wechsel im suffix, an. ð gegen westgerm. *t,* kann auf dem idg., nicht ausschliesslich durch nachbarschaft von nasalen bedingten, wechsel zwischen *t* und *d* beruhen oder auf einem nebeneinandergehen von idg. *-d-* und *-t*-suffix, welche beide bei tiernamen gebräuchlich sind. In dem neben norw. *fiskegjod* erscheinenden schwed. *fiska-giusen, fisk-ljuse* ist der zweite teil doch wol nur eine vermischung mit dem obigen fischnamen *gyus,* indem im bewusstsein der sprechenden sich die bezeichnung für die beiden tiere, den fisch und den fischadler, vermischte. — Wenn man von den germanischen wörtern auf idg. verwante zurückgeht, so kann man gr. *κήϋξ, κήξ, καύαξ* 'gefrässiger meervogel, möwe' beiziehen. Da *gjóð* u. s. w. häufig den zweiten teil von zusammensetzungen bilden, so steht der annahme einer verschiebung des griech. anlautes *κ* zu germ. *g* nichts im wege. Die griechischen bezeichnungen sind lautnachahmungen, und ebenso waren also wol auch die germ. onomatopöetischen ursprungs, gehören aber zu jener gruppe schallwidergebender wörter, bei denen der ursprüngliche zusammenhang zwischen dem naturlaut und dem namen nicht mehr gefühlt wurde und die dann, zu logischen begriffen abgeblasst, den sprachgesetzen, also auch der laut-

verschiebung, folgten (vgl. hierzu Wackernagel, Voces variae animantium und Winteler, Naturlaute und sprache). Die verschiedenheit der schlussconsonanten im griechischen und germanischen, guttural gegen dental, kann auf rechnung des onomatopöetischen ursprungs gesetzt werden.

5. Deutsch *harn*, an. *skarn*, ags. *scearn* 'mist'. Auch im obd. bestand eine form mit anlautendem *s*, wie folgende mundartlich noch erhaltene wörter zeigen: schweiz. *schorgraben* 'rinne, worein der dünger des rindviehs fliesst' (Stalder 2, 348), *schorenschopf* 'düngerstätte' (Zs. f. d. myth. 4, 109 und Zs. d. ver. f. volkskunde 1, 206), *schorrgrube, schorrmist* (Schweiz. id. 2, 695); bair. *schormist* (Schmeller-Fr. 2, 459. Mhd. wb. 2, 191 a); dazu die verba *schoren* 'auskehren, zunächst vom dünger in einem stalle' (Stalder 2, 348. Schöpf, Tirol. id. 644, wo schon zusammenhang mit gr. *σκώρ* vermutet wird), also = 'ausmisten', bair. *schorgen* 'den mist mit der *schorgkruck aus-, fortschorgen*', das *schorrgicht, schargerloch* (Schmeller-Fr. 2, 467). Der ursprüngliche begriff 'mist' ist nicht mehr verstanden, sondern an *schoren* 'zusammenschaufeln', *schürgen* 'schieben' (auf dem schubkarren, Schmeller-Fr. 2, 467) gedacht worden. — *Schorr* ist wol = *skr̥nó-*, ablaut zu an. *skarn*, ags. *scearn.*

6. Ahd. *scorn*; *hert*, *herda.* Ahd. *scorn*, *scorsen* (acc.) 'gleba' (Graff 6, 551), oberhess. der *schorn* 'erdscholle' (Vilmar, Id. 366, vgl. auch *schōr* ebd. s. 341) gehört zur w. *s-qers-*, ableitung von *s-qer-* 'schneiden, hauen' (Persson, Studien 86), *scorn* = **scorzn* (wie *hornŭt-* aus **horznŭt-*), also 'zerschnittene erde'. Zu der mit dental weitergebildeten w. (*s-*)*qert* gehört ahd. *hert* m., *herda* f. 'erde, boden', schweiz. *herd* 'erde', bes. fruchtbares erdreich', *herden* 'fruchtbare erde bilden, verwittern', *überherden* 'mit fruchtbarer erde überstreuen', *herdig* 'reich an fruchtbarer erde'. *Herd, herde* ist also der zum zweck der bepflanzung mit einem werkzeuge, z. b. der pflug*schar*, aufge*schorte* boden. Die anwendung der w. *s-qer-* und ihrer variationen auf den ackerbau ist idg., vgl. ai. *kar-* 'das feld bearbeiten', mit einem zahlwort auf *ā*: 'zum so und so vielten male pflügen', *kr̥shi* 'ackerbau', *kr̥sha* 'pflugschar', *kr̥shṭa* 'gepflügter boden', *kr̥shṭi* 'das pflügen', lit. *kartoklė* 'pflugreute', slav. *črtalo* (Miklosich s. 35), lit. *kartůju* 'den acker zum zweiten mal pflügen', lett. *schk̓erpis* 'pflugmesser', got. *skaurō*, deutsch *schoren*, *pflugschar* u. a. (die ai. wörter

werden ferner mit gr. *τέλσον* zusammengebracht, KZ. 25, 89. 32, 387). — An. *hjarl* 'boden' = schweiz. *herdelen* (Schweiz. id. 2, 1600) 'erdschlipf, der nicht mit gras bewachsen ist', **hjarþlo-* > **hjarlo.* — *Herd(e)* steht zu der zu grunde liegenden wurzel *qer-* 'das feld bearbeiten' begrifflich in demselben verhältnis wie *erde* zur wurzel *er* 'pflügen' (Kluge, Wb. unter 'erde').

7. Deutsch *scheuen.* Neben ahd. mhd. *skiuhen, schiuhen* 'scheuen und scheuchen' bestand, wie schon Schmeller (Schmeller-Fr. 2, 390) angenommen hat, ein starkes verbum **skiohan, *skôch, skugum, *skuwen *skogan,* wovon noch mundartliche überreste zeugen (bei Schmeller a. a. o.): prät. ind. *schohh, schuhh,* conj. *schich* = **schüch,* part. prät. *geschochen* und *geschichen,* deren *ch* aus dem prät. sing. *schôch* eingedrungen. Ferner spricht für ein starkes verbum der grammatische wechsel in md. *schûhen, schûwen, schûgen,* und endlich kann auch der infinitiv ahd. mhd. *schiehen* (Notker hat nur formen mit *ie* bez. *i* in diesem zeitwort, zum teil anlehnungen an das adj. *skieh*?) noch vom starken verbum her erhalten sein. — *Skiuhu* halte ich für eine gutturalableitung der w. *s-qeu̯* 'bedecken' und vergleiche es mit dem zu derselben wurzel gehörigen gr. *κεύθω* 'verbergen'; es ist also soviel als 'sich vor einem verbergen'. Der ursprünglich intransitive charakter ist mehrfach noch erhalten, z. b. im ahd. bei Otfrid, Notker (Ps. 100, 7) u. s. w., im mhd. 'das ross scheut', 'es scheucht mir, hat mir geschochen' (Schmeller-Fr. 2, 389).

8. An. *hossa* 'to toss in one's arms or on one's knees, e. g. a child' ist gleich den von Franck, Et. wb. angeführten obd. *hossen* 'schütteln, schaukeln' und verwant mit lat. *quatio, percussus*; andere hierher gehörige wörter bei Franck a. a. o. unter *hotsen.*

9. Got. *aúhuma* = germ. **uhuma,* idg. **ukəmō,* zu adverb **eu̯q, *eu̯g* 'auf', s. oben s. 228. Der superlativ ags. *ýmest* (vgl. Sievers, Ags. gramm. § 314, 2) kann = **uhumist,* got. *aúhumists* (im Lucas-ev. dreimal die, wol nicht etymologisch sondern nur graphisch verschiedene, form *aúhmists*) sein.

10. Mhd. *gâz.* Im mhd. erscheint häufig das part. prät. *gâz,* meist mit 'haben' verbunden, also *ich hân gâz* soviel als *ich hân gezzen.* Der erste beleg ist aus dem 12. jahrhundert,

Diemer, D. ged. 382, 22, *ungâz* 'incoenatus' dagegen schon ahd. (Graff 1, 528) und in der bair.-österreich. mundart ist *gass* jetzt noch zu treffen (Schmeller-Fr. 1, 157. 161. 945), wie es auch im mhd. gerade in bair.-österreich. quellen gebräuchlich ist (Kummer, Herrand v. Wildonie 204). — *Gâz* ist = *g-âz* und *âz* entspricht gr. (*ἐδ*)*ηδώς*, lit. *ėdęs*, fem. *ėdusi*, ksl. *jadŭ* (Osthoff, Perf. 154. Brugmann, Grundr. 2, 1262), und ist part. perf. activ mit der schwächsten stufe des suffixes, also = **ēdus*, wie got. *bērus-jōs*. Da *gâz* eigentlich bedeutet 'einer der gegessen hat', so wäre die logisch richtige construction 'ich bin gâz', wie das lit. perf. z. b. *esmì sùkęs*; aber eine verbindung: *ich bin daz herze gâz* musste sprachwidrig klingen und konnte vor dem herschenden sprachgefühl, das bei transitiven verben das perfect mit *haben* zu bilden gewohnt war, nicht bestehen.

11. Deutsch *trichter*; mhd. *trieme*. Vulg. lat. *trăctorius* gibt mhd. und mundartlich *trahter, trehter; trichter* dagegen geht auf eine vorauszusetzende nebenform **trēctorius* zurück, die zu *trăctorius* sich verhält wie *trejectae* zu *trajectae* (Seelmann, Ausspr. d. latein. 172), *trejectus* zu *trajectus* (Du Cange-Favre 8, 164 b). *Trēctorius* also gab *triehter*, schweiz. noch *triechter* (Stalder 1, 304), *triehter* wurde zu *trichter* wie *lieht* zu *licht*. — Aehnlich stehen neben einander vulgärlat. *trāmen* und *trēmen* 'der aufschlag im gewebe' (Du Cange-Favre 8, 165 b. Diefenbach, Gloss. 592 b). Von *trēmen* kommt mhd. *trieme* 'die gedrehten fäden des aufzuges' (Lexer 2, 1512. Schmeller-Fr. 1, 566 f.).

12. Germanische zusammensetzungen mit *-lang, -ling*. Sievers hat im Festgruss an O. v. Böhtlingk s. 110—113 gezeigt, dass *-lang* in *andlang, upplang, gilang, bilang* nicht die gewöhnliche bedeutung von *lang* 'longus' haben kann, sondern zum ausdruck eines richtungsbegriffes dient. Im anschluss an seine darlegung möge ein näheres eingehen auf die etymologie dieses *-lang* gestattet sein.

Die genannten adjectiva *andlang* u. s. w. unterscheiden sich durch den ablaut von dem von Sievers s. 110 angeführten afries. adverb *ondling* 'entlang', und dieses *-ling* findet sich nun weiter in den bekannten ahd. adverbien auf *-lingûn*, Grimm, Gr. 2², 338 ff. 976, von denen mehrere ausgesprochene richtungsausdrücke sind, z. b. *chrumbelingun* (Notker) 'in gekrümmter

richtung', *hrucchilingun* 'in der richtung des rückens', mhd. *twirhlingen, erslingen, vluglingen,* Schmeller-Fr. 1, 1492: *fürschling* 'vorwärts' (aus *fürschich* = *für sich*), *kreuzling* u. s. w.; ags. *grundlinga-, lunga* 'in der richtung vom oder zum grunde, funditus', *on bæcling, on earsling.* Zu beachten ist, dass umgekehrt unter den von Grimm angeführten ahd. adverbien auf *-ingûn* keines die 'richtung' bezeichnet. Uebergreifen von *-lingûn* auf adverbia anderer grundbedeutung ist dann besonders später häufig und natürlich, auch mögen zur verbreitung adverbia wie *ital-ingûn, stul-ingûn, hael-ingûn* mitgewirkt haben. — Aussergermanisch entsprechen diesen richtungsadverbien in der bedeutung die lit. zusammensetzungen mit *-liñk, -linkai, -linkui,* welche 'die richtung andeuten, in welcher eine bewegung geht' (Schleicher, Lit. gramm. 221. Kurschat § 1486 f.), z. b. *apliñk, apliñkui* (adj. *aplinkas, apýlinkas*) 'herum', *iszlinkai* 'nach aussen hin', *tẽnlink, tẽnlinkai* 'dorthin', *kùrlink* 'wohin', *piëtuñlinkai* 'südwärts'. Lit. *-liñk* gehört zu *liñkti* 'sich biegen', weitere idg. verwante s. bei Fick, Et. wb. 1[4], 536. Miklosich, Wb. 165. Persson, Studien 185 f. Der begriffliche übergang von 'biegung' zu 'richtung' in der sprachbildenden vorstellung hat ein gegenstück an lat. adv. *versus* 'gegen, hin', deutsch *-wärts,* zu *verto* 'wenden, drehen', vgl. auch 'sich gegen einen *wenden, inwendig, auswendig*'.

Gleiche bildung, ebenfalls mit zu grunde liegendem richtungssinne, wie *andlang, upplang* u. s. w. haben auch einige flurnamen (Buck, Obd. flurnamenbuch 154): *weglang, weglanger* 'ein acker, der an einem feldwege hinstreckt', 'nach der richtung, wie die äcker strecken, unterscheidet man *in westerlangen, vffe der osterlange*'; mhd. *ôsterlanc* 'nach osten hin'. Daran schliessen sich auch die zeitlichen begriffe mhd. *nahtlanc, tagelanc, jârlanc, âbentlanc.* Bezeichnend ist die formel *den sumerlangen tac,* logisch = *den sumertac-lanc* = 'sich über den sommertag erstreckend, den sommertag hindurch'. Dass die formel wirklich so aufzufassen, *lanc* ursprünglich einfach abgeschwächte zeitbezeichnung ist wie in *andlangana dag* und keinen in ästhetischer anschauung gefühlten vollgehalt besitzt, wie ihn die übertragung 'den langen sommertag' voraussetzt — die vorstellung des tages als eines *langen* ist durch *sumer* ausgedrückt —, mit andern worten, dass *lanc* im satze kein element der bedeutung, sondern der beziehung, entsprechend einem casussuffix, ist, dafür scheint

die tatsache zu sprechen, dass die formel in der volkspoesie und predigt nur im acc. als adverbiale zeitbestimmung vorkommt und nicht den anderen vorstellungen im satze gegenüber als mittelpunkt des poetischen interesses vom dichter hervorgehoben wird. Das letztere tut, soviel ich nachsehen kann, nur Reinmar MSF. 165, 1: *ich bin der sumerlangen tage sô vrô, daz ich nu hügende worden bin*; damit ist aber auch der charakter des formelhaften aufgegeben.

Ags. *-linza* (*grundlinza*) hat die casusform der adverbia auf *-inza* angenommen, die ahd. adverbia folgen denen auf *-ingûn, -ingun.* Uebrigens ist zu erwägen, ob nicht bei denjenigen adverbien, die in ihrem zweiten bestandteil *-ling* 'richtung' enthalten, ursprünglich ein locativus oder ein 'directivus' auf *-na* (zum pronominalstamm *no- ne-,* vgl. Persson, Idg. forsch. 2, 199 ff.) enthalten ist, wie er im lit. zur bezeichnung der richtung gebraucht wird (Kurschat, Gramm. § 1488), also germ. **lingōn* gleich **lenkōna,* von einem fem. **lenkō* 'die biegung'.

PFORZHEIM. GUSTAV EHRISMANN.

INDOGERMANISCHES *B* UND GERMANISCHES *P* IM ANLAUT.

Es wird allgemein zugegeben, dass die indog. grundsprache einige, obwol nicht zahlreiche wörter mit anlautendem *b* besessen hat. Gewöhnlich ist man aber geneigt die anzahl dieser fälle zu unterschätzen, und darum kann es seinen nutzen haben, diejenigen wörter, deren anlautendes *b* sicher oder wahrscheinlich in die grundsprache hinaufreicht, etwas näher ins auge zu fassen: gerade für das germanische hat dieses eine besondere wichtigkeit, weil die wörter mit anlautendem *p*, soweit sie sich nicht als lehnwörter aus dem lateinischen, keltischen oder slavischen erweisen lassen, sich noch immer gegen die erklärungsversuche der etymologen zu sträuben pflegen. Vorläufig aber wird es besser sein bei der prüfung der verschiedenen wörter oder wortgruppen mit anlautendem *b* im altindischen, griechischen u. s. w. das germanische noch unberücksichtigt zu lassen; erst wenn untersucht ist, in wie weitem umfange die indog. grundsprache anlautendes *b* gekannt hat, können wir uns der beantwortung einer zweiten frage zuwenden, nämlich durch welchen laut dieses anlautende *b* im germanischen vertreten wird.

Bei der bestimmung der ursprünglichkeit eines anlautenden *b* ist folgendes zu erwägen:

1. Im sanskrit kann *b* nicht nur auf indog. *b* zurückgehen, sondern auch secundär aus indog. *u̯* und durch dissimilation vor folgenden aspiraten aus indog. *bh* entstanden sein.

2. Im griechischen geht das *b* häufig auf indog. velares *g* zurück.

3. Im slavischen und litauischen sind *b* und *bh* zusammengefallen.

4. Im italischen und keltischen ist *b* sehr verschiedenen ursprungs.

Aus diesem allen ergibt sich, dass nur wenn das sanskrit und das griechische anlautendes *b* zeigen oder eine dieser beiden sprachen mit dem baltoslavischen, italischen oder keltischen in diesem anlaute übereinstimmt, ohne dass dissimilation vor folgenden aspiraten im spiele sein kann, mit sicherheit auf indog. *b* zu schliessen ist. Schon Fick hat in seinem Vergleichenden wörterbuch eine übersicht der indogermanischen wörter mit anlautendem *b* gegeben (Wb. [1]122. Wb. 1[3], 150 f.), doch diese liste bedarf noch einer genaueren sichtung. Es sind nämlich einige onomatopöetische bildungen zu streichen, wie gr. *βαβάζω* 'schwatzen' und skr. *bababā-karōti* 'knistern', denn obwol sie aus der grundsprache ererbt sein können, so bleibt doch die möglichkeit, dass jede einzelsprache für sich sie neu geschaffen hat: es haben ja die verschiedensten sprachen der welt oft dieselben schallnachahmungen und kosewörter in derselben bedeutung, wie z. b. bask. *parpara* und russ. *perepel* beide 'die wachtel' bezeichnen, oder wie bask. *aita* 'vater' dem got. *atta* und dem magyarischen *atya* ähnlich klingt. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass bei ähnlichen onomatopöetischen wortgruppen urverwantschaft von vornherein ausgeschlossen ist, doch nur in dem falle darf man diese annehmen, wenn die betreffenden wörter in den verschiedenen sprachen in lautgesetzlichem verhältnis zu einander stehen (wie z. b. hd. *gauch* aus indog. **ghoṷgos* mit gebrochener reduplication zu skr. *hvayatē*, asl. *zŭvati* 'rufen'), oder wenn wir es mit einer wurzel zu tun haben, welche auf mehreren sprachgebieten zugleich productiv in ableitungen gewesen ist (wie z. b. indog. **buk-* in gr. *βύκτης* 'heulend', lat. *bucina* 'horn', asl. *bykŭ* 'stier'). Mich auf diese grundsätze stützend meine ich in folgenden fällen indog. *b* im anlaut ansetzen zu dürfen:

Gr. *βάζω* 'reden', aksl. *bają, bajati*, fabulari, incantare, mederi, *basnĭ*, fabula, *balija* 'zauberer', *balĭstvo* 'heilmittel'. Miklosich (Et. wb. 5) stellt *bajati* zu gr. *φημί*, lat. *fari*, wogegen jedoch angeführt werden kann, dass die slavische sippe in der bedeutung näher mit *βάζω* übereinstimmt, vgl. russ. *bajit', bajat'* 'reden, schwatzen', poln. *bajać* 'fabulieren', kleinruss. *basnja* 'klatsch'.

Skr. *bala-* 'kraft', aksl. *bolij*, maior (Miklosich, Et. wb. 17).

Skr. *bāla* 'jung, kindisch, töricht', weisruss. *bal* 'lügner', russ. *balovat'* 'mutwillig sein, spielen, scherzen, verzärteln'. Von russ. *balovat'* ist aksl. *balovati*, curare, *θεραπεύειν*, zu trennen.

Skr. *balbalā-karōti* 'stammelnd aussprechen', *barbara-* 'stammelnd, nicht-arisch', gr. *βάρβαρος*, *βαρβαρόφωνος*, 'von undeutlicher sprache', bulg. *blabolja*, russ. *balabolit'* 'schwatzen, klatschen' (etymologisch richtig wäre *bolobolit'*), und mit gebrochener reduplication (*balb-*, *barb-* aus *balbal-*, *barbar-*), lat. *balbus* 'stammelnd', *balbutio* 'stammeln', lit. *birbti* 'summen', *barbožius* 'summer', czech. *blb* 'tölpel' (Miklosich, Et. wb. 9, 10).

Gr. *βαλλίζω* 'tanzen' wird von Prellwitz (Et. wb. 44) zu *βάλλω* gestellt; eher gehört es zu skr. *balbalīti* 'wirbeln' (vom rauche), in welchem falle das *b* von *βαλλίζω* ursprünglich ist.

Gr. *βομβέω* 'dumpf tönen', *βόμβος* 'dumpfer ton', *βομβύκια* 'summende insekten', *βομβυλιός* 'hummel', *βομβύλη* 'bienenart', lit. *bambėti* 'brummen', *bimbilas* 'bremse', *bimbalas* 'rosskäfer', lett. *bambals* 'käfer', aksl. *bąbĭnŭ* 'trommel', *bąbnąti*, serb. *bubati*, *bubnuti* (Popović 2, 14) 'trommeln'. Gr. *βαμβαίνω*, *βαμβακύζω*, *βαμβαλίζω* sind wegen des vocals als junge schallnachahmungen zu betrachten, denn tiefstufe zu indog. *bomb-*, gr. *βομβ-* wäre indog. *bm̥b-* (belegt in lit. *bimbilas*, *bimbalas*), gr. *βαβ-*.

Gr. *βομβυλιός* 'enghalsiges gefäss' ist von der vorigen gruppe zu trennen und geht wol mit gr. *βέμβιξ* 'kreisel' auf den begriff des runden zurück: skr. *bimba-* 'scheibe' ist wegen des vocals ferne zu halten (anders Prellwitz, Et. wb. 47). Mit *βομβυλιός*, *βέμβιξ* sind aber lit. *bambalas* 'kleiner, dicker mensch', lett. *bamba* 'kugel, ball', poln. *bąbel* 'wasserblase' zu vergleichen.

Skr. *buk-kāra-* 'gebrüll', gr. *βύκτης* 'heulend', *βυκάνη* 'trompete', lat. *bucina* 'horn, trompete', aksl. *bučati* 'mugire', *bykŭ* 'stier', *bŭčela* 'biene' (Miklosich, Et. wb. 24. 25. 27).

Skr. *buli-* 'weibliche scham, after', lit. *bulis* 'hinterbacken', welche mit recht bei Fick mit einander verglichen werden.

Als ein besonderer fall ist noch gr. *βδέω*, lit. *bezdėti*, czech. *bzdíti* hinzuzufügen, wo *bzd-* schon in indogermanischer zeit als tiefstufe aus *pezd-* (lat. *pedo*, slov. *pezdêti*, hd. *fisten*) entstanden ist; die litauische form *bezdėti* kann sich natürlich nicht auf lautgesetzlichem wege entwickelt haben.

Zweifelhaft sind die zusammenstellungen von skr. *bata-* 'schwächling' mit gr. *βάταλος, βάτταλος* (Fick, Wb. [1]122; in den späteren ausgaben gestrichen), von lat. *bubo* 'eule', *baubari* 'bellen' mit lit. *baubti, bubauti* 'brüllen', in welchem letzten falle nicht nur die bedeutung, sondern auch der vocalismus schwierigkeit bietet, und andere mehr, welche hier unerwähnt bleiben können. Aus den zehn angeführten wortgruppen ersehen wir ja schon, dass indog. *b* im anlaut nicht so selten war, wie man bisweilen anzunehmen pflegt, und vielleicht würde auch die berücksichtigung der mir unbekannten sprachzweige (keltisch, armenisch und albanesisch) noch einiges hierher gehörige zu tage bringen. Steht es aber einmal fest, dass es mehrere wörter mit anlautendem *b* in der indog. grundsprache gegeben hat, so wäre es wol sonderbar, wenn man im germanischen nirgends das *p* als regelmässigen vertreter dieses anlautes belegen könnte. Vor allem fällt hier das got. *paida* ins gewicht. Dieses wort hängt nämlich, wie wol allgemein angenommen wird, mit dem gr. thrak. *βαίτη* zusammen, das 'hirtenrock von ziegenfellen' bedeutet, vielleicht durch urverwantschaft, wahrscheinlicher aber durch entlehnung. Natürlich kann *paida* nicht erst nach der lautverschiebung in das germanische gelangt sein, denn sonst wäre das *b* von *βαίτη* auch im germanischen geblieben und wäre es unmöglich, das inlautende *d* statt *t* zu erklären. *Paida* ist übrigens auch ein allgemeingermanisches wort, das in den verschiedenen sprachen in der ihm zukommenden lautgestalt erscheint, vgl. as. *pēda*, ags. *pád*, ahd. mhd. *pfeit*, welche wörter wie got. *paida* 'rock' oder 'hemd' bedeuten (got. *paida, χιτών, gapaidodai brunjon garaihteins, ἐνδυσάμενοι τὸν θώρακα τῆς δικαιοσύνης*). Ziehen wir diese facta in betracht, so bleibt uns nichts andres übrig, als got. *paida*, ahd. *pfeit* u. s. w. auf ein urgermanisches **paidō*, **paidā̄* zurückzuführen, das vor der wirkung des Vernerschen gesetzes **paiþá* und in vorgermanischer periode **baitá* gelautet hat. Ob dieses vorgerm. **baitá* mit *βαίτη* durch verwantschaft oder durch entlehnung zusammenhängt, braucht uns hier nicht zu beschäftigen; für unseren zweck genügt es, gezeigt zu haben, dass das anlautende *p* in *paida* aus vorgerm. *b* entstanden ist. Beitr. 16, 439 f. habe ich die verwantschaft von ahd. *pfuol* mit lit. *bala* und asl. *blato* zu erweisen versucht; diese zusammen-

stellung würde noch mehr überzeugendes gewinnen, wenn gr. *βαλανεῖον* 'bad' hierher gezogen werden könnte, das jedoch auch zu skr. *jala-* 'wasser' gehören kann (Prellwitz, Et. wb. 44). Doch auch wenn das griechische wort nichts mit *pfuol, bala, blato* zu tun hätte, so bleibt doch für meine erklärung des germ. *pōla-* aus vorgerm. **bālo-* eine grosse wahrscheinlichkeit, weil die bedeutung der baltoslavischen wörter der von *pfuol* vollkommen entspricht. Die annahme, dass dem germ. *p* und dem slav. lit. *b* in diesem falle indog. *b* zu grunde liegt, wird übrigens noch durch das altindische *barbura-* 'wasser' (= *udaka-*, Naigh. 1, 12, B.-R.) gestützt. Doch mit dem schon angeführten kann die frage, ob indog. anlautendes *b* im germanischen wirklich wie jedes andere *b* zu *p* wird, noch nicht als endgültig beantwortet betrachtet werden, und darum bestrebe ich mich, in den folgenden etymologischen versuchen, die annahme, dass auch anlautendes germ. *p* auf *b* zurückgehen kann, näher zu begründen.

Aelter-nl. *pruysten* 'sternutare' (Kilian), mnd. nnd. *prūsten*, nl. *proesten* (das wegen des *oe* aus einer östlichen mundart herstammen muss) wird von Franck (Et. wb. 757) als eine junge onomatopöetische bildung aufgefasst. Gern stimme ich dem hochverdienten sprachforscher darin bei, dass *prūsten* ursprünglich auf schallnachahmung beruht, doch möchte ich auf grund eines slavischen wortes dieselbe in eine frühere, vorgermanische periode verlegen. Ich meine nämlich russ. *bryzgat', bryznut'* 'spritzen'. Miklosich (Et. wb. 266) betrachtet *bryzgat'* als eine nebenform von gleichbed. *pryskat'* und fügt zur erläuterung hinzu: 'statt der tonlosen consonanten sind tönende eingetreten'. Man könnte sich für diesen wechsel von tenues und mediae auf asl. *droždiję, droštija* berufen, wo jedoch auch suffixverschiedenheit vorliegen kann. Doch gerade die übereinstimmung zwischen *bryzgat'* und *prūsten* einerseits, und zwischen *pryskat'* mit skr. *prushṇutē* 'spritzen, träufeln, netzen', lit. *prausiu, prausti* 'das gesicht waschen', *prusna* 'mund' andererseits, macht es wahrscheinlich, dass wir es nicht mit einer tenuis-schwächung im sonderleben des slavischen zu tun haben, sondern mit zwei aus der grundsprache ererbten wurzelvarietäten *brūs-* und *prūs-*, welche im letzten grunde identisch sind. Was *pryskat'* betrifft, so ist dieses allem anschein nach, wie *iskat'*

'suchen', eine inchoativbildung, welche auf einem indog. *prūs-skhō* (s. Zubatý, Kuhns zs. 31, 9 ff.) zur wurzel *preu̯s-, prūs-* beruht. Doch gehen wir etwas näher auf *bryzgat'* ein. Das praesens *bryžžu* (neben *bryzgaju*) kann sowol auf **bryzdją* wie auf **bryzgją* beruhen: das letztere ist aber wahrscheinlicher, weil sich sonst keine formen mit *zd* neben denen mit *zg* bei diesem worte nachweisen lassen. Müssen wir also von slav. *zg* ausgehen, so kann dieses doch aus älterem *zd* entstanden sein, denn asl. *drozgŭ* 'drossel' geht auf *drozdŭ* zurück, welche form (*drozd*) in verschiedenen slavischen sprachen vorliegt (s. Miklosich, Et. wb. 51). Unter welchen lautlichen bedingungen das slavische zwischen *zd* und *zg* schwankte, ist nicht deutlich: vgl. *mĭzda, gvozdĭ, gnězdo* mit ursprünglichem *zd* und *mozgŭ* mit ursprünglichem *zg*. Auf grund von slav. *drozdŭ, drozgŭ* glaube ich *bryzgat'* auf **bryzdati* zurückführen zu dürfen, das mit *prūsten* auf einem indog. mit *d* erweiterten praesensstamm (wie slav. *idą, jadą*, got. *giutan*, lat. *tendo* u. s. w.) beruhen kann: indog. *brūzd-* gibt im germanischen *prūst-*, im slavischen *bryzd-*, und, wenn die parallele mit *drozdŭ, drozgŭ* richtig ist, daneben auch *bryzg-*. Wenn man aber nicht zugibt, dass *zg* aus *zd* entstanden sein kann (man könnte sich auf ahd. *drosca* berufen, das sich unmittelbar mit *drozgŭ* verbinden liesse), so braucht man darum *prūsten* noch nicht von *bryzgat'* zu trennen, doch dann müssen die germanischen und russischen wörter auf verschiedenen praesensbildungen beruhen, *prūsten* auf *brūz-d-* und *bryzgat'* auf *brūz-gh-* (vgl. griechische bildungen auf *-χω*, wie *νήχω*). Das *z* von *brūzd-* und *brūzgh-* ist vor tönender consonanz aus *s* entstanden. Mag es auch nach der vorhergehenden erörterung noch unsicher sein, ob *bryzgat'* auf *brūz-d-* oder auf *brūz-gh-* beruht, jedenfalls hoffe ich es wahrscheinlich gemacht zu haben, dass *prūsten* und *bryzgat'* mit einander verwant sind und dass ihnen eine mit *b* anlautende wurzel zu grunde liegt.

Hd. *pfauchen*, ahd. *pfūchōn* geht auf germ. **pūhhō-* oder **pūkō-* zurück. Vgl. ags. *pohha, pocca* 'sack', mnd. *pogge, pugge* 'frosch, kröte'. Man zieht diese wörter wol mit recht zu indog. *buk* in skr. *bukkāra* 'gebrüll', gr. *βύκτης, βυκάνη*, lat. *bucina, bucca* ('opgeblazen wang', Franck, Et. wb. 745), asl. *bučati* 'mugire', *bykŭ* 'stier', *bŭčela* 'biene'. Auch hier haben wir anlautendes germ. *p*, das aus *b* entstanden ist.

Mittelengl. *pegge,* engl. *peg* 'pinne, pflock'; mit *l*-suffix nd. *pegel* 'pfahl', mnl. *pegel* 'merkzeichen, mass'. Die grundbedeutung der sippe ist 'pflock, pfahl'; vgl. noch die nl. zusammensetzung *peghel-stock* 'baculus dimetiens' und das verbum *peghelen* 'metiri, mensurare' (Kilian) und s. Franck, Et. wb. 722 f. Das germ. **pagi-* ist wahrscheinlich aus **paχi-*, vorgerm. **baki-* entstanden und mit gr. *βάκτρον* 'stab', *βακτηριά* 'stock, stütze', lat. *baculum, baculus* verwant. In anderen sprachen kann ich das indog. *bak-* nicht nachweisen. Ganz anders urteilt Prellwitz (Et. wb. 44) über *βάκτρον, βακτηριά.*

Mit ahd. *phlegan,* mhd. *pflegen,* as. *plegan* werden von Kluge (Et. wb.[4] 261) gr. *βλέφαρον* 'augenlid' und *βλέπω* 'blicken', verglichen. Das *b* in *βλέφαρον* ist indog. velares *g,* wie aus der nebenform *γλέφαρον* hervorgeht. Ich sehe aber keinen grund, das *p* von *plegan* aus einem velaren gutturallaute entstanden sein zu lassen und schliesse mich lieber an Sütterlin an, der (Bezz. beitr. 17, 166) *plegan* mit lat. *-bulcus* in *subulcus* 'schweinehirt', *bubulcus* 'ochsenhirt' vergleicht. Die indog. w. ist *blek-*.

Auch Francks vermutung über *pfad* (Et. wb. 712) kann noch erwähnt werden: ags. *pæð,* engl. *path,* afries. *path,* hd. *pfad* kann nämlich mit lat. *battuere,* franz. *battre* 'schlagen' verbunden werden (für die bedeutung vgl. russ. *bitaja doroga*) und auf ein indog. *bat-* zurückgehen.

Zweifelnd weise ich noch hin auf nl. *pal* 'unbeweglich, fest', das vielleicht von *pal* 'pinne', engl. *pawl* ('a short bar, which acts as a catch to a windlass') aus welsh *pawl* ('a pole, stake, bar' nach Skeat, Et. dict. 427) zu trennen ist und mit *p* aus indog. *b* zu skr. *bala-* 'kraft', asl. *bolij* 'grösser' gehören kann.

Möchten diese wenigen etymologischen annäherungen andere forscher, deren kenntnisse grösser sind als die meinigen, dazu anregen, die germanischen wörter mit anlautendem *p* nochmals eingehend auf ihren ursprung zu prüfen, so hätte ich mit diesem aufsatz, dessen unvollständigkeit ich gern erkenne, meinen zweck erreicht.

AMSTERDAM, märz 1893. C. C. UHLENBECK.

PRAEFIX *PY-* IM GRIECHISCHEN; *PY-*, *BHY-* IM GERMANISCHEN.

Als tiefstufenform zu indog. **épi, *ópi* 'dazu, daran, dabei, darauf' = aind. *ápi*, avest. *aipi*, apers. *apiy*, armen. *ev* 'und, auch', gr. ἔπι ἐπί, lat. *ob, op-(erio)*, osk. úp, *op*, lit. *api-* verbalpraef. ist *p i* bekannt und historisch bezeugt durch aind. *pi* adv. = *ápi, pi-dadhâti* 'deckt zu, verstopft', *pi-hita-s* part., *pi-dhâna-m* 'das zudecken' = *api-dadhâti* u. s. w., *pi-nahyati* 'bindet an, bindet zu', *pi-naddha-s* part. = *api-nahyati, -naddha-s, pîḍáyati* 'drückt, presst' < **pi-žḍ-áya-ti* 'sitzt darauf', gr. πιέζω < *πι-σέδ-yω (anders jedoch Johansson, De deriv. verb. contractis ling. graec. 109 ff. anm. 2 und Prellwitz, Etym. wb. d. griech. spr. 251), kret. πι-δίκνῦτι = att. ἐπι-δείκνῦσι, lit. *-pi, -p* 'zu, bei', postposition, z. b. in *sūnaũs-pi* 'zum sohne', *dëvõ-p* 'zu gott' (Kurschat, Gr. d. lit. spr. § 1477 s. 399). Vgl. Joh. Schmidt, Kuhns zs. 26, 23. Brugmann, Griech. gr. [2] § 200 s. 219. Grundr. 2, § 643 s. 1011. Kretschmer, Kuhns zs. 30, 571.

Vorsonantisch erscheint dies praefix in der form *py-*, wofür ein einziges altindisches exemplar *py-úkshṇa-* 'überzug des bogenstabs aus sehnen, schlangenhaut u. s. w.' ist, nach der auffassung Böhtlingk-Roths, Sanskrit-wb. 1, 886. 4, 896.

Im griechischen, wo trotz der bedenken Kretschmers, Kuhns zs. 31, 436 f. 439 der lautwandel *py* > πτ für den wortanlaut vornehmlich durch πτΰω 'speie' gesichert sein dürfte (Brugmann, Griech. gr. [2] § 40 s. 59. Grundriss 1, § 131 s. 120), ist als zeugnis für die vorsonantische praefixform *py-* vielleicht πτύσσω 'lege doppelt und mehrfach zusammen, falte' nebst πτύξ f. (plur. πτύχ-ες), πτυχή 'falte, schicht, lage, tafel' zu verwerten, indem es aus *πy-ύχ-yω entwickelt eigentlich 'schiebe darüber' bedeutet und mit aind. *ū́h-a-ti, -ū́h-a-te* 'schiebt, rückt,

streift' zu tun gehabt haben könnte. Man vergleiche *adhy-ûhati* 'zieht über, streift über, legt über, setzt drauf (auf ein anderes, das die grundlage bildet), erhebt über', *praty-ud-ûhati* 'häuft an', *páry-ûhate* 'legt rings an, umhäuft (mit angelegter erde u. dgl.)', auch das als simplex behandelte *vy-ûhate* 'stellt in schlachtordnung auf' (Böhtlingk-Roth, Sanskrit-wb. 1, 1032 ff. 6, 1484). Dass übrigens dieses aind. *ûh-* nur tiefstufenform zu indog. *wezh-* 'vehere' in aind. *váhati,* avest. *vazaiti,* lat. *veho,* lit. *vežù,* abulg. *vezą,* got. *ga-wiga* gewesen sei (Grassmann, Wb. z. rigv. 276. Verf., Morphol. unters. 4, 9. Beitr. 8, 279), ist mir jetzt nicht nur wegen der zu ziehenden consequenz, dass dann *πτ-ύσσω* auch zu *ὄχο-ς* 'wagen', *ὀχέω* 'lasse fahren', pamphyl. *Ϝεχέτω* 'vehito' gehören müsste, zweifelhafter.

In *ἔ-πτυξα, πέπτυκται* wäre die erstarrung des *py-* so wie die des vorconsonantischen *pi-* in *ἐ-πίεζε, ἐ-πίεσα, πεπίεσμαι* zu *πι-έζω* (s. oben s. 243), und wie 'schon ved. *pîḍ* als wurzelbestandteil betrachtet und ein perf. *pipîḍé* gebildet wurde' (Joh. Schmidt, Kuhns zs. 26, 23); und in *ἐπι-πτύσσω ἐπι-πτυχή ἐπί-πτυγμα ἐπί-πτυξις* doppelsetzung desselben praefixes nach verdunkelung der älteren composition, wie in *ἐπι-πιέζω ἐπι-πιεσμός,* vgl. auch nhd. *ver-fressen,* mnd. *vor-vreten,* spätlat. *ad-astāre* (Wilh. Meyer, Gröbers Grundriss d. roman. philol. 1, 374) und weiteres bei Brugmann, Morphol. unters. 3, 70 f. Betreffs *πυκτίς* 'schreibtafel', *πυκτίον* dass. neben *πτυκτίον* 'zusammengefaltetes buch' wird mit recht von Kretschmer, Kuhns zs. 31, 428, zweifelnd auch von Prellwitz, Etym. wb. d. griech. spr. 267 dissimilation aus *πτυκτ-* angenommen, wie in *πῡτίζω* aus **πτῡτίζω* (G. Curtius, Grundzüge [5] 285. Vaniček, Griech.-lat. etym. wb. 1197. Verf., Morphol. unters. 4, 33 anm. Brugmann, Griech. gr. [2] § 60 s. 74).

Für *πτύσσω* und seine etymologie ist sonst noch nichts brauchbares geleistet worden. Die verknüpfung mit *πύκα* 'dicht, fest', *πυκάζω, πυκνό-ς, πυκινό-ς* bei G. Curtius, Grundzüge [5] 498 f. und Vaniček, Griech.-lat. etym. wb. 459 leidet an schweren lautlichen und begrifflichen anstössen. Ebenso die combination mit got. *biugan* 'biegen', die nach Froehde, Bezzenbergers Beitr. 1, 251 f., neuerdings auch, allerdings nur fragweise, Prellwitz, Etym. wb. d. griech. spr. 267. 341 f. sich aneignet, dieser sogar, indem er die von Froehde noch abgetrennten aind. *bhujáti* 'biegt', *bhugná-s* 'gebogen' und gr. *φεύγω*, lat. *fugio,* lit. *bùgau* praet.

'erschrak', *baugù-s* 'furchtbar, furchtsam' mehr oder weniger in mitleidenschaft zu ziehen wagt. Ich habe schon Morphol. unters. 4, 327 gegen solche unterbringung des *πτυχ-*, *πτύσσω* mich ausgesprochen und dahinwider die notwendigkeit und möglichkeit, ags. *búzan,* mnd. *bûgen,* mnl. *bûghen,* got. *biugan* und ahd. *biogan* als *-k*-form mit den *-g*-formen aind. *bhujáti* u. s. w. zusammen zu belassen, dargetan; vgl. auch verf., Beitr. 8, 278. Kluge, Etym. wb.[5] 40 a f. 59 a. Franck, Etym. wb. d. nederl. taal 156. Brugmann, Grundriss 2, § 524 s. 922. Gr. *πυγών* f. 'ellenbogen, ellenmass', das Prellwitz a. a. o. 267 auch noch zu *πτύσσω,* wie zu unserem *biegen, bogen* stellen möchte, schliesst nur dem letzteren, mithin auch an *φεύγω, φυγή* sich an. Man könnte denken, dass ein dem ahd. asächs. *bogo,* ags. *boza,* aisl. *boge* m. 'bogen' genauer, abgesehen von dem grammatischen geschlecht und der consonantstufe des wurzelablauts, entsprechendes **φυγών* sich die angleichung des anlauts an das synonyme *πῆχυ-ς* m. habe gefallen lassen müssen. Doch ist noch wahrscheinlicher der einfluss von *πυγμή* 'faust', das metonymisch als bezeichnung eines längenmasses 'die weite von der spitze des ellenbogens bis zur zusammengeballten faust' ausdrückt; vgl. Poll. 2, 158 *ἀπὸ δὲ τοῦ ὠλεκράνου πρὸς τὸ τοῦ μέσου δακτύλου ἄκρον πῆχυς· εἰ δὲ συγκάμψειας τοὺς δακτύλους, ἀπ' ἀγκῶνος ἐπ' αὐτούς, πυγὼν τὸ μέτρον· εἰ δὲ συγκλείσειας, πυγμή.* Dann kann *πυγών* auch sein genus von *πυγμή* entlehnt haben und ursprünglich masculin, wie das germanische *bogen,* gewesen sein.

Bei gr. *πτύχ-ες* ist die anwendung von 'tiefen eines gebirges, schluchten, täler, windungen und krümmungen' (Pape-Sengebusch, Griech.-deutsch. handwörterb. 2[3], 811 b) nur ein abgeleiteter, wenn auch schon in der homerischen sprache sich findender gebrauch; entsprechend bei *πτύξι-ς,* wenn es Hesych durch *κάμψις* neben *δίπλωσις* erklärt. Aber *ἔγχεα πτύσσοντο* Il. *N* 134 heisst nach dem ganzen zusammenhang der stelle schwerlich 'die speere bogen sich' in der meist üblichen übersetzungsweise (Faesi zu d. st. Passow, Handwörterb. d. griech. spr. 2[5], 1279 a. Pape-Sengebuch, Griech.-deutsch. handwörterb. 2[3], 812 a); vielmehr 'sie bildeten in ihrer bewegung (*σειόμενα*) eine regelmässige lage' (Ebeling, Lex. Homer. 2, 247 a) oder auch 'sie wurden zusammengelegt, eng zusammengedrückt' (Leo Meyer, Vergleich. gr. 1[2], 918), d. i. aber eben 'sie schoben

sich aneinander, rückten aneinander' in bestätigung unseres etymons, zu dem allenfalls auch das 'kreuzten sich' anderer (Ebeling a. a. o.), als ein 'schoben sich übereinander' noch stimmen würde.

Welches aussehen hat im germanischen unsere praefixform *py-* gewonnen, gemäss der für diese sprache anzunehmenden behandlung der anlautsgruppe *py-*?

Streitberg hat in seinen und Brugmanns Indog. forsch. 1, 513 f. über einige germanische fälle der verbindung von anlautender consonanz mit *-y-* gehandelt. Ich sehe mich hier nur veranlasst, von seinen bemerkungen diejenige über got. *speiwan* zu berühren und zurückzuweisen. Streitberg widerlegt mit nichten meine Morphol. unters. 4, 315 ff. und Beitr. 8, 288 begründete auffassung, dass für got. *speiwan,* ags. ahd. *spîwan* ein indog. **spīw-ó,* die schon von Joh. Schmidt, Kuhns Zs. 25, 600 auf aind. *shṭhī́v-a-ti* gestützte heischeform, zu grunde zu legen sei. Das von Streitberg dagegen aufgestellte 'indog. **spiéu̯ō* mit sonantischem *i*' schwebt ganz in der luft; 'eine übereinstimmung', d. i. völlige morphologische congruenz, mit abulg. *plju-ją* und lit. *spiáu-ju*' wird erzielt, so wenig auf dem dort betretenen wege, wie auf dem meinigen, da von einem 'jodpraesens', wie es hier das slavo-baltische hat, ein 'imperfectpraesens', das Streitberg in got. *speiwa* sieht, morphologisch nicht minder weit absteht, als das von mir darin erkannte 'aoristpraesens'. Vielmehr hat die der balto-slavischen jodbildung, sowie auch dem gr. πτύω und lat. *spuo* entsprechende formation das germanische einzig in aisl. *spý-ja* 'speien, spucken' aufzuweisen (verf., Morphol. unters. 4, 20. 33. Brugmann, Grundr. 2, § 707 s. 1062. § 722 s. 1078). Auch in Brugmanns bemerkung a. a. o. 1062: 'got. *speiwa* entweder aus **spīu̯ō* zu ai. *shṭhîv-a-ti* oder (mit Streitberg, Indog. forsch. 1, 513 f.) aus **spieu̯ō* zu lit. *spiáu-ju*' corrigiert sich hiernach die dem Streitberg'schen standpunkte gemachte concession.

Enthält also got. *speiwan,* ags. ahd. *spîwan* ein indog. *ī,* so kann es auch nichts beweisen in der frage, wie die anlautsgruppe geräuschlaut + *-y-*, speciell indog. *py-,* im germanischen behandelt werde; übrigens selbst auf dem boden der anschauungsweise Streitbergs nicht, da auch nach ihm ja 'sonantisches *i*

statt eines consonantischen *i̯'* in dem substrat des germanischen verbums vorliegen würde.

Nimmt man an, was kein hindernis findet, vielleicht aber eine stütze in einigen weiter unten zu erwähnenden erscheinungen, es sei aus ursprünglichem *py-* im germanischen auf einem der beiden wege *py-* > *p-* > *f-* oder *py-* > *fy-* > *f-* letztlich das *-y-* spurlos verschwunden, so gelangt man zu einer befriedigenden etymologischen deutung unseres adjectivs *feucht*. Das aus ags. *fúht, fuht,* mnd. *vucht,* mnl. *vucht, vocht,* ahd. *fûht, fûhti,* mhd. *viuhte* zu erschliessende germ. **f-ūχtu-z* kann, auf ein indog. **py-ūq-tu-s* zurückgebracht, an die wurzel *weg-* (oder *wag-*), *o-* hochstufig *wog-*, tiefstufig *ŭg-* in aisl. *vǫk-r* adj. 'feucht, nass', *vǫkva* f. 'feuchtigkeit, nässe', lat. *ūv-ēns, ūv-ēsco, ūv-idu-s, ūv-or* < **ūgv-ent-s* u. s. w., gr. ὑ̔γ-ϱό-ς 'nass, feucht, flüssig' angeschlossen werden.

In composition mit folgendem adjectiv drückt das praefix **épi-*, **ópi-*, die vollform zu *pi-*, in einigen sprachen öfter die annäherung an den eigenschaftsbegriff aus. So besonders häufig im griechischen, wo ἐπί-βαρυς 'etwas schwer', ἐπί-γλυκυς 'süsslich', ἐπί-δασυς 'ziemlich haarig', ἐπί-κυρτος 'etwas gekrümmt, buckelig', ἐπί-κῦφος dass., ἐπί-λευκος 'weisslich', ἐπί-μακρος 'länglich', ἐπι-μέλᾱς 'schwärzlich', ἐπί-ξανθος 'gelblich, bräunlich', ἐπί-περκος, -περκνος 'etwas dunkelfarbig, bräunlich', ἐπί-πικρος 'etwas bitter', ἐπί-πυρρος 'rötlich', ἐπί-ϱρικνος 'etwas zusammengeschrumpft, mager', ἐπί-σαπρος 'anfaulend', ἐπί-σῑμος 'etwas eingebogen, stumpfnasig', ἐπι-χαλαρός 'etwas lose, locker', ἔπ-οξυς 'etwas scharf', ἔπ-ουλος 'etwas kraus'; im lateinischen seltener, doch z. b. in *ob-longus* 'länglich'. Unser germ. **f-ūχtu-z* < **py-ūqtu-s* könnte hiernach, als mit gr. ἔφ-υγρο-ς 'etwas feucht' Theophr. in beiden bestandteilen sich berührend, die grundbedeutung 'angenässt, etwas nass' gehabt haben, und das ist ja eben *feucht,* nach Heyne, Deutsch. wb. 904 'in geringem grade nass'. Jedoch geht gar nicht ungewöhnlich auch die durch das praefix herangebrachte bedeutungsnuance verloren, so dass das zusammengesetzte adjectiv nur, oder doch nahezu, das gleiche aussagt wie das simplex, wofür gr. homer. ἐπί-ξῡνος, ἐπι-είκελος, ἐπι-σμυγερός, nachhomer. ἐπί-κοινος, -λαμπρος, -λοιπος, -πλεος Herod., -τερπνος, ἐπι-τρόχαλος, ἐπ-άγρυπνος, -άξιος, -ωφέλιμος, ἐφ-άπαλος, lat.

ob-nūbilus, ob-stupidus, ob-uncus, etwa auch *ob-noxius, ob-līquus* (zu *liqui-s* simpl.) beispiele sind.

Mit substantiven bildet **épi-, *ópi-* ebenfalls adjectivische zusammensetzungen, die, indem sie wol als bahuvrîhicomposita aufzufassen sind, eigentlich ausdrückten 'wobei das und das ist', daher dann einerseits 'an das und das herankommend, sich annähernd', andererseits 'mit dem betreffenden gegenstande versehen, behaftet'. Das erstere z. b. in gr. *ἐπί-γαμος* 'heiratsfähig', *ἐπι-θάνατος* 'dem tode nahe, todkrank, dem tode nahe bringend, tödlich', *ἐπι-μήκης* 'länglich', *ἐπί-νοσος* 'kränklich', auch wol in *ἐπί-ζηλος* 'beneidenswert', *ἐπί-ψογος* 'dem tadel ausgesetzt, tadelnswert'; das zweite in homer. *ἐπί-φρων* 'bei verstande, verständig, klug', '*ᾧ ἔπι φρένες*' (Pape-Sengebusch, Griech.-deutsch. hdwb. 1 [3], 1001), ferner in nachhomer. *ἐπί-δακρυς, -κοτος, -λῡπος, -μομφος, -πονος, -σκιος, -σκοτος, -τῑμος, -φοβος, -χαρις, -χολος, ἐπι-κίνδῡνος, -κλεής, -κῡδέσ-τερο-ς* compar., *-νεφής, ἔπ-ομβρος, -ουρος, ἐπ-αχθής, -ώδυνος, ἔφ-αμμος* u. a., lat. *obs-caenu-s* 'schmutzig, ekelhaft, garstig' (*obs-* erweiterung aus *ob-*) : *caenu-m* n. 'schmutz, kot, unflat', aind. *ápi-bhâga-s* 'anteil habend' : *bhâgá-s* m. 'teil, anteil'. Solcher bildungstypus, scheint mir, kommt für unser *feucht* noch eher in betracht, insofern als in dem germ. **f-ūχtu-z* der schlussbestandteil *-ūχ-tu-z* doch wol den eindruck eines substantivischen nomens, eines verbalabstractums mit *-tew*-suffix, macht, das ganze also auch bahuvrîhi gewesen sein dürfte, im sinne dann etwa von 'wobei nässung ist, mit befeuchtung behaftet'. Man halte dazu insbesondere, des gleichen begriffes wegen, die griechische bahuvrîhibildung homer. *ἔφ-υδρο-ς*, ion. *ἔπ-υδρο-ς* Herod., eigentlich 'wobei wasser ist', daher 'feucht, nass'. Germ. **fūχtu-z* aber darf als die richtig erschlossene form gelten, weil sie es ist, unter der sich in bekannter weise die umlautslosigkeit des ags. *fúht* und die *-yo*-flexion von ahd. *fûhti*, mhd. *viuhte* mit einem schlage erklärt; der ansatz **fūχtu-z* auch schon bei Kluge, Etym. wb. [5] 105 und Franck, Etym. woordenboek d. nederl. taal 1099.

Mit *feucht* hat Bezzenberger in seinen Beitr. 12, 77 f. die baltisch-slavische wortsippe von lett. *kust* 'schmelzen, tauen, ermüden', *kūsāt* 'auftauen', *kusl-s* 'klein und zart', lit. *kuszlù-s* 'schwächlich, kümmerlich', abulg. *kysnąti* 'nass werden, sauer

werden', *kvasiti* 'netzen, säuern', *kvasŭ* 'fermentum, sauerteig, säure', *kŭsĭnŭ* 'tardus', serb. *kušljati* 'im wachstum zurückbleiben' zusammengestellt. Dagegen spricht schon Kluge a. a. o. mehr, wie es scheint, ein semasiologisches, als ein formales bedenken aus; das letztere kommt hinzu, wenn man sich mit Bartholomae, Stud. z. indog. sprachgesch. 2, 13 ff. anm. 2 in der frage der germanischen labialis für indogermanischen postvelar kritischer verhält. Anders über *feucht*, nl. *vocht* Franck a. a. o., der, wol nach Graff, Althochd. sprachsch. 3, 446 und Grimm, Deutsch. wb. 3, 1577, jedoch selbst zweifelnd, vergleichung der nordgermanischen sippe, welcher engl. *fog* 'dicker nebel, dampfwolke' als dän. lehnwort angehört, vorschlägt, aisl. *fjúka* 'stieben, vom wind getrieben werden, wehen', *fúke* m. 'gestank', *fok* n. 'spray, snow-drift', norw. *fuk* 'dampf, staub von einer trockenen auseinanderfallenden masse', dän. (*snee-*)*fog*, nordfries. *füke* 'dichter nebel'; lautlich befriedigender als Bezzenbergers combination, begrifflicherseits aber vielleicht noch anstössiger.

Weitere beispiele der vorsonantischen praefixform *py-*, ausser *feucht*, im germanischen aufzutreiben, mag vielleicht späterer forschung noch gelingen. Zweifelnd erwähne ich unten (s. 253 ff.) in dieser hinsicht noch ein *f-arm-*, das auf niederländischem und niederdeutschen boden in mnl. *ont-farmen*, mnd. *ent-farmen*, mnd. mostnfrk. *er-varmen* als variante nicht nur zu *b-arm-* in *barm-herzig*, *er-barmen*, sondern auch zu *arm-* in got. *arman*, *armaiō*, *arma-hairt-s* auftritt. Noch einiges andere sucht in einem unten sich anschliessenden artikel L. Sütterlin unter denselben gesichtspunkt zu bringen.

Nach der rein lautlichen seite aber ist vielleicht eine vereinzelte stütze des angenommenen lautwandels *py-* > germ. *f-* in unserem *fase*, *faser* zu finden. Dass ahd. *faso* m., *fasa* f., mhd. *vase* m. f., *vaser* f. 'faser, zottel, franse', ags. *fæs* n., mengl. *fasil* 'franse' und andererseits die *i-*, *ë*-formen isl. *fis* n. 'flocke, faser, spreu', ahd. *fësa*, mhd. *vëse*, nhd. *fese* f. 'getreidehülse, rispe, spreu', 'getreide in der hülse, spelt', mnd. *vese*, *vesen*(*e*) f. 'faser', mnl. *veze* f. 'splitter, span, gras- und kornspitze, franse', mnl. *vezel* f. dass. zusammengehören, wird wol mit vollem recht behauptet (Graff, Althochd. sprachsch. 3, 705. Benecke-Müller, Mittelhochd. wb. 3, 323 a f. Lexer, Mittelhochd. hdwb. 3, 28. Franck, Etym. woordenboek d. neederl. taal 1079); es kommt ja auch selbst das mhd. *vëse*

und nhd. *fese* vereinzelt für 'fase, faser, floccus' gebraucht vor (Benecke-Müller a. a. o. 329 b. Grimm, Deutsches wb. 3, 1554 f.). Mit Franck nun alles auf eine wurzel indog. *pes-* zurückzuführen, die ihrerseits weiter keinen stützpunkt findet, heisst verzichtleistung auf den doch sonst nicht üblen anschluss der *i-, ë*-formen isl. *fis,* ahd. *fësa* u. s. w. an die wurzelform indog. *pis-* 'stampfen, schroten' von aind. *pish-ṭá-s* part., *pinásh-ṭi* praes. 'zerstampft, zerreibt, mahlt', avest. *pish'trô* m. 'zerstampfung, mahlen', gr. *πτίσσω* 'zerstampfe, zerschrote, enthülse durch stampfen', *πτισάνη* 'enthülste gerste, gerstengraupen', lat. *pistu-s, pistor, pīnso,* abulg. *pĭchati* 'stossen, stampfen', *pĭšeno* 'mehl'; vgl. Fick, Vergleich. wb. 1 [4], 78. 472. 2 [3], 151. 3 [3], 186. O. Schade, Althochd. wb. [2] 191 a. Lexer, Mittelhochd. hdwb. 3, 325. Prellwitz, Etymol. wb. d. gr. sprache 251. Als die nicht-tiefstufige wurzelform zu disem *pis-* hat auch indog. *pyes-* oder *pyas-* zu gelten, auf grund von avest. *fyańh-u-sh'* m. 'hagel, schlossen', *fyańh-vańt-* part. 'schlossen regnend' (Bartholomae, D. airan. verb. § 156 s. 109. Stud. z. indog. sprachgesch. 2, 44 anm.) und ein mittelbarer hinweis eben darauf ist das *πτ-* des gr. *πτίσσω* (Bartholomae, Studien z. indog. sprachgesch. 2, 44 anm. 129, vgl. auch Johansson, De deriv. verb. contractis linguae graec. 109 anm. 2). Auf *peys, poys-* beruhende formen wie aind. *peshṭum* infin., *pipesha* perf., die nomina *pesha-s*, *peshaṇa-m, peshṭar-,* lit. *pëstà* 'stampffass,' *paisýti* 'die grannen der gerste abklopfen', russ. *pest* 'mörserkeule, stössel' u. a., werden wol besser als ablautsentgleisungen von dem tiefstufigen *pis-* aus, also wie aind. *vetsyati, veddhum, veddhar-, veddha-s,* avest. *vivaêdha,* aind. *viveca* zu *vyadh-, vyac-* (verf. Morphol. unters. 4, 80 f. Beitr. 8, 280), verstanden, denn mit hilfe des von Johansson a. a. o. construierten ganz hypothetischen urwurzelgebildes **peyes-*. Also findet denn nun unter voraussetzung von *pyas-* oder *pyos-* als wurzelstufe das ahd. *faso, fasa,* ags. *fæs* seinen formalen anschluss an isl. *fis* und ahd. *fësa,* denen grundsprachliche *i*-formen **pis-es-, *pis-ā,* jedoch auch wol **pyés-es-* und **pés-ā* zu grunde liegen mögen.

Wenn unsere vermutung richtig ist, dass aus *py-* im germanischen *f-* wurde, so lässt sich das betreffende lautgesetz vielleicht auf die breitere basis stellen, dass überhaupt nach wortanlautendem labialen geräuschlaut ein *-y-* in dieser sprache

spurlos untergegangen sei. Für ein indog. *bhy-*, die dem vorconsonantischen *bhi-* = got. asächs. ahd. *bi-*, ags. *bi-*, *be-* entsprechende vorsonantische praefixform wäre also germ. *ƀ-* > *b-* zu erwarten.

Indem man nach bestätigungen dafür sucht, hat man freilich wol kein besonderes gewicht auf zusammenrückungen zu legen, die als solche auch jüngere mit dem synkopierten *b*(*i*)- oder eher noch dem daraus einzeldialektisch abgeblassten *b*(*e*)- sein können; wir meinen hier z. b. mnd. mhd. nhd. *b-ange*, mnl. *b-anghe* (Graff, Althochd. sprachsch. 1, 423. Grimm, Deutsch. wb. 1, 1101 f. 1135. Kluge, Etym. wb. [5] 27 b. 29 b. Franck, Etym. woordenboek d. nederl. taal 52. 56. Heyne, Deutsch. wb. 277). Solche sind ferner besonders eine anzahl bekannter localadverbien: mnd. md. *b-in*, engl.-dial. (schott.) *ben* 'innerhalb', ags. *binnan*, afries. *binna*, mnl. mnd. md. mhd. *binnen* neben ags. *be-innan*; ags. asächs. *b-ûtan*, ags. fries. *bûta*, mnd. mnl. *bûten*, ahd. *bûzssan* Isid., md. *bûzen* neben ags. *be-ûtan*, asächs. *bi-ûtan*, ahd. *bi-ûzan*; ags. *b-ufan* (*á-bufan*, mengl. *a-boven*, nengl. *a-bove*), afries. *bova*, mnl. mnd. *boven* neben ags. *be-ufan*, asächs. *bi-oƀan*; afries. *b-uppa* 'praeter'. Vgl. Grimm, Deutsche gr. 3, 253 f. des neudrucks, im einzelnen auch Höfer, Germania 15, 65. 67 f. Schade, Altd. wb. [2] 65 a. 65 b. 71 b. Bosworth-Toller, Anglo-sax. dict. 4 a. 102 a f. 132 b. 136 b. Schiller-Lübben, Mittelniederd. wb. 1, 338 a. 408 b. 463 a. Benecke-Müller, Mittelhochd. wb. 1, 750 b. 3, 197 b. Lexer, Mittelhochd. hdwb. 1, 280. 405. Ed. Müller, Etym. wb. d. engl. spr. 1 [1], 5. 152 f., Skeat, Concise etym. dict. of the engl. lang. [2] 2 a. 319 b. Kluge, Etym. wb. [5] 42 a. Franck, Etym. woordenboek d. nederl. taal 103. 138. 157 f. Mit allen diesen und ihrer entstehungsweise kann es dieselbe oder eine ähnliche bewantnis gehabt haben, wie mit mhd. *g-unnen*, auch schon spätahd. bei Nôtkêr (Graff, Althochd. sprachsch. 1, 271), mhd. nhd. mnd. *g-unst*, mhd. *g-unt* m. 'gunst' neben asächs. ahd. *gi-unnan*, *gi-onsta* praet. bei Otfrid (Graff a. a. o.), ags. *ʒe-unnan*.

Eher aber käme schon in betracht das verhältnis von ahd. *p-armanto* 'miserando', *ir-b-armên* 'misereri', *ir-barmidî* f. 'misericordia', mhd. nhd. *barmen*, *er-barmen*, mhd. mnd. *barme* f. 'erbarmung, barmherzigkeit', mhd. *barmede bermde* f. dass., *barmec* 'erbarmend, mitleidig', mnd. *bermich*, *barmelik* 'erbarmen er-

regend, kläglich', *barm-heit* 'barmherzigkeit', nl. *er-barmen* zu got. *arman* 'sich erbarmen, bemitleiden', *armaiō* 'barmherzigkeit, almosen', *arma-hairt-s,* ahd. *arm-hërzi* 'barmherzig'. Darüber handeln in einem für unseren zweck vorbereitenden sinne Graff, Althochd. sprachsch. 1, 423. Grimm, Deutsch. gramm. 2, 796. 797 neudr. Deutsch. wb. 1, 553 f. 557 f. 561. 1134 f. 3, 701. W. Wackernagel, Altdeutsch. handwb. [5] 18 b. Kluge, Etym. wb. [5] 29 a f. Franck, Etym. woordenboek d. nederl. taal 55 f. und Heyne, Deutsch. wb. 285. 776.

Es erscheint mir nun jedenfalls bedenklich, hier die annahme 'einer nachbildung eines lat.-christlichen wortes', 'got. *arman* zu *arms* wie lat. *misereri* zu *miser*', mit Kluge, Franck und Heyne weiter zu erstrecken, als einzig auf die zusammensetzung mit *herz*, got. *arma-hairt-s*, ahd. *arm-hërzi*, ahd. *ir-barmhërzida*, mhd. *barm-hërze, -hërzec*, mnd. *barm-hërtic-heit*, mnl. *barm-hertich* nach *miseri-cors*, *-cordia*. Man trifft sicher das richtige, wenn man dem germ. **arma-z* adj. 'miser, pauper' = aisl. *arm-r,* ags. *earm,* asächs. mnl. *arm*, ahd. *aram arm* die grundbedeutung 'bemitleidet, mitleidswert' zuspricht, zumal eben diese ja auch das got. *arm-s* noch als die alleinige zeigt in *armōstai* superl. 'ἐλεεινότεροι' 1. Cor. 15, 19, während die gr. πένης und πτωχός Wulfila stets durch *unlēþs* widergibt (Grimm, Deutsche gr. 2, 143 anm. des neudrucks. Deutsch. wb. 1, 553 f. Thomsen, Ueber d. einfluss d. germ. spr. auf d. finn.-lapp. 131, vgl. auch E. Schulze, Goth. gloss. 29 a. 192 b f. Balg, A compar. gloss. of the Goth. lang. 31 b. 496 b f.). Die erklärung des *arm* als 'beraubt' unter vergleichung von gr. ὀρφανό-ς, lat. *orbu-s* (Johansson, Beitr. 15, 223 f., vgl. auch Kluge, Etym. wb. [5] 17 b) lässt das unberücksichtigt, desgleichen die beziehung zu aind. *arma-ká-s* 'schmal, dünn', gr. ἀραιό-ς 'dünn, schwach', ἔρημο-ς 'einsam, verlassen' nebst weiterem (Fick, Vergleich. wb. 1[4], 11. 2[3], 22. 305. 3[3], 24. W. Wackernagel, Altdeutsch. wb. [5] 14 a. Lexer, Mittelhochd. handwb. 1, 93. Prellwitz, Etym. wb. d. gr. spr. 29. 102), wer wenigstens von 'unglücklich' ausgeht, wie Franck a. a. o. 34 f. und Noreen, Pauls Grundr. d. germ. philol. 1, 465, ähnlich Heyne, Deutsch. wb. 147, kommt näher, obschon auch nicht völlig, an den grundbegriff unseres *arm* heran. Ja selbst die behauptung Kluges a. a. o. 29 b: 'für germ. *arm* eine nebenbedeutung 'misericors' neben 'miser' anzunehmen, dafür

lt jeder anhalt' lässt sich anfechten: scheint denn nicht das el der bedeutungen bei den anerkanntermassen, auch nach ıge, Pauls Grundr. d. germ. philol. 1, 322, aus dem germanischen lehnten finn. *ármas* 'gratus, carus', aber schwed.-lapp. *armes* iserabilis', hinwiderum finn. *armo* und lapp. *arbmo* 'gratia, or' nebst finn. *armias*, norw.-lapp. *armogas*, schwed.-lapp. *ıokes* 'misericors, clemens' auf den doppelsinn von activischem gend, begünstigend, mitleidig' und passivischem 'gehegt, be- :leidet' in germ. **arma-z* wirklich hinzuweisen, gemäss den ıon von Grimm, Deutsch. wb. 1, 553 f. und Thomsen a. a. o. 131 gegebenen andeutungen? Und wenn man den verbal- mm germ. got. *armai-* nur durch 'nachbildung eines lat.- ·istlichen begriffes' entsprungen sein lässt, wie soll es zu er- iren sein, dass derselbe auch bei den doch in ferner vor- ·istlicher urzeit entlehnenden Finnen in deren *armaita* 'sich ›armen' auftritt, nach Thomsen a. a. o. 112. 131? Leider ılt sichere aussergermanische anknüpfung für **arma-z* adj. ıs **arƀ-ma-z*?), um den durch die interne germanische sprach- schichte genügend klar sich ergebenden begriffskern 'be- tleidet, bemitleidenswert' und etwa auch 'liebhabend, bemit- dend' des weiteren zu stützen.

In mnd. *be-barmen* (Schiller-Lübben, Mittelniederd. wb. 1, 1 b. 701 a) begegnet wider die vorsetzung des alter ego vor .sselbe verdunkelt gewordene sprachelement, von der oben 244 die rede war. Merkwürdig aber sind die für *b-arm-* ıisereri' auf niederdeutschem und niederländischen boden be- ›gnenden formen mit innerer spirans *-v-* und *-f-* an stelle des ›rschlusslautes *-b-*, die bei Grimm, Deutsch. wb. 1, 1135. 3, 701 ıd Franck, Etym. woordenboek d. nederl. taal 55 f. besprochen erden: mnd. und mnl.-dial. (limburg.) *er-varmen* (bei Franck lschlich 'mnd. *ervermen*', vgl. Schiller-Lübben, Mittelniederd. b. 1, 734 a), ferner mnd. *ent-farmen ent-fermen*, mnl. *ont- :rmen ont-faermen*, nnl. *ont-fermen* und die nomina mnl. *ont- :rm* m. 'mitleiden', *ont-farmech*, mnd. *unt-farmich*, mnl. *ont- :rmhertech* adj., mnd. *ont-farmhertiched*. Dass diese formen, ie das Grimm'sche wörterbuch lehrt, 'wider die deutung des in *barmen*, *erbarmen* aus der partikel *be* streiten', ist sicher .cht anzunehmen. Aber auch den weg, den Franck a. a. o. ıd mit ihm Tamm, Etym. svensk ordbok 25, einschlägt, um

von *-barm-* oder eigentlich *-ƀarm-* als zuerst gegebenem zu *-farm-* zu gelangen, wird man kaum betreten dürfen. Franck scheint dem *er-varmen* 'uit **ar-bi-armên* = ohd. *irbarmên*' die stimmhafte spirans zu geben, die inlautend hinter *-r-* lautgesetzlich auf germ. *-ƀ-* beruhen soll; aber 'entwickelung eines mnd. *ervarmen,* wenn kein simplex *barm-* einwirkte, ist', so schreibt mir van Helten (22. april 1893), 'schwerlich denkbar wegen der mnd. worte *barme* 'miseratio', *barmelik, barmheit* = *barme, barmhertich*; dasselbe gilt für mostndfrk. *ervarmen* (in den Limb. serm.) wegen *barmhertich'*. Wenn aber Franck in betreff von nl. *barmhartig* und *erbarmen* lehrt: 'de afleidsels en samenstellingen van *barm-* komen eerst in het nnl. (of het latere mnl.) voor en zijn van het hoogduitsch ontleend', so würde schon die consequenz erfordern, diese anschauungsweise auch auf das *barm-, er-, ent-, be-barmen* des mittelniederdeutschen, da auch letzteres *er-varmen, ent-farmen* hat, auszudehnen. Dass aber mnd. mostnfrk. *er-varmen*, in abweichung von *er-bêden, er-beiden, er-beren, er-bidden, er-bîten* u. a., dem einfluss des einfachen, nicht dem hochdeutschen entlehnten *barm-* sich entzogen habe, wird auch schwer zu glauben sein. Vollends erregt anstoss die Franck'sche herleitung des nl. *ont-farm-*, mnd. *ent-farm-* 'uit **ont-bi-arm-*: uit *ont-bi* entwikkelde zich dan *ont-v(e)-, ontf-'*. Nirgends ist bei zusammensetzung aus nl. *ont-*, mnd. *ent-* (*ont-, unt-*) und einem mit *b* beginnenden worte etwas anderes als *ont-b-, ent-b-* anzutreffen. Das lehrt besonders mnl. nnl. *ontberen,* mnd. *ent-beren* = ahd. *in-bëran* 'entbehren'; der möglicherweise anzunehmende zusammenhang mit dem adjectiv mnl. *baer,* mnd. asächs. ahd. *bar,* ags. *bær,* aisl. *ber-r* 'nackt, bloss' (Kluge, Etym. wb.[5] 28 b. 90 a. Heyne, Deutsch. wb. 753), oder auch der weniger wahrscheinliche mit mnl. mnd. *beren, baren,* got. *bairan* 'tragen, hervorbringen' (Franck a. a. o. 53 f. 697) war sicher ein für das sprachgefühl schon seit lange verwischter, und hatte hier in so früher zeit, als der zusammenhang noch empfunden ward, die formale ausgleichung mit dem simplex *ont-b-, ent-b-*, anstatt *ont-f-, ent-f-* < **ont-ƀ-, *ent-ƀ-*, zu wege gebracht, warum nicht auch durchweg und ebenso frühzeitig bei *-ƀarm-* im antritt an dasselbe praefix?

Es wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als dass man *in mnd.* mostnfrk. *er-varmen* und mnd. *ent-farmen*, mnl. *ont-*

farmen germ. *-f-* sieht. Dann aber steigt der gedanke auf, dass hier die spur einer anderen partikelzusammensetzung, als derjenigen in *b-arm-*, vorliege, derselben nämlich wie in *f-eucht* und gr. *πτ-ύσσω*, was wir schon oben s. 249 andeuteten. Offen halten muss man freilich daneben die möglichkeit, dass eine zur zeit noch nicht erfassbare volksetymologische einwirkung aus *barm-* ein *-farm-* hinter den partikeln *er-* und *ont-*, *ent-* im niederländischen und niederdeutschen gemacht habe.

Für ahd. asächs. ags. *unnan*, aisl. *unna* 'gönnen', ahd. *unst* 'gunst, gnade' erscheint *-b-unnan*, *-b-unst* in ahd. *ir-bunnan*, obd. *ar-punnan*, mhd. *er-bunnen* 'misgönnen, beneiden', ahd. *ir-pun* und *ur-punna* f., mhd. *er-bünne*, *ur-punst*, mhd. *ur-bunst* f. 'misgunst, neid', ahd. *ir-bunstîg* adj. 'misgünstig'; vgl. Graff, Althochd. sprachsch. 1, 272. 423. Benecke-Müller, Mittelhochd. wb. 1, 32 a. Lexer, Mittelhochd. handwb. 1, 619 f. Grimm, Deutsch. wb. 1, 1135. Nicht recht verständlich ist mir, was hinsichtlich des verschiedenen bedeutungsverhältnisses von *ar-punnan* : *unnan* und von *ar-parmên*, *ir-barmên* : **armên* = got. *arman* bei den brüdern Grimm a. a. o. bemerkt wird: 'man müsste sagen, dass den partikeln *ar* und *pi* bald privative, bald intensive kraft beiwohne'. Man hat solches doch wol nur von dem *ar-*, *ir-*, *ur-* allein zu sagen, und bei dem erklärt es sich aus dem grundbegriffe des germ. *uz-* 'aus-' (vgl. Graff, Althochd. sprachsch. 1, 394) und stützt sich auf bekannte tatsachen; für die seltenere 'privative' function sind ausser *ir-bunnan* noch zeugnisse ahd. *ir-gëzzan*, *ar-këzzan*, afries. *ur-jëta* 'vergessen' : ahd. *këzzan*, aisl. *geta* 'in besitz bekommen, erreichen, erlangen', ahd. *ir-wërdan*, asächs. *a-wërðan*, ags. *á-weorðan* 'zu nichte werden, verderben' und ahd. *ur-wurt* 'detrimentum', nicht zu gedenken desselben häufigeren gebrauches bei rein nominaler zusammensetzung in ahd. *ur-lust*, *ur-minni*, *ur-muoti*, *ur-sêli*, *ur-sinni*, *-sinnîg*, *ur-triuwi*, *ur-wâni* got. *us-wēna*, *ur-wîhi* got. *us-weihs*, mhd. *ur-sæze*, *ur-sorge*, *ur-vêch*, *ur-wære*, *ur-weche* u. a.

Vermutungsweise erwähne ich noch ein paar mit *b-* anlautende germanische wörter, bei denen die erstarrte zusammensetzung mit praefixalem indog. *bhy-* in frage kommen kann. Germ. **b-al-þa-z* adj. = ahd. *bald* 'kühn, eifrig, schnell', asächs. *bald*, ags. *beald*, *bald* 'kühn, mutvoll', aisl. *ball-r* 'kräftig, dreist, frech', vgl. auch got. *balþa-ba* adv. 'kühn, dreist', balþei 'kühn-

heit', *balþjan* 'kühn sein, wagen' : got. *al-jan* n. 'eifer', ags. *ellen*, asächs. *ellean*, ahd. *ellian*, *ellan*, *ellen* n. 'eifer, mut, kraft, tapferkeit', aisl. *eljun* f. 'kraft, tapferkeit', lat. *al-acer* adj. 'aufgeregt, munter, mit freudigem eifer, voll lust zum handeln'. Man beachte die verbindungen von *balþa-* und *aljana-* in ahd. *baldî sînes muates joh ellenes guates* Otfr. 4, 13, 30, *sîn bald ellin* im eberliede der St. Galler rhetorik, ags. *beald reordade éadiȝ on elne* 'brave he spake, happy in courage' Exon. 47 b (Bosworth-Toller, Anglo-saxon dict. 70 a). So lange der besondere sinn des ersten compositionsgliedes in germ. **b-alþa-z* noch lebendig war, könnte dieses etwa 'tatkräftig, mutig bei' oder 'zu etwas, zu einem unternehmen' ausgedrückt haben. Das verblassen aber der durch das praefix herangebrachten bedeutungsnuancierung findet auch bei bildungen mit der vorconsonantischen form *bi-* seine analogien, z. b. in ahd. *bi-derbi*, mhd. *bi-derbe* adj. 'brauchbar, nütze, brav, wacker', in dem verbum got. *bi-leiban*, ags. *be-lifan*, asächs. ahd. *bi-lîban* 'bleiben' nach deren bekannter etymologischer deutung. Ich glaube auf diesen punkt bei den im folgenden noch zu nennenden beispielen für *b-* < *bhy-* nicht weiter eingehen zu müssen.

Germ. **b-al-wa-n* n. 'verderbliches, verderben' = aisl. *bǫl* 'unglück, elend', ags. *bealu*, *balu* 'verderben, übel, bosheit', asächs. *balu* 'verderben, übel', ahd. *balo* 'verderben, bosheit', vgl. auch fries. *balu-* in compp., got. *balwa-wēsei* 'bosheit', *balwjan* 'quälen', mnl. *baluwen* dass., mnd. *ver-balwen* 'verderben' : gr. homer. *οὖλο-ς* und : gr. *ὀλοό-ς* adj. 'verderblich', *ὀλέκω*, *ὄλλῡμι* 'verderbe, vernichte', *ὄλεθρο-ς* 'verderben, untergang'. Mit dem homer. *οὖλο-ς* < **ὄλ-ϝο-ς* morphologisch ganz zusammentreffend, würde mit *ὀλοό-ς* < **ὀλ-ο-ϝός* das germ. **b-al-wa-n* im verhältnis der suffixablautung stehen, wie ähnlich homer. *κεν-ε-(ϝ)ό-ς*, kypr. *κενευϝόν* neben lesb. *κέννο-ς*, homer. *κεινό-ς*, att. *κενό-ς* < **κεν-ϝό-ς*, lett. *pelawas* 'spreu' neben preuss. *pelwo*, abulg. *plěva* < **pel-va* u. dgl. mehr (Brugmann, Grundriss 2, § 64 s. 127. von Planta, Gr. d. osk. umbr. dial. 1, § 95 s. 186. § 96 s. 188. § 98 s. 192). Franck, Etym. woordenboek d. nederl. taal 48 hat recht, dass er die lautgesetzlich unmögliche, obzwar sehr oft widerholte vergleichung des germ. *balwa-* mit gr. *φαῦλο-ς* 'schlimm, böse, schlecht, gering' zurückweist; aber auch die von ihm, desgleichen von Pictet, Kuhns zs. 5, 351 und Miklosich, Etym. wb.

l. slav. spr. 17 a, empfohlene zusammenstellung mit abulg. *bolĭ* krank', *bolěti* 'krank sein, schmerzen leiden' ist nicht zu halten, la sie den begriffskern des germanischen wortes nicht trifft. Der von Pictet a. a. o. auch noch herangezogenen keltischen ippe air. *at-bail* 'kommt um, stirbt', corn. *bal* 'pestis' u. s. w. chliesst man jetzt bekanntlich aus dem germanischen vielmehr sächs. *quëlan*, ags. *cwëlan* 'sterben', ahd. *quëlan* 'schmerzen eiden' an; vgl. Windisch, Kuhns Beitr. 8, 445. Brugmann Grundriss 1, § 437 a s. 327 f. Bezzenberger in seinen Beitr. 16, 256. Auf der andern seite hat man dem gr. ὄλλῡμι neuerdings germanische verwantschaft geben wollen an ahd. *wal* 'clades, trages', ags. *wæl*, aisl. *valr* 'die leichen auf dem schlachtfelde' Kögel, Beitr. 16, 511. Anz. fda. 19, 7). Dieser auch anderen aufgetauchte gedanke scheitert zwar nicht an dem mangel der digammaspuren des ὄλλῡμι, ὀλοό-ς, ὄλεθρο-ς bei Homer, die vor einem nicht im diphthonge (ϝ)ολ- stehenden ὀ- ja nicht erwartet werden können (vgl. Leo Meyer, Kuhns zs. 23, 53 ff. Solmsen, ebd. 32, 273 f. Joh. Schmidt, ebd. 32, 383. J. Wackernagel, Philologus 1893 s. 302), jedoch, worauf mich Solmsen aufmerksam macht, an dem durchweg festen augmentum temporale von ὤλλῡν, ὤλεσα, ὠλόμην, insofern selbst das attische nach ἐούρουν ἐούρησα, ἐώθουν ἔωσα, ἐωνούμην, auch nach ἑώρων für *ἠ-ϝόραον, den mit altem ϝο- oder ϝω- beginnenden verben das syllabische augment nicht vorzuenthalten pflegt; ferner, wie ich glaube, an ὄλωλα syrak. ὀλώλω, ὀλώλεκα, verglichen mit ἐόλει, ἐόλητο zu (ϝ)εἴλω, ἔολπα, ἔοργα u. dgl., da in der alten sprache, der ὄλωλα angehört, die 'attische' reduplication sich fast nur für ursprünglich vocalisch anlautende verba findet, bei ὀ-anlaut homerisch in ὀδώδει, ὄπωπα, ὄρωρε, ὀδώδυσται, ὀρωρέχαται.[1]) Allerdings, an die beliebte zusammen-

[1]) Die einzige ausnahme würde ὀρώρει Il. Ψ 112 sein, wenn es wirklich, als zu ϝορ- 'wahren, beachten' gehörig, 'perperam reduplicatum' ist, nach W. Schulze, Quaest. epicae 17 anm. 3 im anschluss an Lobeck zu Buttmann, Ausführl. griech. sprachl. 2^{2}, § 114 s. 260. G. Curtius, Grundzüge^{5} 346. Verb. d. gr. spr. 2^{2}, 162. Gust. Meyer, Griech. gr.^{2} § 548 s. 479. Leo Meyer, Vgl. gr. 1^{2}, 700. Ebeling, Lex. Homer 2, 78 b u. a. Doch hat die auffassung, dass es mit ὄρονται od. ξ 104, ὄροντο γ 471 vielmehr doch zu der wurzel von ὄρνῡμι gehöre, eben jenes ὀρώρει wegen auch ihre vertreter, daher Buttmann a. a. o. und Veitch, Greek verbs irreg.

an/

stellung des *ὄλλυμι* mit lat. *ab-oleo* 'schaffe weg, vernichte, vertilge' glaube ich auch nicht; gegen sie spricht neuerdings auch von Planta, Gr. d. osk.-umbr. dial. 1, § 218 s. 445 anm. 4 sein bedenken aus, und zweifellos ist nach Bréal-Bailly, Dict. étym. latin [1] 230 b und Wharton, Etyma lat. 1. 2 *ab-oleo* und *ab-olēsco* 'vergehe, komme ab', *ex-olēsco* 'verwachse, vergehe, verschwinde, komme ab' und 'wachse aus' von *ad-olēsco* 'wachse heran' nicht zu trennen, die gegensatzbewirkende kraft der praefixe *ab-*, *ex-* wie in *ab-*, *dis-*, *sē-jungo*, *ex-erceo* zu *arceo*, franz. *disparaître*, aind. *vi-yunakti* 'löst, abtrennt' zu *yunákti* 'schirrt an, verbindet'; in ags. *for-ʒietan*, afries. *for-jēta*, asächs. *far-gëtan*, mnl. *ver-ghëten*, ahd. *fir-gëzzan* 'vergessen' nebst dem mit *uz-* gebildeten afries. *ur-jēta*, ahd. *ir-gëzzan* dass. (s. o. s. 255), mnd. *ent-werden* 'vergehen, verschwinden' nebst ags. *á-weorðan*, asächs. *a-wërdan*, ahd. *ir-wërdan* (s. o. s. 255) und sonst.

Aus mhd. *bauchen bäuchen* 'in lauge einweichen, mit lauge waschen', mhd. *bûchen*, mnd. *bûken*, nnd. *büken*, älter nl. *buiken*, mengl. *bouken*, engl. *to buck* 'laugen, wäsche einweichen, waschen', dän. *byge*, schwed. *byka*, norw. *bøykja* erschliesst Kluge, Etym. wb. [5] 31 b mit recht 'eine echtgerm. verbalwurzel *bûkôn* (*bûkjan*)'. Deren basis *b-ūk-*, nominal in nhd. *bauche bäuche*, nnd. *büke* f. 'waschen und bähen in lauge', engl. *buck* 'bauche, lauge, wäsche' vertreten, kann = indog. **bhy-ūg-* gesetzt und wurzelhaft ebendahin gestellt werden, wohin *f-eucht*, also zu aisl. *vǫk-r*, *vǫkva*, lat. *ūvēns*, *ūvēsco*, *ūvidus*, *ūvor*, gr. *ὑγ-ρό-ς*; vgl. oben s. 247. Aehnlich lat. *lix*, *lixīvia*, *lixīvium* 'lauge' zu *liquēre* 'flüssig sein', *liquidus*, *liquor*, wie bekannt. Die *o*-hochstufe in norweg. *bøykja* würde man unschwer als eine durch tiefstufiges *b-ūk* herbeigezogene umwandlung des vocalischen habitus der wurzel *weg-* oder *wag-* hier, entsprechend wie in anderen fällen (vgl. oben s. 244), ansehen dürfen; übrigens spricht dieses skandinavische **baukjan* wegen seines eigenartigen formalen habitus, wie wol auch dän. *byge*, *byg* 'regenschauer, hagelschauer' wegen der individuellen bedeutungsentwicklung, gegen die von Tamm, Etym. svensk ordbok 74 f. vermutete herkunft der nordischen

---

502. Nachhomerisch ist attische reduplication bei ursprüglichem digamma-anlaut nur eingedrungen in dem späten *ἐληλιγμένος* Paus. 10, 17, 6, statt des sonstigen von Hesiod an üblichen älteren *εἴλιγμαι* zu *ἑλίσσω* (G. Curtius, Verb. d. gr. spr. 2 [2], 161).

wörter aus dem niederdeutschen. Für deutsches *bauchen* selbst weist Kluge, ebenso Tamm a. a. o., entgegen vielfach herschender annahme die romanische entlehnung ab und lässt franz. *buer* 'waschen', ital. *bucato,* span. provenz. *bugada* 'das waschen in lauge', vielmehr aus dem germ. kommen. So wird auch das keltische zubehör, nämlich ir. gäl. *buac* 'lauge', gäl. *bog* 'feucht, weich, einweichen', bret. *bouk* 'weich', *boukat* 'erweichen', im letzten grunde dem germanischen sprachschatze entstammen, nicht nach Wedgwood, Dict. of Engl. etym. [2] 107 b und Skeat, Concise etym. dict. of the Engl. lang. [2] 54 a die quelle von engl. *buck,* mengl. *bouken,* mhd. *bauchen* u. s. w. sein; dagegen auch schon Ed. Müller, Etym. wb. d. engl. spr. [1] 138. Mit Kluge aber ags. *búc*, engl. *buck*, *bucket*, schott. *bouk* 'eimer' an *bauchen* 'in lauge einweichen' anzuknüpfen, empfiehlt sich uns begrifflich nicht; es ist auch wol jenes schlechterdings kein von ags. *búc*, ahd. *bûh* 'bauch' verschiedenes wort, vgl. bei ags. *búc* 'bauch' die nebenbedeutungen 'gefäss, krug, flasche' und dän. *bug* 'the stomach, belly' und 'middle of a vessel' (Ed. Müller a. a. o. Bosworth-Toller, Anglo-sax. dict. 132 a).

In got. *bi-abrjan* 'sich entsetzen', *bi-arbaidjan* 'sich bemühen', *bi-aukan* 'vermehren', *bi-ūhts* 'gewohnt', zeigt sich, wie auch in ags. *be-ebbian* 'auf dem strand sitzen lassen', *be-éode* praet. zu *be-ʒán* 'über etwas gehen, besetzen, bewohnen', ahd. *pi-ahtôn* 'beachten, erwägen', die alte regel von der germanischen vertretung des indog. *bhy-* durchbrochen. Es ist wol eher zu glauben, dass hier überall die vorconsonantische form des ja productiv verwendbar gebliebenen praefixes *bi-*, ags. *be-* den platz des vorsonantischen schwestergebildes *b-* eingenommen habe, als dass man solches *bi-* auf ursprüngliches *bhiy-* wenigstens teilweise zurückzuführen hätte, z. b. got. *bi-ūht-s* auf ein indog. **bhiy-ūkto-s* nach verf., Beitr. 8, 269 anm. Man vergleiche auch got. *ga-aggweins*, *ga-arbja*, ags. *ʒe-unnan*, asächs. ahd. *gi-unnan* (s. o. s. 2ßß), ags. *ʒe-ebbian*, *ʒe-áscian* ahd. *gi-eiscôn*, ahd. *gi-ahtôn* u. a., vollends ags. *á-ebbian*, *á-earʒian*, *á-ídlan*, *á-ýtan* mit sicherer setzung der nur vor consonanten entwickelten lautformen der praefixe germ. *ʒa-*, *uz-*.

HEIDELBERG, 13. mai 1893. H. OSTHOFF.

WEITERES ZUM PRAEFIX GERM. *F-* < *PY-*.

Zu den im vorstehenden von Osthoff gesammelten beispielen mit praefix germ. *f-* < idg. *py-* liesse sich auch ahd. as. *fëhôn* stellen. Zerlegt man *fëhôn*, das nach Braunes nachweis, Beitr. 12, 396 f., 'verzehren, essen' bedeutet haben muss, nach der weise Osthoffs in *f-ëhôn*, so kann man den zweiten bestandteil *-ëhôn* mit ai. *açnâti* 'isst, verzehrt, nimmt zu sich' in beziehung setzen. Freilich ist eine der germ. form genau entsprechende zusammensetzung **apyaçnâti* im altind. nicht belegt. Aber möglich wäre eine idg. (*e*)*pyecnâti* deswegen doch; das zeigen schon die mit dem gleichen praefix gebildeten ai. *api-ghasati* 'abfressen' und lat. *obedere* 'wegfressen', *obesus* 'abgezehrt' und 'wolgenährt, fett'. Auch sonst finden sich praefixe mit ähnlicher bedeutung wie *epi* bei verben, die 'essen' bezeichnen, vgl. ai. *pari-*, *pra-*, *upa-açnâti*, ai. *pra-grasati*, got. *fra-itan*. Einfacher ist es vielleicht aber, in *fëhôn* eine unmittelbare ableitung eines nominalcompositums idg. **py-ecos* zu sehen, das als zweiten bestandteil ein idg. **ecos* oder **ecā* 'speise, nahrung' enthielte, und das wie germ. **f-ūhtuz* und die von Osthoff oben erwähnten griechischen zusammensetzungen mit *ἐπι-* beschaffen wäre, sodass sich *fëhôn* selbst verben wie gr. *ἐπιϑυμέω*, *ἐπιορκέω* zur seite stellte. Sonst vergleicht man mit ai. *açnâti* gewöhnlich gr. *ἄκολος* 'bissen', *αἶκλον*, *αἶκνον*, *εἶκλον* 'abendessen', *ἴκνα· τροφεῖα* (Baunack, Curtius' st. 10, 78. Curtius, Grundz. [5] 679. Osthoff, Perf. 458 a. Brugmann, Grundr. 1, § 639 s. 480. Griech. gr. [2] § 54 s. 68. Prellwitz, Etym. wb. d. gr. spr. unter *ἄκολος*). Durch die herbeiziehung von ahd. as. *fehôn* wird diese zusammenstellung in nichts erschüttert. Man braucht nur anzunehmen, dass sich idg. *ac-* in gr. *ἄκολος*, *αἶκνον*, *αἶκλον* zu dem aus unserem *fehôn* und gr. *εἶκλον* zu erschliessenden idg. *ec-* verhalte wie z. b. lat. *patere* zu gr. *πε-*

πάννυμι und lat. *quattuor* zu gr. *τέσσαρες*, dass mithin hier ein fall der ablautsreihe *e*/*o* : *a* vorliege, über die Bartholomae, BB. 17, 91 ff. gehandelt hat. Gr. *ἴκνα* kann für *ἶκνα* verschrieben sein und einfach für *εἶκνα* stehen.

Sollten übrigens ahd. *fendo*, ags. *fēða* 'fussgänger', ahd. *funden*, ags. *fundian* 'eilen', ahd. *funs*, ags. as. *fús*, an. *fúss* 'eilig, strebend' in ihrem anlautenden *f*- auch älteres *py*- enthalten? Man könnte dann ai. *át-a-ti* 'wandert, läuft' damit vergleichen. Ai. *at*- stünde in dem falle für idg. *n̥t*, germ. *funþ*- für idg. **pyn̥t*-. Johansson leitet zwar, Indog. forsch. 2, 63, ai. *at* aus *mt* her und bringt lit. *metù*, abg. *metą* 'werfe' damit zusammen; aber zwingend ist diese zusammenstellung, schon in hinsicht der bedeutung, gar nicht. Wie man über got. *finþan*, ahd. ags. *findan*, an. *finna*, as. *fîthan* denkt, ist für diese frage gleichgiltig. Man kann diese wörter, wie man oft tut, bei den oben genannten ausdrücken mit der bedeutung 'eilen' belassen, da altir. *étaim*, in dem man sonst den nächsten verwanten von germ. (got.) *finþan* sieht, selbst aus idg. **pyent* erklärt werden könnte, aber man kann sie auch davon trennen und germ. **finþ*- zusammen mit air. *ét*- wie bisher aus idg. **pent*- herleiten. Nur das wäre noch zur empfehlung der vorgeschlagenen vergleichung von ahd. *funden* und ai. *at* zu bemerken, dass gerade bei den verben, die ein 'gehen' bezeichnen, das praefix *epi*- von jeher sehr beliebt war. Vgl. *ἐπιέναι, ἐπαΐσσω, ἐπιτρέχω, ἐπιθρώσκω, ἐπιθέω, ἐφικνέομαι,* lat. *obire, obvenire, occurrere,* ai. *api-gacchati, apy-eti.*

HEIDELBERG, im mai 1893. L. SÜTTERLIN.

ZUR AUSSPRACHE DES AHD. MHD. *Ë* IN DEN OBERDEUTSCHEN MUNDARTEN.[1])

Bei erörterung der oberdeutschen *e*-laute wollen wir heute[1]) nicht eine lautphysiologische untersuchung antreten: der articulatorische und akustische charakter des offenen *ę* und des geschlossenen *ẹ* ist uns, wenigstens soweit wir es zur heutigen erörterung bedürfen, bekannt. Dass das *ę* einen nachschlag erhalten und als *ęə* auftreten kann, sei erwähnt; dass das *ẹ* mehr oder minder in *ẹ* + *i* zerfliessen oder aber mehr einheitlich gesprochen werden kann, muss gleichfalls hervorgehoben werden; auch folgendes *r* oder *l* ändern in etwas den klang des vocals: indessen bleiben in unserer untersuchung die historischen kategorien gegen solche geringfügige schwankungen der aussprache festzuhalten, wenn man mit erfolg der entwicklung der *e*-laute nachspüren will. Wichtiger ist, dass insbesondere der bairische dialekt ein m i t t l e r e s *e* kennt, welches akustisch wie articulatorisch zwischen *ę* und *ẹ* die scharfe mitte hält und, wie wir sehen werden, auch historisch teils aus diesem, teils aus jenem hervorgegangen ist. Wenn der Wiener oder ostlechische Baier *see, klee, recht, fechten* spricht, so hört man nicht *ę*, aber auch nicht *ẹ*, sondern einen mittleren *e*-laut, den wir mit *e̩* bezeichnen können. Auf diesen haben Schmeller, MB. 194. 195, sowie in der fussnote, und Luick, Beitr. 14, 129 hingewiesen.

Auch auf die länge oder kürze der *e*-laute in der heutigen aussprache der oberdeutschen dialekte werden wir nicht weiter eingehen; in den stammsilben ist eben der vocal kurz vor einer energischen consonanz, wie in den bairischen wörtern *ne̩ttn, te̩ttn, bętt, schmęckə, ręckə* (mhd. *nœten, tœten, bette, smecken,*

---

[1]) Diese abhandlung war als schlussvortrag für die germanische section des 42. deutschen philologentages in Wien 1893 bestimmt.

recken) oder lang vor einer schwachen consonanz und im auslaute: *trẹdn, k'ẹ̄dn, schẹg, sẹ̄, klẹ̄* (mhd. *trëten, kette, schëcke, sê, klê*). Der alemannische dialekt kennt allerdings teilweise eine von der folgenden consonanz unabhängige länge oder kürze der vocale, jedoch ohne dass diese quantität mit der ahd. oder mhd. übereinstimmen müsste (z. b. *hẹ̄rts, bọ̄rtẹn* bei Winteler, Kerenzer ma. 206). Wir werden uns daher hauptsächlich mit der qualität der *e*-laute in den stammsilben zu befassen haben, indem wir die mitteltonigen und tonlosen silben hier übergehen.

Unter den verschiedenen *e*-lauten in den stammsilben der oberdeutschen dialekte ist derjenige der älteste, welcher germanischem *ë* vor einem *a, e, o* der nachsilbe entspricht: inwieweit dieses germ. *ë* in der ahd. zeit eine einbusse oder einen zuwachs erhalten, setzen wir als bekannt voraus, ebenso, dass dieses ahd. *ë* ein kurzes, offenes *ę* war. Es handelt sich uns nur darum, an charakteristischen beispielen zu zeigen, in welchen richtungen sich dieses ahd. *ë* bis in die heutige oberdeutsche aussprache herauf entwickelt hat.

In bezug auf den bairischen dialekt hat Luick, Beitr. 11, 492 ff. und 14, 127 ff. erörterungen veröffentlicht, welche in vorteilhafter weise das alte germanische *ë* vom jüngeren umlauts-*e* (aus *a*) in der aussprache scheiden und die entwickelung dieser verschiedenen historischen lautwerte separat verfolgen.

In bezug auf das germ. *ë* kommt Luick zu dem resultate, dass *ë* in kurzen silben als *ę̆* geblieben ist, in den gelängten dagegen zu *ẹ̄* oder *ę̄* wurde, je nachdem die länge der 'gemeinneuhochdeutschen' dehnung oder einer besonderen späteren dialektischen dehnung zu danken sei. Abweichungen von dieser regel werden als falsche analogien bezeichnet. Lassen wir nun die tatsachen selbst sprechen, um die richtigkeit oder unrichtigkeit dieses resultats zu erkennen.

Altes *ë* erscheint allerdings in kurzen silben als *ę* (vertreten durch mittleres *e* in denjenigen gaudialekten, welche offenes *ę* nicht kennen). Von färbungen durch folgendes *r, l* oder nasalconsonanz wollen wir hier absehen.

Ostlechisch und österreichisch spricht man:

fechtn =	mhd.	*fëhten*	*helfə* =	mhd.	*hëlfen*
flechtn =	„	*flëhten*	*herz* =	„	*hërze*
recht =	„	*rëht*	*gerštn* =	„	*gërste* etc.

aber ebenso oft erscheint in kurzen silben geschlossenes ẹ:

brẹchə = mhd. *brĕchen*		*vəgẹssn* = mhd. *vergĕzzen*	
stẹchə = „ *stĕchen*		*lẹschn* = „ *lĕschen*	
ẹssn = „ *ĕzzen*		*drẹschn* = „ *drĕschen.*	
mẹssn = „ *mĕzzen*			

Es geht nicht an, alle diese starken zeitwörter aus falscher analogie mit solchen gleichstämmigen schwachen verben zu erklären, welche ein umlauts-*e* haben: wenn bei *schwellen* ('es schwillt' und 'er schwellt') und *schmelzen* ('es schmilzt' und 'er schmelzt') vereinzelt eine verwechslung zwischen ẹ und ę stattfindet, so können solche einzelheiten nicht eine so zahlreiche gruppe von starken verben in ihre analogie ziehen. Denn mit ausnahme der stämme auf *h, ht, r* + cons. und *l* + cons. haben alle verba der *a*-classe im praesens geschlossenes ẹ für altes *ë* ohne unterschied der dialektischen kürze oder länge.

Und wie sollte sich das ẹ aus falscher analogie erklären lassen in *schwẹstə, gẹstərn* und *sẹks* (*swëster, gëstern, sëhs*), zumal wenn letzterem worte ein *sęchzk, sechzk* (*sëhzec*) mit offenem oder mittlerem *e* gegenübersteht?

Aber auch die längen sprechen nicht für Luicks resultat. Woher lässt sich nachweisen, dass z. b. *schēg, zēchăd, bēdln* (mhd. *schëcke* adj., *zëhende, bëtelen*) einer 'jüngeren' dehnung ihr langes ē (oder ę̄) verdanken, als etwa *spẹ̄g* und *drẹ̄g* (mhd. *spëc, drëc*)? Und wie kann in den letzteren beiden wörtern das ẹ̄ aus der 'älteren' gemeinneuhochdeutschen dehnung erklärt werden, da doch 'speck' und 'dreck' im nhd. kurzen stammvocal haben?

Wir werden nach anderen gründen suchen müssen. Nicht von der länge oder kürze, sondern von der nachfolgenden consonanz hängt die qualität des *e*-lautes ab, wenn z. b. *rēcht* und *schlēchd, fēchtn* und *knēchd, flēchtn* und *grēchdln* qualitativ den gleichen stammvocal haben; was wir hier vor *cht* (*ht*) merken, widerholt sich vor *r* (*r* + cons.) und *l* (*l* + cons.): *hērz* und *fēršn*; *ēršt* und *ērd*; *gēršln, k'ēršln* und *zwērg, zwērch* (*getwërc, twërch*); *zēltl* (mhd. *zëlte* swm.) und *gēldn, sēltn* neben identischem *sēldn, hēlfn* und *gēlw* u. dgl.: wörter wie *hēl* (*hëlle*), *fēl* (*vël* stn.), *hēr, bēr, ēr, wēr* (*hër, bër, ër, wër*) zeigen, dass

die dehnung im dialekt keinen geschlossenen ẹ̄-laut zu erzeugen vermochte.

Wir werden aber unseren hebel am erfolgreichsten ansetzen an stämmen, welche sowol ę als ę (e̩) unter verschiedenen bedingungen zeigen: *zẹ̄ni* und *zē̩chä̆d*, *sę̆ksi* und *sĕ̩chzk.*

Bairisches und alemannisches *zẹ̄ni*, *sę̆ksi* (Kauffmann, Gesch. d. schwäb. ma. 60) geht auf das ältere neutrale *zëhniu*, *sëhsiu* zurück; an *elliu* aus *alliu* sehen wir, dass solches *-iu* sogar umlaut des *a* zu *e* bewirken kann, gleich einfachem *i*[1]); der dialekt spricht auch in der tat nur einfaches *i*. Auf das geschlossene ẹ folgt also ein *i*-laut. Auf das offene ę (mittlere e̩) in *sĕ̩chzk* folgt in der heutigen aussprache kein *i*-laut, die form *sĕ̩chzig* ist nicht echt dialektisch; das wort ist überhaupt ein compositum aus *sëhs* und *zic*; bei der verschmelzung wurde schon frühzeitig *zic* in *zec* geschwächt (mhd. *sëhzec*), und schon im 14. jh. erscheinen in Stift-Altenburger urkunden die heutigen formen *viertzk, sehzk, ochtzk.* Auch in *zêchä̆d*, mhd. *zëhende*, ahd. *zëhanto* folgt kein *i* in den nachsilben: ja es folgt, wenn wir in *zëhanto* von dem bedeutungslosen zwischenvocal *a* absehen gradezu ein dumpfer vocal *o* oder *u* (ahd. *zênto* acc. s. u. plur. *zêntun*).

Also ein *i* in der nachsilbe ist hier verbunden mit geschlossenem, ein *o* oder *u* mit offenem (mittlerem) *e* der stammsilbe. Nun müssen wir uns aber erinnern, dass es seit dem 12. jh. im bairischen wie im alemannischen viele unechte *i* in den flexionssilben gab (Weinhold, Bair. gr. § 20. Al. gr. § 23); allerdings werden die überlieferten denkmäler und urkunden, von den einflüssen der tradition gestört, kaum in allen punkten ein verlässliches bild der wirklich gesprochenen irrationalen *i* in bezug auf die ausdehnung desselben geben; auch war diese ausdehnung gewiss nicht in allen gaudialekten vollkommen gleich. Jedenfalls scheint sich der dumpfe vocal der schwachen declination sowie der zweiten schwachen conjugation fest behauptet zu haben, so dass in der wirklichen aussprache sich das irrationale *i* mehr auf die starken und pronominalen flexionen beschränkte. Ahd. *lëckôn* behält seine dumpfe nach-

---

[[1]) Vgl. auch nhd. *fünfe, fünf* neben *funfzehn, funfzig* und mhd. *ähte* neben *ahte.* E. S.]

silbe, daher bleibt das *ë* als *ę* (*ẹ*): *lẹckə*. So können wir uns auch den unterschied erklären zwischen *bẹ̄dln* (ahd. *pëtalôn* und *bẹ̄dn* (ahd. *ga-bëtan*, im 12. jh. *gebëtin*): im ersten falle folgt dumpfes *ô*, im zweiten aber unechtes *i* auf die beiderseits gelängte stammsilbe; ahd. *trëtôn* gibt dial. *trẹ̄tn*, *trẹ̄tln*, ahd. *trëtan* gibt über *trëtin* dial. *trẹ̄dn*. Und nun können wir auch die oben unerklärt gebliebenen *ę* in *bręchə*, *stęchə*, *męssn*, *ęssn*, *lę̆schn* etc. über *prëhhin*, *stëhhin*, *mëzzin*, *ëzzin* etc. erklären. Dass das alemannische (Kauffmann s. 59) hier *ęsə* (*ëzzen*), *ksęsə* (*gesëzzen*) mit offenem *ę* spricht, beweist, dass dieser dialekt entweder jene unechten *i* (*ëzzin*, *gesëzzin*) nicht wirklich sprach oder ihnen keinen einfluss auf die lautentwicklung gönnte. Das alemannische im engeren sinne (in der Schweiz) hat eigentümlicherweise *lęsœ* = *lësan* mit dem weniger offenen *ę*, aber *stẹ̄rbœ* = *stërban* mit geschlossenem *ẹ*; es erschliesst uns demnach kein vermittelndes *lësin*, eher ein solches *stërbin*. Man ersieht, wie verschieden in den einzelnen dialekten die ausdehnung der unechten *i* gewesen sein mag (Winteler s. 159. 161).

Aus der Ahd. gr. (Braune § 27, anm. 2 a und b) wissen wir, dass *ht*, *r* + cons. und *l* + cons. die einwirkung eines folgenden *i* bei der umlautbildung verhindern. Ein kriterium zu gunsten unserer hypothese wäre es hier, wenn auch unser unechtes *i* durch die nämlichen consonanzen unwirksam würde, zu denen Kauffmann § 68 noch germanisches *h* hinzufügt.

In der tat haben jene bairischen dialekte, welche *brę̆chə*, *stę̆chə*, *mę̆ssn* etc. mit *ę* sprechen, offenes *ę* (mittleres *ẹ*) festgehalten in den verben *fẹchtn*, *flẹchtn*, *hẹ̆lfə*, *gẹ̄ldn*, *mẹ̄lchə*, *stẹrbm*; nach einfachem *r* und nach *l* (*ll*) fällt bekanntlich der vocal der nachsilbe gern aus, kann dann weder zu *i* werden, noch den vocal der stammsilbe afficieren; daher bleibt *ę* (*ẹ*) unverändert in den verben *bẹlln*, *begẹrn*, *gschwẹrn*, ebenso wie sonst in *bẹ̄r*, *hẹ̄r* (ahd. *bëro*, *hëra*). Was die substantiva anlangt, so ist der umstand, dass der bair.-österr. dialekt *schẹ̄g*, *zẹ̄chăd*, *lẹ̆ttn*, *klẹ̆ttn* mit *ẹ* (oder *ę*) spricht, aus den ahd. formen *schëcko*, *zênto* (aus *zëhanto*), *letto*, *kletta*, cas. obliq. *klëttûn* erklärlich: wenn auch im gen. dat. sg. der schwachen masculina ein *i* in der nachsilbe erscheint, so überwiegen doch die dumpfen vocale der andern casus, wirken uniformierend auf den stammvocal auch im gen. dat. sg.

Aber woher erscheint das *ȩ* im sg. von *spȩ̄g* und *drȩ̄g* des bairischen dialekts? Dass wir sonst auch bei substantiven geschlossenes *ȩ* mit einem *i* der nachsilbe verbunden finden, zeigen formen wie *pȩ̄lz,* mhd. *bëlliz,* ahd. nur *belliz* und *pelliz* (in den glossen als verdeutschung von *pellicium*). Hätten wir dann an älteres *spëcki* und *drëcki* zu denken?

Spëcki ist der bairische dativ sg. der spätalthochdeutschen zeit; dative *de steini* kennt Zahns Urkundenbuch von Steiermark, 1. teil; *steini, keisti, dionosti, tiufeli, himili* kennt Weinhold § 338 nach stammsilben mit hellem vocal (gegen *goto, zorno, tiufelo*). Die dat.-form spielt im bair. dialekte eine grosse rolle: nicht bloss im pronomen *aî* (*eu*) der ehrenden ansprache, wo die Oesterreicher gleich den Holländern mit ihrem *u* und den galizischen juden mit ihrem *enk* den dativ statt des nominativs gebrauchen; in Oberösterreich spricht man *bänk, wänt, hänt* auch im nominativ des singulars, obwol mhd. *benke, wende, hende* nur den (im dialekt unüblichen genitiv oder) dativ bezeichnen; denselben vorgang findet Schmeller bei der landbevölkerung am Main und an der Saale (MB. 130). — Auslautendes *m* soll im dialekte, wenn nicht eine nachsilbe folgt, in die nasalfärbung des stammvocals aufgehen: so sprechen die Baiern allgemein *bā̃gət* für *baumgart, bā̃wûll* für *baumwolle,* die Schweizer *hœi* für *heim,* die Oberösterreicher *dəhuĩt* statt *dəhuĩ* für *daheim*; *baum* sollte im bair. dialekte *bā̃* lauten, nur im dat. ist wegen des erst später abgefallenen flexions-*e* (*baume*) die aussprache *bām* begründet, wie wir auch *dəhoəm, moəm, dām* auf ein *heimen, muome, dûme* (oder **muomen, *dûmen*) zurückführen müssen. Man spricht also die dativform *bām* auch für den nom. und acc. sg. — Solche fälle, dass eine lautliche uniformierung vom dativ ausgeht, wüsste ich aus den dialekten noch mehrere zu verzeichnen, doch würde uns dies zu weit führen.

Ich nehme keinen anstand, in dem *spëcki,* auf welches uns die dialektform *špȩ̄g* hinweist, die ursprüngliche dativform zu erkennen, welche nach abfall der endung zum uniformen lautwert für sämmtliche casus geworden ist. Freilich wird in anderen fällen (*hanin = henin* von *hano*) gerade die dativform bei der uniformierung unterdrückt. Daraus folgt aber durchaus

nicht, dass die dativform immer sich als die nachgiebige erweisen müsse. Beispiele für das gegenteil habe ich oben erbracht.

Wie *špēg* ist natürlich auch *brēd* aus ahd. *prët* über den bair. dativ *prëti* zu erklären, ebenso *flēg* über *flecki* u. s. w. Dass der alemannische dialekt (Kauffmann s. 59) *bręt*, *špęk'* mit offenem *e* beibehalten hat, beweist nur, dass, wie bei den starken verben, so auch im dativ der starken substantiva der *a*-classe das unechte *i* nicht jene geltung erlangt hat, wie im bair. dialekte.

Ziehen wir aus diesen unseren erwägungen das einfache resultat, so lautet es: ahd. *ë* ist in den oberdeutschen dialekten als offenes *ę* (oder stellvertretendes mittleres *e*) in vielen fällen geblieben: wo es zu geschlossenem *ẹ* wurde, liegt die einwirkung eines echten oder unechten *i* der nachsilbe vor.

Bei dieser erklärung des *ẹ* aus ahd. *ë* werden wir einerseits viel seltener zur falschen analogie unsere zuflucht nehmen müssen, deren sich freilich die lebende sprache und somit die sprachwissenschaft niemals ganz entschlagen kann. Andererseits ist eine gewisse ähnlichkeit zwischen der entwicklung des *ẹ* aus ahd. *ë* und derjenigen des umlauts-*ẹ* aus ahd. *a* hergestellt, auf die ich leider hier nicht eingehen kann: ein *i* der nachsilbe ist beiderseits wirksam.

Ueber alles nähere muss ich auf meinen 'Vocalismus der bair.-österr. mundart, historisch beleuchtet', verweisen, dessen erste lieferung über das hohe *ā* bei Jasper in Wien bald erscheinen wird. Nur soviel sei hier noch bemerkt, dass ich allerdings mit Kauffmann § 63 einen doppelten umlaut annehmen muss: einen älteren und einen jüngeren. Ich kann aber nicht zugeben, dass *ẹ* der ältere sei. Vielmehr war alemannisch und fränkisch *ę*, bairisch hohes *ā* (gegenüber dumpfem *å*) der erste umlaut, aus welchem sich in vielen fällen durch vordringen des *i* über *ę* + *i* (*a* + *i*), *ęï*, *ę*ⁱ das geschlossene *ẹ* erst später entwickelte. — Der vorgang, dass die neuesten analogen umlautbildüngen sich nicht immer an den jüngeren, sondern auch sehr oft an den älteren umlaut anschliessen, der in vielen formen sich forterhalten hat, ist begreiflich und hat Kauffmann trotzdem irre gemacht.

Die nhd. sprache hat also mit der durchführung ihrer *e*-regel ('gedehnt und geschlossen — oder kurz und offen') in Oberdeutschland mit dem widerstand einer historisch-heterogenen entwicklung zu kämpfen, der um so schwieriger zu bewältigen ist, je mehr sich der scheinbar unbedeutende, aber peinliche detailkenntnis erheischende gegenstand der erörterung in unteren und mittleren schulen entzieht.

WIEN, pfingsten 1893. WILIBALD NAGL.

WELCHER UND *DER* IN RELATIVSÄTZEN.

Die frage des gebrauchs von relatischem *welcher* und *der* in der modernen sprache ist von Minor in diesen Beitr. 16, 477 ff. behandelt worden, nachdem Wustmann in seinem bekannten büchlein die unerträgliche übermacht des *welcher* behauptet und *der* als alleinseligmachend auf den schild erhoben hatte. Minor hat selbst die unvollständigkeit seines statistischen materials hervorgehoben, er wird demnach auch nicht geglaubt haben, durch beobachtungen über das verhalten einiger seiten aus Mommsens Römischer geschichte und G. Freytags Bildern aus der deutschen vergangenheit die 16, 479 ausgesprochene meinung: 'bei den neueren dagegen kommt *welcher* wider in die höhe' beweisen zu können. Er wird also dabei wol sein allgemeines gefühl, dass dem so sei, haben mitsprechen lassen, wie dies ja auch bei Wustmann der fall gewesen ist. Und dies gefühl dürfte nicht täuschen. Es wird auch richtig sein, dass *welcher* das übergewicht erst in den letzten jahrzehnten gewonnen hat. Beizubringen habe ich aber für diese meinung nicht irgend welche statistische beobachtungen, sondern nur ein soviel ich sehe, bisher unbeachtetes zeugnis aus dem ende der 50er jahre, in dem grade umgekehrt wie bei Wustmann das überwiegen des *der* in relativsätzen behauptet und mit nicht geringerer entschiedenheit verworfen wird.

Schopenhauer hat sich über die deutsche sprache und ihre verirrungen mehrfach ausgelassen, in der 'Welt als wille und vorstellung' bd. 2 (1844), in den 'Parerga und Paralipomena' 2, cap. 23 (1851) und besonders eingehend in einer abhandlung 'Ueber die seit einigen jahren methodisch betriebene verhunzung der deutschen sprache', die aus dem handschriftlichen nachlass neuerdings von Ed. Grisebach (Reclams universalbibliothek 2919/20, s. 118 f.) nicht überhaupt zum ersten male, aber zuerst vollständig und getreu veröffentlicht worden ist. Sie geh

den jahren 1856—1860 an. Hier nun findet sich (s. 145 der Grisebachschen ausgabe) folgendes:

> Das pronomen *welcher, welche, welches* ist, seiner ungebührlichen länge wegen, bei unsern meisten schreibern ganz verfehmt und wird ein und allemal durch *der, die* und *das* vertreten, in welcher weise ich sagen musste: 'die, die die, die die buchstaben zählen, für klägliche tröpfe halten, möchten vielleicht nicht unrecht haben'.
>
> Statt *dieses, jenes, solches, dasselbe* setzen sie *das,* welches dem vortrag eine recht bierhausmässige natürlichkeit verleiht: noch gemeiner aber ist das motiv dazu, — die niederträchtige buchstabenzählerei. — Die abscheuliche manie, zwei ja drei worte zu ersparen!

Ich bemerke dazu, dass Schopenhauer in dieser nachgelassenen abhandlung alle verhunzung der deutschen sprache auf einen einzigen urgrund zurückführt: aus diesem leitet er alle ihm widrigen erscheinungen ab oder lässt sich auch vielleicht durch diesen einmal festgestellten urgrund bestimmen, das, was wirklich oder scheinbar daraus hergeleitet werden kann, als 'sprachverhunzung' anzusehen. Diesen urgrund findet er in einem bis zur buchstabenzählerei gesteigerten streben nach kürze. 'Eine fixe idee', beginnt Schopenhauer die abhandlung, 'hat sich aller deutschen schriftsteller und schreiber jeder art, vielleicht mit wenigen, mir nicht bekannten ausnahmen, bemächtigt: sie wollen die deutsche sprache zusammenziehen, sie abkürzen, sie compacter, conciser machen. Zu diesem ende ist ihr oberster grundsatz, überall das kürzere wort dem gehörigen oder passenden vorzuziehen. Er wird bald auf kosten der grammatik, bald auf kosten des sinnes, dann also lexikalisch, endlich und wenigstens auf kosten des wolklanges durchgesetzt und zwar so, dass sie sich gewalttätigkeiten jeder art gegen die sprache erlauben: sie muss biegen oder brechen'. Dies nur zum verständnis des Schopenhauerschen urteils, dass *der* seiner kürze wegen dem *welcher* vorgezogen werde.

Der oben mitgeteilte absatz findet sich in dem manuscript, das durchaus nicht abgeschlossen ist, sondern einen ersten entwurf mit gelegentlichen änderungen und nachträgen darstellt, auch in einer anderen, ausführlicheren fassung, die hier noch platz finden möge, weil sie einiges weitere enthält, das nicht ohne interesse *ist:*

Zu den beliebtesten und sogleich mit eifrigster allgemeiner nachahmung aufgenommenen buchstabenökonomien neuester zeit gehört auch, dass man statt *dieses* oder *es* oder *welches* oder *jenes* allemal *das* setzt, welches dem stil eine recht gemütliche bierkneipennatürlichkeit erteilt. Sogar wo gar kein pronomen nötig ist, flicken sie dieses *das* ein, so sehr gefällt es ihnen. Und zwar begehn diesen ganz plötzlich eingerissenen missbrauch des *das* alle, einer wie der andre, vom academicus bis zum letzten zeitungsskribler herab. Diese vermaledeite uniformität ist, als sicheres zeichen der urteilslosigkeit, zum verzweifeln. Alle sind voll von *das*; daher es denn ebenso allgemein wie gemein ist: jede seite ist mit *das* gespickt von oben bis unten. Man denke sich den effect, wenn im englischen *that* auf solche weise missbraucht und an die stelle aller verwanten pronomina gesetzt würde. —

Sie haben arithmetisch richtig abgezählt, dass *der, die, das* weniger buchstaben haben, als *welcher, welche, welches; dieser, diese, dieses*; *solcher, solche, solches* etc. Jetzt muss daher alles mit *der, die, das* bestritten werden, welches oft das verständnis der phrasen schwierig macht. Und dies alles bloss um einen oder zwei buchstaben zu ersparen! man sollte eine solche erbärmlichkeit gar nicht für möglich halten.

Ich habe in einer gel. zeitschr. gefunden, statt *als welcher* — *als der,* — welches der leser für den comparativ halten muss und ganz irre wird. Besonders beliebt ist der substantive gebrauch des *das,* dermassen, dass alle seiten damit gespickt sind, welches dem stil eine gewisse bierhausartige familiarität und gemütlichkeit gibt, so lebendig, dass man den schreiber sprechen zu hören vermeint und einem zu mute wird, als befände man sich in schlechter gesellschaft.

Mag man sich nun die tatsächliche unterlage der behauptungen Schopenhauers breiter oder schmäler denken, mag man auch annehmen, dass er übertreibt und zu sehr verallgemeinert, immerhin dürfte aus seinen äusserungen wenigstens hervorgehen, dass gegen ende der 50er jahre *welcher* vor *der* im allgemeinen nicht grade bevorzugt wurde. Wenn dies nun heute der fal' ist, so werden die anfänge der stärkeren bevorzugung jeder falls nicht vor die 50er jahre fallen. Mommsens Römisc geschichte erschien zuerst 1854—55; Freytags Bilder 1859—
Bei ersterem buche gibt Minor die benutzte auflage leider

nicht an, von letzterem hat er eine spätere benutzt (1881). Es bleibt also eine gewisse unsicherheit bestehen, ob die ersten auflagen der genannten bücher dieselben ergebnisse liefern würden. Aber das gewinnen wir zweifellos aus Schopenhauers äusserung, dass der wendepunkt frühestens in die 50er jahre zu legen ist; durch beobachtungen an passend gewählten büchern dürfte es nun nicht so schwer sein, die grenze etwas genauer festzustellen.

Wie weit Schopenhauer recht hat, wenn er die bevorzugung des *der* vor *welcher* in zusammenhang bringt mit einer überhaupt sich geltend machenden vorliebe für *der*, könnte nur eine genauere untersuchung lehren. Möglich, dass ihm hier nur sein urgrund der 'sprachverhunzung' einen streich gespielt hat. Aber er nennt auch *es* unter den durch *das* ersetzten pronomina, wobei doch die 'buchstabenzählerei' nicht ins spiel kommen kann.

Die äusserungen Schopenhauers über die 'gemütliche bierkneipennatürlichkeit' des stils u. s. w. zeigen, dass er heute wenigstens nicht zu den vorkämpfern gegen den 'papiernen stil' gehören würde. S. 175—76 der Grisebachschen ausgabe kommt Schopenhauer nochmals auf die bevorzugung von *das* zu sprechen und hier fügt er hinzu: 'man soll stets, soweit der gegenstand es zulässt, in einem edlen tone schreiben; wissend, dass man zum publiko redet und nicht zu seinen gevattern'. Ganz recht. Die geschriebene sprache kann und wird sich nie mit der gesprochenen völlig decken, die bestrebungen, die darauf ausgehen, das geschriebene hochdeutsch völlig mit dem gesprochenen in einklang zu bringen, sind verfehlt; der einwurf, dass *welcher* als relativ nicht gesprochen wird, kann daher gegen dessen berechtigung im geschriebenen deutsch nichts beweisen. Andrerseits freilich soll auch keine mauer zwischen geschriebener und gesprochener sprache aufgerichtet werden, es ist vielmehr zu wünschen, dass die frischere und lebendigere luft der gesprochenen sprache nicht ganz selten auch hinüberwehe in die geschriebene. Und so wird sich denn gegen eine begünstigung des *der* in der büchersprache, wie sie jetzt empfohlen wird, nichts einwenden lassen.

BERLIN. PAUL PIETSCH.

GRAMMATISCHE MISCELLEN.

A. Die germanischen kürzungsgesetze.

Die von mir IF. 1, 195 ff. entwickelten ansichten über die germanischen auslautsgesetze bedürfen in mancher hinsicht der näheren begründung, ergänzung und verbesserung, um dem grundgedanken, der ja jetzt schon manchen beifall gefunden hat, zum entscheidenden siege zu verhelfen. Es ist natürlich, dass bei der ersten durchführung eines neuen princips nicht alle consequenzen klar werden, dass man in vielen fällen zweifelhaft sein muss, obgleich sich am ende doch die richtigkeit des vermuteten ergibt. In einer reihe von lehrreichen aufsätzen hat Streitberg die kürzungsgesetze der langdiphthonge einzelner indogermanischer sprachen behandelt, und dabei vor allem den grundsatz begründet, dass man wol unterscheiden müsse zwischen langdiphthongen im satzinneren, mit denen die im gedeckten auslaut zusammengehen, und solchen im absoluten auslaut. Die kürzung beider ist nicht gleichzeitig. Die von Streitberg angesetzten indogermanischen grundformen sind nicht immer die auch von andern forschern angenommenen, aber ich kann seinen aufstellungen meistens völlig zustimmen. Auch ich huldige dem princip, dass man nicht beliebig indogermanische grundformen mit wechselnden vocalqualitäten ansetzen darf, auch mir sind locative der *u*-stämme auf *-ōu* unbekannte grössen. Man möge es mir daher erlassen, bei den folgenden grundformen immer die abweichenden meinungen anderer forscher zu verzeichnen. Soweit nichts anderes bemerkt ist, glaube ich, dass die angeführte grundform die einzige ist, die angesetzt werden darf. Für die germanischen sprachen hat Streitberg die kürzungsgesetze der langdiphthonge in seinen Comparativen und dann in seinem buche Zur germanischen sprachgeschichte

erörtert. Es stellte sich dabei heraus, dass jeder auslautende langdiphthong verkürzt ist. Nachdem ich nach dem vorgang Hanssens aufs neue zu begründen versucht habe, dass gestossener ton ebenfalls wie im litauischen verkürzung auslautender langer vocale bewirkt, muss die frage aufgeworfen werden, welches dieser lautgesetze dem andern zeitlich vorausgieng. Es lässt sich leicht zeigen, dass die verkürzung langer diphthonge eher geschehen ist, da in diesem falle das gekürzte *ō* mit dem idg. *o* zusammengefallen ist und mit diesem zu *a* wurde, während das durch stosston verkürzte *ō* ein *u* ergab.

Folgendes diene zum beweise und zur klareren anschauung.

1. Dat. loc. sing. der feminina: urgerm. *-ōi̯*, verkürzt *-oi̯*, wird got. *-ai* : *gibai*, was allerdings nichts beweist, da auch das spätere *o* gotisch zu *a* wird; vgl. 1. sg. *baira*; wol aber ist ags. *ziefe*, an. adj. *spakri, þeiri* beweiskräftig, da dieses *-i* nur auf *-æ* und weiter auf *-ai* zurückgehen kann.

2. Dat. sg. der masculina: urgerm. endung *-ōi̯*, verkürzt zu *-oi̯* > *-ai̯* = ahd. *tage*, altags. *dōmæ*. Es ist demnach unnötig, einen germanischen locativ auf *-oi̯* anzunehmen, es hat vielmehr nur locative auf *-ei̯* gegeben, vgl. Brugmann, Grundr. 2, 617.

3. *-ōu̯* in got. *ahtau*, ahd. *ahto*, ags. *eahta*, an. *ātta*, analog got. *sunaus*, ahd. *suno*, an. *vandar*, ags. *suna*. Lang- und kurzdiphthong fallen völlig zusammen.

4. *-ōr* hat demnach zu *-ar* werden müssen; got. *brōþar* kann daher das indogermanische **bhrātōr* fortsetzen. Den directen beweis liefert das an. *swestar minu liubu* des steines von Opedal, vgl. Streitberg a. a. o. 108, gegenüber *faþiʀ* auf dem Rökstein. Dies zeigt auch zur genüge, dass ags. *brōðor, mōðor* u. s. w. (vgl. IF. 1, 212. Streitberg a. a. o.) kein idg. *-ōr* fortsetzen kann. Auch mein hinweis auf ahd. *wazzar*, ags. *wæter* ist hinfällig. Es beweist nichts für schleifenden ton.

Dieses kürzungsgesetz fällt vor den übergang von *o* zu *a*, also in ziemlich alte, wahrscheinlich schon in die urgerman. zeit. In diesem punkte weiche ich von Streitberg ab, der das gesetz für sicher einzeldialektisch hält, aus gründen, die heute nicht mehr stichhaltig sind.

Bei den *ē*-diphthongen erhalten wir ganz entsprechende verhältnisse. Zunächst entsteht *-ĕ*, das einzeldialektisch ver-

schieden behandelt wird. Gotisch wird es zu *-a*, west- und nord- [illegible]-
german. zu *-e* (*-i*).

1. *-ēi* zu *-ei* = got. *-ai*, ahd. *-ii* > *-ī*, ags. *-ī*?, an. *-e*, *-i* [illegible]:
loc. sg. got. *anstai*, dat. *bandjai*, ahd. *ensti*, ags. *bēne*?, an [illegible].
heiðe, *heiði*, *fundi*?

2. *-ēu* zu *-ĕu* = got. *-au*, *sunau*, ahd. *suniu*, an. (*kuni*)*muði*[illegible]*u*
(Tjurkö).

3. *-ēr* zu *-er* = got. *-ar*, an. *-ir*, got. *fadar*, ahd. *fater*, an. [illegible].
faþir.

Später trat die verkürzung durch den stosston ein, die[illegible]e
alle längen, auch die gedeckten, traf.

1. *-ō* zu *-ŏ*. Dieses *-o* wird got. zu *a*, aber ahd. ags. an. [illegible].
zu *-u*. N. sg. fem. got. *giba*, ags. *ziefu*, an. *gjǫf*; got. *juka*, ags. [illegible].
fatu; got. dat. *daga*, ahd. instr. *tagu*[1]); 1. sg. pr. got. *nima*, [illegible],
ahd. *nimu*, ags. (angl.) *niomu*.

2. *-ōs* > *-ŏs* = wgerm. *u* im n. sg. der *es*-stämme, ahd. *sigu*. [illegible].
Diese auffassung ist nicht zweifellos, da *sigu* möglicherweise
auf idg. **seghəs* zurückgehen kann, wenn Sievers' annahme [illegible],
Beitr. 16, 235, dass idg. *ə* durch *u* vertreten sein könne, richtig
ist. Ausschlaggebend würde das gotische sein, das diese
kategorie indessen umgewandelt hat. Ich sehe aber nicht, was
bei der annahme eines nom. auf *-əs* gewonnen wäre, da diese
im idg. doch ziemlich selten waren. Fragt man zuerst, was
aus dem nom. idg. *-os*, gr. *γένος*, lat. *genus* im germanischen

---

[1]) Ich habe IF. 1, 204 got. *daga* aus **dagēm* hergeleitet, was ich nicht mehr aufrecht erhalten möchte. Man kann es lautlich unmittelbar mit dem ahd. instr. *tagu* vereinigen. Früher hielt ich diese form für eine germanische neubildung, von der ich das gotische freihalten wollte. Seitdem aber Streitberg, IF. 1, 272 nachgewiesen hat, dass lit. instr. *vilkù* nur auf *-ō*, nicht auf *-ōm* zurückgehen kann, ist das vorhandensein eines idg. instr. auf *-ō* gesichert. Er musste, wie in das ahd. so auch in das got. übergehen und hier als *-a* erscheinen. Das heisst, wir haben für das gotische ein besonderes lautgesetz anzunehmen, das *-o* zu *-a* wandelte; im westgermanischen ist es zweifelhaft, ob *-ō* erst zu *-ū* und dann verkürzt wurde, oder ob der weg *-ō* > *-o* > *-u* war. Jedenfalls ist es klar, dass das lautgesetz, welches idg. *-o* im germ. zu *-a* wandelte, längst vorüber war. Auf ganz ähnliche verhältnisse im litauischen hat Streitberg IF. 1, 261 ff. hingewiesen. Im dat. plur. des masc. wird *-ōis* zu *-ais*, weil es im gedeckten auslaut stand. Dieses lautgesetz fällt vor den wandel von idg. *o* zu *a*. Später werden die übrigen auslautenden langdiphthonge gekürzt, *-ōi̯* wird dann zu *-ui*, dat. *vilkui*.

rden musste, so ergibt sich, dass er mit dem nom. der *o*-mme zusammenfiel. Genau so ist es, wie wir weiter unten en werden, bei den neutralen *n*-stämmen gewesen, und diese en den fehlenden nom. sg. durch den alten nom. plur. oder collectivums ersetzt. Ebenso werden es die *es*-stämme nacht haben, und nach den erörterungen von Joh. Schmidt seinen Neutra lautet dieser auf *-ōs*; *sigu* u. s. w. entspricht o genau lat. *honōs*.

3. *-ē* zu *-ĕ* = got. *-a*, ahd. *-e(-i)* : got. dat. sg. *balga*, ags. *ıe*?, ahd. *gaste*?; n. sg. *sibja* < *sibi̯ē*; 3. sg. des schwachen iteritums *nasida* aus **nasidēð*, an. *-e*, *-i*.

4. *-ēs* zu *-ĕs*, got. *-ais*: got. *habais*, ahd. *hebis*, an. *hefr*, s. u.

5. *-ūs* zu *-ŭs*: got. *qairnus*, abulg. *žrĭny*, ahd. *swigar* < **su̯e-ūs*, lat. *socrus*.

6. *-īt*, *-īs* zu *-i*, *-is* liegt vor in der 2. 3. sg. ahd. *wili* = :. *wileis*, *wili*. Im got. ist die länge entweder von der zweiten ır. restituiert oder *wileis* geht auf die form mit primärer rsonalendung zurück.

Ueber die erhaltung der entsprechenden schleifenden länge l. IF. 1, 195 ff.

Doch ist dazu noch zu bemerken, dass auch bei schleifendem ı verkürzung eingetreten ist, die die dreimorige länge zu eimoriger reducierte, die in historischer zeit als normale länge scheint. Ohne eine solche annahme ist der spätere übergang r kürze nicht verständlich. Ganz ähnlich liegen die verltnisse im litauischen.

Aus diesen gegenüberstellungen ergibt sich zur genüge, dass ı germanischen die wirkung des gestossenen tones nicht in len fällen sichtbar ist. Kein langdiphthong kann uns zunächst fschluss darüber geben, ob er stossend oder schleifend bent war.

Ich habe weiter angenommen, dass auch idg. *-oi̯* im gotischen ppelte behandlung zeigt. Das gestossene *-oi̯* ist zu *a* georden: *haitada*, das schleifende bleibt erhalten als *ai*: *bairai*. ie annahme, dass *a* direct aus *ai* entstanden ist, indem durch e wirkung des gestossenen tones das *i̯* abgefallen wäre, enthrt jeder analogie. Es kann auch nicht nur das gestossene *i̯* zu *-ē* geworden, dieses dann verkürzt und zu *-a* gewandelt in, denn dann müsste sich in andern fällen eine ähnliche

wirkung des stossenden tones zeigen, es müssten auch anderweitig monophthonge an stelle ursprünglicher diphthonge mit stosston gegenüber erhaltenen diphthongen mit schleifendem ton erscheinen. Auch das ist nicht der fall. Es bleibt daher für diejenigen, die eine doppelte behandlung des *-ai̯* annehmen, nichts weiter übrig, als eine wandlung des auslautenden urgerm. *-ai̯* zu *-ǣ* in allen fällen anzunehmen, und dieses *-ǣ* wurde durch den stosston zu *-e* verkürzt, das mit dem *-e* aus *-ē* im gotischen zusammen in *a* übergieng. Das lange auslautende *-ǣ* wurde got. aber *-ai* geschrieben, weil es keine andere möglichkeit gab, es zu bezeichnen. Die früheren ansichten über got. *-ai* hat Jellinek, Beitr. z. erklär. d. germ. flexion s. 65 besprochen. Jellinek nimmt ebenfalls an, dass *-ai* über *-ē* zu *-a* geworden sei. Zu den formen, in denen *ai* durch schleifenden ton erhalten ist, kommt jetzt auch *gibai*, da dessen *-āi* verkürzt werden und mit *-aĩ* zusammenfallen musste, ehe die verkürzung durch den stosston wirkte. Zu bedauern bleibt es, dass es keine sicheren fälle des *-ōi̯* im germanischen gibt: es hätte dies im got. über *-oi̯, -ai̯, -æ* zu *-a* führen müssen. Ob man mit Brugmann, Grundr. 2, 1374 run. *haite,* an. *heiti,* got. **haita* auf *-ōi̯* zurückführen darf, ist mir sehr zweifelhaft. Tatsächlich ist die endung *-ōi̯* nur im conjunctiv belegt. In den übrigen dialekten ist die doppelte behandlung des diphthongen wegen der kärglichkeit des materials nicht sicher nachzuweisen. Von den ausführlichen erörterungen von Collitz, BB. 17, 1 ff. kann ich mir leider sehr wenig zu eigen machen. Auf grund der erklärung des schwachen präteritums die schicksale des germ *-ai* bestimmen zu wollen, halte ich für verfehlt.

Für das schleifende *ai*, mag es nun ursprünglich oder durch formübertragung entstanden sein, gibt es vier gleichungen:

1. Dat. sg. got. *gibai* = ags. *ziefe.*

2. Dat. sg. ahd. *tage,* ags. *dæzæ,* an. *armi.*

3. Nom. plur. got. *blindai,* ahd. *blinte,* ags. *hwate,* an. *spaki-r* mit angetretenem pluralzeichen *-r.*

4. 3. sg. opt. got. *bairai,* ahd. *bere,* ags. *binde,* an. *skjóti.*

Diese vier beispiele befinden sich in tadelloser übereinstimmung und geben zuverlässige auskunft über die schicksale des auslautenden *-ai̯*. Zu beachten ist hierbei zweierlei:

1. *-aī* ist im west- und nordgermanischen nicht mit *-ē* ammengefallen. Denn dieses ergab, wenn meine ausführungen 1, 205 richtig sind, *-a*, vgl. as. *kinda,* ahd. *he-ra* = got. *-rē.*

Ebensowenig ist dies im gotischen der fall, wobei es auflend ist, aber mit dem sonstigen vorgehen der sprache im klang steht, dass das alte *ē̃* im gotischen geschlossen, *ǣ* er offen war, während es im ahd. gerade umgekehrt ist: *ā* ist auf *ǣ, ē* auf *ē.*

Für gestossenes *-ai* kommt das mediopassivum in betracht, formen ags. *hátte* 'er heisst' = *haitada*, an. 1. sg. *heiti* = *aitai.*

Es zeigt sich in diesem falle kein qualitativer unterschied: glich wäre es, dass ein quantitativer bestanden hätte.

Die nordischen runeninschriften sind, so wenig formen sie ten, doch in mancher hinsicht wichtig:

1. zeigen sie keinen unterschied zwischen stossendem und leifendem *ai*; es heisst in allen fällen *-e*, *-i*:

a) dat. sg. masc. (*wodu*)*ride* (Tune), *hite* (Järsbärg), (*walha*)-*rne* (Tjurkö) = *aī.*

b) *haite* (Kragehul), *ha*(*i*)*te-ka* (Lindholm), *haiti-ka* (auf em seeländischen bracteaten).

2. scheint das alte *-ē* und *-ēn* noch nicht damit zusammenfallen zu sein:

a) 3. sg. praet. (*w*[*o*]*rta* Etelhem, *wurte* Tjurkö, *urte* Ivesberg, *sate* Gommor). Das *a* in *worta,* wenn die form erhaupt sicher wäre, kann allerdings wol nur einen offenen laut bezeichnen. Anders Axel Kock, Skand. archiv 1, 20;

b) der nom. der masc. *n*-stämme zeigt durchweg *a*: *m*(*a*)*r*(*i*)*la* telhem) u. s. w.; trotzdem wird man genötigt sein, hierin die rtsetzung des alten *-ēn* zu sehen: *-a* dient auch hier zur darellung eines *-æ*; vgl. Axel Kock, Skand. archiv 1, 17 f. und e dort citierte literatur.

Eine andre möglichkeit wäre die, dass hier ein nominativ f *-ē* vorläge, der nach der analogie des westgermanischen *-a* hätte werden müssen. Ich sehe darin aber keine alte rm, sondern eine neubildung, wie ich das später ausführen erde.

Zu ähnlichen negativen resultaten wie bei dem diphthongen *-ai* kommt man bei der betrachtung des urgermanischen *-au*.[1]) Hier liegen zwar deutliche, aber leider nicht sicher zu verfolgende fälle vor.

1. idg. *ou͂* im gen. sing. der *u*-stämme: got. ***sunaus***, ahd. *fridō* (die länge ist sicher bezeugt: *fridoo* B, *fridō* Is. H., ***witō*** K), ags. *wintra, honda*, an. *vandar*, *fjarðar*;

2. idg. *-ōu* zu *ou* in **ok'tōu*, got. *ahtau*, ahd. *ahto* (bei T. mehrmals *ahtu*), ags. *eahta*, *æhto* L., *æhto*, *-a* Rit., an. *ātta*. Im ahd. kann ich länge des *o* nicht mehr nachweisen, was aber nichts beweist, da auch schleifende längen im absoluten auslaut im ahd. verkürzt werden.

Es lässt sich daher für das germanische nicht sicher erweisen, dass zu der zeit wo das kürzungsgesetz wirkte, die alten auslautenden diphthonge schon überall monophthongisiert waren. Nur das gotische *-ai* und *-a* weist darauf hin. Vielleicht gelingt es aber andern, die sache noch sichrer zu entscheiden. Steht aber, was mir wahrscheinlicher ist, ***au*** auch im gotischen für einen monophthongen, so darf man die monophthongisierung in unbetonter silbe schon in die vordialektische zeit hinaufrücken.

Es bleibt jetzt nur noch die schwierige frage der *n*-diphthonge zu behandeln. Ich glaube nachgewiesen zu haben, dass sich die wirkung der accentart bei ihnen deutlich zeigt. *-ē͂m* und *-ō͂m* werden nicht verkürzt (got. *dagē*, ahd. *tago*), *-ém* und *-óm* werden got. zu *-a* und *-aú* (*bandja, bairàu*), an. *-e*, *-a* bez. *-a* (*hani, spaka*). Wie sind diese wandlungen zu erklären?

---

[1]) Got. *au* in den endungen scheint sicher monophthong gewesen zu sein, und zwar geschlossenes *-ōᵘ*, denn anders ist die schreibung von *u* an stelle des *au* und umgekehrt gar nicht zu verstehen. Man vergleiche die dative *þiu-magu* Luc. 1, 54, *wulþu* Luc. 9, 26, *sunu* Luc. 9, 38 u. s. w., gen. *sunus* Gal. 2, 20, Ephes. 4, 13, *dauþus* 'des todes'. Da *au* auch für kurzes *u* steht, im nom. sg. *sunaus* Luc. 4, 3, *wulþaus* 2. Cor. 8, 23 u. s. w., so ist freilich nicht zu ermitteln, ob ein unterschied zwischen *sunaus, sunau* als *sunōs* und loc. *sunō* < **sunéu* bestanden hat. — Im voc. sing. halte ich das nebeneinander der formen *sunu* und *sunau* für alt: *sunau* entspricht lit. *sunaũ*, ai. *sunō*. Es erscheint Matth. 8, 29. 9, 27. Marc. 5, 7. 10, 47. 48. Luc. 8, 28. 18, 39 neben einmaligem *sunu* Luc. 18, 38. Es ist leicht erklärlich, dass bei einem so häufig gebrauchten vocativ die alte form sich so lange erhalten hat. Aehnlich lat. *Ju-piter*.

Streitberg hat mit recht darauf hingewiesen, dass zu der zeit wo die langdiphthonge verkürzt wurden, in *-ō̃m* der nasal nicht mehr als solcher erhalten gewesen sein kann, weil sonst dieser langdiphthong ebenfalls zu *-ŏm* hätte werden müssen. Vgl. das slav. *-ŭ* im gen. plur. aus *-ō̃m*, Streitberg, IF. 1, 282 ff. Die reduction der nasale fällt also in sehr alte zeit. Immerhin mögen noch nasalvocale bestanden haben. Die eigentümliche doppelte behandlung der nasaldiphthonge im slavischen, die Streitberg mir wahrscheinlich gemacht hat, muss doch die frage nahelegen, ob nicht auch im germanischen ähnliche verhältnisse gewirkt haben. Und allerdings kommt man mit der annahme, dass zur zeit des ersten kürzungsgesetzes bei stossendem ton die nasale noch erhalten waren, scheinbar zum ziel; so V. Michels, Anz. f. ind. spr. u. alt. 1, 30: *-ōr* wird zu *-ar*, *-ōi* zu *-ai*, *-ōu* zu *-au*, und *-óm* zu *-am* = ahd. *geba*, ags. *ȝiefe*, an. *spaka*; *-ēr* zu *-er* u. s. w. In diesem falle erscheint im gotischen als kürzungsproduct *-a*, west- und nordgermanisch *-e* (*-i*). Und auch das scheint zu entsprechen: *-ēn* zu *-ĕn*: got. *hana*, an. *hani* u. s. w. Indessen folgen aus dieser annahme verschiedene consequenzen, die mir diesen weg unwahrscheinlich machen:

1. müssten die nasale bei schleifendem ton eher reduciert sein als bei gestossenem. Im slavischen tritt gerade das umgekehrte ein, und lautphysiologisch ist das auch besser zu begründen.

2. da die entsprechungen der nasalvocale nie abfallen, muss man annehmen, dass durch den späteren schwund des nasals eine secundäre dehnung eingetreten ist.

Und dies hat 3. zur voraussetzung, dass die nasale nach kurzem vocal ebenfalls früher reduciert sind, denn sie fallen ja spurlos ab: die oben angenommen kürzungsproducte können also nicht mit ihnen zusammengefallen sein.

Ich meine, das sind so viel notwendige voraussetzungen, dass es schwer wird, an sie zu glauben. Die wirkliche unmöglichkeit ergibt sich aus den nordischen verhältnissen; s. u. Die andre möglichkeit ist einfacher. Das erste kürzungsgesetz wirkte nicht, weil überall lange nasalvocale bestanden. Das zweite kürzungsgesetz verkürzte die stossend betonten langen nasalvocale und diese wurden dann zu den entsprechenden historischen lauten. Auffallend ist nur das west- und nord-

germanische *-a*, das aus *ǭ* entstanden ist. *ō* wird zu *ŭ*, und man muss daher voraussetzen, dass bis zu dieser zeit die nasalvocale noch erhalten waren, und dass dann der nasal die erhöhung des vocalklanges hervorrief. Im gotischen *-aú* ist dieser wandel nicht eingetreten: es setzt das alte *-ōm* auch in seiner lautqualität fort. In den runeninschriften wird für altes *-óm* stets *-o* geschrieben: 1. nom. sg. der femininen *n*-stämme *hariso* (Himlingøje), *luþro* (Strårup), *fino* (Berga). 2. 1. p. sg. praet. *tawido* (Goldenes horn), *faihido* (Einang), *hlaaiwido* (Strand). Diese formen geben uns die gewünschte entscheidung, sicher widerlegen sie Michels' ansicht; denn wäre *-ōm* als langdiphthong gekürzt, so müsste es runisch *-a* heissen, wie *swestar*. Es ist somit der sichre beweis geliefert, dass die langdiphthonge zu einer zeit verkürzt wurden, wo schon nasalvocale existierten.

Damit haben wir ausserdem noch sehr erwünschte daten zur chronologie einzelner auslausgesetze erhalten.

1. Das kürzungsgesetz der langdiphthonge ist älter als der übergang von *-o* zu *-a*.

2. Der übergang der nasale nach langem vocal zum nasalvocal ist älter als 1.

Ich habe oben angenommen, dass got. *ai* und *au* in nebensilben einen einfachen *ĕ̌*- und *ŏ̌*-laut darstellen. Für *au* spricht die gleichung *bairaú* = lat. *feram, bairandau* = *φερόντων*. Eine andre gleichung ist *wiljaú, wileis* = abulg. *veljǫ, veliši*. Brugmann hat schon IF. 1, 81 darauf hingewiesen, dass wir es in lat. *velīmus*, got. *wileima* nicht mit einem opt., sondern mit einem präsens auf *-(i)i̯ō-, -īsi* zu tun haben. Die vollständige entsprechung von got. *wiljau* und abulg. *veljǫ* musste ihm entgehen.

Dem got. *wiljau* entspricht ahd. *wille, willa* (T), das schon in den ältesten quellen erscheint. *willu* versteht sich leicht als neubildung.

Im abulg. ist bekanntlich *-m* durchgehend die endung der ersten person, und man sieht darin nach Brugmanns vorgehen eine alte injunctivform. Da sich aber im germanischen spuren der secundären personalendung finden (*haba* < **habēm*), so könnte man dies auch für das slavische annehmen. Ich benutze die einleuchtende erklärung Streitbergs, die präsensflexion von

fullnan im gotischen betreffend. Er erklärt die thematische flexion des präsens neben dem zweiten stamm auf -*ō* im präteritum durch eine entgleisung. Die 3. p. pl. z. b. *fullnand* kann aus **fullnōnd* hergeleitet werden, und durch diese form ist dann das einlenken in die thematische präsensflexion verursacht.

Im slavischen lassen sich abulg. *dvignę* und *dvignętĭ* ebenso aus *dvignām* und **dvignānt*- herleiten, die dann germ. **fullnōm* **fullnōnđi* genau entsprechen, und ebenso ist der opt. *dvigni* mit *fullnais* aus -*ōi̯s* herzuleiten.

In dem falle von *wiljau* und *bairau* bezeichnet *au* ein kurzes *o*, und da auslautendes -*ái̯*, wie wir gesehen haben, über -*ē*, -*ĕ* zu -*a* wird, so ist an der monophthongischen natur des -*ai* nicht mehr zu zweifeln. Ist dies aber richtig, so liegt die frage nahe, ob uns diese erkenntnis nicht zur lösung andrer fragen, namentlich der schwachen *ē*- verben, führt.

B. Die verben auf *ē*.

Die flexion dieser verben ist verschieden aufgefasst worden. 'G. H. Mahlow' sagt Kögel, Beitr. 9, 504, 'hat in seiner an glücklichen gedanken reichen schrift über die langen vocale *ā ē ō* in den europäischen sprachen auch das princip gefunden (oder es doch zuerst öffentlich ausgesprochen), welches allein eine lautgesetzliche erklärung der schwachen verba zweiter und dritter classe ermöglicht'. Jahrelang ist diese auffassung Mahlows unbestritten geblieben. Neuerdings ist indessen Streitberg von ihr abgewichen und hat mit vollem recht die athematische flexion dieser verbalclasse zu begründen versucht (Comparative 18. Zur germ. sprachgeschichte 73 ff.). Indessen bedarf Streitbergs erklärung doch noch einiger correctur.

Als lautgesetzlich athematisch erklären sich sofort 3. plur. *haband* aus **χaβēnđi* = lat. *habent*, das participium *habands* < -*ēnd*- = lat. *habens*. Dazu habe ich dann IF. 1, 204 die gleichung got. *haba* = **χaβēn* mit secundärer personalendung gefügt, die von Streitberg angenommen ist (Zur germ. sprachg. 73), Brugmann aber nicht befriedigt, Grundr. 2, 1065. Die hauptstütze für meine erklärung wird immer an. *hefi* bleiben, das Brugmann nicht erwähnt. Die gleichungen got. *hana*, an. *hani*, got. *haba*,

an. _hefi_ stimmen evident überein und lassen für _haba_ kaum eine andre erklärung als wahrscheinlich erscheinen. Brugmanns erklärung von _haba_ aus _*habō_ ist wol möglich, stört aber den zusammenhang mit den übrigen formen. Das erscheinen der secundären personalendung fällt nach den untersuchungen von Zimmer, KZ. 30, 119 a. Brugmann, Grundr. 2, 1334, nicht weiter auf. Abgesehen vom augment entspricht z. b. got. _muna_ dem gr. [ἐ]_μάνην_. Die 1. p. pl. _habam_ erklärt sich leicht als analogiebildung nach der 1. sg. und 3. pl.

Ich habe dann ferner IF. 1, 204 an die gleichung got. _sijais_ = lat. _siēs_ angeknüpft und _habais_ dem ahd. _habēs_ direct gleichgesetzt, ohne indessen den lautgesetzlichen grund finden zu können. Der liegt nicht zu weit. Ich habe von anfang an geglaubt, dass _-s_ die verkürzung durch den stosston nicht aufgehalten hat, ohne dafür wegen der kärglichkeit des materials beweise bringen zu können: _sijais_ bietet das gewünschte.

Aus idg. _siēs_ musste im gotischen _*siĕs_ werden. Im allgemeinen geht dieses verkürzte _e_ im gotischen auslaut in _-a_ über, was dem _e_ den phonetischen wert eines offenen _e_-lautes erteilt; vgl. _sibja_ < _*sibįē, fadar_ < _*fadēr, anstai_ < _*anstēi, sunau_ < _*sunēu, hana_ < _*hanēn, haba_ < _*habēn, bandja_ < _*bandjēn_, 3. sg. _nasida_ < _*nasidēþ_. Aber es steht nichts der annahme im wege, dass vor _s_ dieser lautwandel nicht stattfand. Dieses kurze _e_ konnte im gotischen nicht anders als durch _ai_ bezeichnet werden, und so erhalten wir die schreibung _sijais_. Die 3. sg. _siēt_ hätte nur zu _*sija_ führen können, jedoch wurde das _ai_ nach der zweiten person restituiert. Streitberg glaubt eine andre erklärung gefunden zu haben. Er nimmt an, _ē_ sei vor tonlosen spiranten offen gesprochen und demnach _ai_ geschrieben. Viel einwenden lässt sich direct gegen diese regel nichts, aber sie erklärt doch zu wenig. Für _habais_ kommen wir auch mit der annahme secundärer personalendung aus, und _habais_ wäre wie _sijais_ = lat. _habes_, gr. _ἐ-μάνη-ς_. In der dritten person mag frühzeitig das _þ_ restituiert sein, und sie liesse sich daher ebenfalls dem lat. _habet_, gr. _ἔ-τλη_ u. s. w. vergleichen. Aber diese erklärung reicht ebensowenig wie die Streitbergs für die 2. plur. _habaiþ_ und für das praet. _habaida_, sowie für _habains_ aus. Gerade für diese formen müssen wir ebenfalls nach einer lautgesetzlichen erklärung suchen, und

wenn man sie vom standpunkt der neueren forschung betrachtet, so muss man unbedingt darauf kommen, in dem *ai* die lautliche vertretung von idg. *ē* zu sehen. Es ist das verhältnis der andern langvocalischen verben, die diese annahme nahelegt. Streitberg hat nachgewiesen, dass das *ō* in *salbōn, salbōda* nicht aus *ōį* hervorgegangen sein kann. Der stamm *salbō-* entspricht vielmehr genau dem zweiten stamm im slav. *děla-ti,* lit. *kybo-ti,* lat. *amā-tum,* gr. *τιμη-τός.* Das *ī* in *naseins* entspricht ebenso dem *ī* in slav. *mor-i-ti, voditi.*

Wenn also nicht schwerwiegende gründe dagegen sprechen, wird man ungern got. *habai-* von gr. *μανῆ-ναι,* lat. *habē-re,* lit. *smirdé-ti,* asl. *smrĭdě-ti* trennen. Da nun scheinbar idg. *ē* im gotischen durch *ē* vertreten ist, so fragt es sich, ob nicht ein lautgesetzlicher grund für diese doppelte behandlung zu finden ist. Da in allen unsern fällen *ai* in unbetonter silbe steht, so könnte dies schon der grund der behandlung sein, und man kann daher nur die *ē* in unbetonter silbe vergleichen.

Von dem *ē* der endsilben kann man hier absehen, da wir es durchweg mit schleifend betonter endung zu tun haben: gen. plur. *dagē* < **dagẽn, hidrē* aus **hidrẽδ* u. s. w. Diese haben auch im ahd. dieselbe qualität wie die hochbetonten silben: das schleifende *-ẽ* wird im ahd. zu *-a* wie in haupttonigen silben, vgl. verf., IF. 1, 219 f. Auch auf das *ē* in *ainummēhun, ƕammēh, ƕarjammēh* ist nicht allzuviel gewicht zu legen, da hier *ƕammēh* aus **ƕammē-nh* entstanden sein wird, das *-ē* also erst wider ein secundäres product ist. Andrerseits könnten diese formen von **þē-h* beeinflusst sein.

Abgesehen von dem *-ē* in endungssilben begegnet uns dieser laut in folgenden fällen:

1. in *sibuntēhund* u. s. w. Mag man in diesem falle mit Brugmann abteilen *sibuntē-hund*, oder mit Joh. Schmidt *sibuntēhund,* in beiden fällen lässt sich das *-ē* begründen: im ersten falle ist es schleifend betonte endung, im zweiten hat es zum mindesten einen starken nebenton getragen, *sibuntèhund.*

2. erscheint *ē* im schwachen präteritum *nasidēs, nasidēdu, nasidēduts, nasidēdum, nasidēduþ, nasidēdun.* So lange dieses noch nicht aufgeklärt ist, muss ich von der benutzung absehen.

3. treffen wir *ē* in folgenden einzelnen fällen: a) *fahēþs,* stamm *fahēdi-,* b) *awēþi,* c) *azētizō* und dessen ableitungen,

d) *alēwa-* = gr. ἔλαιον, lat. *oleum*. Dieses ist ein fremdwort und kommt daher kaum in betracht. Leider ist *azētizō* völlig unaufgeklärt. Für *awēþi* will Bremer Beitr. 11, 32 **aweiþi* lesen, da es zu dem *i*-stamm lat. *ovis*, gr. ὄϊς, ai. *aviṣ* gehört. Zwar ist dies wort dreimal überliefert, Joh. 10, 16 und zweimal K. 9, 7 in unmittelbarer nachbarschaft (*hvas haldiþ awēþi jah miluks þis awēþjis ni matjai*), und es bleibt daher immerhin kühn, sich über die überlieferung hinwegzusetzen; trotzdem ist Bremers besserung so einleuchtend, sie bietet vor allem eine erklärung, dass man ungern darauf verzichtet. *fahēþs* muss von einem verbum auf -*ē* abgeleitet sein. Im gotischen existiert aber nur *faginōn*. Im ahd. ist bei Otfrid 4, 26, 3 b *fageta* überliefert. Daneben steht sehr viel häufiger *fagōn* und bei Tatian *gifehan*. Das substantivum heisst ahd. *gifeho* (Tat.), ags. *ȝeféa*.

Wie diese formen zu vereinigen sind, ist recht unklar. Das ags. *ȝeféa* weist auf einen nom. auf -*ō* oder -*ōt*. Man könnte einen asigmatischen nominativ annehmen, der im got. restituiert wäre. So könnte man dem got. -*e*- schleifende qualität zuweisen. Aber das schwebt doch zu sehr in der luft. Am ehesten möchte ich daran denken, dem folgenden *i* einen einfluss zuzuschreiben: *awēþi, azētizō, fahēdi-* stellten eine art *i*-umlaut dar gegenüber *habaida*. Das *ē* des schwachen präteritums ist anders aufzufassen. Wir haben es mit einem starken nebenton zu tun (*násidèdum, hábaidèdum*), der die qualität des *ē* verursacht haben kann. Absolut beweiskräftig sind also sämmtliche formen nicht, und wenn die *ai*-formen sich mit der annahme eines idg. *ē* leichter erklären lassen, so ziehe ich diese ansicht jeder andern vor.

Bei der gleichung 'idg. *ē* zu got. *ai* in unbetonter silbe' erklärt sich zuerst die flexion von *sijau* lautgesetzlich. Die alte abstufung *i̯ē* -*ī* ist nicht wie gewöhnlich zu gunsten des *ī* ausgeglichen, sondern es hat im gotischen wie im sanskrit der singular gesiegt. *sijaima, sijaiþ* würden also ziemlich genau sind. *syāma, syāta* entsprechen, *sijain-a* dem lat. *si-ent*, gr. εἶ-εν aus **es-i̯ent*.

Zweitens erhält auch die conjunctivform *bairaù* und ihr eindringen in den optativ neues licht. Das gestossen betonte *ai̯* der endsilben muss zunächst zu *æ*, *ē*ª geworden sein, ehe es verkürzt wurde und dem allgemeinen übergang von *æ* zu

folgte. Einen andern weg der entstehung von *a* aus *ai̯* kann ı nicht wahrscheinlich finden. In der accentqualität kann ›se monophthongisierung kaum begründet gewesen sein: wir ısten alsdann auch in haupttonigen silben einen wechsel rischen *ē* und *ai* finden. Ich glaube daher, dass idg. *ai* in d- und mittelsilben monophthong war und demnach mit dem rtreter von idg. *ē* = got. *ai* zusammengefallen ist.

Brugmann nimmt jetzt Grundr. 2, § 924 zwei conjunctivsuffixe und *ē* an und erklärt dadurch die lat. flexion des futurums *ram, feres, feret, ferēmus,* die bis jetzt rätselhaft war. Es ıdert nichts, dieselbe flexion für das germanische anzunehmen. e lautgesetzliche entwicklung dieser form würde folgende in:

**bherōm* > got. *bairau*
**bherēs* > *berēs*, geschrieben *bairais*
**bherēt* > *berēt*, got. **baira*
**bherēm-* > *berēm-*, got. *bairaim-a*
**bherēte* > *berēþ,* got. *bairaiþ*
**bherēnt* > *berēn* > got. **bairan.*

Es können danach got. *bairaima, bairaiþ* zugleich als ver-›ter von lat. *ferēmus, ferētis* und von aind. *bharēma, bharēta* .fgefasst werden, d. h. in der 1. und 2. p. pl. fielen im got. r alte conjunctiv und optativ zusammen. Da die 1. sg. des t. zu *bairái* werden musste, eine form, die wahrscheinlich it der 3. sg. *bairai* aus **bheroi̯t* zusammenfiel, so ist es nicht ınderbar, dass in der 1. sg. die alte conjunctivform erhalten ieb. Ich hoffe, dass durch diese erörterung die existenz der p. conj. in der optativ-flexion einigermassen erklärt wird. h bin weit davon entfernt, diese ausführungen für sicher zu ılten, aber es ist doch die aufgabe des sprachforschers, die rmen zu erklären, und des unerklärten gibt es ja in unsrer issenschaft noch genug.

Ich verweise zum schluss noch auf das langobardische *ōja armēs,* das einem got. *fraúja armais* entspricht, und auf ıs zeugnis der Wiener handschrift, dass *libaida* zu sprechen i *libēda* mit dem ausdrücklichen zusatz: *diptongon ai pro e nga* (Holtzmann, Altd. gramm. 12). Auf die schreibung der ›mdworte gehe ich nicht weiter ein.

Es ist jetzt auch möglich, um an den anfang dieser er-

örterung zurückzukehren, in *habais, habaiþ* die formen mit primärer personalendung zu sehen.

Welche formen es im gotischen sind, lässt sich deshalb nicht unterscheiden, weil wir nicht wissen können, ob *ai* kurz oder lang ist. Wahrscheinlich werden sie beide existiert haben, wie dies in anderen dialekten der fall zu sein scheint. Die kürzung eines *ē* durch stosston muss in allen dialekten zunächst *e* ergeben; es ist dann sehr leicht möglich, dass dieses *e* zu *i* geworden ist. Ob es umlaut bewirkt hat, ist zweifelhaft. Ich stütze mich für diese annahme auf folgende fälle, wobei ich nur bemerke, dass nordisch und westgermanisch so hand in hand gehen, dass man von einem dialekt auf den andern schliessen kann.

Got. 1. sg. *haba*, an. *hefi* zeigt umlaut, während got *hana* = an. *hani* ihn nicht aufweist. Er ist wahrscheinlich unursprünglich. Für die 2. p. sg. gibt es im nordischen zwei formen *hefir,* alt bisweilen *hefr, segir* und *segr*; von diesen würde *hefr segr* dem urgermanischen **habēs,* got. *habais* entsprechen, *hefir* dagegen dem ahd. *habēs,* got. *habais,* urgerm. **habēsi.* Wie die 2. pl. *hafið* = got. *habaiþ* zu beweisen scheint, dürften wir in **hefir* keinen umlaut erwarten; derselbe wird von *hefr* und *hefi*? eingedrungen sein.

Ein urgermanisches **habēs,* got. *habais,* an. *hefr* hätte im ahd. demnach zu **habĕs, *habis* > **hebis* werden müssen. Und diese form kommt wirklich vor. Das belegmaterial hat Kögel, Beitr. 9, 518 gesammelt. 'Belegt sind 2. sg. *hebis* H. 2, 7. 6, 2. Gl. 2, 58, 12 (Einsiedeln 179. 302 = *hebist* Sg. 845). *hebist* Samar. 25 im reime auf *segist*; *hebit* in der BR. viermal (einmal *habēt,* Seiler, Beitr. 1, 459), in den H. dreimal (kein *habēt*), *inthepit* Gl. 1, 535, 21 (Clm. 18140. 19440. Vind. 2732 = *inthapet* c, *inthabet* e, *inthabit* f), *hebit* Is. 5, 12, *heuit* Frg. 27, 26 (= 27, 13 *habet*), *kehebit* Gl. 2, 697, 11 (Melker Vergilgl.); *segit* Gl. 2, 191, 23 (Clm. 18140. 19440. Vind. 2723. 32). 338, 29 (Par. 9345). *sagit* 515, 1 (Eins. 316); *libit* Rd. Ib. 1, 294, 46'. Ich glaube, dass so sich die formen am einfachsten erklären, obgleich ja natürlich andre möglichkeiten vorhanden sind; der übertritt in die *o*-flexion ist eine consequenz dieser bildungen. Die *jo*-bildung in as. *hebbiu* könnte möglicherweise alt sein, sie erklärt sich aber doch auch leicht als analogiebildung.

Es fragt sich nun allerdings noch, wie *nasidēs* aufzufassen st. Streitberg ist der meinung, dass es schleifenden ton gehabt aben müsse, und will daher die ableitung und verbindung mit er aind. endung *-thās,* gr. *-θης ἐ-λύ-θης* aufgeben. Es findet ch, was sehr auffallend bleibt und für Streitbergs annahme prechen dürfte, auch im ahd. länge des vocals: *suohtōs, chiinnerodes* bei Isidor. Ags. *sealfodest,* an. *safnaðir, trūðir* weisen uch viel eher auf schleifenden ton als auf gestossenen. Bei ieser annahme würden sich die verhältnisse am besten erlären; so lange aber keine anknüpfung in den verwanten prachen gefunden ist oder die form sonst erklärt ist, steht atürlich diese auffassung in der luft.

Ich hoffe, durch diese auseinandersetzung die discussion ber das gotische *ai* wider angeregt zu haben. Das verdienst, ie betr. ansicht zuerst ausgesprochen zu haben, bleibt Johansson nit seinem buch 'De derivatis verbis contractis linguae graecae uaestiones', das wol als der anfang der neueren erklärungen ber die flexion der langvocalischen verba betrachtet werden muss.

Die entwickelten ansichten werden allerdings auf widerpruch stossen, aber ich gebe nochmals zu erwägen: macht nan sich von allen früheren anschauungen frei, so liegen die atsachen wie folgt: mit der annahme, dass got. *ai* ein *ĕ* und vertritt, erklären sich folgende formen: 2. sg. *habais* = lat. *abes, habaiþ* = *habet, habaiþ* = *habēt-is*; conj. *bairaima* = *'erēmus, sijais* = *siēs, sijaima* = ai. *sjāma.* Dieser auffassung widerspricht nichts.

Ich mache noch darauf aufmerksam, dass unter den *ē*-verben im gotischen fast gar keine denominativa sind und sich ehr alte entsprechungen finden: *þahan* = lat. *tacē-re, liban* = lsl. *lipě-ti, haban* = lat. *hab-ēre, ana-silan* = lat. *silēre, munan,* gr. *ἐμάνην, witan,* lat. *vidē-re* (*þulan* = gr. *ἐτλᾶν* ist ursprünglich in *ā*-verbum). Diese verben haben nie eine *i̯o*-flexion besessen, ondern sind athematische aoristpräsentia, zu denen wahrcheinlich (*i*)*i̯o*-präsentia gehören, *ē* aber ist aus *ēi̯* entstanden ınd das *i* des präsens steht dazu im ablaut.

C. Zur geschichte der *n*-stämme im germanischen.

In meiner arbeit IF. 1 habe ich die grundformen angegeben, auf die nach meiner ansicht die germanischen endungen der *n*-stämme zurückgeführt werden müssen und können. Eine volle einheitlichkeit zwischen allen dialekten herzustellen, ist mir dabei nicht gelungen, was von mancher seite vielleicht als ein mangel der vorgelegten ergebnisse aufgefasst werden kann, solange nicht gezeigt ist, welchen weg die einzelnen endungen von indogermanischer zeit an genommen haben. Bekanntlich hat das germanische manche neuerung in der flexion der *n*-stämme eingeführt, vor allem die unterscheidung nach geschlechtern, die noch nicht ganz aufgeklärt ist; sodass es wol nötig scheinen dürfte, eine entwicklung der *n*-stämme zu geben mit beziehung auf die neuen anschauungen über die auslautsgesetze, zu denen mich meine untersuchungen geführt haben. Ohne eingehen auf die übrigen idg. sprachen kann dies indessen nicht geschehen, da wir erst durch die vergleichung der anderen sprachen die grundformen für das germanische festsetzen müssen.

Ich beginne 1. mit den masculinen *n*-stämmen, für die wir drei indogermanische formen anzusetzen haben:

a) auf *-én*: gr. *ποιμήν*;

b) auf *-ón*: gr. *κύων*, armen. *šun*, lit. dial. *szųn*, abulg. *kamy* < **kamōn*;

c) auf *-ō̃*: lat. *homō, carō*, kelt. air. *cū*, ncymr. *ci* 'hund', lit. *szů̃*, *akmů̃*.

Eine grundform auf *-ẽ* ist nicht vorhanden, und wir dürfen daraus wol schliessen, dass es einen indogermanischen sandhi *-én* : *-ẽ* nicht gegeben hat. Die formen *-ón* neben *-ō̃* können doppelt erklärt werden, indem entweder *-ón* nicht in allen fällen des satzzusammenhanges zu *-ō̃* wurde, oder das *n* nach den obliquen casus restituiert wurde. Ich gebe der ersten möglichkeit den vorzug, da sie besser erklärt, warum nicht auch ein *-ẽ* neben *-ēn* gestellt wurde.

Von diesen formen sind nicht alle drei gleich gut in den einzelsprachen erhalten. Das indische hat die nasalierten formen, soviel ich sehe, ganz verloren, das griechische hat *-ω* nahezu ganz aufgegeben, und nur die flexion *εἰκοῦς*, *εἰκώ* setzt

ıen nominativ εἰκώ, ἀηδώ voraus. Das lateinische hinwiderum .t -ō verallgemeinert (*homō, hominis*), von -*ēn* finden sich spärıhe reste (*flamen, pecten, lien, sanguen*), und -*ōn*, das zunächst -*on* hätte werden müssen, scheint ganz aufgegeben zu sein. dessen doch nur scheinbar, wie ich glaube. Die formen sind ır durch metaplasmus unkenntlich gemacht. Ich vermute .mlich, dass auslautendes -*n* im lateinischen zu -*m* geworden . Bekannt ist, dass die auslautenden nasale im lateinischen itweilig stark reduciert waren, sodass sie vielfach nicht gehrieben wurden. Ebenso steht es im umbrischen. Ja es ɘrden hier *m* und *n* direct verwechselt. Gewöhnlich wird *n* ɾar nicht geschrieben, selten wird es richtig gesetzt, wie in *:stin, umen*, häufiger steht dafür *m*: *numem*, vgl. v. Planta, :amm. d. umbr.-osk. dial. 572 f. Dagegen wird im umbrischen emals *n* für *m* gesetzt, was dafür spricht, dass *m* der geɔ̈hnlichere laut war.

Aber auch im lateinischen kommen derartige schreibungen ır, z. b. *nomem, inguem* (s. Seelmann, Aussprache des lat. 358. ·4 f.) und umgekehrt *n* für *m*, z. b. *donun, saluon, menten* (Seelann 271. 364).

Ich glaube nun, dass, wenn wir in historischer zeit *n* im ıslaut finden, dies entweder auf einer widereinsetzung von ıdern formen beruht, oder *n* erst secundär in den auslaut kommen ist.

Die fälle, in denen lat. -*m* einem idg. -*n* entspricht, sind lgende:

1. *novem* gegenüber *nōnus*. Diese form beweist den dentalen ısal sicher. Man hat allerdings in *novem* eine analogiebildung ıch *decem* gesehen. Das ist jetzt nicht mehr nötig.

2. Das indefinitiven sinn bewirkende lat. *quam* in *quisquam*, *quam* vergleicht sich am besten dem aind. *caná; na... kaçná* hat den sinn 'nicht irgend einer' = 'keiner', = got. *ni nshun*, *quisquam* ist got. *ƕashun*. An der übereinstimmung ; wol kaum zu zweifeln. Sie ist auch von der älteren sprachrschung durchweg angenommen. Der dentale nasal wird in esem worte durch das indische sicher gestellt.

3. 1. sg. conj. *feram* = ai. *bharān-i*. Die endung war -*n* ıch ausweis des indischen, nicht -*m*.

4. Können wir jetzt dem verbleiben des nominativs auf *-ōn* nachkommen. Er musste zu *-on*, dieses zu *-om* werden und fiel so mit dem nom. der neutralen *o*-stämme zusammen; und es kann nicht befremden, dass von diesem casus der übergang in die *o*-flexion erfolgte.

Es entspricht so lat. *aevum* direct dem gr. *αἰϝών*, es steht *alluviō* neben *alluvium, contagiō* neben *contagium, obsidiō* neben *obsidium, exercitio* neben *exercitium*. Ich behaupte nicht, dass es gerade diese worte sind, die lautgesetzlich entstanden sind — sicher ist nur *aevom* alt —, sie sollen nur zur veranschaulichung dienen. Das gewöhnliche war jedenfalls, dass der ausgang *-ō* verallgemeinert wurde. Aber wir haben jedenfalls ein recht, auch *-ōn* für das lateinische als endung vorauszusetzung.

Die fälle, in denen *-n* erhalten ist, erklären sich leicht: in **pęctem, pectinis* wurde *-n* von den casus obliqui wider hergestellt.

quīn ist aus *quīne* entstanden, ebenso *nōn* aus *nōne*; *in* kann im satzzusammenhang sein *n* erhalten haben, wenn es nicht gr. *ἐνί* fortsetzt, oder es kann wie *con-* verallgemeinert sein. Ebenso *an* = gr. *ἄν*. *tamen* ist wol dissimiliert aus *tamem,* denn es geht doch auf *-em* zurück.

Das litauische kennt im lebenden gebrauch nur die *ō*-formen *szũ* und *szũn,* von denen dieses allerdings eine neubildung sein könnte. Die endung *-ēn* scheint durch *ė̃* ersetzt zu sein, und dieses *ė̃* war dann der anlass zum übertritt in die *i̯ē*-flexion, wie schon Joh. Schmidt gesehen hat, Neutra 91. Auch in den andern worten auf *-ė* dürfte noch ein oder der andre *n*-stamm stecken.

Das slavische hat im masculinum nur *-ōn,* auf das nach der vulgatansicht *kamy* zurückgeht, die ich auch gegen Streitberg IF. 1 aufrecht erhalte, vgl. IF. 2. *-ō* hatte zu *ā* werden müssen, wäre also mit den femininen zusammengefallen und wurde deshalb aufgegeben. Metaplasmus wäre möglich, ist aber nicht nachzuweisen. Vgl. jetzt auch Zubatý, Archiv f. slav. phil. 15, 502 f., der asl. **sĭrcha* und lit. *szirszũ* so vereinigt. Die endung des neutrums *-ę* muss sicher auf *-én* zurückgeführt werden, d. h. die nominativform des masculinums. Da wir eine derartige endung für das neutrum sonst irgends antreffen, so

dürfte es wol möglich sein, dass wir in der slav. endung kein altes erbstück, vielmehr einfach die endung des masculinums zu sehen haben. Man bedenke dabei, dass die endung des neutrums -*n̥* im slavischen zu *ĭ* hätte werden müssen, und dass dieses -*ĭ* ganz aus dem übrigen paradigma herausgefallen wäre. Dass man bestrebt war, solche formen im slavischen zu beseitigen, erhellt auch aus dem untergange der endung -*y* der masculina, die schon bei beginn unserer überlieferung fast durchweg durch das deutlichere -*enĭ* (*kamenĭ, plamenĭ*) ersetzt ist. Existierten nun im slavischen n. ntr. auf -*ōn*, so war die vermischung der masculina und neutra gegeben, und die verteilung von -*ōn* und -*ēn* auf die beiden geschlechter war also speciell slavisch.

So sehen wir denn, dass die meisten sprachen mindestens noch zwei der drei indogermanischen formen im lebenden gebrauch aufweisen; von der dritten endung konnten wir die gründe nachweisen, warum sie verloren gehen musste, und das germanische hat ähnliche verhältnisse aufzuweisen.

Was das masculinum betrifft, so steht sein zustand dem lateinischen am allernächsten; wir finden -*ēn* und -*ō*, doch verteilt auf die einzelnen dialekte: gotisch und altnordisch weisen auf -*ēn* (got. *hana,* an. *hani*), das westgermanische auf -*ō* (ahd. *hano*, ags. *ȝuma*). Indessen halte ich es nicht für sicher, dass im urgermanischen beide typen neben einander bestanden. Das geht zunächst daraus hervor, dass dieselben worte im gotischen und nordgermanischen auf -*ēn*, im westgermanischen auf -*ō* ausgehen, dann aber daraus, dass die beiden worte, die ursprünglich nicht der *n*-declination angehören (ahd. *nefo,* aind. *napāt,* und ahd. *māno*, lit. *mėnů*) im gotischen und altnordischen ebenfalls in die flexion der *n*-stämme übergetreten sind: an. *nefi* m. 'verwanter' — im gotischen fehlt das sicher zu erschliessende **nifa* zufällig — und got. *mēna.* Diese formen lehren verschiedenes:

1. dass der indogermanisch auslautende dental schon im urgermanischen abgefallen sein muss;

2. dass im urgermanischen formen der *n*-declination auf -*ō* bestanden haben müssen. Denn ohne diese beiden bedingungen ist der übertritt in die flexion der *n*-stämme nicht zu erklären.

Und 3. geht daraus hervor, dass diese formen auf -*ō* in dem scandinavischen und gotischen zweig des germanischen neben formen auf -*ēn* lagen. Reste dieses -*o* will Jellinek a. a. o. in got. eigennamen wie *Bauto* sehen. Es muss in dieser zeit eine epoche gegeben haben, in der man zu jedem *n*-stamm einen nominativ auf -*ō* und -*ēn* bilden konnte. Aber dieses -*ēn*, -*enos* kann auf einer analogischen angleichung beruhen, wie sie auch bei den *es*-stämmen vorzuliegen scheint. Auf westgermanischem sprachgebiet findet sich von einer form auf -*ēn* keine spur. Man ist daher nur dazu gezwungen, éine nominativform für die germanischen masculinen *n*-stämme anzusetzen; dafür, dass auch -*ēn* aus indogermanischer zeit überkommen sei, lässt sich kein ganz zwingender beweis erbringen.

Der nominativ singularis feminini weist zunächst ebenfalls auf zwei endungen. Die gotische form kann nach meinem dafürhalten nur auf -*ō*, die nord- und westgermanische, ahd. *zunga*, anord. *gata*, nur auf -*ōn* zurückgeführt werden. Eine directe gleichsetzung der beiden formen, die man vielfach angenommen hat, ist unmöglich. Bekanntlich ist die ausbildung der schwachen femininalen declination mit ihrer abweichung vom masculinum eine eigentümlichkeit des germanischen. Das indogermanische kannte solche scheidung nicht, wenngleich es auch feminine *n*-stämme gab. Die verteilung von -*ō* und -*ōn* auf die geschlechter kann erst einzelsprachlich sein. Auffallend ist, dass die verteilung der *n*-losen form und der bildung mit *n* im got. und wgerm. gerade umgekehrt wie beim masculinum ist. Schreibt man aber, wie wir taten, dem westgermanischen -*ō* der masculina grössere ursprünglichkeit zu, so wird man auch im femininum dem -*ōn* des west- und nordgermanischen den vorrang einräumen, und das gotische *tuggō* für eine analogiebildung nach den obliquen casus für lautgesetzliches **tuggaú* ansehen. Für die ursprünglichste kategorie unsrer bildung halte ich die *jen*-stämme, deren spaltung in die *jōn*- und *īn*-declination Streitberg so schön auseinandergesetzt hat.[1])

[1]) Die *ōn*-stämme fielen im dativ pluralis mit den *ā*-stämmen zusammen: got. *tuggōm* aus **tungōnmos, gibōm* aus **gebōmos*, und dadurch wurde der übertritt der *ā*-stämme in die *n*-declination herbeigeführt. Auf den nominativ sing. diesen metaplasmus zurückzuführen, wie V. Michels, Anz. f. ind. spr. u. alt. 1, 30 es tut, geht meines erachtens nicht an. Die

Der nominativ singularis der neutralen *n*-stämme lautete im idg. gewöhnlich auf -*n̥* aus, man vergleiche gr. *ὄνομα*, lat. *nomen*, air. *ainm n-*, aind. *dhāma* 'satzung, sitz', av. *dāma* 'schöpfung'; und es ist daher für mich a priori sicher, dass diese endung in das germanische hineingekommen ist. Historisch vorhanden ist sie nicht, und doch kann man ihrem untergange nachkommen, wenn man fragt, was aus -*n̥*, -*mn̥* lautgesetzlich werden musste. Wir erwarten -*ŭ*, -*mŭ*: *ŭ* aber musste nach langer silbe lautgesetzlich schwinden. Das neutrum fiel also zunächst mit den neutralen *ŭ*-stämmen, dann mit den *o*-stämmen zusammen, und das musste einen neuen metaplasmus hervorrufen. Es mussten im germanischen z. b. *mo*- und *mn̥*-stämme zusammenfallen.

In seinem Verbalabstracta s. 130 ff. hat v. Bahder diese stammclassen gesammelt, und es finden sich darunter einige, deren vocalismus schwierigkeiten macht, denn den *mo*-stämmen gebührt *o*-vocalismus, den *mn̥*-stämmen *e*-stufe. So kann germ, **helma*- 'helm', got. *hilms*, an. *hjálmr*, ags. afr. as. ahd. *helm* wegen des vocalismus kein *o*-stamm sein. Bugge hat BB. 2. 118 damit ai. *çarman*- n., nom. *çarma* 'schirm, schutzdach' verglichen. Und die formen stimmen auch auf das genaueste. Idg. **k'elmn̥* musste urgerm. zu **helm*(*u*) werden, das dann durch analogie der übrigen *mo*-stämme masculinum wurde. Der übertritt geschah vom acc. aus. Für ags. *botm*, as. *bodom*, ahd. *bodam* liegt der *n*-stamm in gr. *πυθμήν* vor. Wir müssen einen idg. nom. **bhudmn̥* voraussetzen, um lautgesetzlich auf die germanische form zu kommen. Germ. **bodmn̥* verhält sich zu *πυθμήν* wie *χεῖμα* : *χειμών*; skr. *syūma* zu *ὑμήν*, *inguen* zu *ἀδήν*; vgl. Schmidt, Neutra 91.

gleichung **qenō* (= *γυνή*) : **raþjō* (= *ratiō*) sieht ja sehr verlockend aus, ist aber, auch abgesehen von meiner fassung der auslautsgesetze, schon deshalb kaum möglich, weil sämmtliche germanische sprachen den nominativ der *ā*- und *ōn*-stämme verschieden bilden: got. *giba* — *tuggō*, ags. *ȝiefu* — *tunȝæ*, an. *gjǫf* — *gata*, vgl. Joh. Schmidt, Neutra 116. Das ahd. *geba* ist erst secundär entstanden. In der tat hat also die Möllersche anschauung im germanischen keine grundlage. Dass **tuggōnmos* zu *tuggōm* werden musste, hat an Brugmanns deutung von *tigum* < **tiguntmos* eine parallele, MU. 5, 47 f. Dies erzeugte dann die neubildung ahd. *gebōno* nach *tuggōno* und überhaupt den übertritt in die *ōn*-flexion. Dat. plur. *qinōm* = abulg. *ženamŭ*.

An. *felm,* ags. *film* 'haut' ist gleich gr. *πέλμα* 'sohle'.

As. ahd. *melm* 'staub' dürfte lit. *melmũ*, gen. *melmens* 'stein, gries' entsprechen und auf ein entsprechendes neutrum zurückgehen.

In andern fällen mag der vocalismus secundär von den *mo*-stämmen beeinflusst sein:

an. *straumr,* ags. *strēam,* as. *strōm,* ahd. *strōm* = air. *sruaim,* gr. *ῥεῦμα* mit normalem vocalismus; *-ōn*-stamm in lat. *Rumōn, Στρύμων*;

ags. *ǣðm,* as. *āthom,* ahd. *ātum* werden auf **ētmn̥* zurückgehen, während afries. *ethma* dem aind. *ātman* m. näher steht.

Ich will mit diesen ausführungen nicht leugnen, dass von anfang an *mo*- und *mon*-stämme neben einander gestanden haben können, wie Brugmann das annimmt (Grundr. 2, § 112), aber im princip eigne ich mir auch Bartholomaes grundsatz an, dass man nicht unnötigerweise doppelformen neben einander ansetzen soll. Man sieht doch an der sprache im geschichtlichen lichte, wie rasch doppelformen zu grunde gehen, wenn nicht eine bedeutungsdifferenz an sie geknüpft wird.

Soweit aber die *mn̥*-stämme nicht diesen übertritt in die *o*-declination vom nominativ aus durchführten, soweit vielmehr die casus obliqui massgebend wurden, musste sich das bedürfnis nach einem neuen nominativ geltend machen, und diesen fand man in einer bereits vorhandenen bildung, nämlich in der form des plurals. Joh. Schmidt hat Neutra s. 92 hier den richtigen weg gewiesen, nur muss ich, so sehr ich sein princip billige, von den einzelnen ausführungen abweichen, da ich seine voraussetzungen über die schicksale der auslautenden vocale im germanischen nicht billigen kann.

'Vedisch finden sich plurale auf *-ā* fast nur von stämmen auf *-man, nā́mā* u. s. w., belegt sind solche formen von sieben stämmen im ganzen 27 mal (Lanman 539 f.). Gleich endende plurale neben stämmen auf *-an* oder *-van* kommen im RV. nur zwei vor, *çīrshā́, áhā,* im AV. ausserdem *parvā́*' Neutra 82. Ebenso steht es im iranischen. Im germanischen müssen wir für *-ō* aus *-ōn* got. *-ō,* ahd. *-o,* ags. *-a* erwarten. Und tatsächlich finden wir diese entsprechungen. Got. *namō* entspricht auch im geschlecht dem aind. *nāmā*; ahd. *namo* ist masculinum geworden wegen der übereinstimmung im nominativ; und dies

ist im westgermanischen durchweg der fall, wird es aber wegen des got. *namō* im urgermanischen noch nicht gewesen sein.

Weitere beispiele, die Schmidt anführt, sind folgende: ahd. *sāmo,* lat. *sēmen,* ags. *lēoma,* as. *liomo* = lat. *lumen,* ags. *sealma* 'sponda', as. *selmo* 'brett' = σέλμα, abulg. *slěmę,* ahd. *anco,* mhd. *anke* m. = lat. *unguen.* An. *hjarsi* = ved. plur. *çīrshā́* können sich nicht direct entsprechen: *hjarsi* wird vielmehr im nordischen masculinum geworden sein, wobei die endung -*ō* ebenso verdrängt ist wie bei *nefi.* Indessen auch dieser nominativ ist dem untergang bestimmt, da er mit dem masculinen ausgang zusammenfiel. In zwei fällen scheinen die neutra auf -*n̥* im gotischen die umgekehrte analogie hervorgerufen zu haben. Wenn neben lautgesetzliches **nam* aus **nomn̥* ein *namō* trat, so konnte auch zu einem *o*-stamm in vereinzelten fällen ein solcher nominativ gebildet werden. So erklärt sich vielleicht *kaúrnō* neben *kaúrn,* lat. *grānum, auga-daúrō* 'fenster' neben *daúr* n.

Von den übrigen *ō*-nominativen ist wahrscheinlich nur *watō* = abulg. *voda* alt. Daneben ahd. *wazzar* = gr. ὕδωϱ.

Ueber die übrigen fälle hat Joh. Schmidt, Neutra 21 ff. licht verbreitet. Es sind im germanischen überhaupt nur wenige worte, die wir als urgermanische neutra anzusehen das recht haben. Es sind got. *augō, ausō, hairtō* und vielleicht ein oder das andere noch. Von allen diesen steht fest, dass sie keinen nominativ auf -*ō* oder -*ōn* bildeten, dass diese vielmehr im germanischen neu entstanden sein müssen.

Joh. Schmidt weist auf die beziehung zum femininum, die im gotischen wie in den übrigen sprachen hergestellt ist. Es fragt sich, auf welcher seite sich das ursprüngliche befindet. Wir haben für die masculina die endung -*ō̃* angenommen, und haben gesehen, dass die auf den nom. ntr. sing. vom plur. übertragene endung den übergang zum masculinum bewirkte. Hätten die worte für 'auge' u. s. w. auch -*ō̃* gehabt, so wären sie aller wahrscheinlichkeit nach ebenfalls masculina geworden. Daher bleibt nur -*ōn* als endung, die im ahd. *herza,* ags. *ēaȝe,* an. *hjarta* erhalten ist, d. h. die nom. fem. und ntr. fielen zusammen. Daraus folgt weiter, dass die gotischen neutra wie *ausō* erst nach dem femininum gebildet sind: als dort -*ōn* durch -*ō* ersetzt wurde, folgten sie dem übergang, der um so leichter

geschehen konnte, als einige lautgesetzliche neutra auf *-ō* im gotischen schon existierten, nämlich *watō, namō.*

Ich fasse die resultate dieser untersuchung noch einmal zusammen.

Zur erklärung der germanischen *n*-declination muss ich folgende formen annehmen:

1. nom. masc. auf *-ō̃*, gen. *-enos* : lat. *homō, hominis,* lit. *akmũ, akmeñs,* abulg. (*kamy*) *kamene.*

2. der nordisch-gotische nominativ auf *-ēn, hana, hani* ist seiner *e*-qualität nach als analogiebildung zu fassen, vor allem weil der acc. got. *hanan* nur auf die *o*-qualität weist.

3. der nom. auf *-ōn, -i̯ōn* mit einer frühzeitig verallgemeinerten dehnstufe wurde als femininum durchgeführt.

4. die neutra auf *-n̥, -mn̥* ersetzen diesen nominativ durch die pluralbildung got. *namō* = aind. *nāmā*, und werden daher im westgermanischen masculina.

5. die neugeschaffenen nominative der neutra stimmen mit dem femininum. Im gotischen wird *aú* in beiden fällen durch *ō* verdrängt.

D. Zum pronomen.

Die gleichung idg. *-ēm* = got. *-a*, an. *-i*, die ich glaube gut begründet zu haben, ermöglicht uns die erklärung einiger pronominalformen. Die flexion von *si, izōs, izai, ija* entspricht genau der von *bandi, bandjōs, bandjai, bandja.* Wie *bandja* auf **bandjēn* = lit. *žemę*, asl. *zemljǫ*, lat. *faciem* und *bandjai* auf **bandjēi*, lit. *žẽmei*, asl. *zemlji* zurückgeht, so werden auch für *izai, ija* die grundformen **izēi*, **ijēn* angesetzt werden müssen. Dieses entspricht seinem bau nach dem lat. *eam,* nur dass hier die *ē*-flexion vom unursprünglichen nom. *ea* aus verdrängt ist.

Ein andres *-ēm* sehe ich in den pronominalformen a. sg. m. *ina,* ntr. *ita, þana, þata.* Wir finden bei den pronomen seit idg. zeit gewisse stammerweiternde elemente, zu denen vor allem *-m* mit seinen verschiedenen ablautsstufen *-em, -om, -m* gehört. Es steckt z. b. in aind. *id-ám* 'id, hoc', *im-ám* 'eum, hunc', *vay-ám* 'nos', *ah-ám* 'ich'. Dazu gehört ferner lat. *id-em, quid-em,* alat. *em-em.* Von *id-em, quid-em* ist später erst der ausgang *-dem* losgelöst und auf die übrigen formen des stammes

i— übertragen, **is-dem, eun-dem* u. s. w., vgl. Stolz, Lat. gramm.[2], 347 anm. 4.

Zu dieser partikel *-em, -om* hat auch die dehnstufe *-ōm* existiert, wie aus gr. ἐγών = ahd. *ihha* sicher hervorgeht. Man darf auch *-ēm* annehmen, auf das lat. *id-em* anstandslos zurückgeführt werden kann. Dann können wir got. *ita* < **itēn* direct vergleichen, wie *ina* dem lat. *emem.* Ebenso *þata* < **tod-ēm.* Das *n* von *ina* und *þana* lässt sich wol durch übertragung aus der uncomponierten form ahd. *in, den* deuten. Brugmann, Grundr. 2, § 417, 777 deutet das *a* von *þata* aus *-ō* mit hinweis auf *ƕarjatō-h.* Lautlich steht dem allerdings nichts im wege, aber notwendig ist es nicht, da es ja *þatuh* und nicht **þatōh* heisst. Gerade *þatuh* weist mit seinem *u* deutlich auf den nasal und erklärt sich am einfachsten aus *tod-ṃ-ke*, wobei wir *h* an lat. *c* in *hi-c*, umbr. *ere-k, inum-k* oder *que* in *quicumque* anknüpfen können (*m̥* ist die regelrechte tiefstufe zu *-em, -om*), *ƕarjatōh* wird dagegen auf *-om-ke* zurückgehen. Dieses nebeneinander verschiedener ablautsstufen hat ja weiter nichts auffallendes.

Es fragt sich noch, welche quantität das *u* in *þat-uh* u. s. w. gehabt hat. Im allgemeinen wird es jetzt wol als kürze angesetzt, vgl. Braune, Got. gramm. § 24 anm. 2. Wäre dies richtig, so müsste man annehmen, dass *h* erst angetreten ist, als das auslautende *m* geschwunden war und als das specifisch gotische lautgesetz '*u* vor *h* zu *o*' schon gewirkt hatte.* Indessen steht absolut nichts im wege, in *u* die länge zu sehen, die durch den schwund des *n* vor *h* hervorgerufen ist. Die annahme der länge findet man schon in Holtzmanns Altd. gramm. (vgl. auch E. Lidén, Ark. f. nord. fil. 4, 99 ff.). Diese deutung von *-ūh* aus *-m̥ke* wirft aber auch licht auf das blosse *h* vieler formen. Bekanntlich schwindet das *-u* nach betontem kurzen und nach langen vocal und diphthongen, ohne dass dafür bis jetzt ein grund gefunden wäre. Eine contraction kann unmöglich vorliegen, wol aber kann *sah* aus **somke*, *sōh* aus **sōmke* entstanden sein. Es ist dann *sāh* zu lesen. In dem fem. **sō-mke* hätte das *a* verkürzt werden müssen und das ergebnis wäre dann ebenfalls **sāh* gewesen. Doch ist *sōh* als neubildung sofort verständlich.

In fällen wie *þai-h* ist *h* dann einfach übertragen. *ƕanō-h, ƕarjanō-h* steckt jedenfalls altes *-ōm*. Wir haben sehen, dass die wandlung des nasals nach langem vocal ei der ältesten vorgänge des germanischen war, und wir kön daher annehmen, dass die partikel *ke* erst nach diesem v gange angetreten ist. Wir erhalten dann **ƕanǭhe,* das *ƕanōh* führte, wie **ainǭ-hun* zu *ainōhun*.

LEIPZIG, juli 1893. H. HIRT

DIE BRIENZER MUNDART.

II. teil.

Consonantismus.

Verzeichnis von abkürzungen.

B. = Mundart von Brienz. — Bachmann = Beiträge zur geschichte der schweiz. gutturallaute. Zürich 1886. — Bühler = Davos in seinem Walserdialekt v. V. Bühler. Heidelberg 1879 ff. — Bridel = Glossaire du patois de la Suisse romande v. Bridel. Lausanne 1866. — Braune, Ahd. gr. = Althochdeutsche grammatik v. W. Braune. Halle 1886. — Diez = Etym. wörterbuch der rom. sprachen, 3. auflage. Bonn 1869. — Dittmar = Die Blankenheimer ma. von E. Dittmar. Darmstadt 1891 — Fontes = Fontes rerum Bernensium. Bern 1877 ff. — Frommann. = Die deutschen mundarten, hg. v. K. Frommann. — Götzinger = Die romanischen ortsnamen des cantons St. Gallen v. W. Götzinger. St. Gallen 1891. — Graff = Althochdeutscher sprachschatz v. Graff. Berlin 1834—1842. — Grimm, DWb. = Deutsches wörterbuch der brüder Grimm. — Heusler, Al. c. = Der alemannische consonantismus in der ma. von Basel-stadt v. A. Heusler. Strassburg 1888. — Holthausen = Die Soester ma. v. F. Holthausen. Norden und Leipzig 1886. — Hunziker = Aargauer wörterbuch in der lautform der Leerauer ma. v. J. Hunziker. Aarau 1887. — I. = Mundart von Interlaken. — Id. = Schweizerisches idiotikon. Frauenfeld 1881 ff. — K. = Die mundart von Kerenzen (Winteler). — Kluge = Etym. wörterbuch der deutschen sprache v. F. Kluge, 4. auflage. Strassburg 1889. — Lienhart = Laut- und flexionslehre der ma. des mittleren Zorntales v. H. Lienhart. Alsatische studien, 1. heft. Strassburg 1891. — H. Meyer = Die ortsnamen des cantons Zürich. Zürich 1849. — Michel = Die entwicklung des westgerm. lautstandes in der ma. von Seifhennersdorf v. R. Michel. — Pallioppi = Dizionari dels idioms romauntschs v. Zaccaria u. Emil Pallioppi. Samedan 1893. — S. = Ma. der stadt Schaffhausen. — Schade = Altdeutsches wörterbuch v. O. Schade. Halle 1872—82. — Schmeller = Bairisches wörterbuch, 2. auflage v. Frommann. München 1869—1878. — Seiler = Die Basler ma. Ein grammatisch-lexikalischer beitrag zum schweizerischen idiotikon v. G. A. Seiler. Basel 1879. — Sievers

= Grundzüge der phonetik v. E. Sievers, 3. auflage. Leipzig 1885. — Stalder = Versuch eines schweizerischen idiotikons v. Stalder. Aarau 1812. — Stickelberger = Consonantismus der Schaffhauser ma. (Beitr. 14, 381 ff.). — Trautmann = Die sprachlaute v. M. Trautmann. Leipzig 1886. — T. = Die ma. des Toggenburg (Winteler). — Voc. = Brienzer ma. I. teil, allgemeine lautgesetze und vocalismus v. verfasser. Basel 1891. — Weinhold, Al. gr. = Alemannische grammatik v. Weinhold. Berlin 1863. — Weinhold, Mhd. gr. = Mittelhochdeutsche grammatik v. Weinhold, 2. auflage. Paderborn 1883. — Winteler = Die Kerenzer ma. des cantons Glarus. Leipzig-Heidelberg 1876.

Einleitendes über lenes und fortes.

§ 1. In dem ersten teil meiner arbeit über die Brienzer mundart[1]) habe ich anlässlich der besprechung der mundartlichen sandhigesetze darauf hingewiesen, wie zuweilen eine im satzzusammenhang als fortis auftretende etymologische lenis als fortis festgehalten wird, ja dass sogar bei *š* und *χ* der im sandhi vermutlich schon alte wechsel zwischen lenis und fortis der alleinherschaft des höhern stärkegrades das feld hat räumen müssen (vgl. Voc. s. 31).

Dass nun solche sandhiproducte nicht zu allen zeiten und auch nicht bei sämmtlichen deutschen mundarten vorkommen können, ist sofort klar, wenn man bedenkt, dass den hier in betracht fallenden consonanten einst ein tönendes element inne wohnte, und dass sie es in manchen deutschen gauen auch jetzt noch nicht eingebüsst haben. Für sprachen beziehungsweise dialekte die auch im anlaut das nebeneinander von tönender geräuschlenis und tonloser fortis besitzen, ist es schlechterdings undenkbar, dass eine anlautende lenis zur fortis werden kann. Das bewegungsgefühl für die tönende lenis ist in so hohem masse ausgebildet, dass bei jenen idiomen — ich habe zunächst das französische im auge — das gesetz gilt:

> Auslautende stimmlose fortis wird im zusammenstoss mit einer folgenden tönenden geräuschlenis derselben assimiliert.

Verfolgen wir zunächst die geschicke der explosivfortes fraglicher sprache.

---

[1]) Brienzer mundart. I. teil. Allgemeine lautgesetze und vocalismus. Basel 1891.

coupe jaune > *coub jaune, cette jeune fille* > *ced jeune fille, avec zèle* > *aveg zèle, faites-vous* > *faid-vous, avec Blanche* > *aveg Blanche.*

Begegnen sich homorgane explosivlaute, so entsteht eine tönende fortis:

coupe blanche > *coub blanche, cette dame* > *ced dame, vingt-deux* > *vingd-deux, sacgris* > *saggris.*

Hiermit stimmt das dakorumänische überein: tonloser consonant vor tönendem wird tönend: *dezvât* < *dis-, bodgrós* < *bótgrós* (vgl. Gröber, Grundriss 1, 450).

Bei diesen assimilationserscheinungen geht also die verminderung des articulatorischen druckes des ersten consonanten mit dessen stimmhaftwerden hand in hand. Zu den in § 17 und 18 des Voc. erwähnten sandhitatsachen bilden sie den schroffsten gegensatz. Abgesehen von dem umstand, dass die B. ma. einer tönenden geräuschlenis ermangelt, erhalten die stimmlosen lenes jener ma. bei ihrem zusammenfall eine erhöhte druckenergie und können im hinblick auf die art und weise, wie sie in die sinnliche wahrnehmung treten, d. h. akustisch empfunden und von dem muskelgefühl appercipiert werden, den etymologischen fortes sich an die seite stellen.

§ 2. In den obigen beispielen ist der der assimilation unterliegende laut eine verschlussfortis. Man sollte nun meinen, dass die grosse assimilationskraft der stimmhaften geräuschlaute auch die spirantischen fortes umzugestalten vermöchte. Und in der tat kann bei langsamer pointierter sprechweise die fragliche fortis dem combinatorischen wandel nicht entgehen. Doch gilt dies nur unter der einschränkung, dass die assimilation nicht so correct und sauber sich vollzieht wie bei den übrigen fortes.

§ 3. Jene oben präcisierte und für das französische giltige assimilationsregel habe ich vor jahren, zur zeit meines aufenthaltes in Genf geahnt und an dem mich frappierenden *vingd-deux, vingt-deux* abstrahiert. Trautmann gebührt das verdienst, ihr zuerst eine wissenschaftliche fassung gegeben zu haben (vgl. Vietor, Phonetische studien 1, 64). Wie man aber aus seitherigen publicationen ersehen kann, hat sie noch keine allgemeine beachtung gefunden. So schreibt Koschwitz in seiner

Neufranzösischen formenlehre *vẽtdœ, vingt-deux*, s. 9. Wenn P. Passy (Sons du français, s. 66, 2. aufl. und Études sur les changements phonétiques s. 183) der genannten form die stimmhafte lenis vindiciert, so figuriert er eine sprechweise, welche über den etymologischen hintergrund hinwegschreitend an *v*- anknüpft. Ob jener stimmhafte consonant auf dem gebiet französischer zunge mehr als fortis oder mehr als lenis im gebrauch ist, steht dahin.

§ 4. Wir sehen uns nun vor die frage gestellt: findet dieses gesetz auch auf die deutschen mundarten, welche tönende geräuschlaute besitzen, seine anwendung?

Auf den ersten blick glaubt man die frage bejahen zu sollen. Wo auf deutschem sprachgebiet der anlautende geräuschconsonant stimmhaft gewesen ist, wird er — so steht zu erwarten — nach analogie des französischen als afficierender und nicht als afficierter factor auftreten. Die anlautenden explosivlenes *b, d, g* werden im sandhi vorausgehende fortes in der angegebenen weise modificieren und nicht selber zu *p, t, k* fortschreiten können. Ob dieser analogieschluss zutrifft, müssen eingehende lautphysiologische forschungen auf dem gebiet der niederdeutschen dialekte uns lehren. In der Soester ma. (vgl. Holthausen, s. 37 ff.) ist der bestand alter anlautender *b*, die tönend geblieben sind, nicht alteriert worden, ebenso gilt dort die erhaltung alter *d* als regel. Sollten also jene lenes die auslautenden verschlussfortes sich zu assimilieren vermögen? Aus der genannten schrift fällt auf die betreffende frage kein licht. Wenn indessen die lautphysiologischen momente dieser laute dieselben sind wie im französischen, d. h. wenn die stärke des tönenden elements mit dem des französischen lautes identisch ist und der stimmton sich vor der lösung des verschlusses einstellt, so ist ja der eintritt jener lautangleichung mehr als wahrscheinlich.

Vielerorts begegnen freilich auch auf niederdeutschem sprachgebiet die tönenden consonanten nur noch im inlaut, während sie in der anlautsstellung devocalisiert worden sind. So schreibt Trautmann (Sprachlaute s. 279): 'nicht selten hört man im norden halb, d. i. nur in der zweiten hälfte stimmhaftes *b*', und Seelmann bemerkt (Aussprache des lateinischen s. 248): 'in der aus-

rache gewisser Norddeutscher pflegt der stimmton bei allen
ʒenannten weichen consonanten erst dann einzusetzen, wenn
ɜ organe den verschluss lösen; die plosion kommt deshalb
ɜht zur geltung und ist jedenfalls der französischen und
glischen gegenüber unfassbar.'

Mit dem eintritt der stimmtonreduction wird der weg für
ɜ veränderung der anlautenden geräuschlenes frei. Das
ıwanken zwischen stimmloser lenis und fortis folgt diesem
ocess auf dem fusse nach. So finden wir in der mundart
n Seifhennersdorf (vgl. Michel a. a. o. 36 ff.) die explosivlaute
weilen in beiden stärkegraden im gleichen worte neben
ıander. In einigen fällen ist die verschiebung etymologischer
ıis zur fortis zur historischen tatsache geworden: *ta tumĕ* der
mme (vgl. Michel a. a. o. s. 37), *kąrbĕ* garbe, *pībm* beben, *prūχ*
53).

In der Soester ma. (vgl. Holthausen a. a. o. s. 44) ist die
ıende spirans *ʒ* sehr frühe zur tonlosen gewandelt worden
er sie setzte sich als tonlose verschlusslenis fort, die dann
äter (vgl. oben) zur fortis sich verschoben hat: *kistən*
stern u. s. w.

§ 5. Hat in einer ma. der anlautende geräuschconsonant
inen stimmton verloren, so ist hiermit nicht nur der anstoss
r verschärfung einer lenis gegeben, sondern es kann infolge
wisser sandhierscheinungen und analogiewirkungen die in-
ısitätsverringerung einer fortis resultieren (vgl. Voc. § 22).

Zur illustration der schwächung anlautender verschluss-
rtes könnte eine beträchtliche anzahl von mundarten namhaft
macht werden. Um unter den vielen nur eine herauszugreifen,
ırweise ich auf die Blankenheimer ma., die uns unter andern
lgende beispiele liefert: *bob* (mhd. *pupe*), *blads* (mhd. *plats*),
guk (*kukuk*) u. s. w.

Für die nordwestgruppe der Schweizer dialekte bildet
ırade die intensitätsverringerung der anlautenden explosivfortes
nes der sinnenfälligsten wahrzeichen.

§ 6. In dem verstummen des tönenden elementes an-
utender explosivlenes darf nach gesagtem eine der ersten
sachen ihrer quantitativen veränderungen gesehen werden.
ı lange jene consonantischen anlaute ihr stimmhaftes element

beibehalten — wie dies auf rom. sprachgebiet der fall —, werden ihre specifischen druckverhältnisse nicht alteriert, so dass, wofern nicht combinatorische einflüsse sich geltend machen, der consonantenbestand keinem wandel unterliegt. Dass jene lenes sich ins gebiet der fortes verirren, ist ebenso wenig anzunehmen, wie die schwächung der fortes. Wo fälle letzteren vorgang zu illustrieren scheinen, haben sie einen ganz sporadischen charakter und können als resultat formaler oder stofflicher angleichung gedeutet werden (vgl. Gröber, Grundriss der rom. phil. 1, 531).

§ 7. Um welche zeit auf oberdeutschem gebiet die explosivlenes ihre stimmhaftigkeit einbüssten, ist nicht mit sicherheit zu entscheiden. Nur so viel steht fest, dass zu Notkers zeiten jener devocalisierungsprocess sich schon vollzogen hatte, und zwar aus dem einfachen grunde, weil der Notkersche canon im hinblick auf jene besprochenen assimilationserscheinungen des französischen nur unter der voraussetzung sich begreifen lässt, dass die bezüglichen consonanten in der anlautstellung des stimmtons schon verlustig gegangen waren. Wenn nun Wilmanns (Deutsche grammatik s. 53) auf grund der Notkerschen formen *ter bruoder, tes pruoder, demo golde* u. s. w. mit 'sicherheit' schliesst, *b, d, g* bezeichnen stimmhafte, *p, t, k* stimmlose laute, so musste ihm die tatsache völlig fremd sein, dass noch in heutiger zeit jener phonetische canon als lebendiges gesetz wirksam ist, und zwar in mundarten, die keine tönenden explosivlenes mehr aufweisen. Im gleichen irrtum wie Wilmanns ist auch Wilkens (Zum hochalemannischen consonantenstand der ahd. zeit s. 25) befangen, der die sandhierscheinungen, wie sie Notker erkannte, bereits in den St. Galler urkunden des 8. und 9. jahrhunderts constatiert. Auch er kann nicht umhin, obschon diese ansicht schon mehrmals zurückgewiesen wurde, den grund jener consonantenabstufung in der stimmhaftigkeit der schwachen verschlusslaute zu finden.

§ 8. Wenn wir oben die Notkersche anlautsregel als in gewissen mundarten noch giltiges gesetz hingestellt haben, so unterliegt diese behauptung doch der einschränkung, dass die fraglichen sprachgenossenschaften bezüglich ihres freien consonantischen anlautes ihre besonderen wege gehen. Während nämlich bei N. die *p, t, k* im satzanfang die normalform zu

sein scheint (vgl. Braune, Ahd. gr. s. 74), finden wir in der Brienzer ma. und den ihr verwanten sprachsippen auch in jener stellung die beiden stärkegrade reinlich gesondert, und es wird ein geübtes ohr den betreffenden unterschied unschwer zu erkennen vermögen (vgl. Voc. s. 29).

Es darf allerdings nicht in abrede gestellt werden, dass die schwachen verschlusslaute hinsichtlich ihrer druckenergie gewisse spielarten aufweisen; doch muss des entschiedensten davor gewarnt werden, dass die beiden stärkegrade, die zwar — ich gebe es zu — ein relativer begriff sind, durch gleiche transscription confundiert werden. So hat Kräuter, dem die lautphysiologie vieles zu danken hat, in dieser beziehung viel verwirrung angerichtet. Er schreibt im Anz. fda. 12, 123: 'auf grund von je 200 beobachtungen an eingebornen ergaben meine dynamischen messungen mittelst eines eignen apparates für elsässisch *p* in *ball* den mittelwert 411, für französisch *p* in *Paris, appelle* hingegen 375; die für *b, d, g* eintretenden *p, t, k* anderer hochdeutschen mundarten sind noch erheblich stärker, was mir besonders bei Trierern auffiel'. Und in seiner besprechung von Wintelers Kerenzer ma. (Frommann 7, 495) bemerkt er: 'was "lenis" und entsprechend "fortis" genannt wird, ist ganz derselbe laut, nur mit dem unterschied, dass die "fortis" langgedehnt, hingegen die "lenis" sehr kurz (und meistens etwas schwächer) ist'. Hierauf ist zu erwidern: die lenis wird stets durch einen markant schwächern articulationsdruck erzeugt, und es ist auch die dauer derselben eine entsprechend geringere. Was die elsässischen dialekte anbetrifft, so gilt es für mich als eine ausgemachte tatsache, dass in ihnen die beiden stärkegrade, sowol der verschluss- als auch der reibelaute, vertreten sind (vgl. meine recension der Lienhart'schen schrift: Ueber die mundart des mittleren Zorntales im Elsass, Germ. 37, 233). Kann man auch zugeben, dass die elsässischen lenes im absoluten anlaut mit einer etwas grössern intensität als die schweizerischen versehen sind, so ist es doch ganz verfehlt, sie mit den fortes in eine linie zu stellen oder sie mit rücksicht auf ihre articulatorischen druckverhältnisse über die französischen fortes zu setzen. Mit Kräuter ist auch Blattner (Ueber die mundarten des cantons Aargau s. 28 ff.), wenn auch in einer andern weise, bei diesen fragen auf irrwegen gewandelt.

Historische entwicklung des consonantismus.

I. Die geräuschconsonanten.

α. Die labialen.

Germ. *b* (*ƀ*).

1. Im anlaut.

§ 9. a) *baχ* bach, *bäijän* (mhd. *bæhen*), *bārnän* m. (mhd. *barne*), *bennän* beginnen (*əs bend afān naχtän* es fängt an, nacht zu werden), *basän* base, *bas* (mhd. *baz*) besser, *bekχ* (mhd. *becke*), *beitän* (mhd. *beiten*) warten (in B. selten mehr gebraucht), *Bālän* name einer unterhalb des Rothorns liegenden und von hohen felswänden umgebenen terrasse, welche durch ihr schönes echo bekannt ist (das wort gehört zweifellos zu dem saanerischen *bālə* widerhallen, vgl. Schwyzer dütsch 12, 30), *bärän* (mhd. *bërn*) an etwas mühsam arbeiten (*si hein*[1]) *lann dran umha päräd* sie haben lange daran schwer gearbeitet), *bījän* (mhd. *bîen*) sich nähern, *birhän* birke, *birhän* uterus der tiere (ursprung dunkel), *bīsän*[2]), im ablaut zu ahd. *bisôn*, vom schnellen davonrennen des viehes gesagt, *bildnərrän* zahnfleisch (zu ahd. *bilarna*, vgl. Graff 3, 102), *bissän* holzkeil, *bīssän* beissen, *bīs* (vgl. § 55), *bläχ* (mhd. *blëch*), *blind* (aber *plentän* < **blandjan* oder **gi-blandjan* [ahd. *blenten*] blenden), *bläts* < **blats* (vgl. got. *plats*), *hārdepfəlbläts* kartoffelacker, *šilibläts* zeug zu einer weste, *briglän* (zu mhd. *brügel*) prügeln, *brigäl* 1. ein grosser, fester bursche, bisweilen mit der bedeutung des ungezogenen; 2. collectivum für tracht prügel (*miər hein brigəl ubər χon*), *butsän* (mhd. *butzen*) sauber machen, fortjagen, *ūsbutsän* säubern, vorwürfe machen, *butsär* harter vorwurf, *beglän* plätten, *begəlīsän* glätteisen (vgl. Schmeller 1, 217), *bikχän* (mhd. *bicken*) picken, *bikχäl* spitzhacke, wilder, ausgelassener junge, *bikχ* stich (*flōbikχ*), *bäkχän* (*hārdepfel bäkχän* mit einem mehrzinkigen karst, *χräwwäl* genannt, die harte erde des kartoffelackers auflockern; oft husten, vgl. Schmeller 1, 203), *brätän* (ags. *brezdan*, ahd. *brëttan*) vom verfertigen der hutten gesagt, *brēd* (mhd. *brœde*) schwach, ver-

---

[1]) Ueber assimilation des *n* vgl. Voc. § 26.

[2]) *ī, ū* bezeichnen den langen, geschlossenen vocal.

dorben (tuch, holz), *broχslän* (mhd. *brohseln*), *briəlän* (mhd. *brüelen*) weinen (*en briəl lan gān* einen schrei ausstossen; in ähnlicher bedeutung werden *hēplän, muəlän, flännän* gebraucht), *blōss* bloss, vor kurzem, soeben (*är išt blōss dā ksīn* er ist soeben da gewesen), *bluəšt* (mhd. *bluost*) blüte, *bliətän* (mhd. *bluoten*) bluten, *blits* blitz, *blut* (mhd. *blut*) nackt (vgl. Schmeller 1, 333), *en bluts* nackter leib, *blutsgän* jemand übervorteilen, *brāχmānäd* brachmonat, *brom*, pl. *bremär* kleine, junge zweige, *bromän* fressen (wurde zunächst wol nur auf das abfressen junger zweige bezogen), *blitšän* mit einem schlegel oder hammer etwas breit schlagen, *blakχän* (zu ahd. *bletecha*), *bušərū* spiel, bei welchem ein auf einem bein hüpfender die andern zu fangen sucht; Rumex alpina, vgl. Graff 3, 254. Winteler, Beitr. 14, 467.

§ 10. Romanische lehnworte mit *b* treffen wir in *bänsäl* (mhd. *bënsel* < mlt. *pinsellum*) pinsel, *budäl* (it. *budello*) grobes wort für bauch (hierzu gehören wol *budlän* unmässig trinken, den bauch füllen, *irbudlän* ertrinken), *bräntän* (mhd. *brente*) hölzernes gefäss, das auf dem rücken getragen wird (*milχbräntän, pšitibräntän, wassərbräntän, hampräntli* [= *hand*-] kleines milchgefäss, das man an einem härenen henkel trägt), *bännän* wagen mit bretterkasten (vgl. Schmeller 1, 245), *Bänts* Bendicht (Benedictus; auch als appellativum für schaf gebraucht), *begəllän* meckern (braucht nicht auf romanischer unterlage zu beruhen [vgl. franz. *beugler*], es kann onomatopoietische sonderschöpfung sein).

Anm. Ueber die in andern mundarten vorkommenden *b* aus rom. *p* vgl. § 20.

b) In manchen fällen ist infolge von sandhigesetzen (Voc. § 20) an stelle eines germ. *b* die fortis *p* getreten: *pluwwäl* < **plûwwil*, **blûwil*, mhd. *bliuwel* (Schmeller 1, 321), *plīkän* (*bliugen*) einschüchtern, *plūk* (mhd. *blûc*) furchtsam, *piəllän* (mhd. *biule*) beule, *plahän* (mhd. *blahe*), *pläss* (zu mhd. *blasse*) kuh mit weissem fleck auf der stirn, *pīχtän* (mhd. *bîhten*), *piət* (mhd. *biet*), *piətän* (got. *biuds*, an. *bjóðr*) sitzbrett auf dem hinterteil des schiffes, *piəšt* (ags. *béost*, mhd. *biest*; anderwärts *briəš*), *pennäl* (mhd. *bengel*), *prīsli* (zu mhd. *brîse*) einfassung der hemdärmel, *prūššän* (zu mhd. *brûsche*) rauschen, *polän* (mhd. *boln*) klopfen, *poli* einer der immer klopft (die ursprüngliche bedeutung 'schleudern' scheint vorzuliegen in *šnudərpoli*), *pollän* m. (ahd. *bolla*) knollen,

pukäl (mhd. *buckel*), *puššäl* m. (mhd. *büschel*), *puššəllän* f. blumenstrauss, *piššəllän* blumen zu einem strausse winden (*ts mul piššəllän* den mund vorstülpen und runden), *pludrän*, *plodərän* (bezeichnen ein dumpfes geräusch, das beim rühren einer weichen masse erzeugt wird [mhd. *blôdern*] und sind neben dem anderwärts vorkommenden *pladrə* 'plaudern' offenbar als onomatopoietika zu fassen), *pludär* weiche masse, fette, watschlige weibsperson (der gleichen sippe gesellt sich auch *plitərlig* kuhfladen zu, anderwärts *blätərə*, *däiššə* genannt), *pletšän* klatschend zu boden fallen (zu mhd. *blesten*), *pōkän* 1. drohen[1]), 2. als subst. nasenrotz (anderwärts *pōk*), *pärtsgän* keuchend sich bei einer arbeit abmühen, *pīštän* schwer atmen (hat mit nhd. *pusten* als schallwort zu gelten; ebenso *päkän* vom schreien der kleinen kinder gesagt, und *pradlän* geräuschvoll und lästig plaudern, vgl. oben *pladrə*), *plouts* eine weiche, flüssige masse, *pluntsän* (onomatopoietische schöpfung: malt den laut nach, der bei einem ins wasser geworfenen stein entsteht), *poχχän* (mhd. *bochen*) gross tun (*är išt poχχna* er ist eingebildet, grosssprecherisch), *pōtsi* n. in *houfpōtsi* vogelscheuche (ist nebenform zu mhd. *bôze*), *polts* (ahd. *bolz*), *peltsän* werfen, etwas ganz aufessen (engl. *to pelt*, Schmeller 1, 390), *puff*, *piffi* schlag, *prəlākän* lautprahlerisch reden (vgl. Winteler, Beitr. 14, 466), *plundär* (mhd. *blunder*); *peššän* (zu mhd. *bosche*) ein büschel gras, *pätš* (vgl. engl. *batch*; bedeutet zunächst eine fest an einander hängende masse, dann eine anzahl eng beisammen sich befindender gegenstände überhaupt: *ən gantsa pätš rufi* schorf, *ə pätš gäld* haufen geld, *pätš* (*pätšət-*) *foll*, *dər boun išt pätšfolla χriəsəni*). Ganz dunkel sind *pifär* munter, lebhaft, *pīfrän* nachträglich schiessen beim *štekχlän* (spiel), um näher zum ziel zu kommen (vgl. rhätorom. *bifaria* zu lat. *bifer*, Pallioppi s. 106), *pīfär* ein wenig, was jedoch mehr in I. vorkommt: *əs hed əs pīfər kšnīd*).

Oft begegnen *b* und *p* innerhalb derselben etymologischen gruppe. So hat sich *pund* in *pundhākän*, *pundšnuər*, ebenso

---

[1]) Vom schwarzen gewölk gesagt (vgl. Schmeller 1, 216. Graff 3, 279). Begrifflich steht diesem wort *prōkə*, *brōke* (Hunziker 38) < ahd. *brôgjan* sehr nahe. Doch machen lautliche gründe schwierigkeiten, die beiden zusammen zu stellen. Wenn auch schwund des *r* in jener stellung vorkommt, so zeigt sich diese erscheinung in B. nur in einem vereinzelten fall und ist mit accentuellen voraussetzungen im zusammenhang (vgl. § 152).

der geschlechtsname *Pümmän* Baumann aus dem etymologischen zusammenhang mit *binden* und *bûwen* losgelöst.

§ 11. Ueber das schicksal der vorsilbe *bi-* ist anlässlich der besprechung nebentoniger silben gehandelt worden (vgl. Voc. § 118). Bei reduction des vocalischen elementes genannter silbe erscheint immer *p* (vgl. *gi-*) : *prinn* < *beringe.* Wahrscheinlich geht auch *prāsän* zudringlich bitten auf älteres *birâsôn* (vgl. ags. *rásettan, rǽsan*). Sodann lässt die verschmelzung des synkopierten artikels mit folgendem *b* ein *p* hervorgehen: *diə beimm* > *peimm* die bäume, während *be-* (*bi-*) + *h* die aspirata *ph* erzeugt: *əphan* (< **entbehân*) aufhalten.

§ 12. In folgenden romanischen lehnwörtern liegt der wandel des *b* in *p* vor: *pulki, pulkän* (**bulgea,* mlt. *bulga*) bündel gras, heu, kleider u. s. w., *plūsän* (franz. *blouse*), *pagāši* (franz. *bagage*) gepäck, *pajonēt* (*bayonnette*), *parakän* (*baraque*), *passe* (*basse*), *plakiərän* (*blaguer*), *plessiərrän* (*blesser*), *potīnän* (*bottine*), *pitšiərän* (*boucher*), *pukē* (*bouquet*; mit geschlossenem kurzen *u*, das der ma. B. sonst fremd ist), *purgundərhemmli* blaue hemdartige blouse, *puršt* (mhd. *burse,* franz. *bourse*), *pirštäl, pirštəlli* bursche, *putällän* (*bouteille*), *pudīk* (*boutique*), *prassəlli* (*bracelet*) armband, *pīrō* (*bureau*). Gegenüber dem franz. *bobo* leichte verwundung, in der kindersprache gebräuchlich, weist B. verschärfung des *b* auf in *popo.* Beide ausdrücke sind wol als selbständig gebildete schallworte anzusehen und mögen aus dem unbestimmten klageruf der kleinen kinder abstrahiert worden sein.

2. Im in- und auslaut.

a) *blībän, ābän* (mhd. *âbent*), *χläbän* (mhd. *klëben*), *trībän, treibän* in frisch gefallenem schnee den weg bahnen, *trībäl* (zu mhd. *trûbe*) traube, *ubär* über, *greibi* (< **groubî*) griebe, *tsibär* (ahd. *zwibar*), *tsubän* wasserstrahl, *tsiblän* pissen, *tsäbərlän* schnell gehen (steht wol im zusammenhang mit *tsablän,* mhd. *zabelen*), *toub* zornig, *gāb* (< ahd. **gâba*), *χāsləb* (mhd. *kœselap*), *šoub* büschel stroh, der in dem trichterförmigen milchgefäss, *follän* (mhd. *volle*) genannt, zum reinigen der milch dient.

Wie im anlaut ist *b* (germ. oder rom.) auch im inlaut durch synkope des folgenden vocals zur fortis geworden: *herpšt* < *herbest, hipš* < *hübesch, īpšän* < ahd. *îbisca, χirps* < *kürbiz,*

χräps < *krëbez*, *ops* < *obez*. Rätselhaft ist die schärfung des *b* in *apha*, *aphi* (I. *aha*, *ahi*) gegenüber *läbhag* heckenzaun, *Obhegli* (localer eigenname), *abhan* abheben. Wahrscheinlich geht *ap* direct auf den typus *aba-*, *ab-* zurück, die potenzierung der lenis würde sich also aus der absorption des vocals erklären (vgl. Paul, Principien² 163).

b) Grammatischer wechsel *b* : *f*: *habär* : hafer, ahd. *hriob* : *rufän* (ahd. *hruf*) schorf (vgl. Stickelberger, Beitr. 14, 423), *wäbän* : *wäfäl* eintrag, *wiflän*, *firwiflän* ein loch in einem kleidungsstück verstechen, *abär* wider : *äfərrän* (zu ahd. *avarôn*) nachahmen, *šwäbäl* : schwefel, *χäbän* : *χäfə* (hülse) anderer dialekte (vgl. Schmeller 1, 1229), *tšībəllän* eine schmale eisfläche, die man zum gleiten sich zurecht gemacht hat: *tswīfla*, in I. in der gleichen bedeutung gebraucht (die form ohne *w* dürfte die ältere sein); *tšībəllän* auf dem eise gleiten (zu dieser sippe gehört das italienische *scivolare*, vgl. Diez 2, 21), *hebi* : nhd. *hefe*, *khabnə teig* mit hefe versetzter teig (daneben existiert an einigen orten (Muota) die form *häpfä*, für welche älteres *hëbn* zu grunde gelegt wird, vgl. Beitr. 12, 518); *χlobän* : *χlofän*, wovon das verb *χlofnän* (mit einem kloben die geschlechtsteile der widder unterbinden, um sie zu castrieren) abgeleitet ist.

Anm. 1. Ueber den wechsel des *b* mit *w* s. unter § 206.

Anm. 2. Frühzeitig ist *b* in *haben* und *gëben* in folge ihrer proklitischen verwendung geschwunden.

§ 13. Bei romanischen lehnwörtern setzt sich *b* fort in *tribəliərän* (*tribuler*), *lībərments* (*librement*), *libərments nīd* ganz und gar nichts, *šabällän* (*scabellum*). Verschärfung begegnet in *krampol* (< franz. *carambole*) lärm.

Anm. Zur spirantischen fortis ist rom. *b* geworden in *taffärän* (mlat. *taberna*) wirtshausschild.

c) Combinatorischer wandel liegt vor in der assimilation des *b* an *m* der alten lautgruppe *mb*: *χrumm* (mhd. *krump*, gen. *krumbes*; nicht eingetreten ist diese assimilation in *χrump* krümmung, *χrimpän* [< **krumbjan*], *siχ χrimpän* sich bücken), *tumm* (mhd. *tump*), *imm* (mhd. *imbe*) bienenschwarm, *χummär* (mhd. *kumber*), *šwumm* (mhd. *swump*), *umm* (mhd. *umbe*).

Neben ahd. *chlimban* steigen muss nach dem zeugnis vieler modernen dialekte ein gleichlautendes wort im sinne von nhd.

klemmen bestanden haben. Neben *χlimmän* (< **chlimban*) mit den fingern die haut fest zusammenpressen (basl. *pfätsə*), dessen part. prät. in B. *kχlimmd*, anderwärts *kχlummə* lautet, kommt *pχlemmän* einklemmen vor; *χlammrän* (< **klambra*, nord. *klǫmbr*) klammer (vgl. engl. *clamp*). Zweifellos gehören auch hierher der localname *χlamm*, dem die bedeutung 'schlucht' zukommt, sowie *-χlempän*, *Gorgəχlempän* (bei Hofstetten), das an den gleichen topographischen verhältnissen haftet, und *χlempän* (< **chlambja*) grosse waldameise (vielerorts *walhäišt* genannt, vgl. Seiler s. 309). Sodann reiht sich hier an *χlummrän* das beissende, schnürende gefühl, welches man bei empfindlicher kälte an händen und füssen empfindet und das auch *unnäglän*, *kunnäglän* oder *χuənagəl* (Zürich) heisst.

Wahrscheinlich steckt auch in *χlummli* fadenknäuel, der lautcomplex *mb*. Das wort dürfte demnach etwas zusammengeschnürtes bezeichnen und von dem anderweitig vorkommenden *χlunnələ* fern zu halten sein. In die gleiche etymologische verwantschaft ist auch *χlumpän* klumpen, mit verschärftem *b*, einzubeziehen. *χammän* (mhd. *kamp*) kamm des hahnes, anderswo *χambə* (vgl. Hunziker 144). Bei romanischen lehnmaterialien zeigt sich diese assimilation in *Gumm* (mlt. *comba*) Gummi (vgl. Voc. s. 8).

§ 14. In einigen wörtern ist auffällige schwächung der secundär entstandenen sonorfortis eingetreten: *štiməllän* (mhd. *stümbeln*) die äste eines baumes beschneiden (hierzu gehören mit verschärftem *b*: *štumpän* stutzen, stummel, *štimpli* ein kleiner stummel, kleiner rest: *ts štimpli khērt dəm limpli*, eine redensart die verwendung findet, wenn die letzte der zu verteilenden sachen überreicht wird; *firštimplän*, eine sache ungeschickt zerschneiden, verteilen, *štimplətän* etwas verstückeltes), *timär* (mhd. *timber*) dunkel, vom trüben wetter gesagt, vgl. Graff 5, 428 (aber *timmri*, ahd. *timbarî* dunkelheit), *šimäl* (< *scimbal*, vgl. Graff 6, 498) schimmel. Mundarten, bei denen vocalkürze an verdoppelung des folgenden consonanten gebunden ist, lassen in einigen fällen altes *mb* und *m* zusammenfallen: *šümməl* schimmel, *i nimmə* ich nehme (Fricktal).

Anm. 1. Combinatorischer lautwandel, dem *b* nach *r* in einigen mundarten unterliegt, kommt in B. nicht vor. Ich erinnere an formen,

wie sie im Baselbiet, Fricktal und anderwärts vorkommen: *ērpə* erben, *gārpe* gerben u. s. w.

Anm. 2. Wandel der secundären lautgruppe *mb* (< *md*) > *mp* weist Schaffhausen auf in *hèmp* (vgl. Stickelberger, Beitr. 14, 397).

Westgerm. *bb*.

§ 15. *šnûpän* schwer und laut atmen (gehört zu elsäss. *šnūpə*, vgl. Lienhard s. 12 und Germ. 37, 233; aus der ma. I. scheint verwant zu sein *kšnüəp*, von einem vieh gesagt, das an der spitze eines zuges kräftig bergauf keucht), *rap* (mhd. *rapp*) rappe, *špinnənwup* (zu ahd. *spinnuweppi*), *špinnənwipərrän* ein dichtes spinnengewebe, *hup* gewölbt (hierzu wol auch *hupi*, Voc. § 122, vielleicht auch *Hūp* localer eigenname für einen hügel im Baselbiet, und schaffh. *hūpə* gebäck; vgl. Stickelberger, Beitr. 14, 425), *hopän* auf einem bein hüpfen, *hopi* nom. ag., *hopsär* eine art tanz, *hipän* überspringen (*hōpän* laut rufen ist offenbar eine onomatopoietische schöpfung nach dem rufe *hō! hōp!*; an eine fortsetzung von ahd. *hiuban* ist nicht zu denken), *hēplän* laut weinen, *knīpän* vb. fleisch hacken, subst. f. hackmesser, *knapän* (mhd. *gnaben*, *gnappen*) wackeln, hinken (verwant mit *knepfän*), *trapän* traben, langsam und schwerfällig einherschreiten, *gropän* knieen (anderwärts *grupə, grūpə*), *grop* kaulkopf, cottus gobio, *tsop* verblüfft, niedergeschlagen (vgl. it. *zoppo*), *top* feucht (vgl. bair. *tobeln* nach dumpfer luft riechen, Schmeller 1, 613), *topəllän* klopfen (onomatopoietisches wort, zu bair. *toppen*), *tipäl* grobe bezeichnung für kopf (vgl. Schmeller 1, 529), *šopän* schoppen, *rup*, *rups hār* krause haare, *tšūp* haarbüschel, *tšūpän* bei den haaren nehmen (mit anderer lautstufe spricht die ma. I. *tšūbəl, tšūblən*), *teipəllän* toub (zornig) sein, *χniəpi* kleiner, langsamer mensch, *χniepän*, *im dräk umha χniepän* im kot herum watscheln, *šiəpän* f. (*schuope*) schuppe, *Gipi* name eines hügels bei Brienz (dazu basl. *gupf*), *bipi* brustwarze (sollen wir hierin einen fall der von Winteler für die modernen mundarten angenommenen *πκτ*-regel sehen? vgl. mhd. *tütte*, Beitr. 14, 471), *χleipän* kleben (vgl. Voc. 95), *wāpän* (mhd. *wâpen*) wappen, *ripi* n. rippe, *fopän, feplän* necken, *χripäl* krüppel, *firχripl ät* verkrüppelt, *siχ ts χripəls* und *ts pukəls wärχän* sich abarbeiten, *tsipərlišīssär* feigling [1]), *tsápīn* spitzer, eiserner, an

[1]) Der erste teil des wortes mag aarg. *tsipārtli* § 103, bair. *zipperle sein* (vgl. Schmeller 2, 1142). Mit bair. *zippern* lebhaft gehen kann es

einem langen stiel befestigter haken, womit das rundholz angefasst wird (vgl. bair. *sapi*, ital. *zappa*, *zappone*[1]), *tsapīnnasän* adlernase), *hopla* (als ausruf gebraucht im sinne von *ei*!) *ropsän* rülpsen, bair. *groppezen* (vgl. Schmeller 1, 1007), *holprig* holpricht, *welpan* (**walbjan*, vgl. Graff 1, 845) umstürzen, *walpəllän* schwanken (*ts šif walpəllät* das schiff schwankt), *talpän* (mhd. *talpe*) tatze, (über *štumpän*, *χlempän* vgl. § 13), *kumpän* (schaff. *gampe*) springen, hüpfen, *kump* sprung, *hudilump* lumpensammler, *nasənlumpän* nastuch, *lumpän* lumpen, *lump* lump, *lampän* herunterhangen, *plampän* hängend hin und her schwingen, *plampi* (Voc. § 122), *plumpän* gewaltige schelle, welche den kühen angehängt wird, *šlämpän* herunterhängender fetzen (steht wol in beziehung zu *lampän*), *trampän* schwerfällig auftreten, *trampi* schwerfälliger mensch, *tramp* (*əs geid als im altə tramp* es geht alles den gewohnten gang), *tsampän* mit schnell bewegtem zeigfinger necken (zusammenhang mit ital. *zampare* ist wahrscheinlich), *tampän* plaudern, klatschen, *rumplän* rumpeln, *krumpäl* lärm, *krimpäl* durcheinander geworfene gegenstände, alter, schlechter hausrat (*krimpəlšiəssät* preisschiessen, zu dem jeder schütze einen preis nach freier wahl mitbringt), *kštämprətän* langweiliges geschwätz, *štämpərīən maχχän* schwierigkeiten bereiten (vgl. Schmeller 2, 758. St. 2, 391.

Anm. Oben haben wir *χlumpän* und *χlummli* mit einander in beziehung zu bringen gesucht. Eine musterung der schweizerischen ausdrücke für letzten begriff kann uns in unsrer annahme nur bestärken. Sie sagt uns wenigstens soviel, dass die schweizerischen spielarten, welche sich in den begriff 'knäuel' teilen, unmöglich auf dasselbe etymon zu bringen sind. In Magden begegnet *χnūlə*, eine form, die auf **knûla* hinweist

---

schwerlich zusammenhängen, da dieses der Brienzer form *tsäbərlän* leicht und lebhaft gehen, verwant ist.

[1]) Dass wir es hier durchweg mit dem gleichen etymon zu tun haben, steht ausser zweifel. Nur fragt es sich, ob wir eine form mit *s* oder ursprünglichem *t* anzusetzen haben. In anbetracht der wechselfälle, die aus den sandhiverbindungen resultieren, bleibt die möglichkeit für die eine oder andere annahme offen. Ist das wort ferner romanischen oder germanischen oder anderweitigen ursprungs? Wie auch eine sprachvergleichende betrachtung diese frage zu fördern vermag, so viel bleibt sicher, dass die form *tsápīn* mit rücksicht auf das schliessende *n* und das lange *i* in dieser stellung (vgl. Voc. § 122) einer beeinflussung seitens der romanischen dialekte — ich denke an eine form *zappīno* — sehr verdächtig ist.

und dem mhd. *kniuwel* nahe steht. Seiler gibt *χluwwələ* und *χnuwwələ* an. Leerau bietet ebenfalls *χluwwələ*.

§ 16. In der widergabe der rom. fortis *p* laufen *b* und *p* neben einander her (vgl. Voc. § 37): *kχabút* (*capot*), *kχabút* (*capote*), *tabēl* tapet, *abərəllän* (mhd. *abrille*, lat. *aprilis*); sicherlich übernahm die mundart die romanische wortform schon mit geschwächter fortis; so auch *χabis* aus *cabus* und dies aus *caput*; ferner *ābär* (urverwant mit lat. *apricus*, vgl. Id. 1, 40. Kluge 2) schneefrei, *ābərri* schneefreie stelle. Aber *kχápällän* kapelle, *χapəlli* kleine kapelle, *tapētän* tapete, *tapi* (franz. *tapis*), *lampän* (lat. *ampulla*), *χapän* (mlat. *capa*) kappe, *kχupəllän* (lat. *copula*) anzahl.

Germ. (rom.) *p*.

1. Im anlaut.

§ 17. Altes *p* ob germ. ursprungs oder lehnwörtern angehörend erscheint gewöhnlich als affricata *pf*: *pflegän* (alts. *plëgan*) pflegen, *pfūsän* von plötzlich und mit geräusch hervortretender luft (wasserdampf) gesagt, stark blasen, *pfurrän* sich schnell bewegen, *dərfo*(*n*)*pfurrän* davoneilen, *pfurri* kreisel (vgl. Voc. § 122. Schmeller 1, 441), *pfuχχ* pfui (*pfuχχ dər hund* pfui teufel, vgl. Schmeller 1, 423), *pfitsän* sich schnell bewegen (namentlich von kleinen, behenden leuten gesagt; *inhipfitsän* hineingehen, *ūsipfitsän* hinausgehen; vgl. Schmeller 1, 446), *pfannän* pfanne, *pfändli* dim., *pfīl* pfeil, *pfāww* pfau, *pfriəmmän* (mhd. *pfrieme*), *pfārär* (mhd. *pharrære*), *pfäffär* pfeffer, *pfīffän* pfeifen, *pflantsän* pflanzen, *pfruənd* pfründe, *pfund* pfund, *pfoštän*, *pfeištərpfoštän* fensterpfosten, *pfuššän* pfuschen, *pfoslän* im staub, kot, gras schwerfällig einherwatscheln (vgl. Hunziker 28), *pfupfän* von einem explosionsgeräusch gesagt, lachend herausplatzen, *pflārtš* wüster flecken, hässliche, faule weibsperson, *pfand* pfand, *pfentän* (**pandjan*) pfänden, *pfuslän* tannennadeln, moos, dürres laub sammeln.

§ 18. In einigen fällen begegnet statt der affricata die spirans: *fad* name eines weges unterhalb des Achsalperhorns, *uf əm fad, uf ə*(*n*) *fedän* (ahd. *pfad*), *fisäl* (lat. *pisellum*), *frūmmän* (lat. *prûnum -a*, mhd. *phlûme*).

Nicht alle *pf* sind auf alte *p* zurückzuführen. Infolge von

sandhieinflüssen haben etymologische *f* den wandel zur affricata durchgemacht.

§ 19. In folgenden beispielen ist die romanische fortis *p* intact geblieben, während sie in einigen andern Schweizermundarten geschwächt wurde: *päχχ* pech (K. *beχχ*), *plāg* plage (aber erweicht in *blag* aas, *blegär* schimpfwort, vgl. Voc. § 73, *blāgän* plagen; bei *plāg* hat offenbar die anlehnung an die schriftsprache das *p* restituiert), *papīr* papier, *pudänt* patent, *parisold* (it. *parasole*) regenschirm, *pardōn*, *polis* gefängnis, *polismitsän* polizei-, soldatenmütze, *pantoffäl* (it. *pantoffola*) pantoffel, *paštētän* pastete, *parād* (lat. *paratus*) bereit, *paradīs* paradies, *päpli* pappe, *palašt* palast, *plats* platz, *pelts* pelz, *papəgei* papagei, *passän* (franz. *passer*) passen, *am pass* (franz. *en passe*) an stark begangener stelle, *pass* schlitten aus holzstäben, *pāpšt*, *partī* partei, *pikiərrän* (franz. *piquer*), *uf dər pīkən han* (franz. *pique*) gegen jemand groll hegen, *purgiərän* (franz. *purger*) brechmittel nehmen, *purgáts* brechmittel, *prīs* (franz. *prix*), *paijass* (franz. *paillasse*) hanswurst, *pešt* pest (*du štīχšt wiə ə pešt*), *pištólän* pistole, *priəffän* prüfen, *pillän* pille, *proffīt* (franz. *profit*), *proffidiərän* (franz. *profiter*), *pilfrän* (zu *bulfär*) schiessen, *parketrī* (franz. *parqueterie*), *pošt* post, *poštän*, *peštli* rechnung, *poštän* tragen (meist im sinne von schwer und mühsam tragen), *pumpän* pumpe, *pintän* blechernes flüssigkeitsmass, kleine wirtschaft, *pakəlli šnaps* ein viertel schoppen schnaps (ursprung dunkel), *polētän* lärm machen, das grosse wort führen (vgl. Hunziker s. 35. Seiler s. 36).

§ 20. Die romanische fortis hat sich zu *b* erweicht in *brātig* (mlt. *practica*) kalender (vgl. Hunziker s. 34), *balm* (mlat. *palma* aus dem kelt.) ort, wo durch einen überhängenden felsen vor dem regen schutz gewährt wird, *balmán* an einen solchen ort unterstehen, *blatän* (franz. *plat*) platte (*ts hār uf dər platən lan abhowwän* das haar sehr kurz schneiden lassen; hierzu die eigennamen *Blatän*, *šīnnigi Blatän* berg bei Interlaken), *blag* (vgl. § 19), *bibərnellän* (mhd. *bibernelle* < lat. *pimpinella*), *brīsän* (franz. *prise*) prise, *bulfär* (mhd. *pulver*, mlat. *pulver*) pulver (*kaffibulfär* kaffeepulver), *bilfərli* dim. (aber ohne erweichung *pilfrän* schiessen, s. § 11; hier mag die fortis wider aus dem part. prät. herübergeholt worden sein), *bänsäl* (mlat. *pinsellum*) pinsel.

§ 21. Einige wenige wörter, welche eine aspirierte fortis besitzen, weisen darauf hin, dass sie durch das medium der schriftsprache in die mundart eingedrungen sind: *phalmän* palme, *phaplän* (älter *sārbän,* anderwärts *sārboum* oder *sārbəχboum,* zu ahd. *sarahi* binsen gehörend, vgl. Schmeller 2, 320), *phousän* pause, *phersōn* person, *pakχēt* packet, *phakχän* packen, waaren in kisten laden, ergreifen, *phakχ* pack, *phäkχli* kleines packet, *phäkχlän* etwas schnell ergreifen, *phoukχän* pauke, *phuls* puls, *phunkχt* punkt, *Phoul* Paul, *phossūnän* posaune.

2. Im in- und auslaut.

§ 22. Zwischen vocalen und nach *l* und *r* erscheint *p* als *ff*: *šlīffän* schleifen, *kšliffän* geschliffen, *sūffän* saufen, trinken, *sūffi* käsmilch oder magermilch oder beides vermengt, *grīffän* greifen, *louffän* laufen, *kliffän* gelaufen, *šlāffän* schlafen, *štuffäl* (ahd. *stupfila*) stoppel, kurze barthaare (*kštufflät, är išt kštuffləta* er hat gänsehaut), *hewwštuffäl* heuschrecke (anderwärts *heugumpər*), *graffäl* spitze, zacke (wahrscheinlich eine ablautsform zu *griffäl* griffel), *graffəloχt* zackig (Id. 2, 708), *laffän* breite teil des ruders, schulterblatt (vgl. Schmeller 2, 1447. Graff 2, 205), *laffän* (mhd. *laffen*) schlürfen, von tieren gesagt, *hälffän* helfen, *irwärffen* (mhd. *erwërfen*; part. prät. *irworffän* von tieren [kühen] abortieren; das simplex, wofern das verbum zu *werfen* und nicht zu got. *hvairban* zu stellen ist, kommt in der ma. nicht vor: statt dessen wird *riərrän* [alts. *hrôrian*] rühren, gebraucht).

§ 23. Sodann begegnet *ff* für germ. *pj*: *touffän* (got. *daupjan*) taufen, *riəffän* (got. *hrôpjan*) rufen, *krieffi* gerufen. In Obersaxen, Graubünden, begegnet die affricata *riəpfa, griəpft* (vgl. Bühler 4, 102. Auch für *χouffän* kaufen ist nach ausweis des ags. *cýpan* an eine ursprüngliche form **kaupjan* anzuknüpfen (vgl. Kluge 155).

Anm. 1. Wo bei den obigen beispielen die spirans in den auslaut treten kann, wird sie zur lenis vereinfacht: *šlīf, šleif, grīf, hilf* etc.

Anm. 2. Wol nicht schwund des *p* ist anzunehmen in *uəhi* (**uohin*) hinauf, *uəha* (**uohar*) herauf (vgl. Voc. § 123. Weinhold, Mhd. gr. § 294).

§ 24. Regelrechte entsprechung für verschärftes *p* ist *pf*: *šarpf* (mhd. *scharpf*) scharf, *šnirpfän* (mhd. *snërfen,* vgl. Voc. § 79), *šnurpfän* (in gleicher bedeutung gebraucht), *širpfän*

(mhd. *schürpfen*) schürfen, *štämpfäl* stempel, *štämpflän* 1. stempeln, 2. ungeduldig mit den füssen stampfen, *štampfän, štampfi* stampfmühle, *rumpfän* zerknittern, *rumpf* eine geknitterte stelle in papier oder tuch, *rimpfän* (in der redensart *tnasən rimpfän* die nase rümpfen, gebraucht), *šimpfän* schimpfen, *tämpfän* dämpfen, *tampf* dampf, dampfschiff (vgl. franz. *la vapeur, le vapeur*), *gīgampfän* schaukeln, wackeln (mit reduplicationsvorschlag wie *kīkärsän*), *gīgampfi* schaukel, *knepfi* (*uf dər knepfi sīn* in der schwebe sein, zu mhd. *gnepfen,* vgl. Id. 2, 670 ff.), *iknepfän* einnicken, *χrampf* krampf, *χriəsiχrampf* hirschkäfer, *tumpf* m. (< *dump) eine durch stossen, schlagen oder fallen entstandene kleine vertiefung (Stalder 1, 326; ebenso werden die von den pocken entstandenen narben benannt; zweifellos gehört bair. *dumpeln* [vgl. Schmeller 1, 510] stossen zur gleichen sippe), *tsimpfərliχ* zimperlich, *šepfän* schöpfen (hierzu gehört mit altem *p šruəffän,* vgl. Voc. § 41), *šapf* wasserguss (in gleichem sinne wird im Fricktal und anderwärts *šwap* gebraucht, das wahrscheinlich zur gleichen etymologischen gruppe sich gesellt), *χapfär* schuppiger ausschlag auf dem kopfe kleiner kinder, *šnipfän* schnupfen, schluchzen, *šnupf* schnupftabak (*das geid wiə šnupf* das geht sehr leicht), *siχ firšnäpfän* unbedachtsam etwas ausplaudern, *pšlipfän* ausgleiten (das alte *bislîfan,* *bi-slîpfan ist durch eine aus dem part. prät. hergeholte form ersetzt worden; in gleicher bedeutung wird *əpšlipfän* gebraucht), *χlupf* (mhd. *klupf*) schrecken, *uχlupfig* unerschrocken, *χläpfän* trans. ohrfeigen austeilen, *χlepfän* krachen, knallen (peitsche), *χlapf* schlag, *χlopfän* klopfen, *χlupfäl* heubündel, das auf dem rücken getragen und mit einem seil geknüpft wird [1]), *χnipfän* knüpfen, *χnipfär* kleines seidenes halstuch, *ripflän, ripfän* zerren, *rupf, hārrupf* zerren an den haaren, *tupf* punkt, kleiner runder

[1]) Bachmann will dies wort mit got. *hlupjan in zusammenhang bringen, a. a. o. 13; indessen verwehren wol sachliche wie lautliche bedenken diese etymologie. Es liesse sich ferner an bair. *knüpfel* (vgl. Schmeller 2, 1353) denken, doch machten in B. des fehlen des umlautes, da doch eine ableitung von *χnipfän* knüpfen vorläge, sowie der wandel des *kn* > *χl* neue schwierigkeiten. Es bleibt jedoch die möglichkeit offen, dass ein lautliches anklingen seitens der wortsippe *χlupf, χlupfig* stattgefunden hat, und weil ferner die bedeutung von bair. *knüpfel* mit brienz. *χlupfäl* sich deckt, so dürfte diese herleitung das meiste für sich haben.

flecken (*uf ə tupf glīχ sīn* ganz und gar gleich sein), *tipflät* mit runden flecken versehen, *tipfän* spiel der kinder am ostertag mit eiern, wobei diese zuerst mit der spitze, dann mit dem rundlichen teil gegen einander gestossen werden: dasjenige, welches unversehrt bleibt, gewinnt, *šopf* schuppen, vordach, *holtsšopf, šifšopf* ein auf balken ruhendes und mit steinen belastetes dach, worunter die schiffe vor wind und wetter schutz finden (in der regel geht auf einer oder beiden seiten ein steindamm, *šweli,* in den see hinaus), *hindəršopfän* vom wasser, das sich hinter geröll, schlamm ansammelt (vgl. *hindərsēwwän*), *undəršopfän* ebenfalls vom wasser gesagt, das abgelagerte geschiebe unterfrisst, *šepflän* mütze mit vorstehendem rand, *šipfi*, pl. *šipfəni* kleine aus tannenholz gespaltene bretter zur bedeckung der aussenseite der hölzernen häuser (vgl. Schmeller 2, 440), *firšipfənän* mit solchen brettern versehen, *šäpfän* eine alte schindel, *šupf* stoss (vgl. Graff 6, 458), *štipfän* mit den händen oder ellbogen stossen, *štupf* stoss (vgl. Graff 6, 659), *bim štupf* (oder *bim štupf und hār*) *glīχ* ganz gleich (vgl. oben *uf ə tupf* und Voc. § 41 *ūf und ändli*), *abštipfän* nachahmen, *štripflän* an etwas zerren, auch vom melken der ziegen gesagt, *štrupf* m. schnellendes reissen am euter, um die milch vollends zu entziehen, *mipfän* mit den ellbogen einen leichten stoss geben, *mupf* stoss, *χupfär* (ahd. *chupfar,* lat. *cuprum*) kupfer, *χrapfän* ein flaches, rechteckförmiges gebäck, dessen füllung zerstampfte nusskerne und gekochte birnen bilden, *χrapfətrōli* dasselbe gebäck in kugeliger gestalt (ahd. *chrâpfo*; anlass zur quantitätsveränderung des stammvocals mag das compositum geboten haben, falls nicht eine alte nebenform mit kurzem *a* existiert hat), *χrapfnän* jene gebäcke machen, *χropf* kropf, auch als schimpfwort verwendet, *χropfoχt* mit einem kropf behaftet, *χripfän* (ahd. *chripfa*) krippe, futterleiter (I. *barrən*).

§ 25. In dem alemannischen worte *lupfə* heben, das die mundart mit *liftän* widergibt, sieht Bachmann (a. a. o. 13) die lautliche fortsetzung eines frühern **hlupjan* und betrachtet das bernische *χlupfəl, χlüpfel* als zur gleichen sippe gehörend. Ich halte nun aus lautlichen und sachlichen gründen diese etymologie für unrichtig: *lupfə* dürfte weder mit *laufen*, noch *χlupfäl* mit *lupfə, lüpfə* etwas zu tun haben. Es ist vielmehr für *lupfə, lüpfə* ein altes **lupjan* vorauszusetzen. Obwol lautlich an *liftän*

anklingend und mit demselben bedeutungsgleich, muss es von diesem ferngehalten werden. *liftän* (vgl. engl. *to lift*) hängt offenbar mit *luft* zusammen und bedeutet soviel als in die lüfte heben (vgl. Kluge s. 212), *χlüpfəl*, brienz. *χlupfäl* aber gehört entweder zu *knüpfen* oder es ist der etymologischen gruppe *klumba* : *klubba* (vgl. § 13) einzureihen. Auf jenem *lupfə* beruht das aus andern dialekten entlehnte *hosənlupf* ringkampf, wobei die beiden kämpfenden sich bei den hosen fassen.

§ 26. Nach langem vocal erscheint *pf* in *abšreipfän* jemandem vorauseilen (mhd. *streipfen*), *abštroupfän* abstreichen (*houfsāmmän, houssət abštroupfän*), *štroupf* scheltwort, *šleipfän* schleppen, liederliche weibsperson, *šleipfli* dasselbe.

§ 27. Romanische fortis ist zur lenis geworden in *χabis* (zu lat. *caput*) kohl, *kχabút* (franz. *capot*), *kχabút* (franz. *capote*), *tabēt* (it. *tappeto*, lat. *tapētum*). Verschiebung des rom. *p* analog dem germ. zeigt *pfīffän* pfeifen, pfeife.

§ 28. In einem falle ist rom. *p* zur labialen spirans geworden: *siχ irkifərrän* (< lat. *recuperare*) sich erholen (*är išt an əm khämpfəllig* [vgl. Voc. § 124] *pštirfləd und umkhīd, hed siχ abər läbig irkifərrəd und hed lan dar gān* er ist an einem stein gestolpert und umgefallen, ist aber bald wider aufgestanden und hat sich davongemacht).

Germ. (rom.) *f*.

§ 29. Es erscheint im anlaut durchweg als lenis: *fīf* (got. *fimf*) fünf, *fārän* (mhd. *varn*) fahren, *fuərän* (ahd. *fuorôn*) von einer speise gesagt, die viel nährstoff enthält, *fiššəllän* (lat. *fiscella*) ein hölzernes, länglich viereckiges, zur aufnahme und pressung des milchziegers bestimmtes gefäss, *fāššän* (zu lat. *fascia*).

Anm. Rom. *f* ist infolge von sandhiverbindungen zur affricata geworden in *pfeištär* (lat. *fenestra*) fenster.

§ 30. Inlautend begegnet

a) die lenis: *seifär* (ahd. *seifar*) speichel, *seifrän* geifern, *seifərχalli* ein kind, das immer geifert (eine contaminationsbildung aus *špiwwän* speien und *seifär* bietet Meiringen in *špeifär* speichel, *špeifəri*, brienz. *seifərχalli*), *χifäl* kinnbacken (vgl. alts. *kaflos*), *χaflän* widerreden, *χäfär* käfer (anderwärts, Aarau, mit grammat. wechsel *χäbər*, vgl. *χäbän* § 13, ahd. chëva),

ăfərrän (ahd. *avarran* < **avarjan* zu got. *afar*) nachahmen (: *abär* widerum), *endlif* (mhd. *einlif*) elf, *tswelf* (mhd. *zwelf*) zwölf, *rufän* schorf (mit singulärer kürzung des alten *û*, wenn auf altes **rûf* zurückgehend; vgl. Braune a. a. o. § 139 anm. 4; man knüpft jedoch besser an ahd. *hruf*, altn. *hrufa* an, vgl. Graff 4, 1155 und Schade 1, 426), *abtifəliərrän* (zu franz. *défiler*) sich davon machen.

b) die fortis: *terffän* (ahd. *durfan*) dürfen, *proffīt* (*profit*) nutzen, *proffidiərrän* (*profiter*), *kaffi* (*café*), *kaffitiərän* (*cafetière*) kaffeekanne.

§ 31. Rom. *f* (*v*) ist zu *b* geworden in *Jōsäb* (< *Josephus*; vgl. ital. *Giuseppe*), *χebi* f. (anderwärts *χebi* n., < lat. *cavea*) gefängnis (vgl. it. *gabbia* und davos. *chebja* Bühler 2, 21, rhätorom. *chabgia* Pallioppi s. 136), *girbän* (zu lat. *curvus* gehörig; es bezeichnet: 1. spinnrocken; 2. eigenname, der einer krümmung der Aare bei Interlaken gilt; 3. linker zufluss der Aare; die landschaft [amt Seftigen], die *χefi* spricht, bietet hier ebenfalls *b*), *χērbəlliχrūd* (lat. *caerifolium*) kerbel.

§ 32. Rom. *v*, das in den frühesten entlehnungen als *w* erscheint, setzt sich als *f* fort in *fiəlli* (mhd. *violîn* zu lat. *viola*) veilchen, *fiăndli* weiterbildung aus dem vorigen, levkoje, vgl. Id. 1, 634. Einwirkung italienischer dialekte ist anzunehmen in *Rufibărg* (zu it. *rovina*, rhätorom. *ruinna*, lat. *ruina*, vgl. Meyer s. 20. Götzinger s. 73). Ob in *šteikīfərli* kapuzinerkresse, rom. labiale spirans, wie in Id. 2, 133 vermutet wird, bleibt unsicher.

β. Die dentalen.

Germ. *d* (ð).

1. Im anlaut.

§ 33. Die mundartliche entsprechung ist durchweg *t*: *tag* (got. *dags*) tag, *teχtär* tochter, *tōd* tod, *towwän* (mhd. *touwen*, alts. *dôian*) schmerzlich klagen, als ob man im tode läge (vgl. Stalder 1, 273), *teik* (mhd. *teic*) vom überreifen obst gesagt (*ə teiki birän* eine reife, weiche birne; das wort gehört offenbar zum substantiv *teig* teig), *timär* (mhd. *timber*, an. *dimmr*, vgl. Voc. § 81), *tal* tal, *talän* in dem compositum *baχtalän* (bezeichnet die stelle seitwärts eines wildbachs, wo er übergetreten ist und sich unter zurücklassung von geschiebe ein neues bett aus-

gefressen hat, vgl. Stalder 1, 259), *tuəlän* f. (mhd. *tüele*) vertiefung in der erde (vgl. Voc. § 117, 6), *Tällənbaχ* als geschlechtsname gebraucht (weist auf ein verloren gegangenes *tëlle,* vgl. mhd. *telle* schlucht, hin), *tutär* (ahd. *totaro, tutarei,* alts. *dodro*) dotter, *touffän* (got. *daupjan*), *teiff* tief, *tusäl* (zu ags. *dyslic*) dusel, *tuslän* ohrfeige (vgl. Bühler 2, 167; verwantschaft mit dem vorigen wort wäre denkbar: *tuslän* würde also einen schlag, der *tuslig* macht oder betäubt, bedeuten), *tupf* (mhd. *topfe* < got. **duppa,* vgl. Kluge s. 362; mit nasaliertem stammvocal erscheint das bedeutungsverwante *tumpf* 1. kleine, durch einen schlag oder stoss entstandene vertiefung an einem geschirr, einer wand etc.; 2. kleine, runde narbengrube, *blātərtumpf* pockennarbe, *blātərtimpfät* pockennarbig; das wort gesellt sich, wenn in der bedeutung auch etwas abliegend, zu nhd. *tümpel,* mhd. *tümpfel*), *tūrän* (mhd. *tûren*) dauern, etwas zu teuer finden (*miχ tūrət dran* ich finde es zu teuer), *tīr* teuer, *tumm* (got. *dumbs*) dumm, *tūχäl* (alts. *duncal*) dunkel, *toub* (mhd. *toup,* got. *daufs*) erzürnt, *toubleik* jähzornig (vgl. Voc. § 117), *teibi* zorn, *teipəllän* den trotzkopf machen, *tobän* toben, *toun* (got. *dauns*) wasserdampf, den man zu heilzwecken in die nase oder in die ohren steigen lässt, *teimmän* den wasserdampf in der angegebenen weise auf sich einwirken lassen, *tоww* n. (alts. *dau,* ags. *déaw*) tau, *trāgän* (got. *dragan*), *trīχän* (ags. *drincan*), *träffän* (an. *drepa*) treffen, *troχχän* (alts. *drucno* adv.) trocken, *treχχni* f. trockenheit, 2. m. ein trockener, einsilbiger mensch, *troχχnän* intrans., *treχχnän* trans., *tropf* (alts. *dropo*) tropf und tropfen, *trouf* n., pl. *treiffär* (ahd. *trouf*) traufe, *trībän* (alts. *drîban*), *tiən, tuən* (alts. *duan*) tun (vgl. Voc., nachträge), *tannän* (zu nl. *den*) tanne, *tenn* tenne, *tipäl* kopf (dürfte identisch sein mit dem ersten teil der zusammensetzung *tipəlbōrär*[1]), ein holzzapfen, den man auf einer seite an einen holzpfahl oder eine holzwand stemmt und mit einer daran befestigten schnur in so schnelle bewegung versetzt, dass feuer erzeugt wird[2]), *tuəχ*

[1]) Hauptsächlich in I. und unter der form *tipəlbŏrər* gebraucht, wofür B. mehr *fīrbōrär* verwendet.

[2]) Anderwärts hat *tipəl* die bedeutung von dummkopf, vgl. Stalder 1, 328; hiermit sind basl. *dŏbəl* (mhd. *tübel*) holzpflock, *dubel* dummkopf (vgl. Seiler s. 79) und *titši, tütši* ein abgeschnittenes oder abgesägtes stück holz, *totš* dummkopf, zu vergleichen. Nimmt man zum überfluss

(and. *dôk*) tuch, *tūbän* (got. *dûbô*) taube, *tätšän* platschen, *tätšlän* widerholt leichte schläge versetzen, *tätš* 1. schlag mit der flachen hand, 2. geräusch, das durch auffallen eines flachen gegenstandes erzeugt wird, 3. etwas breitgeschlagenes oder ein flacher gegenstand (*eiərtätš* eierkuchen, die stelle, wo man sich im bett niederlegt; *i wil dər də tätš wärmän* = bett anwärmen, vgl. Schmeller 1, 555; an einigen orten der Schweiz ist *tätš* gleichbedeutend mit platz vor dem hause), *troun* (alts. *drôm*) traum, *triəb* (zu got. *drôbjan*) trüb, *tiəχtig* (ags. *dyhtiz*) tüchtig, *tuəχän, tuəhän* (steht im grammat. wechsel zu *dugenen*, ags. *duzan* helfen, nützen; das *tueχäd, tuəhäd* das hilft; vgl. Stalder 1, 325), *tulläχ* grüne schale der nüsse (vgl. mhd. *tülle*), *tampf* (engl. *damp*) dampf, *tenvəllän* (mhd. *tengeln*; *tanvəlštokχ* amboss, worauf die sense geschärft wird, *tanvəlhamär*), *tok* m. (ags. *docza*) dogge, *tärr* (zu mhd. *tar*, got. *gadars*) eigensinnig, *tärri* eigensinn. Sodann mögen einige mit *t* anlautende wörter angereiht werden, deren etymologie dunkel ist: *trōlän* rollen, *trōli* rundlicher gegenstand, kleine walze, *trēllän* rollen (vgl. Stalder 1, 308), *top* feucht, nach moder riechend, von zimmern gesagt (vgl. Stalder 1, 289), *tefflän* prügeln (Seiler s. 77), *tuträn* unpers., bange sein, angst haben, *topəllän* klopfen (wenn nicht schallwort, wird es zu der unter *tipäl*, § 15, besprochenen sippe gehören), *tifig* gewant, geschickt, *täš* zusammengebundene äste, worauf heu etc. von den bergen in die tiefe geschleift wird, lüderliches frauenzimmer, *tässlän, tīsslän, tūssəllän* leise einhergehen, schleichen, *siχ tīssän* kleinlaut werden, vgl. *altäss* (mhd. *ëltes, alteis*), *täkəllän* klopfen, hämmern (Stalder 1, 258), *tägäl* lampe, die mit fett oder öl angefüllt ist, das gestell, worauf die lampe ruht, *trimāχtän* seufzen, jammern (Stalder 1, 302), *trīχlän* f. schelle der ziegen (anderwärts *trinkχlə*, Stalder 1, 302), *trīχlän* diese schelle läuten, *täχχ* kecker, gewanter bursche, *tossän* m. rundliche mit gras bewachsene bis zwei und mehr fuss hohe anschwellungen des bodens, wie sie sich in sumpfigen gegenden zeigen, *tissäl* fester, dicker mensch (anderwärts *tüssəl, düssəl*; verwantschaft mit *tossän* ist wahrscheinlich), *totsän* ab-

---

um nur zwei anzuführen, das nhd. *klotz* und das franz. *souche*, so leuchtet sofort ein, dass der begriffserweiterung überall das gleiche substrat gegenübersteht, nur fehlen, zum teil wegen zu mangelhafter erforschung der modernen dialekte, die nötigen etymologischen anhaltspunkte.

gesägter baumklotz (it. *tozzo,* vgl. § 73), *totš* dummkopf (in Leerau und Davos, vgl. Hunziker s. 57. Bühler 2, 167, hat *totš* seine sinnliche bedeutung noch bewahrt), *tokəlli* alpdrücken, ameisenlöwe (vgl. Bühler 2, 22. Stalder 1, 287), *tokäl* dumme, dicke person, *togän* krumm gehen, einen buckel machen, *trēijän* f., *trēiji* pl., terrassenförmige, von weidendem vieh an bergesabhängen verursachte absätze, *trōsli, trōslän* sg. selten gebraucht, schwarzerle, kleiner strauch in der nachbarschaft der alpenrosen.

§ 34. Germ. *dw* ist zu *tsw* geworden in *tswärg* m. (an. *dvergr* zwerg); doch begegnete vor einiger zeit in Meiringen, wo man ebenfalls *tswärg* spricht, noch die form *twirgi,* jetzt *tswirgi* ort, der dem volksmund zufolge die wohnstätte der zwerge war. Ferner erscheint die alte lautgruppe in *firtwellän* trans. (zu alts. *dwellian*) ein kind unterhalten, amüsieren. In einem beispiel scheint *dw* > *tw* in *tšw* übergegangen zu sein: *ətšwilmän* einschlafen, dürfte auf **indwilmôn* zurückgehen (vgl. got. *dwalmôn*) und zu mhd. *entwalmen* im ablaut stehen, obwol ich die zwischenstufe **entswilmen* in keinem modernen dialekte nachzuweisen vermag.

§ 35. Folgende fremdwörter haben *d* zu *t* werden lassen: *totsän* (it. *dozzina*) dutzend, *toplät* doppelt, *traχχ* (lat. *draco*), *tifəliərän* (franz. *défiler*), *tišəniərän* (franz. *déjeuner*), *tekətiərän* (franz. *décatir*), *tiškəriərän* (franz. *discourir*), *tressiərän* (franz. *dresser*), *tokχtär* doctor, *Tāfid* David, *Täfäl* dass., *tantsän* (franz. *danser*), *tuχχäl*, wenn auf lat. *-ductus* (*aquaeductus*) beruhend (Kluge a. a. o. s. 38), *trotškän* droschke.

2. Germ. *d, ð* (westgerm. *dd*) im in- und auslaut.

§ 36. Im inlaut erscheint *t*, im auslaut gewöhnlich *d*: *muətär* (alts. *môdar*) mutter, *fetär* (zu got. *fadar*) vetter (*fatär* vater, ist nicht mundartlich und wird durch *at* oder *äti* [got. *atta*] widergegeben), *ātän* (ahd. *âtum*) atem, *beitän* (ahd. *beitôn*) warten (im ablaut zu *bîtan,* got. *beidan*), *trätän* (ags. *tredan*) treten; das schmale brett des spinnrockens oder schleifsteins mit dem fusse hinunterdrücken, um die kurbel in bewegung zu setzen, *trätän* f. name dieses fussbrettes, *trid* tritt, *šrītän* (alts. *scrîdan*) schreiten, *šrid* schritt, *χiltän, ts χilt gān* nachts seine liebste besuchen, *χiltär* jüngling, der zur nachtzeit ein mädchen

besucht (das wort gehört zu an. *kveld*, vgl. ahd. *chwiltiwërch*, ags. *cwyldhreþe*, Id. 3, 242 ff.), *šīd* scheit, *šītär* scheiter, *šīträn* scheitern, holz spalten, *rītän* (ags. *rīdan*) reiben, *gītig* geizig, *gīt* (ahd. *gît*) geiz, *nētig* nötig, *nōd* (an. *nauðr*, alts. *nôd*) not, *wītär* weiter, *wīti* weite, *wīt* (alts. *wîd*) weit, *brōd* (ahd. *brôt*, ags. *bréad*) brot, *gäld* geld, *gält* (ahd. *galt*, an. *geldr*) keine milch gebend (vgl. Id. 2, 236), *šild* (got. *skildus*) schild, *bārd* (ags. *beard*) bart, *bārtän* rasieren, *gwāld* m. gewalt (die lenis ist auch in die inlautsstellung geraten in *gwāldän* mit gewalt erzwingen, gewalt brauchen, *dran umha gwāldän* an einer sache sich abmühen; aber *gweltig* = mhd. *geweltic*), *wäld* (alts. *werold* welt, *hert* (got. *hardus*) hart, *hirt* hirte, *hirtän* das vieh füttern, *hirtig* nicht wählerisch im essen, von leuten und vieh gesagt, *wōrt* (got. *waúrd*), *hurd* (ahd. *hurt*, mittelengl. *hyrde*) hürde, lager zur aufbewahrung des obstes, ansammlung von geschiebe am ende eines sich in den see ergiessenden baches (vgl. Stalder 2, 64. Id. 2, 1603), *bōrt* (alts. *bord*) bort, rand (*uf əm Bōrt* äusserste teil des dorfes neben dem mühlebach), *härd* (ahd. *hërta*, got. *hairda*) herde (vgl. Stickelberger, Beitr. 14, 430), *Riəd* ortsname, *Obərriəd*, *Nidərriəd*, *Gäldriəd*, *Riədərgrād*, *Riədär*, *Riədərrän* bewohnerin der ortschaft Ried[1]), *widhopf* (ahd. *wituhopfo*, vgl. ags. *wudu-*, engl. *wood-*).

§ 37. Altes *d* erscheint als *d* nach *n* in *undär* unter, *hindär* hinter, *sundig* sonntag, *mändig* montag.

§ 38. In zwei fällen hat sich *d* dem vorausgehenden nasal assimiliert: *hinna* (< *hindana*) hinten, *unna* (< *undana*) unten.

§ 39. Wenn auf altes *d* ein *l* folgt, kommt dem dental stets der höhere intensitätsgrad zu: *frintli* freundlich, *grintli* gründlich (vgl. Voc. § 38).

---

[1]) Nach dem zeugnis der altgermanischen dialekte würden wir im inlaut wenigstens ein *t* erwarten (alts. *hreod*, ags. *hréod*, engl. *reed*). In übereinstimmung mit der ma. B. finden wir inlautende lenis bei sämmtlichen schweizerischen ortsnamen, so in *Albisrieden*, ct. *Zürich* u. a. (vgl. Meyer s. 78), ferner in dem an vielen orten auftretenden geschlechtsnamen *Rieder*. Die tatsache, dass im mhd. sich inlautend *d* und *t* gegenüberstehen, berechtigt zur annahme, dass die beiden intensitätsgrade in frühe zeit hinaufreichen und an gewisse accentuelle bedingungen gebunden sein dürften (vgl. § 48).

§ 40. *d* ist geschwunden in *ābän* (ahd. *âbant*, alts. *âƀand*), lebt aber noch fort in *ābətwaχt* und ist auch auf das gegensätzliche *morgətwaχt* übergegangen: *iəts bin i uf dər ābətwaχt* (*morgətwaχt*), *an dər glokən hets tsäχni* (zehn) *kšlagän* (ruf des nachtwächters). — Ueber epithetische *t* neueren datums vgl. § 67.

§ 41. Westgermanische verschärfung alter *d* liegt vor in *χetän* (< alts. *queddian*, vom herbeirufen des viehes gesagt, vgl. Stalder 2, 124), *bitän* (got. *bidjan*), *wet* (got. *wadi*, ags. *wedd*) wette, *bet* (got. *badi*) bett (das ahd. *mitti*, ags. *midd*, got. *midjis* wird in adjectivischer function vorwiegend im dativ gebraucht: *uf mitəm sē* auf der mitte des sees), *kšentän* (< **giskandjan*, wird vom vieh gesagt, wenn es in den gärten schaden anrichtet), *wentän* (got. *wandjan*) das gemähte gras umwenden, *irwentän* jemand zur rückkehr bewegen, *tsetän* (< **tadjan*) die heuhaufen mit der gabel verzetteln, *tseti* kette eines gewebes, *lentän* (aus **landjan*) landen, *lenti* landungsplatz, *lintän* (< ahd. *lindjan*) lind machen (vom regen gesagt: *əs hed wīt aphi klintät* der regen hat den boden weit hinunter erweicht, aber *ts lindən legän* die wäsche einlegen), *tsintän* (aus *tundjan*) zünden, *pfentän* pfänden; *plentän* (**blandjan*) blenden, *χintän* (< **kundjan*), *siχ χintän* bei jemand vorsprechen, *firχintän* verkünden, *šintän* (< **skindjan*) schinden, *šintär* schinder, *loträn* (zu ags. *loddere*) im zustand des verfalls sich befinden, *šloträn* (nl. *sloddern*) schlottern, *šitän*, *šitlän* (alts. *skuddian*; *en boun šitän*, auch refl. *əs hed miχ kšität*).

Sodann sind hier noch anzumerken *pintäl* (zu *binden*) bündel, kleine, unangenehme person (*du tondərs pintäl*), *wentəllän* (< **wandilja*) wanze.

Germ. *þ*.

1. Im anlaut.

§ 42. Die alte germanische dentalspirans begegnet teils als verschlusslenis, teils als -fortis. Ueber die gründe dieser doppelvertretung, die auf dem gebiet der labial- und gutturalreihe ihr analogon findet, ist im Voc. 26 ff. ausführlich gehandelt worden. Die verschlusslenis treffen wir in folgenden beispielen:

a) in pronomen: *där*, *dər* der, *diə* die, *das* das, *diə* die, *disa* dieser, *disi* diese, *diss*, *dits* dieses, *disi* diese.

Anm. Bei einbusse des vocalischen elements wird in einigen wort-

formen die lenis zur fortis gewandelt: *t'eiär* die eier, *t'oww* (ahd. *ou*) mutterschaf. In *we t'wild* wenn du willst, hat die verhärtung der lenis *d* schwund des nasalen dentals zur folge gehabt (vgl. Voc. § 27).

b) in adverbien: *dar* (mhd. *dâr*), *dā* (mhd. *dâ*), ferner in allen zusammensetzungen, wo *dər, dir, dr, di, d, t* = *dar* als erstes glied auftritt: *dirab, dərab, drab* (vgl. Voc. § 39, 11), *dər ūsi* hinaus, *dər hindər χon* hinter etwas kommen, *dər dir uəhi* hinauf, *dər dir aphi* hinab (hier ist eher an eine häufung von altem *dar* als an ein hereinspielen von *dir* durch, zu denken), *dər dis uəhi, dis uəhi* (vgl. Voc. § 39), *drumm, dran, drin, drus, druf, dūssän* draussen, *dərnäbän* daneben, *dobän* droben, *dinnän* drinnen, *dihinna* zurück, *diheimmän, dinidän* drunten (*dunnän* kommt, obwol *unna* unten, der mundart eignet, nicht vor), *dänän* (*dâ ënent*), *dert* dort, *dir* (got. *þairh*) durch (zur fortis verstuft ist die lenis in den zusammensetzungen *obətir* obendurch, *unnətir* untendurch, wol unter dem einfluss von *dir u tir* durch und durch, wo das *t* nach § 28 des Voc. seine berechtigung hat), *den* dann, *duə* (mhd. *dô, duo*) da, damals.

c) in sonstigen fällen: *diŋŋ* ding, *diŋŋəlli* kleines ding, *əs diŋŋəlli* eine zeit lang (mehr in Brienzwyler gebraucht), *diŋŋə-läri* seltsame sache, *diŋŋs χouffän, nän* auf borg kaufen, *diŋŋän* dingen, *ts χriəg diŋŋän* handgeld für kriegerische anwerbung nehmen, *andiŋŋän* ans herz legen, *diənän* dienen, *diənšt* dienst, diener, dienerin, *dräkχ* (an. *þrekkr*), *bärəndräkχ* süssholz, *fir-dräkχän, daŋkχän* danken, *douχ* (got. *þagks*) dank, *firdärbän* intrans., *firdērbän* trans., *dōrnän* f. dorn, *dōrnərrän* dorngestrüpp, *Dōrni* localer eigenname, *dōrf* dorf, geplauder, zusammenkunft der Aelpler, um sich im gewohnten ringkampf, *šwiŋŋät* geheissen, zu üben, *Eisēdōrf, Aχsalpərdōrf* etc. (mit recht ist dieses wort von L. Tobler zu lat. *turba* in beziehung gesetzt worden, vgl. Stalder 1, 290), *dōrffän* plaudern, *dērfflän* dass. mit besonderer hervorhebung des gemütlichen momentes, *donštig* donnerstag, *doχ* doch, *drī* m., drei, *drīja* f., *drīji* n., *drītsäχni, drīətswentsg.*[1])

§ 43. Bis zur verschlussfortis ist altes *þ* vorgedrungen in *tolän* (got. *þulan*, ahd. *dolên*, ags. *þolian*), *trikχän* (vgl. ags.

---

[1]) Obwol im sandhi die lenis sich bisweilen zur fortis wandelt, so behält sie im freien anlaut ihren stärkegrad doch stets bei. Nicht so in folgendem falle. Aus dem sandhigefüge *tswentsg u trīssg, ein ə trīssg*

þryccan) drücken, *terffän* (got. *þaúrban*, mhd. *dürfen*), *tümmän* (ags. *þúma*) daumen, *teχχi* (ahd. *dechî*, got. **þakei*), *teχχäl* deckel, *tekχän* (ags. *þeccan*, got. *þakjan*), *taχ* (ags. *þæc*, an. *þak*), *taχtekχ* (< got. **þakþakja*) dachdecker, *tiəχslän* (ags. *þixl*, ahd. *dîhsala*) deichsel, *teiχän* (ags. *þencan*) denken, *tītän* (an. *þýða*) deuten, *ə tīt* ein wink (in der zusammensetzung *bidītän* steht die lenis unter nhd. einfluss), *tītš* (zu ags. *þéod*, got. *þiuda*), *firtrus* verdruss, *firtriəssän* (mhd. *verdriezen*), *firtrissig* verdrüssig, *tili* (< got. **þilei*, vgl. ags. *þēl*) heuboden, *ruəsstili* dachboden, estrich, *tištlän* (ags. *þistel*) distel, *tāhän* (zu an. *þáttr*) docht (auch als scheltwort gebraucht: *du tondərs tāhän*), *tinn* (ags. *þynne*) dünn, *tūχän* (got. *þugkjan*) dünken, *triəsän* (mhd. *drüese*) drüse, *trewwän* (mhd. *dröuwen*, ags. *þréan*) drohen, *trēštlän* (zu ags. *þrysce*) drossel, *treššän* (ags. *þerscan*) dreschen, *tranŋ* drang, *trāijän* (ags. *þráwan*, got. **þraian*), *träχslän* drechseln, *träχslär* drechsler, *trad* (ags. *þrǽd* draht, *tērrän* dörren, *tirr* (got. *þaúrsus*), *turšt* durst, *tōrrän* (alts. *thorrôn*), *tištär* (ags. *þéostre*) düster, *tārm* (ags. *þearm*) darm, *tondär* (ags. *þunor*) donner, *tondrän* donnern, *tōssän* (zu an. *þausn*) tosen, *tūsig* (got. *þûsundi* tausend (*bim tūsig šiəs* beteuerungsformel, *phots tūsig šiəs* ausdruck der verwunderung), *tūtsän* duzen, *trīssg* dreissig (vgl. § 42), *trukχän* (< ahd. *truccha*, vgl. ags. *þrúh*), *trukχli*, *trämm* (mhd. *drâm*, vgl. an. *þrǫmr*, engl. *thrum*) balken, *trämmäl* balken, stück bauholz, *tūχ* gedrückt, niedergeschlagen, *tīχlän*, *dərfo(n)tīχlän* davon eilen (gehören beide zu mhd. *diuhen*, *dûhen*, vgl. Stalder 1, 323. Schmeller 1, 360), *taχs* (mhd. *dahs*).

§ 44. Der alte lautcomplex *þw* weist, wofern nicht die affricata eingetreten ist, die fortis *t* auf in *ətwärhand* eine hand breit, *ətwärišt* (*entwërhes*) quer, *Twärənek* name einer felswand westlich des Rothorns (vgl. § 35), *tswānän* (got. *þwahan*) die haare tüchtig waschen, *tswähəllän* f. (mhd. *twehele*) handtuch.

---

ist ein *t* abstrahiert worden für die form *trīssg* (30). Ebenso ist *d* aus dem alten etymologischen rahmen herausgetreten in *trīštlān* (vgl. Voc. § 128) einen holzstab beim spiel *tsibrīšlān* mittelst eines stockes dreimal berühren, einmal, wenn der holzstab am boden sich befindet und zweimal in der luft. Zweimaliges berühren heisst *tswirnän*.

2. Im in- und auslaut.

§ 45. *þ* zu *d*: *bruədär* (got. *brôþar*) bruder, *ladän* (got. *hlaþan*) beladen, *šmid* (got. *smiþa*) schmied, *eid* (got. *aiþs*) eid, *wärd* subst. und adj. (got. *wairþs*, alts. *werð*) wert, *widär* (got. *wiþrus*) widder, *hold* (got. *hulþs*) hold (*ər išt diər hold* er ist in dich verliebt), *nīd* (got. *neiþs*) neid, *nīdig* ärgerlich, unwillig, *nādlän* (got. *nêþla*), *burdi* (got. *baúrþei*) bürde, *bluəd* (got. *blôþs*) blut.

§ 46. *þ* zu *t* infolge (westgermanischer und sonstiger) verschärfung: *tētän* (got. *dauþjan*) töten (wofür die meisten alemannischen mundarten die lenis aufweisen), *tētəllän* nach einem toten gegenstande riechen (daneben steht ohne verschärfung das in B. zwar selten gebrauchte *todän* intrans., sterben vom vieh gesagt, vgl. Stalder 1, 286), *bliətän* (?, weist vielleicht auf entsprechendes älteres **blôþjan* zurück), *šmitän* (< got. **smiþjô*, an. *smiðja*, ags. *smiððe*), *χlätän* klette, *latän* (mengl. *laþþe*) latte, *matän* (mhd. *matte*, got. **maþwa*, vgl. Kluge s. 226).

Anm. Wie aus Voc. § 22 zu ersehen ist, werden viele *t*, gleichviel ob sie auf alter schärfung beruhen oder nicht, in der auslautsstellung zu *d*. So wird *matän* in dem localen eigennamen *χiəmad* zu *mad*, vgl. H. Meyer s. 26. Im hinblick auf die tatsache, dass inlautendes *t* nie diesem wandel unterliegt, ist es daher sehr befremdend, wenn wir in den Fontes 1, 405 die form *Madon* für den ortsnamen *Matten* antreffen: urk. 1133 ... *ecclesiam sancte Marie virginis* ..... *inter lacus Madon vulgariter nominatam* ....; 1220 *Matton*. Wir können in jener schreibweise nichts als eine willkürliche orthographie sehen.

§ 47. In den eigennamen *wīχəlmasbrik* zu *wīχəlmatän* mit unorgan. *s* und *štashāldän* halde am see unterhalb des dorfes (zu germ. *staþ-*) ist der dental unter dem einfluss der schwachtonigkeit geschwunden.

§ 48. Sehr oft begegnen *d* und *t* innerhalb der etymologischen sippen, und es lässt sich in vielen fällen nicht entscheiden, ob grammatischer wechsel oder westgerm. consonantendehnung im spiele ist. Einige der hier in betracht zu ziehenden wörter sind als onomatopoietische neuschöpfungen zu fassen.

Bekannt sind die durch den grammatischen wechsel hervorgerufenen formenpaare: *līdän* : *klitän*, *šnīdän* : *kšnitän*, *siədän* : *ksotän*. Neben *siədän* steht *ksodän* den schweinen die nahrung sieden. Hierzu gesellt sich *ksod* n. diese nahrung selber, *sod*

(mhd. *sôt*) brunnen, *usēd* schwer zu bekämpfen, ungesellig (Stalder 2, 376), *tōd* subst., *ə tōta, ə tōti* adj. u. subst. (vgl. § 46), *šeidän* (alts. *skêðan*), *šeidiwekän* hölzerner keil, der durch einen eisenring zusammengehalten wird, aber *šeitwäga* localer eigenname, *härd* herde, *härdän* (ahd. *hërdo*) ungegerbtes schaf- oder ziegenfell, woran noch die haare sich vorfinden ('eines der besonders bemerkenswerten alten wörter, welche sich im mhd. nicht nachweisen lassen', vgl. Tobler, Id. 2, 1602), *hirt* hirt.

Ebenso mag sich grammatischer wechsel reflectieren in *Riəd, Riədərgrād, Albisriədən*, mhd. *riet, -tes, -des*, ahd. *hriot*, alts. *hreod*, ags. *hrēod*, engl. *reed*.

Dem *lodəllän* vom wackeln des fetten fleisches, das bei berührung in bewegung gerät, steht *loträn* im zerfall sich befinden, gegenüber; *tšädərrän* schättern lautet in einigen Schweizer mundarten *šätərə*; *šnadəllän* frieren, dass die zähne klappern, entspricht fricktal. *šnatərə*. Zu dieser sippe gesellt sich *šnäderrän* rasch und unbedacht schwatzen, nhd. *schnattern*. Nicht verwant hiermit ist *šnatän* ein durch rutenstreiche oder durch zusammenschnüren entstandener streifen, auch wunde, sondern gehört mit dem geschlechtsnamen *šneitär* (vgl. mhd. *sneiten*) zu *šnīdän* schneiden; *šwadlän* rasch und unverständlich schwatzen scheint mit *šwadrän* das wasser durch ausspülen gewaschener kleider in rauschende bewegung setzen, im zusammenhang zu stehen. Hierzu gesellt sich mit fortis *šweti* kleiner wasserguss, lache. Zu *pludär* n. weiche, flüssige masse, dicke weibsperson, gehört *pliterlig* (vgl. § 10 und Stalder 1, 194).

Anm. Ueber epithesis und epenthesis eines *d* vgl. § 176.

Germ. *t*.

1. Im anlaut.

§ 49. Die mundartliche entsprechung ist die affricata *ts*: *tsīmmän* m. (ags. *tíma*, neuengl. *time*, an. *tími*) astronomisches zeichen im kalender, gelegenheit, zeit (*i han dən räχtə(n) tsīmmə(n) preiχt* ich habe die richtige zeit benutzt), *tswēn* m. (alts. *twêne*, mhd. *zwêne*) zwei, *tsand* (alts. *tand*) zahn, pl. *tsend* zähne, *tsoukän* m. (mhd. *zouke*) schnabel eines hafens, einer kanne (anderwärts *tsolkə*, vgl. Stalder 2, 478. Hunziker s. 311), *tsotäl* (zu ahd. *zotta*) quaste, büschel, troddel, *tsotlän, dərfo(n)tsotlän* langsam davon

gehen, *tsiəχän, dakχbettsiəχän* bettüberzug, *tsäχχ* (mhd. *zëche*) zeche, *tsālän* zielen (vgl. Voc. § 117, 4), *tswījän* (mhd. *zwîen*) pfropfen, *tsintän* (ahd. **zuntjan*) zünden, *tswitsrän, tswatsrän* von dem sichtbaren aufsteigen der warmen luft gesagt, *tswikχ* schmitze einer peitsche, zwitter, *tswikχän, tswakχän* zwicken, *tsokχän* (mhd. *zocken*) zucken, von einem geschwür, einer wunde, *tsikχän* mit einem körperteil eine rasche bewegung, einen zuck, machen, blinzeln, *tsēkχän* (anderwärts *tsökχe, tsökχlə*) locken (zu ahd. *zôhen,* mhd. *zœhen,* vgl. Stalder 2, 476), *tswirblän* (mhd. *zwirbeln*) im kreise sich drehen, taumeln, *tswīkän* zwitschern, schallwort (vgl. Stalder 2, 487), *tsagäl* (ahd. *zagal,* engl. *tail*) herunterhängender büschel, streifen, *tsablän* (ahd. *zabalôn*) zappeln (hiermit verwant scheint *tsäbərlän* mit kurzen schritten rasch davon eilen), *tsaŋkän* (< **tanggôn*) zanken, *tsäŋklän* dass. mit euphemistischer wendung, *tsākän* langsam arbeiten (berührt sich begrifflich mit ahd. *zagên*), *əs tsāk* geschleppe (möglich, dass dieser sippe sich auch der erste teil der interjection *tsägi-hägi* zugesellt, ein ruf des trotzes, der herausforderung eines rauflustigen; weiteres hierüber s. Id. 2, 1079), *tsampän* foppen, necken (mit gekrümmtem zeigefinger unter dem ruf *tsamp, tsamp!*), *tsubän* f. wasserstrahl, *tsiblän* pissen, *tsīssän* f. langer streifen (anderwärts begegnet das wort mit dem männlichen geschlecht und bedeutet auch wasserstrahl; dies dürfte die ursprüngliche bedeutung sein und dann hätten wir es mit einem klangworte zu tun), *tsīsslät* gestreift, *dərfo(n)tsīsslän* davon eilen (man vergleiche hiermit die redensart von Wattenwyl, ct. Bern: *ər gāt in eimm tsīssə ga Bärn,* d. h. ohne aufenthalt).

Etymologisch ganz dunkel sind *tsigär* die aus der *sirtän* (anderwärts *sirmənda, sirmata*) gewonnene feste masse, *tsigərgous* ziegerstock, *tsīdlän* katze.

§ 50. Altes *t* ist über *ts* zu *s* geworden in *psiən* (mhd. *beziehen*) einholen, *psalän* bezahlen.

§ 51. Der dentale explosivlaut hat sich zu der affricata *tš* gewandelt in *tšiŋkän* (ahd. *zinco, zingo*) zahn einer gabel, hacke, *tšiŋklän* mit den füssen ausschlagen. Vielleicht gehört auch *tšākän* (vgl. mhd. *zanke* und nordfries. *tâk*) fuss der zweihufer, mit verloren gegangenem nasal (Stalder 1, 316), *tšākli* dim., hierher.

2. Im in- und auslaut.

§ 52. Der affricata *ts* begegnen wir auch im in- und auslaut, sofern germ. *t* in postconsonantischer stellung sich befand: *hārts* harz, *hārtsərrän* stelle eines baumes, wo harz ausfliesst, *hirts* hirsch (mhd. ahd. mit anderem dental *hirz*, Heusler § 99), *šmirtsän* (mhd. *smirzen*) schmerzen, *šnertsän* (zu mhd. *snarz*) barsch anfahren, *štōrtsän, χabisštōrtsän* kohlstrunk (anderwärts auch *štōrtə*), *štarts, eimm štarts gän* jemand aufstacheln, helfen (zu mhd. *stërzen*, vgl. Stalder 2, 392. Schmeller 2, 785), *faltsän* (mhd. *valzen*) falzen, *faltsbein, flirts* augenbutter (vgl. Id. 1, 1209).

§ 53. Ferner steht *ts* an stelle von altem postvocalischen *t*, wenn ein, sei es im germanischen oder westgermanischen, verschärfender consonant darauf folgte: *šnītsän* (mhd. *sniuzen*) schneuzen, *šnūts* schnurrbart, *šnēšnūtsän* schneepflug, *ašnūtsän* barsch anfahren, *šmeitsän* (< **smaitjan*) auspeitschen; aber *šmeis* länglicher streifen, *rägəšmeis* regenschauer, *hagəlšmeis* hagelschauer, *šmeis land* längliches stück land), *štrītsän* f., das beim erstmaligen rechen zurückbleibende heu, *hewwštrītsi räχχän* (zu < **strîchazan*), *rētsän* (mhd. *rætze*) den hanf der witterung aussetzen, *rētsi* (mit anderer lautstufe *rōssə, rōs*, Hunziker s. 209. Seiler s. 241. Stalder 2, 283) zum rösten ausgebreitete hanfstengel, *weitsän* (mhd. *weize*) weizen, *χūts* m. (mhd. *kûze*) struppiges haar, kauz, *firχūtsän* struppiges haar machen, zerzausen, *χitslän* (mhd. *kitzeln*), *χitslig* kitzlig, *χrätsän, fogəl-χrätsän* (vgl. mhd. *kretze*) vogelkäfig (mit auffälligem stammvocal sowol hinsichtlich der qualität als der quantität), *šlits* schlitz, *šnits* schnitz, *ušnitsig* undienstbar, *šnitsär* messer mit einer klinge, die nicht zugeklappt werden kann, *šnitslän* holz schnitzen, *šnitslär* holzschnitzer, *šnitslərī* holzschnitzerei, *šnätslän* einen gegenstand in kleine stücke zerschneiden, *šuts* (mhd. mit anderer stufe *schuz*) schuss, *šitslig* junger zweig der bäume und sträucher, *firšitsig* voreilig, *hotslän* (zu mhd. *hotzen*) rütteln (wahrscheinlich gehört zu dieser sippe *hotän* sich fortbewegen, namentlich auf einem wagen, *dərfonhotän, firhotän, əs bet firhotän* sich in einem bette herumwälzen und dasselbe so in unordnung bringen), *wetsän* (aus **hwatjan*, an. *hwetja*) wetzen, *wats maχχän* jemand lüstern machen (vgl. Stalder 2, 438; ich stelle ferner hierher *wiəd* vom fetten, üppigen boden gesagt), *grits* (mhd. *grütze*), *firgritsän* eine sache heimlich verkaufen,

schlecht verkaufen, *rats* m. (mhd. *ratze*) ratte (*ratän* f. ist entlehnung aus dem nhd.), *grotsän* m. junge tanne, benennung kleiner kinder, *grotsbäsän* besen aus einem *grotsän, gretsän* f. baumast, dürres reis (vgl. Stalder 1, 483. Id. 2, 836. 837), *etsän* (mhd. *etzen*) abweiden, *fitsän* mit der rute, peitsche hauen, *fits* m. schlag mit der rute, peitsche (vgl. Grimm, DWb. 3, 1616. Id. 2, 1151 ff.), *firfotslän, firfetslän* sich zerfasern, *fetsäl* lump, *firfotsläd* zerfasert, *fotsəlšnitän* in teig getauchte und in butter gebackene brotschnitten, *fitsär, də fitsər maχχän* aufgeputzt einherstolzieren (vgl. Id. 1, 1153), *bits* (mhd. *biȥ, biz*) stück, bissen (*ən bits wärtän* einige zeit warten, syn. *əs diwəlli, əs rašli, əs šutsli*; daneben *bissän* keil zum holzspalten), *glitsmän* (mhd. **glitzemen*) blitzen, *bläts* lappen, stück land, stück tuch, *härdepfəlbläts* kartoffelacker, *šilibläts* tuch zu einer weste, *letsi* f. abschiedstrunk, rest einer krankheit, einer verwundung, *letsənän* einen abschiedstrunk halten, *litzän* trans. (mhd. *litzen*) mit begierde essen, *gitsi* (vgl. ahd. *chizzî*, Kluge s. 171) kitze, *gitslän* vom werfen der ziege, *firgitslän* vor ungeduld vergehen, *štitsän* fallen, stellen, setzen, *ūsištitsän* hinausfallen, *inhištitsän, tsuəhištitsän, umštitsän, ištitsän* z. b. holz in den ofen tun (nicht nur zum trocknen), *aštitsän* ansetzen, ein glas etc., *ūfštitsän* aufstellen (statt des im sinne von fallen gebrauchten simplex wird in B. meistens *khījän*, mhd. *gehîen*, verwendet, vgl. Stalder 2, 417 [1])), *štotsän* aufrecht gegen etwas anlehnen, auf dem kopfe stehen, *umha štotsän* lässig herumstehen, *štotsig* jäh, *štotsligän* in senkrechter richtung, *štuts* anderwärts, *štots* (vgl. Stalder 2, 403) jähe, abschüssige stelle, besonders von einer strasse, *štutsär* stutzbüchse (gehört zu nhd. *stutzen*, das in der ma. B. nicht vorkommt; es liegt hier also eine fremde bildung vor), *χotsän*

[1]) Sollte das mundartliche *štitsän* auf mhd. *stürzen* beruhen, was in lautlicher beziehung etwas fraglich erscheint und nur in zwei und dazu noch problematischen fällen (*läts* < mhd. *lërz, muts* < mhd. *murz*) sein analogon fände (*gad* < *grad* < *gerade* kann hier nicht herbeigezogen werden, vgl. § 152), so müsste sich dessen ursprüngliche bedeutungssphäre erweitert haben oder wir stünden dem zusammenfluss zweier etymologischen quellen gegenüber. Einmal hätten wir das verb *štitsän* < *stürzen* und sodann eine gleichlautende form mit der bedeutung stellen. Dieses zweite verb würde der sippe *štotsän* etc. (s. o.) einzureihen sein; *štütsän, undərštitsän*, deren verwendung nicht von der des nhd. abweicht, sind zweifellos entlehnungen.

(mhd. *kotzen*), *muts* (vgl. mhd. *murz*) kurz abgeschnitten, *abmutsän* kurz abschneiden. Vielleicht hiermit im zusammenhang *mitslän, ūfmitslän* (mhd. *mutzen*) herausputzen. Ferner dürften hier einzureihen sein *mots* verschnittenes schwein (vgl. Stalder 2, 215), *muts* bär (so genannt wegen seiner stumpfen schnauze?; wie *mitsär* spitzmaus [vgl. Stalder 2, 227] zu erklären ist, bleibt mir rätselhaft; jedenfalls muss es von der besprochenen sippe fern gehalten werden); *dits* (**thettio,* vgl. Braune, Ahd. gr. 203) das, ist ebenfalls dunkel, desgl. *ambäts* schwierige arbeit, mühsam zu überwindender widerstand.

§ 54. In romanischen lehnwörtern finden wir *ts* in folgenden beispielen: *metsgär* (zu mlat. *macellarius*), *jäntsənär* (zu mlat. *gentiana*) der aus der wurzel der gentiana lutea bereitete branntwein (vgl. Id. 3, 52), *lits* (mhd. *litze* zu franz. *lice,* lat. *licium*) umgebogener teil am tuch, papier, falte, *umlitsän* umwenden (von tuch, papier), *hindərhilitsän* zurückstülpen, *uəhilitsän* aufschürzen, *firlitsän* durch blättern in einem buche eine bestimmte stelle verlieren, *litsän* jemand hart mitnehmen, umbringen (*die χraŋkχheit hed nə klitst* die krankheit hat ihm den tod gebracht; begrifflich ordnet sich hier auch *läts* umgewendet, verkehrt, unrichtig, ein; doch bildet der vocal bei annahme eines romanischen substrates eben so viel schwierigkeiten wie bei der herleitung aus mhd. *letze*; mit *läts* ist die von Stalder 2, 176 aus dem Prättigau beigebrachte form *litsi* schattenseite, zu vergleichen), *gatsän* (it. *cazza*) metallene wasserkelle, *gätsi* dim.

§ 55. In postvocalischer stellung setzt sich *t* als *ss* (*s*) fort: *šrīssän* reissen, *tsiršrīssän* (got. *disskreitan* zerreissen), *šrīs han* anhang, anbeter haben (vgl. die ansprechenden ausführungen bei Stalder 2, 351), *pšīssän* (mhd. *beschîzen*) betrügen, *pšīssär* weste der Aelpler aus sammt mit kurzen ärmeln (soll das wort in ironischer wendung besagen, dass das betreffende kleid über die gewöhnliche kleidung der Aelpler hinwegtäuscht?), *pšis* subst. betrug, *šiəssän* schiessen, *bim tondər šiəs* beteurungsformel, fluch (*šiəs* ist hier wol als imperativ zu fassen; in anlehnung hieran ist gebildet *bim tūsig šiəs* mit ähnlicher bedeutung, *phots tūsig šiəs* ausdruck der verwunderung; einer verwanten redewendung begegnen wir in Kippel im Lötschental: *phots miədənd šiəs*, die etymologisch dunkel ist), *tondəršiəssig* adj. ausdruck des unwillens, *tūsigšiəssig* adj., bezeichnet ver-

wunderung und freude, *pšiəssän* (mhd. *beschiezen*) helfen, nützen, *šliəssän* schliessen, *šlussäl* (mhd. *slüzzel*) schlüssel, *šlos* (mhd. *sloz*) schloss, *pšliəssän, pšlossän* eine türe etc., *bīssän* beissen, *siχ bīssän* vom tuch, von der motte zerfressen werden, *bīs* m. ein beissender ausschlag, *bis* n. das gebiss, *bīstsanжän* beisszange, *bissän* hölzerner keil, *rāss* rasch (vgl. Voc. § 69), *šnūssän* rasch dahin eilen (gehört zu *šnūtsän*), *blōss* bloss, *rūssän* (mhd. *rûzen*) im schlaf mit geräusch atmen, *kfrās* (zu mhd. *gefræze*) grober ausdruck für mund, *eiss* (mhd. *eiz*) geschwür, *feiss* (mhd. *veiz*) fett, *giəssän* (mhd. *gieze*) stelle eines baches, flusses, wo das wasser tiefer ist als anderswo, seitenarm eines flusses, der nur zu gewissen zeiten wasser hat, *giəsbaχ* giessbach, *wurmässig* (mhd. *wurmæzic*) wurmstichig, *grōss* (mhd. *grôz*) gross (aber *grosmuətär* grossmutter, *grōsi, grōsat,* vgl. Voc. § 21, *grēsi* grösse, *firgrēsrän* vergrössern, *Grōsman* Grossmann, als geschlechtsname, aber *grōsshans*), *māss* f. (mhd. *mâze*) flüssigkeitsmass, *māss* n. (mhd. *mâz*) grad, art und weise, *mäs* (mhd. *mëz*) mass (meist vom trockenmass, *ts mäs nän* das mass nehmen, *ougənmäs* augenmass, *wiχəlmäs* winkelmass), *reiss* (mhd. *reiz*) ring, *štōssän* stossen, *štōs* stoss, schar, haufen von leuten, geschiebmasse, wie sie nach regenwetter durch das bett der wildbäche zur tiefe fährt (*ets χunt dər štōs* jetzt kommt das geschiebe), *ruəss* (mhd. *ruoz*) russ, *ruəsstili* estrich, *štrāss* strasse, *šprīssän* (mhd. *sprîze*) splitter, *ūssna* (ahd. *ûzenân*) ausserhalb, *dūssän* draussen, *firwīssän* (mhd. *verwîzen*) vorwürfe machen, *lōssän* (mhd. *lôzen*) losen, vorhersagen (*si lōssin imm nīmma* man hat keine hoffnung mehr für ihn, vgl. Stalder 2, 181), *lōsholts* holz, welches im gemeindebann gefällt wird und wovon ein jeder bürger seinen anteil (los) erhält, *lūssän* (mhd. *lûzen*) lauern, *flōssän* (mhd. *vlœzen*) flössen, *flēssär* flösser, *flōs* floss, *flōsholts*, *hurnūss* m., *hurnūssän* (zu mhd. *hornûz*), *hurnūssän* spielen mit dem *hurnūss* hölzerner pflock, scheibe zum spielen (vgl. Id. 2, 1629), *meissäl* (mhd. *meizel*) meissel.

§ 56. Im gegensatz zu verschiedenen Schweizer dialekten weist B. die spirans statt der affricata auf in *biəssän* (anderwärts *büətsə*), *griəssän,* anderwärts *grüətsə* (alts. *grôtian*).

§ 57. Altes postvocalisches *t,* das später in postconsonantische stellung rückte, erscheint als *ts* in *sintsän,* T. *sin* (zu mhd. *simez*) sims.

§ 58. Die erweichung der auslautenden dentalen spirans ist von der quantität des voraufgehenden consonanten unabhängig. Die aus dem sandhi abstrahierten erweichungen nach kurzem vocal haben sich dem bewegungsgefühl so intensiv eingeprägt, dass fast alle spirantischen, auf altes *t* zurückgehenden fortes reduciert worden sind (vgl. Voc. § 17 ff.). In einigen fällen sind singular und plural durch den niedern oder höhern stärkegrad der dentalen spirans gekennzeichnet.

Nach kurzem vocal begegnet die lenis in *fas* (mhd. *faz*) fass, *bis* gebiss, *das* (mhd. *daz*) das, *was* (*waz*) was, *welis* (ahd. *wĕlîhhaz*) welches, *šos* (mhd. *schoz*), *šlos* (mhd. *sloz*), *bis* (mhd. *biz*), *nis* (mhd. *niz*) lausei (pl. *niss*), *nas* (mhd. *naz*), *mäs* (mhd. *mëz*), *mis* imp. zu *mässän* (mhd. *mëzzen*), *bas* (mhd. *baz*) besser, *is* imp. zu *ässän* (mhd. *ëzzen*). Nach länge steht die lenis in folgenden fällen: *geis* (mhd. *geiz*; pl. *geiss*), *heis* (mhd. *heiz*), *šweis* (mhd. *sweiz*), *weis* (mhd. *weiz*) 1. sg. ind. *stōs* (mhd. *stôz*; pl. *stēss*), *lōs* (mhd. *lôz*), *ūs* (mhd. *ûz*), *fuəs* (mhd. *vuoz*; pl. *fiəss*), *ambōs* (mhd. *anebôz*), *muəs* (mhd. *muoz*) 1. sg. ind., *šōs* (mhd. *schôz*), *gruəs* (mhd. *gruoz*; pl. *griəss*), *flōs* (mhd. *vlôz*; pl. *flēss*), *šrīs*, *bīs* (vgl. § 55), *bīs* (mhd. *bîz*) imp. zu *bīssän* (mhd. *bîzen*), *griəs* imp. zu *griəssän*. Im imperativ ist die erweichung durchweg eingetreten.

§ 59. Kurzer vocal + fortis begegnet in *hass* (mhd. *haz*; vielleicht ist die fortis auf die einwirkung des neuhochdeutschen zurückzuführen; möglicherweise ist auch ein bewusstes differenzierungsbestreben im spiele, indem das sprachgefühl durch intactlassen der fortis einem lautlichen zusammenfall mit *has* hase zuvorkommen wollte), *hess* Hesse, tüchtiger bursche (vgl. Id. 2, 1682), *hoss, hoss* lockruf für die schweine (anderwärts *hess, hess*).

§ 60. Nach langem vocal hat sich die fortis erhalten in *feiss* (mhd. *veiz*), *māss* f. (mhd. *mâze*) flüssigkeitsmass, *rǟss* (mhd. *ræze*), *rāss* (ahd. **râzo*), *blōss* (mhd. *blôz*), *grōss* (mhd. *grôz*), *reiss* (mhd. *reiz*), *ruəss* (mhd. *ruoz*), *eiss* (mhd. *eiz*), *strāss* (mhd. *strâze*). *štrūss* m. (mhd. *strûz*) streit, *lāss* ein durch hitze oder kälte erzeugter spalt im holz oder stein.

Anm. *štrūss* (mhd. *strûz*) vogel strauss ist, wenn auf *avis strutio* fussend, eine ganz anomale bildung.

Germ. *s*.

§ 61. Dieser laut hat sich erhalten, sofern er nicht infolge der nachbarschaft gewisser consonanten oder aus satzphonetischen gründen in den breiten zischlaut *š* gewandelt wurde (vgl. Voc. § 31): *saʷʷlän* (zu mhd. *sangen*) lästig bitten, von kindern, *sūr* sauber, aufgeputzt (ursprung dunkel), *sum* (zu got. *sums*) etliche, *sārbän* (anderwärts *sārbaχboum*; zu ahd. *sarahi* schilf) pappel, vgl. Schmeller 2, 320, *sägəsän* (mhd. *sëgense*) sense, *suww* (mhd. *sû*) sau (pl. *siww*), *bīsän* bise, *bīsän* (mhd. *bîsen*) davon rennen (vom vieh gesagt, wenn es sich der bremsen durch die flucht zu erwehren sucht), überhaupt davon eilen, *rīsän* (got. *reisan*) fallen, von dem reifen obst und den blüten, *firrisän* verblüht, *risətän* f. steingerölle, *reisän*, *ūfreisän* (vgl. Voc. § 95), *räsäl* (vgl. mhd. *risel*) riesel, graupenhagel, *mos* (mhd. *mos*) moos (pl. *mesär*), *geislän* (ahd. *geisala*) peitsche, *mosän* m. (zu ahd. *mâsa*, vgl. Voc. § 70), *wasän* (mhd. *wase*, mnd. *wrase*) rasen, *waslig* ein stück rasen, *firwasmän*, *ubərwasmän* mit rasen überdeckt werden, *glismän* (mhd. *gelismen*) stricken anderwärts *lismə*), *glismətän* (basl. *štrikədə*), *wis* (mhd. *wise*; nur als eigenname existierend *in der Wis*), *gras* gras, *has* hase, *brōsmän* f. (ahd. *brôsma*)[1]), *masrän* (ahd. *masar*) bunter flecken im holz neben *mäšär*. Ersteres dürfte aus dem nhd. eingedrungen sein.

§ 62. Mit den übrigen alemannischen dialekten kennt B. den wandel des *s* in *š*, der sich vor *p, t, k, m, n, l, r, w* vollzogen, wofern nicht die specifische silbentrennung diesen übergang verwehrt hat: *špilän*, *špuəlän*, *gloubšt*, *štein*, *štarχ*, *iš[illegible]*, *donštig* donnerstag etc.[2])

§ 63. Der übergang des *st* in *št* unterbleibt scheinbar bisweilen in dem falle, wo auf diese consonantengruppe *äs*, *əs* 'es' folgt: *är iss* oder *är išš* er ist es, *du hess* oder *du hešš* du

---

[1]) Etymologisch dunkel ist die form *losənän* beohrfeigen, *lisəllän* leise mit jemand reden (vgl. Stalder 2, 181), *eimm epis i ts ōr lisəllän* zu mhd. *lîse*, obwol dasselbe in der ma. nicht mehr gebräuchlich ist; dafür wird *līsəlli* oder *hipšli* verwendet.

[2]) Beachtenswert ist das nebeneinander von *donštig* und *samstig* (aus ahd. *sambaztag* mit *z*), das nicht nur auf B. beschränkt ist, sondern in mehreren Schweizer dialekten angetroffen wird, so beispielsweise in K. (Winteler s. 124). *samštig* kommt besonders da vor, wo überhaupt der wandel des *s* zu *š* allgemeiner ist (vgl. Stickelberger, Beitr. 14, 435).

hast es (vgl. Voc. § 31); das *ss* ist aus *šš-s* assimiliert; s. jedoch § 68.

§ 64. Der breite zischlaut fehlt ferner in verbalformen, wenn die dentale spirans stammhaft ist: *blāst* 3. sg. zu *blāsän, isst* zu *ässän* (mhd. *ëzzen*), *jist* zu *jäsän, list* zu *läsän, waχst* zu *waχsän.*

§ 65. Im gegensatz zu vielen Schweizer mundarten hat B. in zusammensetzungen (ortsnamen) dem combinatorischen wandel des *s* widerstand geleistet (es mag das schwere tongewicht der endsilben, das die erinnerung an die etymologischen verhältnisse bewahrte, mit ein grund dazu sein): *Goldswīl, Gīswīl, Wīldərswīl, Sigriswīl, Brienswīllär, Stäffisburg.*

§ 66. Ein aus dem satzsandhi abstrahierter auslaut, der ins wortinnere gedrungen, liegt vor in *miəš* (mhd. *mies*) moos, *miəšän* moos sammeln, *miəšig* mit moos bedeckt, *īš* eis, *īššəllän* eiszapfen (vgl. Voc. § 130). Rätselhaft bleibt *mäšär* (ahd. *masar*) schwiele an den händen, bunter flecken im holz (vgl. Schmeller 1, 1659) gegenüber *masrän* (§ 61). Bei *meš* messing ist der wegfall der endung *-ing* (mhd. *messing* und *mesching,* Lexer 1, 2123) sehr auffällig.

Anm. Altes *z* nach *m* ist zu *š* geworden in *gemšši* (mhd. *gamz, gemeze*) gemse.

§ 67. Intact bleibt *s* in der lautgruppe *rs*: *wirsär* (mhd. *wirs, wirser*), *fārsän, fārsənän* (mhd. *vërse*), *mersär* (mhd. *mörser*), *ārs* (mhd. *ars*). Eine ausnahme macht *puršt* (mhd. *burse,* mlt. *bursa*), in dem jedoch der wandel des *s* zu *š* wol nach antritt des *t* erfolgte und von diesem bedingt wurde.

Anm. Andere fälle von epithetischem *t* nach *s*: *sušt* (mhd. *sus*) sonst, *rēšt* (anderwärts *rēs, rōš*) recht dürr, von gras (Stalder 2, 282).

§ 68. Assimilation des *s* an vorausgehendes *š* < *st* gilt als regel: *du gišša* du gibst sie (f.), *du gišši* du gibst sie (pl.); doch vgl. § 63.

§ 69. Schärfung des *s* nach geschwundenem *n* zeigt sich in *rūss* (aus mhd. *runs*), *kīssän* (mhd. **günsen*), aber *īs* (ahd. *unsih*) etc., vgl. § 172.

§ 70. Romanisches palatales *c* erscheint als lenis in *fasón* (franz. *façon*), vgl. Voc. § 37.

§ 71. Wie mhd. *zz* aus germ *t* im auslaut der reduction unterliegt, so auch altes *ss*: *ros* (ahd. alts. *hross*) ross. Altes

germ. *ss* schimmert durch in *grunkūssän* (grund-) hexe im see (vgl. ahd. *nichus, nicchessa,* Schade 2, 651; drohwort der eltern an die ungehorsamen kinder: *t holtsmiətərrän u krunkūssän!*)

Germ. *sk*.

§ 72. Ueber die articulation des *š* aus germ. *sk* mag bemerkt werden, dass im anlaut nur die fortis vorkommt. Die articulationsenge liegt nur wenig hinter derjenigen des *s* und vollzieht sich nie am hintern rande der alveolen, wie das bei gewissen individuen anderer mundarten der fall ist. Beispiele: *šaft* (< *scaf*) schrank (steht im ablautsverhältnis zu *šif* in der redewendung: schiff und geschirr; für *šaft* wird anderwärts *šaffreiti* gebraucht, vgl. Stalder 2, 306), *šitär* (ahd. *scëtar*) matt, kraftlos, gebrechlich, *šīsli* (mhd. *schiuzlîche*) scheusslich, *šräijän* (mhd. *schrœjen*) hervorbrausen, vom wasser, das in dünnem strahl hervorbricht.

§ 73. Eine anzahl wörter mit und ohne *š* im anlaut haben identische bedeutung und sind über die verschiedensten deutschen dialekte verbreitet. Dass bei dieser erscheinung sandhieinflüsse geltend gewesen sind, unterliegt wol keinem zweifel. Vielfach ist auf die verwantschaft der folgenden formenpaare hingewiesen worden: *link* : *slink, hock* : *schock*, *lecken* : *schlecken*. Man zieht auch lat. *nurus* : *snusus*, lat. *scutum* : ahd. *hût, malz* : *schmalz* u. a. herbei.

Im anschluss hieran mögen einige lautlich sich berührende paare namhaft gemacht werden, deren glieder in alter und neuer zeit uns begegnen, und die unter sich in einem etymologischen zusammenhang stehen dürften: *hālə* (vgl. Seiler s. 160) schale der wallnüsse (nhd. *schale*), ahd. *hartin* : brz. *šërtän,* ahd. notk. *skerte* schulter, brz. *härtsäl* (vgl. Voc. § 79) : mhd. *schërzel, luəntsə* (vgl. Stalder 2, 332) : brz. *šluəntsän* lüderliche weibsperson, *mitslän* zu *mutsän* : mhd. *smutzen.* Vielleicht gehören auch hierher *tinnäl* hanfstengel : mhd. *stingel, totsän* : bair. *štots* (vgl. § 39. Schmeller 2, 800).

§ 74. Eine reihe anderer formenpaare, über welche L. Tobler KZ. 22, 133—141. Gerland ib. 21, 567 ff. Winteler a. a. o. 48. Heusler a. a. o. 105 sich verbreitet haben, dürften ebenfalls auf sandhiverschmelzungen zurückzuführen sein.

Bei folgenden beispielen kennt die ma. B einen *t*-vorschlag während ihnen in der alten sprache sowie in modernen dialekten eine *t*-lose form gegenübersteht: *tšūrän* (mhd. *schûren*) brausen, von einem hervorstürzenden wasser gesagt, *tšäk* (mhd. *schëcke*) schecke, *ə tšollən laχχän* tüchtig lachen (zu frickt. *ə šollə laχχe*; vgl. Stalder 2, 347)[1]), *ə tšūp* haarbüschel, *tšūpän* beim haar nehmen, zerren (syn. *hārän*; zu nhd. *schopf* mit anderem etymolog. lautstand, vgl. Heusler a. a. o. § 98; ob *tšupän* eine anzahl, menge, dieser sippe angehört, ist fraglich); *tšädərrän* zu schaffh. *šetərə* schnarren, *tšūtsän* jemand mit gestreckten armen in die höhe heben, besonders von kindern (scheint auf ein simplex, **scûltan*, einer nebenform zu got. **skiutan* schiessen, zurückzugehen, vgl. Stalder 2, 322). Bekannt und sehr verbreitet ist die form *tšuld* für nhd. *schuld*.

§ 75. Dem *tš*-typus begegnen wir ferner in übereinstimmung mit der älteren sprache in *tätšän* (mhd. *tetschen*) ein klatschendes geräusch verursachen, *täts* schlag, runde, weiche masse, *tätšlän* mit wiederholtem leisen schlage berühren, *χnitšän* (vgl. mhd. *knisten*) zu *χnūssän* in einer weichen masse herumrühren (vgl. mhd. *knüssen*), *rätšän* (mhd. *retschen*) hanf brechen, die hanfbreche, *χätšän* (mhd. *quetschen*) kauen, *mitšli* (mhd. *mütschelîn*) kleines brödchen, *mutš* tier ohne hörner, *geismutš* (vgl. *muti*), *χäsmutš, mutšli* kleiner käse (§ 53).

§ 76. Bedeutsam ist der umstand, dass namentlich in wörtern romanischer herkunft dieser *t*-vorschlag sich zeigt. Wenn auch der ausgangspunkt jener entwickelungsreihe nicht im romanischen erkannt werden darf, so ist doch eine beeinflussung des mundartlichen lautsystems von dieser seite her nicht ganz von der hand zu weisen. Belege: *tšinnəlfäld* (zu lat. *cingulum*) alp beim Faulhorn, *gletšär* und *gletšnär* (franz. *glacier*), *pitšiərän* (franz. *boucher*) verkorken, *tšōpän* m. (vgl. franz. *jupe*, it. *giubba*, *ən guəta tšōpän* ein gutmütiger kerl), *lätš* (it. *laccio*), *Tšukän* localer eigenname (vgl. Stalder 2, 321;

---

[1]) Das wort *tšollän* geht offenbar auf mhd. *scholle* zurück; um die bedenken hinsichtlich der bedeutungsentwicklung zu besiegen, möge man folgende synonyme ausdrücke vergleichen: Frenkendorf (Baselland) eignet die redensart *ə šūbəl laχχə*, Schwarzenburg (ct. Bern) spricht *ə šūti laχχə* zu *šūti* regenguss.

dürfte mit *jugum* zusammenhängen, obwohl der guttural auffällig ist).

§ 77. Als weitere *tš*-bildungen mögen namhaft gemacht werden *pletšän* mit klatschendem geräusch fallen, *plitšän* klopfen, zerschlagen, von steinen, korn etc., *brätšän* schlagen, *brätš* schlag, *brätšän* f. brettchen mit schnüren an gefässen, die auf dem rücken getragen werden, *flätš* erweichter schnee (vgl. Id. 1, 1233), *britšän* schleuse (zusammenhang mit *bräd, brid* brett ist wahrscheinlich), *putš* zusammenstoss, *pitšän* zusammenstossen, *pätš* haufen kleiner gegenstände, *pätšät* haufenweise, *lamätšän* lahm gehen, *koutšlän* eine flüssigkeit in einem gefäss hin und her wiegen, *koutš* wasserguss (syn. *šapf* zu *koudäl*, vgl. Id. 2, 559), *χräwwtš* m. (zu *χrawwän*, anderwärts *χrābəl*, kratz; das wort dürfte unter dem einfluss von formen wie *brätš, tätš* etc. entstanden sein), *tšoli* dummer mensch (vgl. Stalder 2, 318), *tšūdi* n., einfältige weibsperson, *tšārkän* die füsse nachlässig fortschleppen, *tširklän* schlürfen, besonders von kindern, die mit einem schmatzenden geräusch die milch trinken, *watš* ohrfeige, *wätšän* beohrfeigen, *nätšän* widerreden, brummen (Stalder 2, 232), *flotšän* in flüssigkeiten plätschernd herumrühren, *kitš* felsenkopf in dem eigennamen *šībəkitš*.

§ 78. Die affricata begegnet ferner in den eigennamen *Sitšənän* weide auf einer bergterrasse oberhalb Brienz, *Oltšibach* linker zufluss der Aare oberhalb Meiringen, *Oltšərrän* alp, *Litšətal, Litšənän* linker zufluss der Aare, *Rotšalp, Pitši* wald gegenüber Brienzwyler.

§ 79. Zwischen *l, n* und *š* fügt sich aus lautphysiologischen gründen gern ein *t* ein: *χeltš* (mhd. *kölsch*) baumwollenzeug, *faltš* falsch, *mentš* mensch, *wältš* welsch, *Wältšland* französische Schweiz, *wältšän* französisch sprechen, *hiltšän* (mhd. *hulsche*) hülse.

§ 80. Ein *t*-nachschlag liegt vor in *štrūbän* (mhd. *schrûbe*), *štrūbär* schraubendampfer, *štrūbän* schrauben, *trēštlän* (mhd. *drôschel*), *trīštlän* trüsche, aalraupe (Schmeller 1, 676).

§ 81. Der breite zischlaut *š* kommt inlautend in beiden stärkegraden vor. Die wörter mit einfachem inlautenden *š* scheinen neueren datums oder lehnwörter zu sein. Bei einigen liegt vergröberung aus *s* vor (vgl. § 66). Im auslaut gilt die

lenis: *rāšän* grünes futter an orten, wo es spärlich vorkommt, mit der sichel schneiden, grünes laub sammeln, überhaupt futtergras mühsam zusammenlesen (vgl. Schmeller 2, 155. Graff 2, 549)), *buši* junges rind (Stalder 1, 247), *wašlän* schnell und lästig schwatzen, *kwašäl* geschwätz (ist onomatopoietischen ursprungs), *χnašlän* mit geräusch essen (vgl. engl. *to gnash*, Stalder 2, 113), *wišär* flinker knirps, *miši* im sinne von geld gebraucht, *tāš, tāši* (vgl. § 33), *laši* dummer kerl, *lamāšig* (vielleicht zu **lamāršig* langsam und faul; doch müsste bei dieser herleitung im hinblick auf das simplex *ārs* das wort entlehnt sein), *bušərū* spiel (vgl. § 9), *flāšän* prügeln (vgl. mhd. *vlasche*), *kuši* bett zu franz. *coucher*, *pagāši* (franz. *bagage*), *kurāši* (franz. *courage*), *dišəniərän* (franz. *déjeuner*; über *mäšär, meš* vgl. § 66), aber *tiš* tisch, pl. *tišša*, *fiš* fisch, pl. *fiš, fiššän* fischen, *fiššəllän* nach fischen riechen, *fleiš* fleisch, *freš* (mhd. *vrosch*), *eš* (mhd. *esche*), *Eš* localer eigenname (mhd. *ezzisch, esch*), *frišš* frisch (das einzige beispiel, dessen zischlaut in der auslautsstellung der reduction entgangen ist), *rūššän* rauschen, *prūššän* brausen, *äššän* asche, *χriš* (mhd. *grüsch*, it. *crusca*) kleie, *χrišslän* spiel, wo man geld in mehrere kleine häufchen ungleich verteilt und dann wählen lässt (*im gäld χrišslän* im geld herumwühlen, genug geld haben), *täššän* tasche, *fläššän* flasche, *fleš* abtrittgrube, vgl. Id. 1, 1224), *fāššän* einwickeln, von kindern (zu lat. *fascia*), *fiššəllän* (mlt. *fiscella*, vgl. § 29), *glošän* f. (franz. *cloche*) unterrock.

§ 82. In der 2. person sing. des imperativs begegnet durchweg die lenis: *wiš* zu *wiššän, tiš* zu *tiššän* den tisch decken, *holts tiššän* gespaltnes holz sorgsam aufschichten, *wäš* zu *wäššän* waschen, *nīš* zu *nīššän* jemand tüchtig schütteln (vgl. Stalder 2, 247).

§ 83. Angemerkt sei ferner *š* in *brīš* (anderwärts *brūχ* erica vulgaris, franz. *bruyère,* altfranz. *brus,* span. *brezo,* bret. *brûg*; Diez 2, 241. Diefenbach, Celt. 1, 216).

γ. Die gutturalen.

§ 84. Im einklang mit der verschärfung der alten lenes *b* (aus *ƀ*), *d* (aus *ð*) steht der wandel des *g* (aus *ʒ*) in *k*. Doch sind die fälle der potenzierung bei der gutturalreihe weit ge-

ringer an zahl als in den übrigen reihen. Hinsichtlich der intensitätsverringerung der fortes romanischer lehnmaterialien stellen sich die gutturalen als schicksalsgenossen zu den labialen.

Germ. *g*.

1. Im anlaut.

§ 85. Altes *g* begegnet in *gän* (mhd. *gëben, gën*), *gäbig* (mhd. *gæbec*) bequem, *goummän* (got. *gaumjan*) kinder hüten, *goummərmeitli* kindsmagd, *goww* n., *gewv* n., *gowwi* n. (got. *gawi*), *gālt* (ags. *ʒelde*, an. *geld*) keine milch gebend, *geti* pate, *gotän* patin (mhd. *göte, gote*), *guəd* (got. *gôþs*) gut, *guətjār* neujahrsgeld, besonders der paten, *giəssän* (ahd. *giezzo*), *girgäl* (zu ahd. *girgila*) schlanker, magerer mensch (vgl. Id. 2, 417), *gīsəläs* hochzeitsgeschenk (vgl. Id. 2, 467), *gadän* (mhd. *gaden*) stall (in I., Berner mittelland und anderswo haftet dieser ausdruck an dem gemach unter dem hausgiebel, wofür in B. *loubän* oder *loubəχämətän* gebraucht wird), *guəg* käfer, *giəgi* dim. einfall, grille, *gusäl* hast, eifer (eine vergleichende betrachtung der übrigen Schweizer dialekte lässt *gusäl* und *kisäl*, anderwärts *güsəl*, in näheren zusammenhang treten; vgl. Id. 2, 473), *guslän* in etwas herum stochern, jemand antreiben, *giχt*, *giəχt* in *näbəlgiχt* (syn. *biəχt*) gefrorner nebel, rauhreif an bäumen, *grād* (mhd. *grât*) grat, *grop* kaulkopf, cottus gobio, *gropnän* kaulköpfe fangen (zu *gropän*, anderwärts *grūpə* niederknieen), *gruənän* (mhd. *gruonen*) grünen, *guətän* gut werden, heilen *gugəlfuər* (mhd. *gogelvuore*) närrisches treiben, *gīt* (mhd. *gît*) geiz, *gäi* (mhd. *gâch*) jäh, jähzornig, *gäiji* steilheit, jähzorn, *gällär* f. (zu mhd. *gëllen*) laute stimme (vgl. Id. 2, 208), *grännän* f. (zu mhd. *grennen* grimasse (man beachte das auffällige *ä* dieses wortes, vgl. auch *flännän*), *grännän* grimassen schneiden, *grilän* spreizen, *griti* knirps, *gritəllän* gabelung der bäume, beine etc., *grīmmän* m. gefühl von frost bei fieber, schmerz, entsetzen: *ə χaltə grīmmän*; scheint im ablaut zu mhd. *grimme* zu stehen), *grummän* an etwas herum klauben (vgl. Id. 2, 735; berührt sich begrifflich mit mhd. *grimmen*), *grāmsän* (anderwärts *grumsə*) wimmeln, herumkriechen, *grāmslän* wimmeln, jucken, von gliedern, *grāmmūs! grāmmūs!* neckische worte, die man einem kinde zuruft, wenn man demselben durch schnell bewegte finger kitzel verursachen will.

§ 86. Germ. *g* des präfixes *ge-* ist nicht verschärft worden, wo der ursprünglich darauf folgende vocal bereits in ahd. zeit ausgefallen war (Braune, Ahd. gr. § 71, anm. 4): *gwiss* (mhd. *gewis, gewisse*) gewiss, *gwin* (mhd. *gewin*) gewinn, *glīχ* (mhd. *gelîch*) gleich, *gloubän* (mhd. *gelouben*), *gleis* (mhd. *geleise*), *gleiχ* (mhd. *geleiche*) gelenk, *gleiχig* gelenkig, *grad* grad (mhd. *gerade*), *gräχ* (mhd. *gerëch*) bereit, *gräχχän* rüsten, bereit machen, *gwanheit* (ahd. *giwonaheit*) gewohnheit, *gwanän* sich gewöhnen, *gwennän* (ahd. *giwennan* zu got. *wanjan*), *gennän* (ahd. *giunnan*), *vergennän* (mhd. *vergunnen*) misgönnnen, *gleitig* (mhd. *geleitic*) schnell, flink, *glid* (mhd. *gelit*) glied, *glismän* (mhd. *gelismen*) stricken, *glismətän* strickzeug, *gnuəg* (mhd. *genuoc*) genug, mit mühe, *gnuegän* unpers. gefühl der sättigung haben, *greis, tirgreis* (zu mhd. *gereiz*, vgl. Voc. § 117), *gwāld* m. (mhd. *gewalt*) gewalt, *gweltig* kräftig, *gwāldän* gewalt anwenden, forcieren, *gwand* (mhd. *gewant*), *gwandlūs*, *gnād* (mhd. *genâde*), *uŋgnād* (mhd. *ungenâde*; adverbiell gefasst mit der bedeutung leid, wehe, *əs tuəd mər uŋgnād* es tut mir leid).

§ 87. In folgenden fällen ist dagegen *g* nach absorption des vocals zur fortis *k* potenziert worden: *kmeind* (mhd. *gemeinde*), *kmein* (mhd. *gemeine*), *kmäχχ* n. (ahd. *gimahhi*), *knikχ* (mhd. *genicke*), *knikχär* neben *kχnikχär* filziger kerl, knicker (die aus dem nhd. herübergeholte form ist lautlich an *knikχ* angelehnt worden), *kläkχ* (zu *läkχän*) salz für die tiere, *knagän* (mhd. *genagen*), *knagi* (< **ginagî*) knochen, magerer mensch, *knäkän* (< **ginagjan*), *khālt* n. (mhd. *gehalt*), pl. *khältär* speicher, scheune, alphütte, *khan* reflex. (< **gehân*) klagen, jammern, *khījän* (*gehîen*) fallen, umwerfen, *khērrän* gehören, *khirmän* (*gehirmen*) ruhen, *kleŋkän* (< **gilangjan*) erreichen, *kniətän* reflex (mhd. *genietän*) einer sache überdrüssig werden, *kniəssän* (mhd. *geniezen*), *knēt* adj. (mhd. *genœte*) in finanzieller bedrängnis sein, *kmiət* (mhd. *gemüete*), *kliŋŋän* (*gelingen*), *aklobän* (< *angeloben*) handgelübde ablegen, *krišt* (mhd. *gerüste*), *kriəff* (mhd. *gerüefe*), *kriŋŋ* (mhd. *geringe*), *kwēr* (mhd. *gewer*), *kwitär* (mhd. *gewiter*), *kfel* (mhd. *gevelle*) glück, *ksund* (mhd. *gesunt*), *kšīs* viel aufhebens, *ksell* (mhd. *geselle*), *kšweikän* (< got. **gaswaigjan*) zum schweigen bringen, *kšwījän* (mhd. *geswîe*), *kwilχ* gewölk, *kwät* n. (mhd. *gewët*) ecke eines blockhauses, wo die balken ineinander greifen (vgl. Stalder 2, 438), *khand* (< *gihand-)

lenksam (*ə khandi geis, əs khands χuəli*), *kwundär* neugierde, *kwundrän* neugierig sein, *kwundrig, kwundərnasän, kwundərχratän* neugierige person, *kχrūtär* rüstiger bursche, auch ironisch gebraucht (< **gikrûtâri*, vgl. *siχ χrūtig maχχän* sich energisch zur wehr setzen; Unterwalden kennt für *χrūtig* die bedeutung munter, frisch; vgl. Stalder 2, 139).

§ 88. Bisweilen ist *g* zu *k* geworden, ohne dass schwund eines vocals die ursache wäre. Dabei ist, wofern eine verbalform vorliegt, analogische übertragung des *k*-lautes aus dem participium anzunehmen, oder es spielen satzphonetische einflüsse mit. Beispiele: *kīssän* (mhd. **günsen*) einen durchdringenden schrei ausstossen, *kīss* m. ein schriller schrei, *kumpän* (mhd. *gumpen*, vgl. engl. *to jump*) hüpfen (steht im ablautsverhältnis zu basl. *gampə*, das mit anderer labialstufe brz. *-gampfän* in *gīgampfän* schaukeln, *gīgampfi* f. schaukel entspricht), *knapän* (mhd. *gnaben, gnappen*) hinken, wackeln, *knepfän* (mhd. *gnepfen*) schwanken, umzuschlagen drohen, *knepfi* f., *uf dər knepfi sīn* in der schwebe sein, *kōlän* (mhd. *goln*) schäckern, von kindern, katzen etc. gesagt (zu diesem wort stimmt *kēl*, anderwärts *gōll* oder *gōli* ein mutwilliger kerl, possenreisser, das von dem nom. ag. *kōli* hinsichtlich der bedeutung nur leise differenziert ist)[1]), *kouffəllän* (zu mhd. *goufe*) was an flüssigkeiten in den beiden aneinander gehaltenen händen platz findet, *kukän* (mhd. *gucken*), *kuki* auge, iron., *kiklän* etwas aufmerksam betrachten, iron., *kukērän* dachzimmer mit vorstehendem dach, *kruχsän* (zu mhd. *grogezen*; syn. *towwän, trimāχlän* jammern), *kruχsi*, *kefflän* (mhd. *geffeln*, dim. von *gaffen* — in B. jedoch nicht recht heimisch —) von einem schlitz, latz, dessen teile nicht genau auf einander passen (anderwärts mit epenthetischem *l gleffə* Fricktal), *kläff, kläffi* einfaltspinsel (gehört offenbar zu *kalaffän*, das eine contamination aus *kali* und **kaffän* zu sein scheint, wofern der zweite

---

[1]) Das nebeneinander von *kēl* : *kēli, lēl* dummer kerl : *lēli, kläff* : *kläffi* einfältiger mensch (vgl. *bōl, trōl*, Id. 2, 214) findet sein analogon in den formenpaaren *Hans* : *Hansi, Housi, Hänsi, Heints* : *Heintsi, Heini, Pētš* : *Pētši, Piərri, Ialtš* : *Ialtši, Ialli, Menkχ* : *Menkχi*. Die *i*-bildungen der taufnamen (*Ruədi* < *Ruodi, Ruodīn*) scheinen die entstehung der nom. ag. auf *-i* verursacht zu haben (Voc. s. 99) und dürften im verein mit den entsprechenden kurzformen für das gegenüber von *kēli* : *kēl, lēli* : *lēl* verantwortlich sein.

teil nicht ein reflex der redensart *mūlaffə(n) feil han* ist; mit *kalaffän* oder mit mhd. *gaffe* steht *klaffārsän* in beziehung, umherschlendern, maulaffen feilhalten), *kīkārsän* mit dem podex auf einem schwachen stuhle geräusch verursachen (man beachte das reduplicationspräfix wie in *gīgampfän*), *kali* einfältiger kerl, *kāk* baumwanze, *χriəsikāk* (anderwärts *gouχ*), *kankäl* närrischer mensch, *kufär* schutt aus sand und gestein, herrührend von bergstürzen und überschwemmungen, *kisäl* (mhd. *güsel*) abfälle, bes. reisig, das sich im see herumtreibt (vgl. § 85), *kudrän* vom knurren des magens, der gedärme, *kouklän* (mhd. *goukeln*) närrisch tun, schäckern, *koukəlāri* (vgl. Voc. § 127), *knīpän* f. (mhd. *gnippe, knîp*) halbmondförmiges fleischmesser, *knīpän* mit diesem instrument fleisch hacken, *koutšlän* flüssigkeit in einem gefäss herumschütteln, *koutš* wellenförmige bewegung einer flüssigkeit in einem gefäss, *krimpäl* kleiner, wertloser hausrat, *krimpəlšiəssät* schützenfestlichkeit (§ 15), *krank* kleiner mensch, kleine, zurückgebliebene frucht (vgl. Id. 2, 780), *kaklän* gackern, *kukär* weisse masse, die sich beim kochen von käsmilch oben ansetzt, *kufän* (mhd. *glufe*).

§ 89. In folgenden romanischen lehnwörtern ist der anlaut nicht alteriert worden: *gurgän* (it. *gorgo*) name einer quelle im Brunnen bei Brienz, *gorgəχlemmän* schlucht bei Hofstetten, *gebsän* (lat. *gabata*, ahd. *gebiza*) gebse, *gletšär, gletšnär* (franz. *glacier*).

§ 90. Der wandel zur fortis ist eingetreten in *kuträn* (zu lat. *guttur*) flasche, *tokχtərkitərli* arzneifläschchen, *koffəriərän* (franz. *gaufrer*), *kalop* (franz. *galop*) galopp, *kalēri* (franz. *galérien*) einfaltspinsel.

§ 91. Uebergang eines romanischen *g* in *j* (< *dj*) zeigt sich in *jänf* (franz. *Genève*) Genf, ebenso in *jips* (franz. *gyps*) gips, *jäntsənär* branntwein aus der gentiana lutea.

2. Im in- und auslaut.

§ 92. Germ. *ȝ* setzt sich als *g* fort, sofern es nicht combinatorischen einflüssen zum opfer gefallen ist: *agnän* (ahd. *agana*, got. *ahana* mit gramm. wechsel) granne, *äglän* f. (ahd. *ëgala*), pl. *ägli* eingeweidewürmer bei den haustieren und die dadurch verursachte krankheit, geschwüre, *eigəlli* (mhd. *eigenliche*) fleissig, *gagäl* m. consistentes excrement von mensch und

vieh, *gaglän* f. trockene, feste kotkugeln von schafen und ziegen, knirps, *gaglän* vb. kotkugeln fallen lassen (Wattenwyl kennt die redensart *əs wird si de no bokχgaglə* es werden noch schwierigkeiten eintreten, die sache wird ernst werden), *lugnär* lügner, *lugi* (ahd. *lugin*) lüge, *lougnän* (mhd. *lougenen*) lügen *begəllän* vom meckern der ziege (ein schallwort wie das franz. *beugler*, vgl. Stalder 1, 151), *beglän* plätten, *begəlīsän* plätteisen, *legi* (< **lagî*) schicht, lage, *lägär* lager, *rag* (zu mhd. *rac*) gemeine bartflechte, usnea barbata, also eigentlich steife, starrende pflanze, *rigmūr* (zu mhd. *rige*) mauerwerk mit balken durchzogen, *wägän*, *fonwägän* wegen, *wagän* f. (ahd. *waga*) wiege, *šwäglän* f. (ahd. *swëgala*), *sāgän* f. säge, *sāgi* f. sägemühle (vgl. Voc. § 111), *gugəllän* laut lachen (im ablaut zu anderweitigem *giglə*, *gaglə*), *reigäl* (mhd. *reigel, reiger*) reiher, *triəglän* (zu mhd. *tragen*, Voc. s. 89), *egi* (ahd. *egî*) zucht, ordnung (*in egi han* in zucht halten, widerstand leisten), *brägäl* eine art brei, *χriəsibrägäl* mehlbrei mit kirschen, *gitsibrägäl* gebratenes ziegenfleisch, *bräglän* braten, schmoren, *krigäl* schlanker, magerer mensch, *seigäl* sprossen einer leiter, *štag* steif (vgl. Voc. § 81), *mugäl* kleines kind mit dicken backen, *tägäl* art lampe, holzgestell, worauf die lampe ruht, *hegäl* messer ohne feder mit walzenförmigem heft, *heglän* mit dem *hegäl* schneiden (im bildlichen sinne, gelüsten, ärgern, *əs hed mi khegläd* es hat mir verdruss gemacht).

§ 93. In folgenden fällen ist der guttural schon früh geschwunden (vgl. Weinhold, Al. gr. § 212): *treišt* (mhd. *treist*) 2. sg. ind. zu *trägän* (mhd. *tragen*), *treid* 3. sg. ind., *treid* part. prät. nach *kseid* gesagt, *līšt* (mhd. *lîst*) 2. sg. ind., *līd* (mhd. *lît*) 3. sg. ind., *kleid* part. prät. gelegt, *meitli* (mhd. *megetlîn*) mädchen, magd, *goummərmeitli* kindsmagd. *g* ist ferner geschwunden in *mōrän* (mhd. *morgene*) morgen, *mōrndrigs* (vgl. schon mhd. *morndes*), hat sich aber erhalten im subst. *morgän* morgen. Ueber assimilation des *g* an voraufgehendes *n* vgl. § 187.

§ 94. Romanische lenis begegnet in *gurgän* (it. *gorgo*) *gurglän* (ahd. *gurgula*, lat. *gurgulio*) gurgel, *flegäl* (< lat. *flagellum*), *purgats* purganz (zu it. *purgare*), *tragūnär* (franz. *dragon* *pagāši* n. (franz. *bagage*).

§ 95. Verhärtung ist eingetreten in *tsikārän* (franz. *cigare*), *pakatäll* (franz. *bagatelle*); über *Tšukän* vgl. § 76.

Verschärfung des *g* im in- und auslaut.

§ 96. Zum voraus sei auf fälle aufmerksam gemacht, die im gegensatz zu B. jene dehnung aufweisen: *ligän* (anderwärts *likə*), *legän, luŋŋän* gegenüber aarg. *lekə, luŋkə* (vgl. Hunziker s. 163. 167. 172).

§ 97. *špreŋkän* (ahd. *sprangjan*) sprengen, *kleŋkän* (< **gilangjan*) erreichen, *brik* f. (< got. **brugjô*) brücke, *mukän* f. (< **mugjô*) mücke, *rik* m. (< st. **hrugja-*) rücken, *ek* n. (an. *egg,* alts. *eggia* f.) ecke bei einem geräte, gebäude, *ek* f. localer eigenname, mit appellativer wendung auch für bergkante, *ekän* m. (wird im sinne des neutrums gebraucht, sodann in der bedeutung von eckkegel, vgl. Id. 1, 156), *ūsekän* genau prüfen, untersuchen, abmessen, *šnäk* (mhd. *snëcke*) schnecke, *šnākän* kriechen, *šnākifisäl, šnākəni* (syn. *grūpəni, hokχəni*) niedrige bohnen, die dem boden nachgehen, *kšweikän* (< got. **gaswaigjan*) zum schweigen bringen, *seikän* (< got. **saugjan*) säugen, *hākän* m. (< got. **hêgga*) haken (vgl. Kluge, Et. wb. 127), als vb. mit dem haken fassen, *hāklän* sich gegenseitig an gekrümmten fingern zerren, häkeln, *hāklär, hākəštäkχän* stock mit gekrümmtem griff, *wekän* m. (an. *veggr*) brodweck, keil, *hiki* n. (I. *hešši* zu mhd. *hëschen*) schluchzen (vgl. engl. *hiccough, hiccop,* franz. *hoquet*), *hikän* (anderwärts *hiksə* zu ahd. *heskazan*) schluchzen, *heki* n. frucht des weissdorns, *pōkän* m. nasenrotz, *luk* schlaff, locker, *lokəllän* lose sein, *loklän* schlaff einhergehen, *weikän* hin und her bewegen, *wākän* (< **wâgjan*) wägen, *wakəllän* (vgl. niederl. *weggeln*) wackeln, *knäkän* (< **ginagjan*) an etwas herumschnitzen, *tsoukän* (mhd. *zouke,* anderwärts *tsolkə*) schnabel an einer kanne, einem hafen, *tokəlli* ameisenlöwe, alp, *teik* überreif, vom obst, *plīkän* (zu mhd. *bliugen*) einschüchtern, erschrecken (Stalder 1, 187. Schmeller 1, 235), *tšäk* (mhd. *schëcke*) scheckig, *kukär* weisse masse, die sich beim gerinnen der milch oben aufsetzt (*t milχ kukrət* [*siχ*] die milch scheidet sich), *wikifogäl* eine hand voll frischer käsmasse aus dem *χessi, tšākän* m. fuss der schafe, ziegen, kühe, *nokäl* kleiner, dicker mensch (vgl. Stalder 2, 240; scheint zu basl. *nukəl* zu gehören), *nuk* (anderwärts *nukχə*; *ən nuk tuən* ein schläfchen nehmen, Stalder 2, 245), *suəkän* langsam

arbeiten, dürfte nebenform zu alts. got. *sôkjan* sein, das wort würde zunächst an etwas herumsuchen bedeutet haben), *suəki* wer langsam arbeitet, *tsākän, tsāki* (werden in ähnlicher bedeutung gebraucht), *nikəllän* beim haar schütteln, *kukän* (mhd. *gucken*), *šleŋkän* m. eiserner haken an einer türe, einem fensterladen, um zu schliessen, *šliŋkän* (an. *slyngva*) schleudern (daneben steht die nicht geminierte form *šliŋŋän* schlinge), *di liŋki sītän* die linke seite, *uf dər leŋkän, uf dər liŋkän* auf der linken seite, *är išt liŋka* er ist links), *riŋkän* f. (**hringjô,* mhd. *rinke, ringge*) schnalle, *riŋkəllän* aufbegehren, jemand den meister zeigen, *raŋkän* vom vieh, wenn es an einem gegenstand sich reibt, *štuŋkän* (vgl. ahd. *stungôn*) etwas zusammenpressen (Stalder 2, 415), *kraŋk* kleiner mensch, verkümmerte frucht, *klaŋki* langer, langsamer mensch, *kliŋki* geistig beschränkte, energielose person (Id. 2, 634), *ruŋklän* runkelrübe, *šmiŋkäl* zierbengel (zu mhd. *sminken, *sminggen*), *tsaŋkän* (ursprung dunkel; könnte sich ebenso gut mit *tsaŋŋän* zange, als mit *zinke*, vgl. Kluge a. a. o. s. 393, berühren), *tsäŋklän* streiten, von kindern, *ŋirkän* würgen, *pulki* n., *pulkän* m. (**bulgia*) bündel, *tirkəlli* eine art gebäck (anderwärts *nüssli, šeŋkχəli*), *tšārkän* die füsse mit geräusch nachschleppen, *šlārkän* kleckse machen, *tolkän* m. klecks, *kaŋkäl* einfältiger mensch, *tšiŋkän* m. spitze an einer gabel, einem karst, zinke, *tšiŋklän* mit einem fuss ausschlagen, *tsäŋkäl, tsagäl* (zu mhd. *zagel*) herabhängender fetzen, *fliŋk* flink, *täŋk, taŋkig* feucht und zähe, vom boden, *taŋkäl* eierkuchen, *ōklän* (vgl. mhd. *ouke*; Staub bei Frommann 7, 376) kröte, *ēkäl* kleiner, schmutziger mensch, *pukäl* m. höcker, *eineik* (ahd. *einougi*) einäugig.

§ 98. Zweifellos onomatopoietischen ursprungs sind *pākän* vom geschrei der kinder, *miŋkmaŋklän* leise und zaghaft reden, munkeln, *muklän* in gurgelnden tönen hervorquellen (wahrscheinlich gehört auch *mukətän* ein mund voll von einer flüssigkeit hierher, vgl. Stalder 2, 219), *mūkän* undeutlich reden, *mūki* duckmäuser, *rūkän* vom knurren des magens, *tswīkän* zwitschern, *kwākän* krächzen, *rākän* schrille töne von sich geben, *en rāk ablān* einen schrillen schrei ausstossen, *kaklän* gackern. Als schallwort gilt auch *kikäl, kikəlhan* (vgl. engl. *cock,* franz. *coq*), ferner *kukūsär* (mhd. *kukuk*).

§ 99. Mit sicherheit beruht auf westgermanischer *ŋ*-gemi-

nation neben *šliŋkän* (an. *slyngva*) die form *eŋk* (got. *angwus*) im bernischen ortsnamen *Eŋkištein*.

Anm. Als etymologisch dunkel sind noch anzureihen *pakəlli* kleines glas, ¼ schoppen fassend, ferner *lūkän* kuhname, *hosipiŋk* knirps, *fläŋkän* herunterhängender fetzen, streifen (vgl. Id. 1, 1201. Schmeller 1, 793. Grimm, DWb. 3, 1722).

Germ. *k*.

1. Im anlaut.

§ 100. Die germanische gutturale tenuis lebt anlautend als verschärfte spirans weiter und bildet im verein mit der dentalen spirantischen fortis eines der hervorstechendsten kriterien der mundarten des östlichen Berner oberlandes, die gerade auf grund dieser tatsache auch zu den übrigen südlichen Schweizer mundarten in eine gegensätzliche stellung gerückt werden, indem diese letztern nur bei der dentalen spirans den höhern intensitätsgrad aufweisen. Warum eine so eigenartige entsprechung alter *k, sk* in der mundart obwaltet, ist Voc. § 17 ff. ausführlich zu erklären gesucht worden. Es bleibt zwar immerhin die möglichkeit offen, dass die verschiebung von germ. *k* über die affricata hinaus nicht wie in den übrigen Schweizer mundarten bis zur lenis vorgedrungen, sondern bei der fortis stehen geblieben ist. Doch möchte ich im hinblick auf den umstand, dass die labiale spirans der ma. B. bezüglich ihrer schicksale hand in hand mit derjenigen der übrigen Schweizer dialekte geht, eher geneigt sein, sandhieinflüsse für jene erscheinung verantwortlich zu machen, als einen rein lautgesetzlichen verschiebungsprocess darin zu suchen.

§ 101. Belege: *χallän* m. (zu mhd. *kallen*) glockenschwengel (vgl. Stalder 2, 81. Id. 3, 194), *χalli, seifərχalli* dummer schwätzer, *χifäl* (mhd. *kivel*) kiefer, *χaflän* widerreden, *χiwwän* (mhd. *kiuwen*) kauen, *χeilän* (vgl. Voc. § 94), *χilbär* (mhd. *kilbere*) weibliches junges schaf[1]), *χārtš* (mhd. *karst*), *χeŋŋäl* (mhd. *kengel*) knochen, *χeib* (mhd. *keibe*) aas, *χēr* m. (mhd. *kêr*) krümmung eines weges, eine zeit lang, *i χēr χon* zur zeit fertig werden (vgl. das auf der gleichen sinnlichen bedeutung beruhende, anderwärts vorkommende *ruŋŋ*; doch wird, so viel ich weiss, zur bezeichnung eines ortsverhältnisses nur das damit verwante *raŋkχ* gebraucht),

[1]) Die bezügliche bemerkung im Voc. § 81 ist entsprechend zu corrigieren.

χintän reflex. (< **kundjan*) sich melden, *χind* (mhd. *künde*) bekannt, *χīdän* m. (mhd. *kîde, kît*) zarter zweig, *rōsmərīχīdän* rosmarinstengel, *χīmmän* m. pflanzenkeim, *χeištän* keim der kartoffeln, wenn sie gegen den frühling im keller auswachsen (alle drei gehören zu der w. *kî* keimen; die letzte form steht im ablautsverhältnis zu den beiden ersten), *χīχän* (mhd. *kîchen*) keuchen (syn. *χipūχän*), *χiənruəss* (mhd. *kienruoz*), *χärbän* (mhd. *kërbe*) einschnitt, *χäbän* (ahd. *chëva*), *pχālän* (zu an. *kala*) gerinnen (anderwärts *pχallə*, vgl. ags. *calian*, Stalder 2, 82. Id. 3, 192), *χislig* (mhd. *kislinc*) kieselstein, *χīftig* sehr ähnlich (vgl. Voc. § 92), *χīštrig* heiser (Stalder 2, 103), *χitäl* (mhd. *kitel*) rock der mannestracht, im Berner mittelland für frauenrock, *χušt* m. geschmack (zu *kosten*), *χištän* etwas sorgfältig kosten, *χištig* von gutem geschmack, *χunšt* ofensitz, kunst, *χūšt* f. schwierige sache (vgl. Voc. § 86. Frommann 7, 201, syn. *artikχäl*), *χinig* (mhd. *künec*), *χinn* könig im spiel, *χūχän* (zu mhd. *kûch*) hauchen, *χlänän* (vgl. mhd. *klënen*) klettern, *χlän* baumläufer, *χläbän* festsitzen, *χleipän* (vgl. § 15), *χliwwän* (mhd. *klîe*) kleie, *χlīnn* und *χleinn* klein, *χrits* kritz, *χritsän* kritzen (verwant mit *χratsän*; *mid eimm χritsän* mit einem streiten, *im uχrits sīn* im streit sein, syn. *əs unwōrt han*), *χlimmän* klemmen, *χlempän* grosse waldameise, *χlammrän* klammer, *χlamm* loc. eigenname (vgl. § 13), *χlapf* (mhd. *klaf*) heftiger knall, *χlepfän* knallen, bes. mit der peitsche (unpers. *əs χlepft nän*; syn. *əs litsd nän, əs nimd nän*), *χlupf* jäher schrecken, *kχlipfän, irχlipfän* erschrecken, *χneww* knie, *χnewwsradän* (mhd. *knierade*) kniekehle, *χrinnän* (mhd. *krinne*) einschnitt, bergspalte, *χrawwän* (mhd. *krâwen*) kratzen, *χräwwtš* kratz, *χräwwäl* gezähnte hacke, *χroušpəllän* (mhd. *krospel*) knorpel, *χnūssän* (mhd. *knüssen*) kneten, im teig und überhaupt in weicher masse herumrühren, *χripfän* raufe der pferde, *χripftsand* überzahn (dürfte eher zu *χropf* hervorstehende masse, als zu mhd. *kripfen* gehören), *χrimpän* (mhd. *krümben*) biegen, *χrump* biegung, *χrampf* krampf, *χriəsiχrampf* hirschkäfer, *χlāftär* (ahd. *chlâftra*), *ūsiχlǟftərrän* die arme seitwärts ausstrecken, *χrotän* f. kröte, *χrossän* m. grober ausdruck für hals, kehle (mit diesem ausdruck teilen sich mhd. *drozze*, ags. *þrotu*, engl. *throat* und mhd. *strozze*, wovon it. *strozza*, in die gleiche bedeutung und scheinen verwant zu sein; vgl. Stalder 2, 135), *χnīrrän* (mhd. *knûre*) knoten, knorre, runder auswuchs (vgl. Stalder 2, 117), *χnitšän*

(mhd. *knüsten*) quetschen, *χraχχän* m. (mhd. *krach*) schlucht, *χratän* m. (mhd. *kratte*), *χrätsän*, *fogəlχrätsän* vogelkäfig (mit auffallender dehnung gegenüber mhd. *kretze*), *χaχtəlli* (zu ahd. *chahhala*) tasse (anderwärts *šüssəli*), *χaχtəlkšir* kachelgeschirr, *χaχtlän* kachelgeschirr zerschlagen, *χaχtlär* töpfer (*ən guətə χaχtlär* ein gemütlicher mensch, vgl. Stalder 2, 80), *χnäχt* (mhd. *knëht*) knecht (*ən guətə χnäχt* ein fleissiges, wackeres kind), *χammän* m. (mhd. *kamp*) fleischlappen am kopfe der hühner, *χnodän* m. (mhd. *knote*, *knode*) knöchel (in erweitertem sinne aber in grober rede auch für hand gebraucht, *dran umha χnodnän* etwas ungeschlacht in den händen bewegen; hierzu gesellt sich *χnidär*, das nach Stalder 2, 117 an einigen orten den sinn von nhd. knoten, knotenartiger auswuchs in sich schliesst, während es in B. kleine, dicke person bedeutet; hinsichtlich der bedeutungsentwicklung sei auf folgende beispiele aufmerksam gemacht: basl. *dūbəl* holzpflock, *dūbəl* dummkopf, vgl. § 33; Wattenwyl: *tussəl*, *tüssəli* zapfen; vielerorts *tüssəl* feste, untersetzte person), *χniəpän* langsam und schwerfällig gehen, *χniəpi* langsamer, schwerfälliger mensch (anderwärts *χniəmpə*, vgl. Stalder 2, 114), *χrōsän* (bezeichnet ein geräuch, das erzeugt wird, wenn ein harter gegenstand zermalmt wird), *χūtän* blasen, vom winde, *χitəllän* aufbrausen, aufbegehren (vgl. Stalder 2, 104), *in dər χrot sīn* (mhd. *krot*) in der enge, in bedrängten umständen sein (hierher gehört wol auch *ə χrotətän* f. wäsche, die man nicht im waschhaus wie die hauptwäsche, sondern gewöhnlich in der küche, also im engern, beschränktern raum vornimmt, vgl. Stalder 2, 135; vermutlich reiht sich hier ferner ein *χrutsi* kleines gemach, Stalder 2, 139). Die im Schweizer deutschen für das nhd. *schnuppen* gebrauchten *χnisäl*, *pfnüsəl*, *štrūχə*, *štrūχəl*, *nüšəl* sind alle etymologisch gleich dunkel, ebenso die folgenden: *χloussi* grosses stück (vgl. Voc. § 96), *χosi* grosse, zusammenhängende weiche masse, geschiebe, *χoslän* im brei, kot herumwühlen, *χromän* anbau an einer scheuer, worin gewöhnlich streue aufgehäuft wird, *χris* n. tannennadeln, *χrisnādli*, *χrisašt* tannast (die zusammenstellung mit got. *hrisjan*, woraus für *χris* die bedeutung 'das heruntergeschüttelte' abgeleitet wird, scheitert an lautlichen schwierigkeiten. Secundärer, auf sandhiverschmelzungen beruhender vorschlag der gutturalen spirans wäre denkbar, doch hat auch diese annahme wenig

für sich, da, soviel mir bekannt ist, durchweg die gleiche form *χris* vorkommt).

§ 102. Zuwachs erhielt die gutturale spirans durch übergang des germ. *q* in *χ*: *χäχχ* (mhd. *quëc*) fest, kerngesund, *χǟrdär* (mhd. *quërder*) regenwurm, *χätšän* (mhd. *quetschen*, mit auffälligem *ä*), *ts χilt gān* (zu an. *kveld* abend) zur nachtzeit die liebste besuchen, *χon* (got. *qiman*, ahd. *quëman*) kommen.

Anm. Vielleicht steckt auch im anlaut von *χutli* (mhd. *kutel*) kutteln altes *qu* (vgl. Kluge s. 196).

§ 103. *c* der romanischen lehnwörter hat folgende schicksale gehabt: Fand ihre aufnahme vor der 2. lautverschiebung statt, so wurden sie mit in den strom der sprachlichen entwicklung hineingerissen, und es sind ihre laute den gleichen gesetzen unterworfen worden, wie die der erbwörter. Die romanische tenuis hat sich in diesem falle in die geschärfte spirans gewandelt: *χabis* (zu lat. *caput*, mhd. *kabez*) kohl, *χēli* (zu lat. *caulis*, mhd. *kôl, kœle*) kohl, *χebi* f. (lat. *cavea*, mhd. *kevje*) gefängnis, *χessi* (ahd. *chezzî*, lat. *catînus*), *χessäl* kessel, *χriəsi* (zu **crēsia*; daneben her geht die form *χirsi* in dem eigennamen *χirsimatəšīr*; I. gebraucht *χirsi* für nhd. 'kirsche', *χriəsi* für die kleinen, schwarzen pflaumen [*χriəχə* und *tsipärtli* im Aargau, *wīχriəsi* in B.] und hat dementsprechend *χirswassər* [*χirsi-*] kirschwasser und *χriəsiwassər*), *χērbəlliχrūd* (lat. *caerifolium*), *χriš* (lat. *crusca*, mhd. *grüsch*, K. *grüšš*), *χūχlän* (mlat. *conucula*, anderwärts *χūflə*, vgl. Id. 3, 365) kunkel, *χinnəlli* (lat. *cuniculus*) kaninchen, *χämətän* (mlat. *caminata*, mhd. *kemenâte*; das wort ist nach dem germ. accentuationsprincip umgemodelt worden, während an der mhd. form noch der rom. accent haften geblieben ist), *χelm* (lat. *cunila*, ahd. *quenala*) thymian (wie aus den ausführungen des Id. 3, 239 zu ersehen ist, hat frühe metathesis stattgefunden: *kenle* > *keln*, worauf dann *n* sich in *m* wandelte).

§ 104. Erweichung hat stattgefunden in *gugäl* (*cuculla*), *glošli, glošän* (zu franz. *cloche*) unterrock, *glandəriərän* (franz. *calandrer*), *gatsän* (it. *cazza*) schöpfkelle, *glokän* (mlat. *clocca*) glocke (beruht auf einem keltischen substrat, vgl. Kluge s. 118; ebenso dürfte *gand*, mhd. *gand* felsgerölle, geneigtes schuttfeld, auf ein keltisch-romanisches etymon zurückgehen, das aber noch nicht aufgehellt ist), *ragētän* (früheste form *rogete*, vom

it. *rocchetta*, vgl. Grimm, DWb. 8, 74. Diez 1, 355) rakete (vgl. Voc. § 37).

§ 105. Als affricata erscheint romanisches *c* in folgenden fällen: *kχamillän* (it. *camomilla*) kamille, *kχanunnän* (it. *cannone*) kanone, *kχabut* (franz. *capot*) grober ausdruck für zerrissen, zerbrochen, abgebraucht, tot, *kχabut* (franz. *capote*) weiter überrock, *kχadēt* (franz. *cadet*), *kχamərād, kχamirād* (franz. *camarade*, it. *camarata*), *kχapitāl* (franz. *capital*), *kχapitäl* capitel, *kχarfuŋkχäl* (zu lat. *carbunculus*), *kχartolišš* (lat. *catholicus*), *kχalatsän* (zu lat. *collatio*) mit begierde essen, *kχolitsiərän* (lat. *collocare*, rhätorom. *colocher*, Pallioppi s. 168) antreiben, *kχaländär* (*calendarium*) kalender, *kχumēt* (lat. *cometa*), *kχūr* (lat. *cura*) kur, *kχuntərfeiän* (franz. *contrefaire*), *kχumōd* (franz. *commode*) bequem, *kχupəllän* f. (franz. *couple*, lat. *copula*) anzahl, schar (mit dem romanischen wort hängt auch nhd. *koppel, koppeln* zusammen), *kχuijōn* (franz. *coïon*) plagegeist, *kχuijoniərän* (franz. *coïonner*) ärgern, plagen.

§ 106. Romanische tenuis bleibt erhalten in *kasārnän* (franz. *caserne*), *kuntän* (franz. *compte*), *kaffi* m. (franz. *café*), *kellärt* m. (franz. *collier*) halskragen als stück der weiblichen landestracht (vgl. Id. 2, 217; in B. gewöhnlich *brišli*), *kufrän* (franz. *coffre*, lat. *cophinus*), *kurāš* (franz. *courage*), *kumodän* f. (franz. *commode*), *kuntäl* (zu mlat. *cuneada*, vgl. Id. 2, 383) eiserner, mit einem ring versehener keil, der ins holz geschlagen wird, um dasselbe zu schleifen, *akuntlän* ein stück holz mit einem solchen keil versehen, *kulīssän* (franz. patois *colissa*, Bridel s. 80) abzugscanal (begriffliche gründe lehnen eine directe herleitung aus dem schriftfranzösischen ab, s. Id. 2, 217).

Anm. Die herschende anschauung, dass die lehnwörter mit anlautendem *k* auf directe entlehnung aus der fremdsprache hinweisen, während die mit affricata der mundart aus dem schriftdeutschen zugekommen seien, darf wol auf richtigkeit anspruch machen. Doch begegnen einige formen, deren lautlicher habitus durch diese annahme nicht erklärt wird. Mit rücksicht auf den consonantischen anlaut gelten beispielsweise als eindringlinge aus der schriftsprache: *kχanunnän, kχupəllän, kχumōd, kχalatsän, kχolitsiərän, kχujōn*. Es mag dahin gestellt bleiben, welche von diesen wörtern eine allgemeinere oder geringere topographische verbreitung gehabt, oder welche ihr leben vorwiegend im staube amtlicher actenstösse oder kirchlicher scripturen fristeten. Sicher ist, dass z. b. *kχolitsiərän* an einem kleinen verbreitungsbezirk haftete. Nach Id. 3, 211 wäre es nur im Berner oberland bodenständig.

Wie eine anfrage beim heutigen schriftdeutsch lehrt, sind einige der genannten wörter demselben nicht geläufig, und diejenigen, welche darin vorkommen, haben dort ein anderes gepräge als in der ma. Dem *u* der ma. in *kχumōd, kχupəllän, kχanunnän* stellt das nhd. ein *o* gegenüber: *kommod, koppel, kanone.* Während also der anlaut genannter wörter für herübernahme aus der deutschen schriftsprache zeugnis ablegt, plaidieren die vocalischen verhältnisse für unmittelbare entlehnung aus einem rom. idiom. Um diese formen zu deuten, sind zwei stadien lautlicher metamorphose anzusetzen. Die erste stufe wird durch den übergang des *o* in *a* bei directer übernahme aus der fremdsprache markiert, die zweite zeigt uns die verdrängung der tenuis durch die affricata unter beeinflussung durch die schriftsprache. — In einigen fällen bietet eine ma. den *k*-laut und redet also directer einwanderung das wort, während bei demselben beispiel eine andere die annahme einer schriftsprachlichen einwirkung nötig macht. Man vgl. brienz. *kaffi, kufrän* mit frickt. *kχaffi, kχuffərə.*

2. Im in- und auslaut.

§ 107. In der stellung nach vocal hat germ. *k* einen doppelten entwicklungsgang eingeschlagen: nach kurzem vocal ist die spirantische fortis eingetreten, nach langem die lenis. Die Schaffhauser ma. und andere haben die spirantische fortis in beiden stellungen bewahrt, ohne dass der vorhergehende vocal afficiert wurde. Es herscht dort überhaupt in dem wandel der germ. postvocalischen verschlussfortes die schönste gleichmässigkeit, während in B. jener sprachliche werdeprocess insofern einen unsymmetrischen habitus angenommen hat, als nur bei der labial- und dentalreihe die spirans einen höhern intensitätsgrad aufweist. B. hat die schwächung der gutturalen fortis sogar bis zur kehlkopfspirans *h* fortschreiten lassen: nicht dass sie sich das feld unbedingt hätte sichern können, doch so, dass sie neben der lenis *χ* unbestrittene existenz erlangt hat und mit ihr promiscue gebraucht wird. Dies ist einer der wenigen punkte, worin die gegenwärtige ma. ein schwanken verrät.

§ 108. Analog der im auslaut eintretenden schwächung von *ff, ss, šš* wird auch *χχ* in jener stellung zur lenis, doch nicht so häufig wie die übrigen spiranten. Beispiele: *glīχ* (mhd. *gelîch*) gleich, *gouχ* (mhd. *gouch*) närrisch, ausgelassen fröhlich, *leiχän* (mhd. *leichen*), *līχtōrän* (isl. *líkþorn*) leichdorn (wozu Leerau die ablautsform *leiχtorn* bietet), *reiχän* (mhd. *reichen*) holen, *preiχän* (mhd. *bereichen*) treffen, *šlūχ* (mhd. *slûch*), *seiχän* (mhd. *seichen,* hierzu gehört mit westgermanischer

schärfung *seikχəllän* nach urin riechen, und *sīkχə* seichen des Berner mittellandes), *štrīχän* streichen, *pštrīχän* (mhd. *bestrîchen*) erreichen, einholen, *šlīχän* schleichen, *blindəršlīχ* m. (ahd. *blintslîcho*) blindschleiche, *šlūχän* f. (mhd. *slûch*, *di fīštərri šlūχän* die finstre schlucht, Aarschlucht bei Meiringen (vgl. H. Meyer, s. 20), *tsiəχän*, *dakχbettsiəχän*, bettüberzug, *būχän* (mhd. *bûchen*) mit lauge waschen, *rouχ* rauch, *rouχnän* (zu mhd. *rouchen*) rauch von sich geben, *χūχän* (zu mhd. *kûch*) hauchen.

§ 109. Beispiele für fortis: *baχχän* (mhd. *bachen*; daneben weisen nhd. *backen* und *bekχ* bäcker auf alte gemination hin), *līlaχχän* (mhd. *lînlachen*) leintuch, *gleiχ* (mhd. *geleich*) gelenk, *troχχän* trocken, *troχχnän* trocken werden, *treχχnän* fact., *maχχän* (alts. *makôn*), *kmaχχ* langsam (*är išt kmäχχa*), *waχχän* (alts. *wakôn*; daneben *wekχän* aus **wakjan* wecken), *wakχär* wacker, *taχ* dach (pl. *täχχär*), *loχ* loch (pl. *leχχär*), *teχχi* decke, *teχχäl* deckel, *χraχχän* m. (mhd. *krach*) kluft, abgrund, *šweχχi* schwäche, *šwaχχ* und *šwaχ* schwach, *firläχχnän* (mhd. *verlëchen*) stark austrocknen, vom holzgeschirr, *bräχχän* brechen (imp. *briχ*), *bruχ* bruch (pl. *briχχ*; hierher ziehe ich auch *bräχχär* geschältes tännchen, womit die milch, käsemasse im *χessi* gerührt wird), *baχ* (pl. *bäχχ*), *fräχχ* frech, *wuχχän* woche, *saχχ* sache, *štäχχän* stechen, mit den hörnern stossen (imp. *štiχ*), *štiχ* subst., *štiχχəllän* bohnenstecken (im ablaut zu *štāχlän* stecken als stütze für das waschseil), *flaχχ* flach, *fleχχi* fläche, *poχχän* (mhd. *bochen*) pochen (*är išt poχχna* einsilbig aus stolz oder hochmut), *bläχ* blech, *aχχərand* (got. *akran*) buchecker, *aχχəriərän* einen acker pflügen, *gräχχän* (mhd. *gerëchen*) rüsten, *gräχ* gerüstet, bereit, *aχχis* (got. *akeit* aus lat. *acetum*) milchessig, *bläχχän* ein aus stricken verfertigtes netz zum einsammeln des heues (das von Schmeller 1, 325 angeführte *blâhen* vereinigt in sich die bedeutung von *bläχχän* und *plahän* [franz. *bâche*] der mundart B., vgl. Grimm, DWb. 2, 60), *šoχχän* (mhd. *schoche*) haufe halbdürren heues (steht offenbar mit mhd. *schoc*, nhd. *schock* in beziehung), *täχχ* (vgl. § 33), *aχχarri* (vgl. engl. *ajar*) halb offen, von der türe, *tsäχχ* zecke (anderwärts *tsäk* und *tsäkχ*, vgl. Hunziker s. 307. Seiler s. 322). — Wie aus der obigen beispielreihe hervorgeht, ist mit ausnahme der 2. sing. imp. die lenis im auslaut nicht überall herschend geworden.

§ 110. Noch weit mehr als nach langem vocal macht sich nach consonant die tendenz bemerkbar, die spirans auf einen blossen hauchlaut zu reducieren: *birχän, birhän* (mhd. *birke*), *wärχ* (mhd. *wërc*) werk, werg, *wärχän* angestrengt arbeiten, *wärχtsīg* m. instrumente, welche zu einer arbeit gehören, *štarχ* stark, *šterχär* stärker, *mārχ* (ahd. *marcha*) mark, *mārχän* die grenzlinie bestimmen, *mārχštein* markstein, *folχ* volk, *wībəfolχ* weibervolk (*əs šēns wībəfolχ* eine schöne weibsperson; pl. *wībəfelχär*), *milχ* milch, *mälχän* melken, *mälχträn* f. hölzernes schmales gefäss mit einem wagrechten spalt auf einer seite, an welcher das gefäss mit einer hand gepackt wird, *wassərmälχträn, milχmälχträn, siwwmälχträn* gefäss, in dem das schweinefutter gereicht wird (das wort gehört wol zu lat. *mulctara* und verdankt sein *ä* der anlehnung an *mälχän*; falls *muəltän*, mhd. *muolte*, auf das gleiche lat. etymon zurückgeht, muss seine entlehnung in eine frühere zeit fallen), *walχän* (mhd. *walken*), *walχi* walkmühle, *kštōrχlät* in *kštōrχləts bluəd* geronnenes blut (zu ahd. *gistorchanên*), *štōrχ* (mhd. *storch, storc*) storch (das gleiche wort gilt neben *štōrkän*, I. *štorgəl* für einen alten baumstrunk, vgl. ahd. *storro*), *χalχ* (mhd. *kalk*), *χirχäl, tōtəχirχäl* todesröcheln, *χārχlän* röcheln (Voc. § 117, 3; zu ahd. *quërchala*, an. *kverk*, vgl. Kluge s. 123).

§ 111. Nach *n* ist germ. *k* oder dessen schärfung ebenfalls zur lenis bez. bis zum blossen hauchlaut verschoben worden, und *n* ist geschwunden (vgl. § 187). Auch bei diesem lautwandel waltet im vergleich zu den übrigen spiranten nicht die volle ebenmässigkeit. Während schwund des *n* vor *f, s, š* in der regel den höheren stärkegrad der betreffenden spirans, die im auslaut erweicht zu werden pflegte, herbeiführte, ist hier durchweg die lenis oder der hauchlaut *h* eingetreten: *teiχän* < *denken*, *bouχ* < *bank*, *douχ* < *dank*, *χlouχ* < **klank*, *heiχän* < *henken*.

Wo indessen *n* geblieben ist (sei es, dass das lautgesetz nicht völlige herschaft zu erlangen vermochte, oder, was wahrscheinlicher ist, dass der einfluss der schriftsprache hereingespielt hat), erscheint *kχ*, und es kann dann, wie bei verflüchtigung des *n*, vom boden der ma. aus nicht entschieden werden, ob wir es mit germ. *k* oder dessen schärfung zu tun haben: *dankχ* dank (vgl. § 187), *hobəlbankχ*, *finkχ* buchfink (ist der mundart

nicht geläufig: sie verwendet hierfür *šildfogäl*; das wort wird in übertragener bedeutung im sinne von pfiffiger, schlauer, lustiger mensch und auch als scheltwort '*du bišt ə šēnnə fiŋkχ*' gebraucht), *fiŋkχän* m. ein aus bunten tuchenden verfertigter hausschuh (basl. *fuŋkə*; wird zu dem vorigen in beziehung gesetzt, vgl. Id. 1, 868 ff.), *aŋkχän* m. (mhd. *anke*) butter (die form mit verflüchtigtem *n* lebt noch fort in *ouχfein, ouχfeimm,* vgl. Voc. § 68, 2 c).

§ 112. Der übergang der gutturalen spirans in die labiodentale ist der ma. unbekannt: *Wiftrəχ* < *Wichtrach* (urk. *Wichtrach,* vgl. Fontes), *χüfla* < *chûchla* < *kunkla* < *conucula, fōfə* < *fōχə* < *funke, šüftər* < *schüchtern* (vgl. Id. 1, 879). Es mag fraglich bleiben, ob wir diesen wandel in *pštirflän* straucheln (wofür andere mundarten *štürχlə*, das mit mhd. *strûcheln* zusammenzuhängen scheint) vor uns haben (vgl. Bühler 2, 143. Hunziker s. 264). Hierbei sei an die analoge entsprechung von got. *aúhns* und ahd. *ovan* erinnert.

§ 113. Geschwunden ist *k* infolge accentueller schwäche in *sela* (< *solîhhêr*), *wela* (< *wëlîhhêr*).

§ 114. In andern fällen laufen parallelformen mit erhaltener und geschwundener spirans neben einander her. Der typus mit geschwundenem sowie der mit erhaltenem guttural begegnen im absoluten auslaut sowol als auch in verbundener stellung. Doch pflegt bei grösster nachdruckslosigkeit der fragliche laut zu verstummen. Es hat indessen die verlegung des articulatorischen druckes in keinem einzigen falle (wenn wir von den obigen beispielen und dem im Voc. § 19 namhaft gemachten absehen) die erinnerung an die etymologischen verhältnisse auszulöschen vermocht; das geht deutlich aus dem umstand hervor, dass der auf den guttural — einerlei ob er gesprochen wird oder quiesciert — folgende consonant stets geschärft erscheint. Indem ich bezüglich dieser spracherscheinung auf die ausführungen im Voc. § 19 verweise, sei zu weiterer illustrierung des gesagten nur ein beispiel noch herangezogen: *miχχ ffrīrd* es friert mich, *mi ffrīrd grīsəlli ffašt* es friert mich sehr. Als doppelformen kommen vor 1. die pronomina *iχ, i; miχ, mi; diχ, di; siχ, si*; 2. *oχ, o* (ahd. *ouh,* alts. *ôk*), vgl. § 125; 3. die ableitungssilbe *-liχ, -li.* Infolge unursprünglicher sandhitrennung erscheint die gutturale spirans als *k* in *toubleik* < **toubleiχ* < **daublaiks* (vgl. Voc. § 117).

Anm. Gänzlicher schwund des *k* liegt vor in dem fremdwort *märt* (mhd. *market*, lat. *mercatus*).

§ 115. Bei westgerm. oder urgermanischer schärfung des *k* erscheint mit der § 111 gegebenen einschränkung die affricata *kχ*: *bäkχän* umhacken, *bäkχär* trockener husten, *bekχ* (mhd. *becke*) bäcker, *bikχäl* pickel, *tekχän* decken, *taχtekχ* dachdecker, *trikχän* drücken, *pštekχän* (mhd. *bestecken*) stecken bleiben, *iršlikχän* ersticken, *irštekχän* (mhd. *erstecken*) ersticken machen (*är hed mər t wōrt im hals irštekχt* er hat mich nicht zum wort kommen lassen), *kštakχät*, *kštakχətfoll* (bei Stalder 2, 389 *bestakt*; syn. *hertfoll*) ganz voll, voll gestopft), *χlakχ* (mhd. *klac*) riss, spalt an fingern, gefässen etc., *χlekχän* (mhd. *klecken*) platzen, *lokχän* m. locke, *näkχän* nacken, *läkχän* lecken, *kläkχ* salz für die tiere, *likχän*, *irlikχän* sw. verb. wahrnehmen mit dem auge, was man gesucht hat, den kunstgriff bei etwas ausfindig machen, *rekχän* (mhd. *recken*; *t hand rekχän* die hand reichen, *ən handrekχi* handreichung = franz. coup de main; *tsun eimm rekχän*, mhd. *zuo einem recken*, einem eins versetzen, *so wein mər nīmma ūsi rekχän* nicht mehr so karg leben), *rikχän* rücken, *šlikχän* schlucken, *šlukχ* schluck, stücke der geronnenen milchmasse (anderwärts *bullərn*, vgl. Stalder 2, 240), *šmekχän* schmecken, übel riechen, *iršrekχän* erschrecken, *štäkχän* stecken (*eimm i štäkχän bīssän* einem energisch widerstand leisten), *štrekχän* strecken, *wekχän* wecken, *tswakχän*, *tswikχän* zwacken, zwicken, *tswikχ* schmitze einer peitsche, zwitter, *šikχän* schicken, *ə šikχ* guter kauf, tausch, *pšikχän* bestellen, *tsikχän* zücken, *tsēkχän* (anderwärts *tsȫχnə*, *tsȫkχə*) anlocken, *tsokχän* vom reissen in den gliedern (vgl. Voc. § 83), *rikχli* schlinge von faden, in die ein knopf oder ein haft greift, *trukχän* (vgl. mhd. *truhe*) kiste, *trukχli* dim., *šmikχlän*, *tsämə šmikχlän* (vgl. Stalder 2, 336) beisammen schlafen (mhd. *smücken*; das wort stellt sich zu *schmiegen* wie *trukχän* zu *trog*, vgl. Kluge s. 361), *knikχ* n. (mhd. *genicke*) genicke, *reikχän* trans. und intrans., einen rauch machen, räuchern, *preikχän* durch rauch vertreiben, *roukχän* rauchen (tabak, cigarren), *fläkχän* (mhd. *vlëcke*) flecken, *flekχän* (mhd. *vlecke*) bohle, *χrikχän* f. (ahd. *chruccha*) krücke, *štokχ* stock, strunk, stockwerk, gemauertes haus mit annähernd quadratförmigem querschnitt im gegensatz zum blockhaus, *štekχli* dim., *štekχlän* mit steinplatten nach einem ziele werfen, *štokχän* holz sammeln,

lem man den strunk gefällter bäume zerspaltet, *štukχ, štikχ* ck (vgl. Voc. § 105), *štukχän* streiten (vgl. Stalder 2, 412), *ïkχ* dreck, *dikχ* dick, oft, *tswäkχ* zweck, schwarzer kreis in : scheibe, *špäkχ* speck, splint des holzes, *räkχholdär* wachder, *ākχän* in lästiger weise bitten, *kmiəkχän* sich abmühen l. Stalder 2, 217).

§ 116. Die affricata treffen wir in den romanischen lehnrtern *sakχ* (lat. *saccus*) sack, *sakχūr* taschenuhr, *tsukχär* (mlat. *:ara*) zucker, *akχän* f. (lat. *aquaeductus*) wassergraben, abzugsıben, um sumpfige wiesen zu verbessern (vgl. *tuχχäl*).

§ 117. Nach consonant erscheint *kχ* in *merkχän* (got. *arkjan*) merken, *wirkχli* (zu got. *waúrkjan*) wirklich, *sterkχän* .rken, *balkχän* (mhd. *balke*) fensterladen, *wilkχän* (< *wilkjan*, d. *wilchen*) tüchtig durchprügeln (vgl. Graff 1, 847. Schade 1157), *Falkχəfluə* (vgl. ags. *-falcna,* Kluge s. 76), *Melkχ, Mewkχ* r *Melchior.*

Germ. *h*.

§ 118. Die harte kehlkopfspirans *h* hat sich anlautend ıalten, die bekannten fälle des schwundes vor *r, l, n, w* ausnommen. Wo das *h* unorganischer natur ist, liegt anlehnung ein lautlich anklingendes wort vor. So hat *heissen* den tritt des *h* in *heiššän* (ahd. *eiskôn*) bewirkt (*i heiššən di* ich :dre dich); *räkχholdär, masholdär* stehen lautlich unter dem ıfluss von *holdär* hollunder; in *heidoχs* (mhd. *egedëhse*) ist r *h*-vorschlag durch hereinspielen von *höü* heu herbeigeführt ›rden, das mit *hei* in die ma. B. übersetzt wurde (wir hätten also mit einer entlehnung aus einem nachbardialekt zu tun, lls man in der volksetymologischen zurechtlegung nicht hlechthin zur silbe *hei-* gegriffen hat); bei *Hindərlaχχän* Interken muss *hindär* hinter vorgeschwebt haben (urkundlich kommt əistens *Inderlappen* oder *Hinderlappen* vor). Weitere umldungen volksetymologischer natur sind *hantwārχ* (mhd. *ant-:rc*), *hantwārχär* handwerksbursche, *hälffənbein* (schon ahd. *lfanbein,* gr. ἐλέφαντ-, vgl. Kluge s. 69), *hārənbrášt* (mlat. *arculista*) armbrust. Es sei ferner bemerkt, dass sich anlautendes der suffixe *hi* (< *hin*) und *ha* (< *har*) erhalten hat: *aphi, apha.*

§ 119. Ueber die form *əkheina, əkheini, əkheis* kein hat əusler unter wideraufnahme von Wintelers erklärungsweise

(vgl. Winteler s. 136, 222) abschliessend gehandelt: *əkhein* ist eine constructionsmischung, *dehein* gieng durch assimilation des dentals an den guttural und unter verlust des dem dental folgenden vocals in *khein* über, während das voraufgehende *ə* aus dem bedeutungsgleichen *enhein* herübergeholt wurde (Heusler s. 62. Bachmann s. 37. Paul, Beitr. 6, 559. Stickelberger, Beitr. 14, 447. Id. 3, 318). Dass das *ə-* nicht artikel sein kann, wird dadurch erwiesen, dass wir für alle drei geschlechter die gleiche form besitzen. Hätten wir wirklich den artikel vor uns, so müsste das neutrum in der ma. B. *əs kheis* lauten in übereinstimmung mit *əs χlīs* ein kleines, *əs iətwädärs* ein jedes.

Was die endung *-kχeit* anbelangt, so ist es ganz irrelevant, ob wir für das der ma. B. direct zu grunde liegende idiom eine form *-gheit* oder *-cheit* voraussetzen. Die wörter mit dieser endung wie *sälikχeit, ewwikχeit, fremmikχeit* etc. documentieren sich von vornherein als eindringlinge aus der schriftsprache oder doch als von derselben beeinflusste formen.

§ 120. Besonders interessante wörter mit *h*-anlaut seien hier angemerkt: *hǟrdän* (ahd. *hërdo*) schaf- oder ziegenfell, *heisram* (mhd. *heisram*) heiser, *hǟrd* humus, erdboden (etymologie noch nicht aufgeklärt; *är išt ksīn in hǟrd ts legän* er wurde begraben).

§ 121. Intervocalisches *h* hat einen zweifachen entwicklungsgang eingeschlagen:

a) der consonant ist verstummt: *tswānän* (mhd. *twahen*) tüchtig waschen, bes. die haare, *štǟlli* (mhd. *stehelîn*) familienname Stähli (aber *štāhäl* stahl, *štǟχlän* stählen), *biəl* (mhd. *bîhel*) beil, *fiəlän* (ahd. *fîhala*) feile, *wiənaχt* (mhd. *wîhennaht*), *-biəl* (mhd. *bühel*) als localer eigenname (*Hobiəl, Hambiəl, Salibiəl, χilχbiəl*), *fliən* (ahd. *fliohan*) fliehen, *fān* (ahd. *fâhan*) fangen, *ksēn* (*gisëhan*) sehen, *kšēn* (*giscëhan*) geschehen, *tsiən* (*ziohan*) ziehen, *šlān* (*slahan*) schlagen, *šmalän* (*smaliha*) futtergras, *šwēr* (*swëhur*) schwäher, *trǟni* (zu ahd. *trahan*) kleiner tropfen, *ətlēnnän* (mhd. *lêhenen*) entlehnen, *märän* (ahd. *meriha*), *fē* (ahd. *fëhu*) vieh, *šlēbēri* (mhd. *slêhe*).

In einigen fällen hat sich nach dem erlöschen des *h* ein *j* als übergangslaut eingeschoben: *gǟiji* (ahd. *gâhî*) jähzorn, steiler hang, *gǟijär* (ahd. *gâhiro*), *gǟi* (ahd. *gâhi*) jäh, *tsǟiji* (ahd. *zâhî*), *tsǟijär* (ahd. *zâhiro*), *tsǟi* zäh, *tsapfətsiəijär* zapfenzieher,

hēiji höhe, *hēijär* höher, *hēi* hoch (beeinflusst vom comparativ; daneben begegnen *hēhi, hēhär,* vgl. unten). Ferner finden wir den übergangslaut *j* an stelle von altem *h* in den conj. präs. *fliəiji* 1. 3. sg. (zu ahd. *fliohe*), *kšēiji* (*giscëhe*), *ksēiji* (*gisëhe*), *tsiəiji* (*ziohe*).

b) altes *h* begegnet als hauchlaut in *tswähəllän* f. (mhd. *twehele*) handtuch, *tsähän* (mhd. *zëhen*; aber *tsäχni, tsäχnär* ein 10 centimestück, und *tsēntšīr* scheune, wo früher der zehnte entrichtet wurde, *tsēntän* zehnte), *štāhäl* (ahd. *stahal,* aber *štäχlän*), *plahän* (mhd. *blahe*) plane (vgl. § 126), *hēhi* (*hôhî*), *hēhär* (*hôhiro*), *nēhär* (*nâhiro*), *nēhi* (*nâhî*), *rähəllän* ranzig riechen (wenn zu mhd. *ræhe,* vgl. Schmeller 2, 81. Heusler s. 74), *šīhän* (mhd. *sciuhen, kšiχχän* part. prät.), *rīhär, rīhi* (*rûhiro, rûhî*), *ksähi* 1., 3. sg. conj. prät. (*gisâhi*), *kšähi* (*giscâhi*). — Dass das *h* im präs. conj. *kseiji, kšeiji* verstummt ist, während es im prät. fortlebt, dürfte mit dem bestreben, die beiden zeiten besser zu differenzieren, zusammenhängen.

Anm. *tähän* (vgl mhd. *tâht*) docht, auch als scheltwort gebraucht, muss auf eine nebenform **tâho* zurückgehen (vgl. Schmeller 1, 494).

§ 122. Postvocalisches ursprünglich auslautendes *h* ist geschwunden in *furän* (ahd. *furuh*) furche, *dir* (ahd. *durih*) durch, *rē* (ahd. *rêh*) reh, *šuə* (ahd. *scuoh*), *nō* nahe, *nā* nach (vgl. Voc. § 70), *hō* neben *hēi* und dem aus der schriftsprache entlehnten *hōχ*.

§ 123. Gutturaler reibelaut begegnet in *rūχ* (ahd. *rûh*), *rīχär, rīhär, rīχi, rīhi* (vgl. Heusler § 71), *doχ* (ahd. *doh*), *noχ* neben *no* (ahd. *noh*), vgl. Voc. § 20. Ferner treffen wir ihn in den imperativen *tsiχ* ziehe, *fliχ* fliehe, *faχ* fange, *ksiχ* siehe, *šlaχ* schlage.

§ 124. Vor consonant erscheint *h* als reibelaut in *tsäχni, tsäχnär, štäχlän, tīχlän* (zu mhd. *diuhen*) sich schnell davon machen, *aχs* (ahd. *ahsa*), *aχslän* (ahd. *ahsala*), *uəχs* n. (ahd. *uohsana*) achselhöhle. Infolge accentueller schwäche ist *h* geschwunden in *nīd, nid* (mhd. *nicht*) nichts, nicht.

§ 125. Verflüchtigt hat sich *h* nach *l* und *r* in *bifälän* (mhd. *bevëlhen*), *šilän* (*scilhen*), *ətwärišt* (mhd. *entwërhes*) quer. Wie aus den angeführten beispielen hervorgeht, ist die schärfung nicht an die quantität des voraufgehenden vocals gebunden,

wol aber hängt sie von der nachfolge eines consonanten ab: *štāhäl* : *štäχlän, plahän, tsähän* : *tsäχnär, tsäχni* (es ist dabei wol zu merken, dass wir es hier nicht mit einer spirantischen fortis zu tun haben, wie in *laχχän* oder *räχχnän* etc.).

Quiescierendes *h* von *no* (ahd. *noh*) verhält sich mit rücksicht auf die afficierung des folgenden consonanten wie quiescierendes *χ* (aus germ. *k*), vgl. Voc. § 20, während bei *nā, nō* (vgl. Voc. § 70), *hō* hoch, *Hofluə, Hogant* berg in der nähe des Rothorns, jede spur jenes combinatorischen wandels geschwunden ist, ebenso wie bei dem in adverbialer function gebrauchten *-si* (< *sik*), *obsi* nach oben, *nidsi* nach unten, *hindərtsi* nach hinten, *fōrdərtsi* nach vorne (anderwärts *fürsi*).

§ 126. Westgermanische schärfung des *h* ist sehr selten. Sie begegnet in *laχχän* (got. *hlahjan*). Ferner wird die spirans in *bläχχän,* falls ein zusammenhang mit *plahän* besteht, auf westgerm. *j*-gemination beruhen. Gegenüber dem brienz. *rihəllän* wiehern, zeigen das mhd. *rücheln* und moderne dialekte verschärfung. Ueber *χuəχän* (ahd. *chôho*) schlittenkufe, vgl. Beitr. 12, 524. 14, 449. Id. 3, 145.

II. Die sonorconsonanten.

§ 127. Indem wir zur betrachtung der liquiden und nasalen übergehen, mögen einige bemerkungen über die reduction der diesen lauten vorangehenden vocale am platze sein.

Im einklange mit dem in § 4 des Voc. erwähnten gesetz, dass die mundart der endsilbe einen starken nebenton wahrt steht die tatsache, dass die absorption von vocalen wol zwischen hoch- und nebenton, nie aber — und dies im gegensatz zu verschiedenen Schweizer mundarten — in nebentoniger stellung erfolgen kann.

Der grad der reduction ist durch accentuelle verhältnisse bedingt: *ən gäbəl und ən leffäl.* Doch kann bei pausastellung auch ein *-əl* vernommen werden, was zwar der genuinen ma. nicht conform ist, während der typus *l̥* gänzlich fehlt.

Mit vielen andern dialekten kennt die ma. B. die absorption der tieftonigen vocale vor *l, n, m,* geht aber wider ihren eigenen weg, indem sie mit strenger folgerichtigkeit den vocal auch vor *r* analog behandelt. Man vergleiche:

Magden (Fricktal): *ōbəršt, hindəršt, ā̄nəršt, ụssəršt, donnəre, wätəre.*
K.: *wetərä, tandərä, khogərət.*
B.: *obrišt, hindrišt, ändrišt, ūssrišt, tondrän, wäträn, khogrät.*

§ 128. Meinen nachfolgenden ausführungen vorgreifend, will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass mit der erhaltung der verschärften sonorlaute die ma. B. ziemlich vereinzelt dasteht, während sie dagegen hinsichtlich der bewahrung alter geschärfter geräuschconsonanten in einigen fällen weniger altertümliches gepräge beanspruchen darf.

Wofern nicht historische zeugen angerufen werden können und die umfrage bei den modernen idiomen resultatlos verläuft, ist es schwierig zu entscheiden, ob das westgermanische verschärfungsgesetz oder die in § 4 des Voc. erwähnte idiomatische betonungsweise die gemination herbeigeführt hat. Die parallelisierung dieser erscheinung mit einer analogen der französischen umgangssprache bedarf indessen insofern der einschränkung, als die verschärfung in der mundart sich im gegensatz zum französischen nur nach langem vocal zeigt und mit dem schwachen intensitätsgrad nicht in lebendigem wechsel steht. Es bleibt jedoch die möglichkeit offen, dass früher einmal der sonorconsonant sowol nach vocalischer kürze wie nach länge geschärft oder einfach erscheinen musste, je nachdem sich das tongewicht auf stamm und endung verteilte. Während die consonantenverschärfungen der kurzvocalischen formen insgesammt hätten das feld räumen müssen (so dass sich bei diesen in der gegenwärtigen ma. das resultat nur einer betonungsweise zu zeigen scheint), würden langsilbige formen für zwei verschiedene accentuationsarten sprechen.

a. Die liquiden.

l.

§ 129. Ueber die articulation dieses lautes mag folgendes bemerkt werden. Die von der mittleren zunge gegen die backenzähne hin gebildeten spaltöffnungen lassen den stimmton gleichmässig ausströmen. Der sonorconsonant hat einen hellen akustischen effect. — Hier sei auf einen in B. und anderen schweizerischen mundarten vorkommenden schnalzlaut aufmerksam gemacht. Derselbe wird mit der *l*-zungenstellung hervorgebracht. Die rechtseitige fläche des zungenkörpers wird

energisch an die alveolen und den harten gaumen gepresst, während sich der linke zungensaum gegen die linken backenzähne bewegt. Bei der lösung dieses verschlusses entsteht ein schnalzendes geräusch, das als bejahungs- oder bekräftigungspartikel gilt. In rascher folge werden diese schnalzlaute als lockruf für tiere (ziegen etc.) gebraucht, wobei die grösse der verschlussbildenden zungenteile und die dadurch bedingten akustischen effecte mannigfach variieren können.

Der dem *l* vorausgehende vocal wird weder quantitativ noch qualitativ afficiert: *špil* spiel, *špilän* spielen, *tsil* ziel (*siχ tsum tsil legän* sich ergeben, resignieren), *štil* stiel, schwanz, *kštilät* gestielt, *fil* viel, *bīštal* (mhd. *bîstal*) türpfosten, *hol* hohl, *holän* f. kleine höhle, z. b. in einem baum, *heli* höhle, *huli* n. höhlung im bett (*i ts huli gān* zu bett gehen), *tsolän* (mhd. *zol*) zoll, *šmal, šmelär, tal, telär, malän* mahlen, *siχ walän* (mhd. *waln*) sich wälzen, *mili* mühle.

§ 130. Auf nhd. einfluss beruht die quantitätsveränderung des vorhergehenden vocals in *tsāl* zahl (aber *psalän* bezahlen), *wāl* wahl (letztere form hat auch die dehnung in *wālän* intrans. wählen, und *wālig* = mhd. *walunge* verschuldet, während *weli* (ahd. *welî*) unbeeinflusst geblieben ist: *eimm t weli gän* einem die wahl lassen, einem, der sich nicht will besänftigen, seinem zorn überlassen), *sāl* saal, *ēl* öl.

§ 131. Dehnung des *a* und *ä* (< *ë* und *e*) findet sich vor *ld* und *lt*: *wāld*, pl. *wǟld* wald, wälder, *χāld* kalt, *ālt* alt, *sǟltsän* (ahd. *sëltsâni*; *sǟltsənə psuəχ* seltener besuch), *sālts* salz, *sǟltsän, gālt* (mhd. *galt*) keine milch gebend, *gāltän* die milch verlieren; ferner in sehr singulärer weise vor *ll* in *ēllän* (zu got. *aljanôn*). Man vergleiche auch die dehnung in *fǟllän* (mhd. *vælen*) gegenüber franz. *faillir*, lat. *fallere*.

Anm. *a* (*ā*) ist vor *f* gedehnt worden in *ǟfərrān* (**avarjan*, ahd. *avarôn*).

§ 132. Die alte verschärfte sonorlenis setzt sich als scharf markierte geminata fort in *ēllän* necken, *tsellän* (ahd. *zeljan*) zählen, *firtwellän* (*firtwaljan*, mhd. *vertweln*) mit einem kinde spielen, es unterhalten, *heillän* (< **heiljan*) castrieren (vgl. Id. 2, 1146), *niəllän* (< **nuoljan*, mhd. *nüllen*) wühlen (von schweinen, anderwärts *nuələ*), *teillän* (ahd. **teiljan*) teilen, *Teillär* Teiler (geschlechtsname, neben *teil* teil), *štrǟllän* (ags. *strǣlan*) kämmen

'egenüber *sträl*), *Seillär* seiler (zu got. *sailjan* und *seil* seil), *əllän* (ahd. *bûlla*, mhd. *biule*) beule (zu got. *ufbauljan*).

§ 133. Die verschärfende wirkung eines *j* zeigt sich weiter verben mit interativem charakter: *fīrābəllän* über die geõhnliche zeit hinaus arbeiten, *tšībəllän* (vgl. § 12) schleifen, *ɛpfəllän* tröpfeln, *rihəllän* (mhd. *rüheln*) wiehern. Hier liegt ıs ableitungssuffix *-iljan* vor; *-ilja* begegnet in *jārəllän* jahrıg, *ōrəllän* ohrwurm, *gritəllän* gabelung. Altes *-îlîn* setzt sich s *-əlli* fort, wobei formen mit stammauslautendem *l* den anɔss gegeben haben: *fegəlli* < *vogellîn*, *buəbəlli* < *buobilîn*, *hūlli* < *hûsilîn*. Assimilation zeigt sich in *eigelli* < *eigenlîche*, *īsəlli* < *grûsenlîche*, welche vorbildlich wurden für formen wie *imməlli* (mhd. *heimelîche*), *Iəlli* (ahd. *Uodalrich*) Ulrich, wobei ıs *r* sich dem *l* angeglichen hat.

§ 134. Auch in lehnwörtern begegnen verschärfungen, die eine alte zeit hinaufreichen dürften: *illjän* (lat. *lilia*), *familljän* ıt. *familia*), *Italljän* Italia, *sollär* (lat. *solarium*) söller, *sellän* ıt. *solea*) türschwelle.

Primäres *ll* liegt vor in *Wīllär* (< mlat. *vīllāre*) Brienzwyler, *'īller*, *Wīllərrän* bewohner(in) der genannten ortschaft, *fiššəllän* ıt. *fiscella*), vgl. § 29, *fällän* (lat. *fallere*, franz. *faillir*, mhd. *ɛlen*) fehlen, *fällär* fehler.

§ 135. Alte geminata, die im auslaut als fortis erscheint, əffen wir in *foll* (ahd. *fol*) voll, *štill* still, *toll* (mhd. *tol*) statt-ɪh, hübsch, *ksell* (ahd. *gisello*) gesell, *štell* stelle, *hell* (ahd. *'lla*) hölle (*štall* ist kein echt mundartliches wort; hierfür wird *ıdän* gebraucht).

§ 136. Ausser den in § 132 genannten fällen findet sich ıslautende lenis, der im inlaut geminata parallel geht, in *fal* hd. *fal*) fall (*uf al fäl*, *jedəfal* jedenfalls; *windfal* [mhd. *wintl*], *də windfal rištän* das vom winde umgewehte holz sammeln, *llənd wē* fallsucht), *iχ wil* (ahd. *willu*) ich will, *wellän* wollen, *tel* (mhd. *gestelle*) gestell, *štellän* stellen (vgl. § 137). Reducɔn des consonanten und dehnung des voraufgehenden vocals eist *ubərāl* überall auf.

§ 137. In einigen formen ist die im auslaut reducierte ɭuida auf dem wege analogischer übertragung in den inlaut ɪdrungen: *kfel* (mhd. *gevelle*) glück, glücklicher zufall, *ukfel* ıglück, *kfelig* glück habend, *ukfelig* unglück habend, *fäl* sg.

und pl. fell, *fälän* dat. pl. Ich stelle auch hierher *fälän* schonungslos mit einander ringen, d. h. einander beim *fäl,* bei der haut, packen.

§ 138. Im inlaut begegnet die lenis in fällen, wo wir nach dem zeugnis alter und moderner dialekte die geminata erwarten: *šteli* (vgl. Stalder *stelli* 2, 397), *šweli* (vgl. Stalder *schwelli* 2, 363), *tili* (vgl. Stalder *dilli* 1, 282; könnte älteres **dilî* fortsetzen, vgl. Voc. s. 97. Kluge s. 54), *tsolän* zoll, *firtsolän* verzollen (aber *tsolhūs* zollhaus), *špelig* leicht zu spalten (anderwärts *spellig*), *ušpelig* schwer zu spalten, starrköpfig, dumm (gehört zu einem verb *spellen* [vgl. Schmeller 2, 667], das verloren gegangen ist). Der locale eigenname *Brōtfeli* ein an einer jähen felswand auf der rechten seite des giessbachs sich hinschlängelnder fusspfad wird zur sippe *fallen* gehören (vgl. *fallî*, Graff 3, 465. H. Meyer s. 16).

Anm. Accentuelle gründe erklären die lenis in *kšteläši* (vgl. Voc. § 121. Stalder 2, 896. Schmeller 2, 747) ungeordnete menge gestellter oder auf einander gelegter dinge.

§ 139. In *sellän* (ahd. *solan, scolan*) beruht die verschärfung auf einwirkung des verbes *wellän* wollen. Sie hat sich auch über den plural präs. ind. und conj. präs. ausgedehnt: *miər sellin, iər sellid, si sellin, iχ selli* etc.

§ 140. Schwund des *l* im plur. präs. ind. des verbes *wellän* wollen, ist eine gemeinschweizerische erscheinung und reicht in frühe zeit hinauf (vgl. Weinhold, Al. gr. § 387). Auch *kufän* hat, wenn mhd. *glufe* zu grunde liegt, ein *l* eingebüsst.

Anm. Rom. *l* des inlautes hat sich verflüchtigt in *sässän* (it. *salsa*, mlat. *salsitia*).

§ 141. Anlautendes *l* ist geschwunden in *illjän* (lat. *lîlia*).

§ 142. Uebergang des *l* in *r* liegt vor in *agrəštän* (mhd. *agelster*) elster (vgl. § 151), *Hiltərfiŋŋän* (urk. 1175 *Hiltolvingen*, vgl. Fontes 1, 456; *Hilterfingen* 1190, *Hiltolvingen* 1231, 1319, *Hiltorfingen* 1326 ff.). Sehr seltsam ist für gegenwärtiges *Tärligän* früheres *Tedningen* 1244, *Tedeningen,* da die älteste form *Tarlingen* 1139 (Fontes 1, 418) lautet.

Ganz fremdartig ist der wandel des *l* zu *n* bei *asni* f. (anderwärts *asli, hasli,* zu mhd. *âsel* mit andern ablautsstufen) balkenwerk über dem herde, um fleisch zum dörren aufzuhängen (vgl. Id. 1, 504).

Wandel des *l* zu *ŋ* zeigt *Meŋkχ* Melchior.

Germ. *r*.

§ 143. Abgesehen von den durch assimilation sowie durch das zusammentreffen aus- und anlautender *r* entstandenen fortis- bez. geminataarticulationen besitzt B. ein deutlich gedehntes *r*, was diese ma. zu den übrigen Schweizer dialekten in eine gegensätzliche stellung rückt. Es findet sich indessen weder in der articulationsstelle noch in der articulationsweise des *r* ein grund für dessen eigenartiges verhalten. Auch aus dem schwund des sonorconsonanten in der alten endung *-êr* darf nicht etwa gefolgert werden, dass er wie in gewissen mundarten Deutschlands als *r*-vocal articuliert werde (vgl. Trautmann s. 118).

Die zungenspitze legt sich bei der articulation des *r* an die alveolen der oberzähne. Doch befindet sich die enge hinter der des *l*. Die zungenränder berühren sich mit der backenwand. Durch den exspirationsstrom wird die zungenspitze in regelmässiges vibrieren versetzt und zwar ohne dass an den articulationsengen ein geräusch erzeugt wird. Stimmloses lippen-*r* mit energischer exspiration wird bei intensivem kältegefühl erzeugt. Die stimmhafte varietät gilt als interjection der drohung, des kategorischen befehls.

§ 144. Einfacher laut begegnet nach kurzem und langem vocal: a) *är* (mhd. *ër*), *bär* (mhd. *bër*) bär, *birän* (mhd. *bir*) birne, *šwirän* (mhd. *swir*) pfahl, *har* (mhd. *hër*) her, *dar* (mhd. *dar*) da, daher (vgl. Voc. § 39, 11), *fir* (ahd. *furi*) für, *firär, firärs* weiter, *šär* (mhd. *schër*) maulwurf, *ə furän* (ahd. *furuh*) furche (*dā išt duə ə furə kannän* da ist dann die sache um ein erkleckliches gefördert worden, *grundfurän* stelle im see, wo der absturz zur tiefe beginnt), *šmär* (mhd. *smër*) schmer, schweineschmalz, *där* (mhd. *dër*) der, *wär* (mhd. *wër*) wer, *dir* (ahd. *durih*) durch, *tir* (mhd. *tür*) türe, *bärän* (*bërn*) mit mühe an etwas arbeiten, *šärän* (mhd. *schërn*) scheren, *bärän* (vgl. ahd. *bâra*) bahre, *kšwär* (mhd. *geswër*) geschwür, *iršwärän* (mhd. *erswërn*), *märän* (ahd. *mariha*) mähre, *ətwärišt* (mhd. *entwërhes*), *bigärän* (mhd. *begërn*), *ūfbigärän* aufbegehren, schelten, *ə par* (lat. *par*) einige, *əs par* ein paar. — b) *sūr* sauer, *sūrän* sauer werden, *sūr* sauber gekleidet (ursprung ganz dunkel), *tšūrän* laut hervorsprudeln (bes. vom rauschen eines wasserfalles, anderwärts *šūrə*), *pūr* (mhd. *gebûre*) bauer, *pūrän* viehzucht treiben, *trūrän* trauern, *friərän* frieren, *pšwārän* (ahd. *biswârên, vgl.

Graff 6, 892) beschweren, besonders die schindeln des daches mit steinen belasten.

§ 145. Dehnung vor *r*: *šār* (mhd. *schar*) schar, *špār* (mhd. *spare*) sperling, *wār* (mhd. *ware*) ware, *biwārän* (mhd. *bewarn*) bewahren, *bēri* n. (ahd. *beri*) beere, *mēr* (ahd. *meri*) meer, *wēri* (ahd. *weri*) schutzwehr bei bächen, *wērənän* eine schutzwehr errichten, *kwēr* n. (mhd. *gewer*) gewehr, *kšpōr* (mhd. *gespor*), *špōrän* (zu ahd. *spurnan*) mit den füssen stossen, *fōr* (mhd. *vor*), *tōr* (mhd. *tor*) tor, *fārän* (mhd. *varn*) fahren (bes. zu schiff fahren; zu pferd, zu wagen fahren heisst gewöhnlich *rītän*), *bōrän* (mhd. *born*) bohren, *nōrän* (mhd. *norn*) wühlen, von schweinen.

§ 146. Geschärftes *r* begegnet in *šparrän* (mhd. *sparre*) sparren, *irrän* (ahd. *irren*, got. *airzjan*) irren, hindern, *narrän* narren, *narr* narr, kleine frucht, bes. von kleinen zwetschgen, *narrəštuəl* ein hölzernes, mit einem länglichen sitze versehenes gestell, worauf man holzstücke vermittelst eines klobens einklemmt und mit einem für beide hände construierten messer, *tsigmässär*, zurechtschneidet, *štērrän* (< **stōrjan*, ahd. *stōren*) stören, *lērrän* (got. *laisjan*) lehren, lernen, *hērrän* und *hērän* (got. *hausjan*), *khērrän* hören, gehören, *tōrrän* (ahd. *dorrên*) dörren, *tērrän* dörren, *tirr* dürr, *šwērrän* (ahd. *swerien*) schwören, *wērrän* (ahd. *werian*) wehren, *riərrän* (ahd. *ruoren*, alts. *hrôrian*) rühren, werfen (*tsum grind riərrän* jemand an den kopf schlagen, *tsun eimm riərrän* etwas gegen jemand werfen), *χērrän* (ahd. *chêrren*) kehren, *irχērrän* jemand veranlassen zurückzukehren, *šnierrän* schnüren, *ūskširrän* toben, wüten (zu *kšir*, mhd. *geschirre*), *firwärrän* (mhd. *verwërren*) in unordnung bringen, vom garn, *ətwärrän* (mhd. *entwërren*) entwirren, *šwärrär* comp. schwerer (gegenüber einfachem *r* im pos. *šwär*, ahd. *swâri*), *χnīrrän* (mhd. *knûre*), *flärrän* m. (zu mhd. *vlerre*) wüster flecken, *šmurrän* (vgl. ags. *smorian*) schmoren, *tsäməšmurrän* zusammenschrumpfen, *murrän* f. kleiner schlitten, dessen kuchen auf zwei brettern ruht (vgl. Stalder 2, 222), *hērrän* pl. von *hēr* (alts. *hêrro*) herr (*tsum hērrən gān* in den kirchlichen religionsunterricht gehen).

Als schallwörter sind anzusehen *rurrän* bellen (Stalder 2, 294), *surrän* summen, surren (hiervon ist abgeleitet *surrän* f. schmeissfliege, d. i. die 'surrende'), *pfurri* kreisel, kleine, behende

person, *pfurrän* schnell sich bewegen. Ich merke ferner an *χlabīrrän* ohrfeige (vgl. bair. *kläber* hand, Schmeller 1, 1319); *tärr* (vgl. mhd. *ters*) eigensinnig (Stalder 1, 267) fasse ich als ablaut zu got. *gadars* mit grammatischem wechsel (wie *dürre*: *durst*).

§ 147. Geminiertes *r* begegnet in nebentoniger stellung bei nom. ag., volks-, geschlechts-, collectiv- und ortsnamen mit dem suffix *-arja*. Die männlichen subst. weisen die gemination noch im dat. plur. auf:

1. *šnīdərrän* schneiderin, *lugnərrän* lügnerin, *χiəijərrän* küherin, *hewwərrän* heuerin, *näijərrän* nähterin etc.

2. *Briənsərrän* Brienzerin, *Riədərrän* Riederin, *Italjänərrän* Italienerin etc.

3. Weibliche geschlechtsnamen mit diesem suffix haben einen etwas verächtlichen beigeschmack: *Eklərrän* frau Eggler, *Trouffərrän* frau Trauffer etc.

4. *dōrnərrän* dorngesträuch, *χlempnərrän* haufe der waldameisen, *sidərrän* (zu mhd. *sudeln*) pfütze, mooriges land, sumpfige stelle, *brāmmərrän* brombeerenstaude, *hārtsərrän* stelle, wo harzfluss ist etc. (vgl. Voc. § 127).

5. *Urssərrän, Ramsərrän, Goldərrän* (urk. *Golderron* 1244), *χrūtərrän, Habχərrän* (urk. *Habcherren* 1260, *Habcherron* 1275).

Anm. Nicht zu verwechseln mit dieser endung ist anderwärtiges *-ərə*, das auch noch der rest eines selbständigen wortes sein kann, vgl. *Fluntərə* Fluntern, urk. *Flobotisreine* 820, *Vluontrein* 1225, *Fluntron* 1384 (H. Meyer s. 18).

§ 148. Im auslaut herscht die lenis, namentlich bei imperativformen: *šwēr* zu *šwērrän* schwöre, *štēr* störe, *χēr* kehre, *šwär* schwer.

Inlautendes *r* ist vereinfacht worden in *turän* (lat. *turris*, ahd. *turra*, mhd. *turm*).

§ 149. Rätselhafte dehnungen vor *rr* weisen auf *špērrig* (zu mhd. *sperrig*) steif vom laufen, arbeiten, *hārrän* (ahd. *harra*) brettchen, auf dem schlingen aus pferdehaar zum fangen der vögel sich befinden.

§ 150. Ausser diesen längungen haben wir vor *r*-verbindungen folgende namhaft zu machen:

a) vor *r* + nasal: *wārm* warm, *wārmli* warmer wein, der in früheren zeiten namentlich bei einem taufschmaus getrunken

wurde (die umgelauteten formen *wermär, wermi* liefern den beweis, dass die dehnung erst nach ablauf der umlautsperiode eingetreten ist), *ārm* arm, *ärmli* arm (vgl. Voc. § 130, 3), *ērmäl* ärmel, *tārm* darm, *hiəndərtārm* unkraut, anagallis, *irbārmän* erbarmen, *lärmän, lärmmän* m. lärm, *χōrän* (ahd. *chorn*) korn, *gārän* (ahd. *garn*) garn, *undərgärəllän* jemand an etwas hindern (*miər tiən imm das undərgärəllän*; das wort gehört offenbar zu *gārän*), *gärän* (ahd. *gërno*) gern, *färän* (mhd. *vërne*) letztes jahr, *forfärän* vorletztes jahr, *hōrän* (mhd. *horn*) horn, *dōrnän* f. (ahd. *dorn*) dorn, *wārnän* warnen, *štärnän* (ahd. *stërno*), *bārnän* (ahd. *barno*) krippe für das vieh, *fārän* (ahd. *faran*), *fārän* m. (ahd. *farm, farn*) farnkraut, *fērm* (franz. *ferme*) sehr, trefflich, *fōrm* form, knopf mit löchern zum annähen.

Keine dehnung haben *šärm* (mhd. *schërme*) schutz vor dem regen, *šärmän* beim regen unterstehen (*a šärm gān, im šärm sīn*; *šärmtannän* grosse wettertanne, wo man vor dem regen zuflucht finden kann).

b) vor *r* + dental: *ārt* art, *χārtän* f. karte, *gārtän* (mhd. *garte*) garten, *fārt* (mhd. *vart*) fahrt, *wārtän* (mhd. *warten*), *hārts* (mhd. *harz*), *färsän* (mhd. *vërse*) ferse, *härtsäl* (zu mhd. *schërzel*, vgl. Voc. § 79), *härdän* (ahd. *hërdo*), *χärdär* (mhd. *quërder*) regenwurm, *χārtš* (mhd. *karst*), *šmärz* (mhd. *smërz*), *bārd* (mhd. *bart*) bart, *bārtän* rasieren, *wärdän* (mhd. *wërden*), *wärd* (mhd. *wërt*), *hasəšārtän* hasenscharte, *wārtsän* warze, *šērtän* (ahd. *scerte*), *gērtäl* (mhd. *gertel*), *gärštän* gerste, *färs* (mhd. *vërs*) strophe (das ältere wort hierfür ist *ksats, ksätsli*), *ārs* (mhd. *ars*).

Von der dehnung sind nicht ereilt worden *šwarts* schwarz, *märt* markt, *štarts* (vgl. § 52).

c) vor *r* + guttural: *bärg* berg, *mārg* (mhd. *marc, marges*) mark, *mārχ* (ahd. *marcha*) marke, *mārχän* die grenze abstecken, *wärχ* werk, werg (*narrənwärχ* possen, *šalllənwχär* [anderwärts *šälləwärχ*] zuchthaus), *wärχän* angestrengt arbeiten, *lärχän* (mhd. *lerche*, lat. *larix*) lerche.

Nicht gedehnt sind *štarχ* stark, *šterχär* stärker.

d) vor *r* + labial: *šärbän* (mhd. *schërbe*), *wärbän* (mhd. *wërben*), *ārbeit* arbeit (*in ärbətən gān* einen plan hegen), *χärbän* (mhd. *kërbe*) einschnitt, spalt, *gārbän* (mhd. *garbe*) garbe, *firdärbän* (mhd. *verdërben*), *firdērbän* (mhd. *verderben*), *štärbän*

(mhd. *stërben*), *sārbän* pappel, *iχ tārf* ich darf, aber *miər terffin* wir dürfen.

Nicht gedehnt ist der vocal vor *r* + *w*: *farw* (ahd. *farawa*) farbe, *färwän* färben, *gärwän* (ahd. *gariwen, garawen*), *gärwi* gerbe, *špärwär* (ahd. *sparwâri*) sperber.

§ 151. Uebergang des *r* in *l* zeigen *χilχän* kirche (vgl. Weinhold, Al. gr. 162; in den Fontes, die bis zum eintritt Berns in den Schweizerbund reichen (1353), begegnen *Kyrchberg* 994, nachher *Chilchberc, Kilchberc* etc., ferner *Chilthorf* 1228, *Kylhdorf, Kyltorf* etc.), *Burgdōrf* an vielen orten *Burtləf* gesprochen (< *Burgdləf* < *Burgdrəf* < *Burgdərəf* < *Burgdərf* < *Burgdorf*), *ridəllän* (mhd. *rideren*) singen mit zitternder stimme, *massolkχa* mazurka (über *sidərrän* vgl. § 147; bei *mummlän* murren ist es fraglich, ob onomatopoietische neuschöpfung im spiele ist, oder ob das wort auf ahd. *murmulôn* zurückgeht, wobei sich das *r* dem folgenden *m* angeglichen hätte), *mārməlli* zu mhd. *marmelîn* aus dem lat. *marmor*) murmel, kleine steinerne kugel als spielzeug für die kinder, *balbiər* (franz. *barbier*, mlat. *barbarius*) barbier. Ziemlich localisiert ist dieser wandel bei *ǟri* (zu mhd. *ahir*), dem im amt Seftigen und anderwärts *ǟli, ēli* (vgl. Voc. § 122 c, 1) gegenüberstehen. Sodann hat B. im gegensatz zum nhd. ein *l* in *χifäl* (mhd. *kiver, kivel*) kiefer.

Unterblieben ist der wandel des *r* zu *l* in *frūmmän* (mhd. *pflûme* < lat. *prûna*) und in *mersär* (*morsel, mörser*).

Lebendiger wechsel zwischen *r* und *d* begegnet bei *fǟrli, fǟdli* (mhd. *varhelîn*), ebenso in *nārišt, nādišt* (vgl. Stalder 2, 241). Das gegenüber von *r* und *n* liegt vor in *štǟrlän* (Meiringen), *štärəlla* (I.), brienz. *štǟndlän* junge ziege, *ērdär* (< *êrer* < *êr*), *ēndär* (die erste form wird adjectivisch, die zweite adverbiell gebraucht).

§ 152. Infolge accentueller schwäche ist *r* geschwunden in *gad* gerade, dem die stark betonte form *grad* zur seite geht. Inlautendes *r* ist ferner geschwunden in *donštig* (mhd. *donerstac*). Ueber andere fälle s. § 53.

Im auslaut hat sich das *r* verflüchtigt in *dā* (mhd. *dâ, dâr*), *wā* (mhd. *wâ, wâr*; vor folgendem consonant fiel *r* aus, vor vocalischem anlaut blieb es bewahrt, worauf dann ausgleichungen nach beiden richtungen erfolgten, vgl. Voc. § 11). Das nebeneinander von bewahrtem und geschwundenem r haben wir ferner

in *niəna* < *nienêr* nirgends, *niənəran* an nichts (vgl. Voc. § 39), ferner in den lediglich durch den accent geschiedenen formen *har, her* (nach *dar* gebildet) und *ha*: *wā χūšt du har?* wo kommst du her? : *apha* (< *abehar*) herab etc.

§ 153. Schwund des *r* zeigen ferner das adverb *nīmma* < *nimmêr* nicht mehr, der nom. sg. masc. des stark flectierten adjectives: *ən guəta* < *ein guetêr* sowie die pronomina *mīna* < *mînêr, dīna* < *dînêr, disa* < *disêr.*

Wenn die endung des ahd. gen. plur. *unsêr, iuwêr* nicht auch zu *a* geworden ist, so mag das darauf beruhen, dass das bestreben obgewaltet hat, die nach analogie von *mīna* etc. gebildeten *īsa, ewwa* (vgl. ahd. *unserêr, iuwerêr*) nicht mit dem genitiv des persönlichen pron. *īsər, ewwər* zu confundieren, oder aber es verdankt das *r* seine erhaltung der stellung vor vocalischem anlaut: *das išt īsər eimm ts fil* das ist unser einem zu viel (vgl. oben).

Anm. 1. Abweichend von vielen Schweizer mundarten bewahrt B. das *r* im nom. masc. des demonstrativpron. *dăr* (mhd. *dĕr*).

Anm. 2. Schwund des *r* im inlaut bez. assimilation des *r* an *s* zeigt *donštig* (mhd. *donerstac*).

Ueber die diphthongierung des *i* vor *r* in *miər* wir etc. vgl. Voc. § 39.

§ 154. Epenthetisches *r* liegt vor in *kχartolišš* katholisch, *firluršt* verlust (Voc. § 41), *šruəffän* (mhd. *schuofe*) wasserschöpfer, *mōrndrišt, mōrndrišti* zu mhd. *morndes* (vgl. Voc. s. 95).

Anm. Zum schlusse seien als etymologisch dunkel angereiht *burnäglän, gurnäglän,* daneben auch *bunnäglän* und *gunnäglän,* alle vier mit der bedeutung: in den fingerspitzen einen stechenden durch frost erzeugten schmerz empfinden, wofür ostschweizerische mundarten *χuənagəl* verwenden.

β. Die nasale.

Germ. *m.*

§ 155. Germ. (rom.) *m* ist in- und auslautend erhalten: *sum* m. (engl. *some,* got. *sumai*), *sumi* n., *suma* f. einige, *hamär* (mhd. *hamer*) hammer, *himäl* (mhd. *himel*), *sumär* (mhd. *sumer*) sommer, *χämətän* (mhd. *kemenâte*) nebengemach, *siχ šämän* (mhd. *sich schamen*), *χemi* (mhd. *kamîn,* lat. *caminus*), *rämän* f. (mhd. *rame*) rahmen, *χromän* kleiner anbau neben einem stall, meistens

als behälter für streue dienend, *štrewwiχromän, liššəχromän*), *tsämän* (mhd. *zemen*) zusammen, *χimi* (mhd. *kumin*, lat. *cuminum*), *lam* lahm, *lemi* lähmung, *lemär* lähmer, *lamätšän* hinken, *tsam* zahm, *tsemär, brom,* pl. *bremär*, junger zweig der bäume und sträucher, *bromän* laub der jungen zweige fressen, *brombīssär* gimpel (das wort scheint im ablaut mit *brāmmərrän* zu mhd. *brâme* zu stehen), *i nimän* ich nehme, *miər nämin* wir nehmen, *i χumän* (mhd. *kume*), *miər χemin, χomät* (mhd. *komat*, aslov. *chomątŭ*, Kluge s. 194).

§ 156. In einigen fällen hat sich *m* in *n* gewandelt: *boun* (mhd. *boum*) baum (pl. *beimm*), *troun* (mhd. *troum*) traum (pl. *treimm*), *soun* und *soumm* saum, *šūn* (mhd. *schûme*) schaum, *toun* (mhd. *toum*; pl. *teimm*) dampf (vgl. § 33), *fadän* (mhd. *fadem*; aber *ifädmän* einfädeln), *bodän* (mhd. *bodem*) boden, *gadän* (mhd. *gadem*) stall, *hein* (mhd. *heime*) heim, *χun* imp. 2. sing. (diese form kann spontan entstanden sein oder ist von *χund* beeinflusst, worin der dentale geräuschlaut den wandel des *m* verursacht hat), *ufəršant* (< *unverschamt*) unverschämt, *šturna* schwindlig (*iχ bi*[*n*] *šturna* mir ist schwindlig, anderwärts *šturm, gšturm,* vgl. Stalder 2, 416; zu mhd. *sturm* oder ahd. *stornên*?).

§ 157. Inlautende sonorlenis ist infolge schwachtonigkeit geschwunden in *χon* inf., part. prät. (mhd. *komen*), *nän* (mhd. *nëmen*), *knun* (mhd. *genomen*), vgl. *gän* geben, *han* haben.

§ 158. Alte schärfungen weisen auf *hammän* (mhd. *hamme*) schinken, *grīmmän* (zu mhd. *grimme*), *šwumm,* ablaut zu nhd. schwamm, *šwimmän* (mhd. *swimmen*), *štumm* stumm, *goummän* (got. *gaumjan*) kinder hüten, *goummərrän* kindsmagd, *troummän* (< **troumjan*) träumen, *šūmmän* (**skûmjan*) schäumen, *rūmmän* (alts. *rûmian*) räumen, *sūmmän* (**sûmjan*) säumen, *līmmän* (ahd. *lîmjan*) leimen, *līmm* leim, *teimmän* (**toumjan*) zu *toun* (vgl. § 33), *šwärmmän* (**swarmjan*, mhd. *swermen*) schwärmen, *wärmmän* (**warmjan*) wärmen.

Altes *mm* dürfte ferner in den pronominalformen *dämm, wämm, imm* stecken (vgl. Voc. § 23).

§ 159. Weitere fälle von gedehntem *m*, die neueren datums sein dürften und sich aus dem in § 128 besprochenen accentuationsgesetz erklären würden, sind *sāmmän* (mhd. *sâme*) samen, *diheimmän* (< *dâheime*) daheim, *niəmmän* (mhd. *nieman*), *štrīmmän* m. (mhd. *strîme*) ein blutunterlaufener streifen, herrührend von

druck oder streichen, *brāmmərrän* (zu mhd. *brâme*) brombeerstrauch, *χrämmär* (mhd. *krâmære,* der geschlechtsname Kramer lautet *χrämmär*), *χrāmm* kram, *χrāmmän* kramen, *χīmmän* (mhd. *kîme*) keim, *χūmm* (mhd. *kûme*) kaum, *lärmmän* (mhd. *lermen* zu franz. *alarme*), *Pūmmän* (mhd. *bûman*) Baumann (geschlechtsname), *trämm* (mhd. *trâme*) balken, *trämmäl* stück rundholz, *leimm, lein* (mhd. *leim*) lehm, *leimmig* aus lehm, *leimmərrän* lehmgrube, *feimm* (mhd. *feim*) und *ouχfein* (vgl. Voc. § 68), *šträmmän* (zu mhd. *strâme*) gestreifte ziege, *tūmmän* (mhd. *dûme*) daumen, *riəmmän* (mhd. *rieme*) riemen, *bluəmmän* m. (mhd. *bluome*) blume, *pfriəmmän* m. (mhd. *pfrieme*), *brämm* m. pl. *brämmän* (mhd. *brëme*) bremse, *flūmm* (mhd. *phlûme,* lat. *plûma*) flaum.

Anm. 1. In *frūmmän* f. haben wir schärfung eines secundären *m* (aus *n*, mhd. *phlûme* < lat. *prûna*).

Anm. 2. Ein im mhd. verschärftes *m* hat die ma. wider vereinfacht in *fiməllän* (mhd. *fimmel* < lat. *femella*) männlicher hanf. Ueber die auffassung der sachlichen bedeutung vgl. Id. 1, 826.

§ 160. Dunkel sind *fummäl* m. werkzeug des schuhmachers, womit dieser die ränder der sohlen glatt reibt, kleine, dicke person, *fummlän* jemand fest in die finger nehmen, durchprügeln, *flīmmän* werfen (wird zu **fliumjan* gehören, das mit an. *flaum* in ablaut steht, vgl. Graff 3, 768; von diesem worte ist das schweizerische *flūmə*, vgl. Id. 1, 1198, fern zu halten). Eine lautnachahmende neuschöpfung mag *ummäl* hornisse und *umməllig* zudringlich bittend, sein. — Ueber *tsuəmmərlig* vgl. § 186.

§ 161. Epenthetisches *m* findet sich in *tswimsəllän* (< ahd. *zuisila*, Graff 5, 730. Schmeller 2, 1183) doppelfrucht. Uebergang des *m* in *n* vor epenthetischem *t* begegnet bei *sintsän* (mhd. *simez, simz*).

Germ. *n*.

§ 162. Treue bewahrung sämmtlicher auslautender *n* sichern der ma. B. ein höchst charakteristisches gepräge, das nur einer kleinen gruppe eigen ist. Doch auch die wenigen idiome, die etymologisches *n* des auslautes zähe festhalten, gehen mit rücksicht auf den combinatorischen wandel des sonorlautes sowol als auch hinsichtlich der analogischen übertragung desselben wesentlich auseinander.

Wie bei den übrigen lenes bleibt der dem *n* vorausgehende vocal nach qualität und quantität unangetastet: *sun* (mhd. *sun*)

sohn, *šinän* (mhd. *schine*) schiene (auch für *šprīssän* splitter gebraucht), *šinbein* schienbein, *an* an, *in* in, *manän* (mhd. *manen*), *firmanän*, *gwanän* intrans. sich gewöhnen (*iχ bi[n] sin* [dessen] *nīmma kwanäd* ich bin es nicht mehr gewohnt), *ungwan* ungewohnt, *kikəlhan* göckelhahn, *geinän* (steht im ablaut zu mhd. *ginen*, Id. 2, 328), *ronän* (mhd. *rone*) baumstrunk (*šlāffän wiə ə ronän* fest schlafen), *iχ bin* ich bin, *wīn* wein, *sīn* 1. pl. präs. ind., *šlein* stein, *bein* bein, *šīn* (mhd. *schîn*; *mit šīn* wie es scheint). Anzumerken ist ferner *χänäl*, mhd. *kanel*, lat. *canalis*) dachrinne, *munitsänän* (Schmeller 2, 1131. Stalder 2, 220. Graff 2, 1148).

§ 163. Für beeinflussung durch die schriftsprache zeugen folgende längungen: *fānän* f. (mhd. *vane*) fahne, *ǟndli* (mhd. *anelich*), *ānig* (zu mhd. *anen*) ahnung, *wōnig* wohnung, *wōnän* (vgl. Voc. § 83, 5 b), *pān* bahn, *īsəpān* eisenbahn.

§ 164. Geschärftes *n* weisen folgende beispiele auf: *brinnän* (mhd. *brinnen*) brennen, *rinnän* rinnen, *irrinnän* (ahd. *arrinnan, irrinnan*) aus dem boden hervorspriessen, *bännän* (mhd. *benne*) bretterwagen (*mištbännän*), *brunnän* brunnen (auch localer eigenname), *grännän* (mhd. *grennen*, ahd. *grannjan*) grimassen schneiden, *flännän* (ahd. *flannên*, mhd. *vlennen*) weinen, *sunnän* (mhd. *sunne*) sonne, *dinnän* drinnen, *hinnän* (mhd. *hinnen*) hier innen, *χrinnän* (mhd. *krinne*) einschnitt (*mitagχrinnän* felsenspalte westlich des Faulhorns), *χinni* (mhd. *kinne*) kinn, *pχennän* (mhd. *bekennen*) erkennen, bekennen, *gwinnän* (mhd. *gewinnen*), *tannän* tanne, *mennän* (ahd. *mennen*, mlat. *mannire*, franz. *mener*, it. *menare*), *holts mennän* holz führen (vgl. Stalder 3, 207), *špannän* (mhd. *spannen*) spannen, streiten, zanken, *špinnän* spinnen, spinne, *firtsennän* (mhd. **verzennen*) gelüsten (*əs firtsend miχ* es gelüstet mich, *firtsennig maχχän* lüstern machen, anderwärts *gluštig maχχə*, vgl. Stalder 2, 464), *firgennän* (mhd. *vergunnen*) missgönnen, *dänna* (mhd. *danne*) von da weg, *pfannän* (mhd. *pfanne*), *χannän* (ahd. *channa*) kanne, *χannänbirän* kannenbirne, *tagwannär* (mhd. *tagewaner*) taglöhner, *tagwannän* im *tagwan*, tagwerk, arbeiten (wird im ablaut zu mhd. *winnen* stehen, vgl. Stalder 1, 258. Schmeller 2, 917), *wannän* (mhd. *wannen*) mit der futterschwinge schwingen, *wannərli* falco tinunculus (so genannt wegen seiner schnellen schwingenden bewegungen), *tinn* (ahd. *dunni*) dünn, *innōd*, *ənnōd* (mhd. *unnôt*) : *är hed mi nid innōd klān* er hat mich nicht ungenötigt gelassen, d. h. gezwungen; die reduction

des *u* ist auf die verdunklung des etymologischen hintergrundes zurückzuführen.

§ 165. Westgermanische schärfungen spiegeln sich wider in *šēnn* (ahd. *scôni*; hiervon ist wahrscheinlich *šēnnän* die früchte schälen, gebildet : *šēnnän* fruchtrinde [anderswo *šintsəṭə* zu *šində, šintə*], aber *šōnän* schön sein, schön werden, vom wetter, *šōn* m. schönes wetter, *dər šōn išt šōn umhi undər əm taχ* das schöne wetter ist schon wider vorbei), *hēnn* (ahd. *hôni*) zornig, *firhēnnän* (zu ahd. *hônjan*) zornig machen (*ts wēnig u ts fil firhēnnän alli špil* masslosigkeit schadet in allen dingen, vgl. Id. 2, 1365), *griənn* (ahd. *gruoni*) grün (ohne gemination *gruənän* (ahd. *gruonên* grünen), *χleinn, χlīnn* (ahd. *chleini, *chlîni*) klein, *meinnän* (ahd. *meinjan,* alts. *mênian*) meinen, stolz sein (*er meint siχ* er ist stolz), *hennän* (mhd. *henne*) henne, *hennəfogäl* hühnerweih (neben *han* hahn), *gwennän* (< **giwanjan,* got. *wanjan*) gewöhnen. Auch das erwähnte *-tsennän* dürfte hierher zu rubricieren sein.

Sodann seien noch namhaft gemacht *fēnn* (mlat. *favonius*) föhn (*fēnnigs wätär* föhnwetter, *fēnnän* vom wehen des föhnes), *tēnnän* (mhd. *dœnen* zu lat. *tonus*) tönen.

§ 166. Auffällig ist *šīnnän* (mhd. *schînen*). Entweder liegt eine alte form *scînjan* zu grunde, oder wir haben die wirkung des in § 128 besprochenen gesetzes. Ebenso ist *šwīnnän* (mhd. *swînen*) schwinden zu beurteilen (dazu *šwīnnänd* verkümmern eines gliedes).

§ 167. In einigen fällen ist infolge accentueller nachdruckslosigkeit alte geminata vereinfacht worden: *den* (mhd. *danne, denne, den*) dann, *wen* (mhd. *wanne, wenne, wen*) wenn, als adverb und conj., *drin* (mhd. *darinne*) drinnen.

Ferner begegnen in übereinstimmung mit dem mhd. (ahd.) auslautende lenes, denen im inlaut eine geminata gegenübersteht: *sin* (mhd. *sin*) sinn, *gwin* (mhd. *gewin*) gewinn, *man* (mhd. *man*), pl. *manna.*

Verflüchtigung des *n* in betonter silbe.

§ 168. Das von Staub in Frommanns zeitschrift bd. 7 so trefflich behandelte lautgesetz über den ausfall des *n* in spirantischer nachbarschaft weist in allen teilen des schweizerdeutschen sprachgebietes seine tiefsten spuren auf, und zwar

so, dass der schwund des nasals vor labialer und dentaler spirans fast noch durchweg im lebendigen wortschatz sich vorfindet oder durch zeugnisse als früher existierend erwiesen werden kann, während die verflüchtigung des *n* vor gutturaler spirans ganz localisiert auftritt und mundarten unter sich vereinigt, die nicht nur in formeller beziehung, sondern auch mit rücksicht auf ihre lexicalischen schätze zu einer näheren verwantschaft sich zusammenschliessen. Es sind dies mundarten des südlichen teils des cantons Bern, des Wallis, sowie des Graubündnerlandes (vgl. Literaturblatt 10, 87 ff.).

Finden sich auch ganz sporadische belege dieses lautgesetzes ausserhalb der erwähnten sprachzone, so sind sie indessen zu unbedeutend, als dass sie die annahme einer auf diesem kriterium basierenden sprachgenossenschaft zu erschüttern im stande wäre.

§ 169. Vor der labialen spirans hat sich in B. der verflüchtigungsprocess des *n* auf folgende fälle erstreckt: *houf* (mhd. *hanf*), *houssät* < **hanfsât* (vgl. Staub, Frommann 7, 361), *rouft* (mhd. *ranft*) in *brōdrouft* brotkruste, *reiftli* dim., *Rouft* felswand in der nähe des Giessbaches, *souft* (mhd. *sanft*) leicht, bequem (*iχ mags souft* ich kann die arbeit leicht machen), *seiftär* comp., *firnūft* vernunft, *ufirnūft, ufərnūft* unvernunft (vgl. Voc. § 86, 2), *ufirnīftig, ufərnīftig* unvernünftig, *fīf* (mhd. *vünf*), *χīftig* (künftig) ähnlich (vgl. Voc. § 92). Ueber *tsuəkχunft* vgl. ebd.

§ 170. Vor dentaler spirans begegnet schwund des *n* in folgenden beispielen: *χoušt* (mhd. *kanst*) 2. sg. präs. ind. (vgl. Voc. § 68, 1), *Housi, Housəlli* (zu *Hans*), *flousän* pl. passen (zu mhd. *vlans*), *fīštär* (mhd. *vinster*), *fīštri* (mhd. *vinsterî*) dunkel, *fištərmīslän* im dunkel bei einander sitzen, mit einander schäkern, *trīssän* (zu älterem *trinsen*, vgl. Voc. § 81, 2), *tsīs* zins, *tsīsän* zinsen, *χūšt* m. kunst, schwierige sache (während hier der nasal geschwunden ist, hat man in *χunšt* f. [mhd. *kunst*] ofensitz [anderwärts *χoušt*], wol unter einfluss der amtlichen orthographie oder um einem lautlichen zusammenfall dieser form mit der vorigen aus dem wege zu gehen, ihn wider restituiert; vgl. Staub a. a. o. 201), *firgūšt* (mhd. *vergunst*), *firgīštig, eis* (< *eins* < *einaz*), *χūšt* (< *kunst*) 2. sg. präs. ind. kommst, *rūss* (mhd. *runs*) ausgetrocknetes flussbett, *ussän* (mhd. *unze*) unterdessen (vgl. Voc. § 86, 2), *kīssän* (mhd. *günsen*) einen

durchdringenden schrei ausstossen, *meiššän* f. (< *mense, manse*) junges rind (davos. *mänša*, vgl. Bühler 2, 88. Stalder 2, 193. Staub a. a. o. 35), *pfeištär* (mhd. *vënster*) fenster, *īs* (ahd. *unsih*) uns.

In einigen fällen ist die restitution der alten form auf rechnung der schriftsprache zu setzen, wofern die verflüchtigung überhaupt je eingetreten war: *brunšt* feuersbrunst, *tunšt* dunst, *kšpenšt* gespenst. Sodann begegnen anderwärts *wöüššə, jeissənər* für brienz. *winšän, jäntsənär* (vgl. § 91 und Id. 3, 52).

Anm. Beim ortsnamen *Amsoldinnän* — am ort selbst *Asoldinn* gesprochen — scheinen volksetymologische zurechtlegungen ihr spiel getrieben zu haben (urk. stets *Ansoltingen* mit *n*). Ebenso haftet an den urkundlichen formen für das gegenwärtige *Leissigän* der dentale nasal: *Lenxingen*, *Lensingen* (vgl. Fontes).

§ 171. Vor gutturaler spirans ist *n* getilgt worden in *bouχ* (mhd. *bank*; *beiχ* pl., *beiχli* dim., *houbouχ* fleischbrett, gegenüber *hobəlbaŋkχ*), *χrouχ* (mhd. *krank*) gebrechlich (vgl. Voc. § 68, 2), *χreiχi* blödigkeit, *χreiχär* comp., *šwouχ* (mhd. *swanc*) schwall, *šweiχän* schwenken, *trīχän* trinken, saufen, *trūχna* flect. part. prät. besoffen, *trūχän* getrunken, gesoffen, *trouχ* (mhd. *tranc*) abguss, *treiχän* tränken, *treiχi* tränke, *wīχäl* winkel (über *wilweiχig, irreiχän, heiχän, šeiχäl, šeiχän, išeiχän, teiχän* vgl. Voc. § 74), *štīχän* stinken, *kštūχän* gestunken, *kštouχ* gestank, *ouχ(än)* anke (begegnet noch in *ouχfeimm*, *ouχfein* butterschlacke, während sonst *aŋkχän* gilt), *phouχt* (< **behanket*) nebliges wetter, *douχ* dank (*tsum douχ maχχän* zu dank machen), *χlouχ* (mhd. *klanc* zu *klinken*) klang (Stalder 2, 107; über diese formen sowie über *χreiχän* vgl. § 68, 2), *χūχlän* kunkel, *tūχäl, tīχli* dunkelheit, *tūχlän* dunkel werden, *trīχlän* (< **trinkla*) glocke der ziegen und schafe (vgl. Frommann 7, 23), mit einer solchen glocke läuten, *tuχχäl* wasserröhre (kann, obwol aarg. *düŋkχəl* bedeutungsgleich gegenübersteht, schon mit rücksicht auf den stammvocal nicht aus einer form *dunkel* hervorgegangen sein; das wort geht vielmehr mit *akχän* wassergraben, auf lat. *aquaeductus* zurück, wobei die verschiedenheit des accentes, auf welchem die zwillinge beruhen, von der verschiedenheit in der zeitlichen entlehnung herrühren mag; die aarg. form ist als ein fall von nasalverstärkung zu beurteilen, vgl. Schmeller 1, 582. Stalder 1, 323, wo das wort *dūχel* begegnet, was einen

cundären einschub des *n* mit nachheriger verflüchtigung des-
lben zur voraussetzung hat; I. kennt *tuχχəl* und *tüχəl,* das
stere im sinne von dickkopf, dummkopf, *Matətuχχəl,* das andere
s wasserröhre).

§ 172. Abgesehen von der gutturalreihe hat der schwund
s *n* die schärfung des folgenden consonanten nach sich ge-
gen. Es liegt schärfung vor in *houffän, trīssän, meiššän,
ssän, rūss.* Wo sich im inlaut die lenis vorfindet, ist sie als
ertragung aus dem auslaut zu erklären. Im auslaut hat
h die schwächung, *rūss* ausgenommen, durchgängig vollzogen.
var scheinen *Housi* und *flousän* dem gesagten gegenüber protest
erheben. Doch ist der widerspruch leicht zu lösen. *Housi*
ıg von den neugebildeten *Hansi, Hänsi* beeinflusst worden
in, während *flousän* unter der herschaft der dem dialekt ver-
·en gegangenen singularform **flous* < *flouss* < mhd. *vlans* stand.

§ 173. Bei einer anzahl wörter setzt der schwund des *n*
n ausfall eines zwischen *n* und der dentalen spirans liegenden
cals voraus: *eis* < *eins* < *einaz* eins, *eissän* (< *einesen,* mit
eonastischer erweiterung durch beifügung der schwachen en-
ng, vgl. Id. 1, 273; *wägän eissə(n)twägän blībt nīd undər wägän*
ıe sache wird gemacht, auch wenn eine person weniger daran
beitet); *mīs* (< *mīns* < *mînaz*), *dīs, sīs, əkheis* keines.

§ 174. War in den bisherigen beispielen die verflüchtigung
s *n* an die nachfolgende spirans der starktonsilbe gebunden,
steht sie in den folgenden mit accentuellen gründen im
sammenhang: *sägəsän* (mhd. *sëgense*) sense, *tannis* (mhd.
nnînez) tannenholz, *buəχis* buchenholz, *eiχis* eichenholz, *Stäffis-
rg* (< *Steffens-* < *Stephansburg,* urk. *Stevensburc* 1133, *Stephens-
rc* 1224, *Stephenspurch* 1231) ortschaft bei Thun.

Ferner im genitiv des inf. *firbärgis maχχän* versteckens
ielen.

Sodann ist *n* vor *t* getilgt worden in *əpχon* < *entbekomen*
gegnen, *əphan* < **entbehaben* festhalten, zurückhalten.

Das nebeneinander des *n*- und *t*-typus liegt vor in *eigəlli*
ıit assimilation des *n*, mhd. *eigenlîche*) fleissig, und *eigətli*
gentlich, *ōrdəlli* (*ordenlîche*) gegenüber *ōrdətliχ* anderer dia-
kte; aber *hoffətli* hoffentlich.

Obwol eine form *änän* in *dänän* (< *dâ ënent*), *änən nāha*
nseits, existiert und auch in *änəfir* jenseits steckt, weist das

sandhiproduct *änətir* auf die nebenform *ënent* hin (< *ënent durih*), ebenso *änət īs, änət dər Ār* jenseits der Aare.

Die gleiche lautliche zweispurigkeit — und zwar unter dem einfluss von *ënent* — begegnet in *näbən nāha, näbən eχ* neben euch, *dərnäbän* daneben, *näbəfir* (**nëbenfuri*) daneben gegen *näbətir* (< **nëbentdurih*) neben durch, — *obən nāha, obəfir, obətir*, — *unnən nāha, unnəfir, unnətir*.

§ 175. Vom gleichen schicksal wie die vorsilbe *ent-* wird die conjunction *und* ereilt, wenn sie in schwachtoniger stellung vor consonantischen anlaut zu stehen kommt: *fiəretrīssg* gegenüber *fīfəndaχtsg*. Neben *əd*, *ənd* haben sich zwei andere reihen von parallelformen herausgebildet: *ud, un* sowie *ən, ə* (vgl. Voc. § 28). Während *ud, un* im nebenton begegnen, weisen *ənd, əd, ən, ə* auf grösste nachdrueckslosigheit hin. Die formen mit *ə* wie *fīfənīntsg* etc. sind analogische übertragungen nach bildungen wie *fīfəfītsg,* wo *n* schwinden musste (vgl. Voc. § 27).

§ 176. Im gegensatz zu vielen Schweizer mundarten schliesst sich dem *n* kein epithetisches *d* an in *tswiššän* zwischen, *totsän* (it. *dozzina*) dutzend; epithesis nach *n* findet sich jedoch in *aχχərand* (got. *akran*) buchecker, epenthesis begegnet in *hiəndli, špāndli, sēndär, mindär, χlīndär, āndli, gwōndli, fiāndli, ēndär* (nach secundärem *n*), vgl. Voc. § 41, *ändär* (mhd. *ëner*).

§ 177. In den partt. präs. bleibt *n* unangetastet: *ligänds* (< *ligendaz*) abgemähtes gras, *louffəndə brunnän* laufender brunnen, *rīff u šnē, buəbən im sē, tsītəgi χriəsi* [*χriəsəni*] *u pliəndə wīn išt alls in eimm meijə ksīn* (ein spruch, der einem besonders fruchtbaren jahr seine entstehung verdankt und diesen frühling wider auf seine wahrheit geprüft werden konnte), *ts fallənd wē* fallsucht, *tsuərītəndə läts* (anderwärts *wäbərχnopf*), *trägəndi χuə* trächtige kuh.

Der nasal hat sich ferner erhalten in dem substantiv *jugänd* kleines kind.

Ueber die assimilation des auslautenden *n* an folgende consonanten sowie den schwund desselben vor *f, s* und sämmtlichen fortes ist Voc. § 27 zu vergleichen.

§ 178. In § 162 ist darauf hingewiesen worden, dass bewahrung des auslautenden *n* als eines der sprechendsten wahrzeichen der ma. B. zu gelten hat. Die einzigen ausnahmen

von diesem gesetz sind das unbestimmte pronomen *mə*, das suffix *-hi* (< *hin*), die sich in tieftoniger stellung herausgebildet haben, ferner *īlaχχän* < *înlachen*, bei dem die verdunklung des etymologischen untergrundes für den schwund des nasals verantwortlich zu machen ist.

§ 179. Während aber viele mundarten, die auslautendes *n* in sehr ausgedehntem masse abfallen lassen, dasselbe vor vocal wider aufweisen, kommt in B. bei besagter stellung der sonorlaut nicht wider zum vorschein: *mə išt ts fridən mid imm.* Von einem sogenannten hiatustilgenden *n* weiss die ma. nichts, was folgende beispiele weiter illustrieren: *wā är duə uəhi χon išt* als er dann hinauf gekommen ist, *wiə är* wie er, *sō ən grōssa* ein so grosser etc.

Gestützt auf diese sprachlichen tatsachen wollen wir nun der frage nachgehen, ob, wie bisher immer angenommen worden ist (vgl. Tobler, Zs. fdph. 4, 375 ff. Stickelberger, Beitr. 14, 396), beim stark flectierten adjectiv wirklich der accusativ das muster für den nominativ abgegeben hat. Suchen wir den beweis für die richtigkeit unserer sofort darzulegenden ansicht zunächst auf dem boden der ma. B. zu führen. Schon Voc. § 123 f. ist mit rücksicht auf lautliche gründe die endung *-a* des nom. sing. des stark flectierten adjectivs als lautgesetzliche fortentwicklung des alten *-êr* erkannt worden. Während dort in positiver weise zu zeigen versucht wurde, dass jenes *-a* die endung des nom. sei, wollen wir hier zur evidenz erweisen, dass darin kein accusativ stecken kann.

Erinnern wir uns dessen, was über den schwund und die assimilation auslautender *n* vorgebracht worden ist. Träfe nun die traditionelle theorie das richtige, so müssten sich im sandhi folgende bildungen ergeben:

əw grōssən al
„ *grōssəm buəb*
„ *grōssəl lōn*
„ *grōssəm man*
„ *grōssəw wurm.*

Wir hätten die nämlichen formen, wie sie uns tatsächlich in der schwachen flexion entgegentreten:

di grōssən atəga
„ *grōssəm buəbän*

di grōssəl lēn
„ grōssəm manna
„ grōssəw wirm.

Wenn auch im singular der nom. als acc. gebraucht wird (*dər grōss buəb*), so ist der analogische trieb doch nicht so kräftig gewesen, dass die erinnerung an die früheren morphologischen verhältnisse verblasst wäre, indem wendungen wie *den grōssəm buəb* rein mundartlichen charakter beanspruchen dürfen, was durch die redensarten *dəl* (den) *lennəw wäg* der länge nach, *dəm* (den) *breitəw wäg* der breite nach, des weitern documentiert wird. Aus diesen beispielen geht deutlich hervor, wie sicher die ma. auf etymologisches *n*, wo immer es sich vorfindet, zurückschliessen lässt. Da nun aber die erstgenannten formen *ən grōssən at* etc. des entschiedensten desavouiert werden, so folgt daraus mit eiserner notwendigkeit, dass fragliche endung nur die des nom. sein kann. Freilich, könnte man einwenden, wäre es immerhin möglich, dass die vor *f*, *s* und sämmtlichen fortes geforderte form das feld behauptet hätte und in analogischer übertragung vollständig durchgedrungen sei. Doch abgesehen davon, dass diese annahme einen sehr geringen grad von wahrscheinlichkeit für sich hat, spricht der ausweis der Lötschentaler ma. (Wallis) des bestimmtesten für unsere ansicht:

nom. *ən grōssă epfl̥* 'ein grosser apfel'
acc. „ *grōssn̥* „ 'einen grossen apfel'
nom. „ *guətä buəb*
acc. „ *guətn̥ buəb*
nom. „ *guətä lōn*
acc. „ *guətn̥ lōn*
nom. „ *guətä man*
acc. „ *guətn̥ man.*

Iχ han ən grōssn̥ epfl̥, heš du dən grōssn̥ epfl̥ kässn̥? dən breitn̥ wäg, dən lannn̥ wäg. Es ist dies der flexionstypus, wie er in *χīpl̥* (in amtlicher schreibung *Kippel*) obwaltet.

§ 180. Fassen wir nun die gründe ins auge, welche Stickelberger in seiner vorzüglichen untersuchung (Beitr. 14, 399 ff.) für das umsichgreifen des accusativs geltend macht. Er geht von den pronominalformen *minn, dinn, sinn, ann, kχann, inn* aus und erkennt darin accusative. Mit S. hat B. die form *inn* (< *inan*) gemein. Wie nun bei diesen pronomina, *inn* aus-

genommen, der acc. an stelle des nom. eingetreten ist, soll auch die form des adjectivs die gleiche analogische übertragung gewählt haben. Wenn dem so wäre, so müsste man doch erwarten, dass bei den adjectiven, die hinsichtlich ihres lautlichen habitus die gleichen constitutiven factoren besitzen wie jene pronomina, sich auch der nämliche contractionsprocess vollzogen hätte, dass statt der bildungen *rā* rein, *šō̄* schön, *χlī* klein, im einklang mit jenen pronominalformen **rann, *šönn, *χlinn* hervorgegangen wären. Aber nicht ein einziges adjectiv kennt diesen lautwandel. Es ergibt sich daraus, dass die fragliche verschiebung nur auf die erwähnten possessivpronomina sich erstreckt hat. — Wir könnten es füglich bei dem angeführten beweismaterial bewenden lassen, doch sei zum schluss noch auf einen weiteren punkt hingewiesen.

Die form *də štarχχ mā* (vgl. Beitr. 14, 400) wird allgemein als nominativ aufgefasst. Es wäre also bei der starken flexion der acc., bei der schwachen der nom. als sieger aus dem kampfe hervorgegangen. Eine solche discrepanz hat doch wenig wahrscheinlichkeit.

Vom standpunkte der ma. S. sowol als auch von dem der ma. B. und verwanter idiome dürfte somit sattsam der beweis geleistet sein, dass auf dem gebiet der adjectivflexion für den acc. der nom. vorbildlich gewesen ist.

§ 181. Epenthetisches *n* begegnet in *liəndlän* (ahd. *liola*, mhd. *liele*; anderwärts *liənə*, *niələ*, franz. *nielle*, clematis vitalba, vgl. Stalder 2, 237. Hunziker s. 191. Graff 2, 210. Schmeller 1, 1481), ferner im dat. plur. *girbnän* spinnrocken, *χiənän* (ahd. *chuoen*) kühen (Graff 4, 354), *šuənän* schuhen.

§ 182. Inlautendes *n* der weiblichen abstracta auf *-î* ist vom gen. plur. aus in sämmtliche casus des plur. gedrungen: *hēhəni* nom. plur. (ahd. *hôhî, hôhîn*), gegenüber guggisberg. *hō̄həna* (Notker *hôhînâ*, vgl. Braune a. a. o. 161).

In analoger weise haben bei den reinen *a*-stämmen nom. und acc. plur. ihr *n* aus dem gen. (dat.) plur. übernommen: *fegəlləni* vögelein, *meitləni* mädchen, *χissəni* kissen, *χindləni*, *χindəlləni* kinder.

Anm. Inlautendes *n* ist unter schwund des folgenden cons. zu *m* geworden in *simäl* rundlich (mhd. *sinwël* > *simwël* > *simmël* > *simäl*, Stalder 2, 374).

§ 183. Auslautendes *n* der *n*-declination ist auch auf den nom. sing. übertragen worden: *namän* (ahd. *namo*) name, *tsunnän* (ahd. *zunga*) zunge etc.

§ 184. Die der *ên*- und *ôn*-classe angehörenden verben haben in der 1. sg. präs. ind. den auslautenden nasal festgehalten und ihn auch auf die übrigen classen ausgedehnt: *iχ han* (ahd. *habêm, habên*), *iχ salbän* (ahd. *salbôm, salbôn*), *iχ gibän* (ahd. *gibu*) etc.

§ 185. Aus dem plur. des conj. prät. ist der nasal auch in den singular geraten: *iχ wän* ich wäre, nach *miər wän* (< *wærin*).

§ 186. Wahrscheinlich haben die präpositionen *näbän* (mhd. *nëben*), *fon* (mhd. *von*) die anfügung des *n* in *tsun, tsuən, bin, biən* bewirkt (vgl. Voc. § 39, 5, 6). Assimilation eines solchen *n* an folgendes *m* wird in *tsuəmmərlig* einschmeichelnd, zärtlich, stecken (< *tsuən mər* zu *mir* + ableitungssuffix).

In *ussän* (mhd. *unze*) ist beeinflussung durch formen wie *där wīlän* (ahd. *dëro hwîlôno*) anzunehmen.

Germ. *n*.

§ 187. Die alte lautfolge *ng* hat sich in reciproker assimilation zu *nn* gewandelt und zwar in der weise, dass in der stellung zwischen vocalen eine geminata articuliert wird, während im auslaut die fortis gilt.

Diese reciproke assimilation ist abweichend von einigen Schweizer dialekten auch da eingetreten, wo ursprünglich das *n* von dem gutturalen explosivlaut durch einen vocal getrennt war: *lenn* (mhd. *lanc*) lang (vgl. Voc., nachträge), *lenni* länge, *plannän* (mhd. *belangen*) verlangen, *šprannän* (**spranga*) funke, *mannän* (mhd. *mange*, mlat. *manga*) glattwalze, *wann* n. (mhd. *wange*) wange (als flurname, der einer sanft abfallenden halde gilt, männlich gebraucht), *mann* geschmack einer sache, *männlän* den geschmack untersuchen (vgl. Stalder 2, 195. Voc. § 109), *tswinnän* zwingen, *tswinnän* f. zwinge, *šlinnän* f. (mhd. *slinge*) schlinge, *ennär* (mhd. *enger*) engerling, *šwinnän* schwingen, *šwinnät* schwingfest, *rinnän* trans. die nase der schweine mit ringen versehen, *siχ rinnlän* sich winden wie ein wurm, sich sträuben, *χennäl* (mhd. *kengel*) knochen, *menn* (mhd. *manec*) manche, *menni* (ahd. *managî*) menge, *χinnəlli* (mhd. *künicîn*,

lat. *cuniculus*) kaninchen, *χiŋŋ* (mhd. *künic, künc*) könig, *huŋŋ honec*) honig, *ūshuŋŋän* jemand ausbeuten.

Anm. Als *ä* + *ŋŋ* erscheint der französische nasalvocal *ã* in *affäŋŋ* (franz. *enfin*), ferner ist aus dem französischen eingedrungen *driaŋŋäl* (franz. *triangle*) art gebäck, dreieckiger riss im kleid, dreieckiges stück land.

§ 188. Spuren einer verwandlung des dentalen nasals in den gutturalen wie in *kšpeŋšt* (vgl. Staub a. a. o. 7, 192) sowie die entgegengesetzte erscheinung (übergang eines auf assimilation beruhenden gutturalen nasals in den dentalen mit nachfolgender verflüchtigung), welcher process sich in *deis* < *dings*, *heišt* < *hengst* abgespielt hat, kommen in der ma. B. nicht vor. Sie kennt nur *diŋŋs, heŋŋšt*. In einem einzigen falle ist der nasal in besagter nachbarschaft getilgt worden unter nasalierung des vorhergehenden vocals: *i mãlti* (vgl. Voc. § 26). — Ueber die verflüchtigung des *n* vor germ. *k* ist oben anlässlich der besprechung des *n*-schwundes überhaupt gehandelt worden.

§ 189. Eine spaltung des lautcomplexes *ng* ist eingetreten im mhd. *juncfrouwe*, das ohne assimilation jener laute die form *juŋŋkfrowu, juŋŋkfrowu* (vgl. Voc. § 17) magd, und mit verstummen des gutturalen explosivlautes und übergang des dentalen in den labialen nasal die form *jumpfrän* fräulein, ergibt.

§ 190. In den ableitungssilben *-ing, -ung* ist der nasal durchweg geschwunden: *hōrnig* (*hornunc*) hornung, *hälsig* (mhd. *helsinc*) stück, *weidlig* (mhd. *weidelinc*) kleiner nachen, *χislig* (mhd. *kiselinc*) kieselstein, *waslig* (**waslinc*, **wraslinc*) stück rasen (syn. *mutän*), *breitlig* breiter bursche, *fiərlig* vierling, *flekχlig* bohle, diele (zu *flekχän*), *khämpfəllig* stein, der eine hand ausfüllt, *friššig* (mhd. *vrischinc*) verschnittner widder, *gatig* f. (mhd. *gattunge*) art (*əs išt ə khein gatig* es ist keine art, *allər gatig* allerlei), *meinig* (mhd. *meinunge*) meinung, *ruštig* allerhand zeug, werkzeug, arzneimittel etc.

§ 191. In ortsnamen mit dem suffix auf *-ingen* ist der nasal erhalten geblieben, sofern dieses einen nebenaccent trägt: *Meiriŋŋän, Amsoldiŋŋän, Hiltərfiŋŋän* gegenüber *Ebligän, Willigän, Xratigän, Leissigän, Mērligän, Tärligän, Frūtigän.*

§ 192. Schwund des *n* liegt ferner vor in den patronymica *šildəga* (ags. *Scyldinzas*), *šlegləga*, weiter in *kχärləga* die kerls, *Kaləga, Pētšəga* (vgl. Voc. § 122), endlich in den adverbien auf altes *-ingûn*: *būχligän* auf dem bauche, *χnewwligän*

auf den knieen, *blintsligän* mit geschlossenen augen, *ubərwindligän* mit überwendlingsnaht, *rikligän* (ahd. *hruckilingûn*) rücklings, *fīštərligän* im finstern, *grilligän* rittlings.

Sonantische nasale.

§ 193. *m, n, ŋ* erscheinen als sonanten nur in dem falle, wo sie zur bezeichnung der verneinung, bejahung, verwunderung und des erstaunens verwendung finden (vgl. Heusler a. a. o. 126). Bei der verneinung kommt in der regel fallende tonbewegung vor und geht zuweilen über eine octave hinaus. Steigende tongleitung erstreckt sich selten über den rahmen einer quint; die beiden töne sind durch einen energisch sich vollziehenden stimmabsatz getrennt. Anders bei der bejahung und verneinung. Hier wird der erste ton nie mit einem staccato bedacht. Kommen drei vor, so sind die beiden letztern durch ein deutliches legato mit einander verbunden, während zwischen dem ersten und zweiten ein tonloses *m* sich einschiebt.

Bei der bejahung begegnen u. a. folgende tonschritte: *c—f, c—g, c—cf*; in der rede, welche verwunderung oder überraschung ausdrückt, treffen wir fallenden oder steigend-fallenden ton: *c''—a''* oder *g'—c''—e'*.

Während *m* und *n* in besagter function sehr häufig articuliert werden, kommt sonantisches *ŋ* nur dann vor, wenn die einstellung der lautbildenden organe die des gähnenden ist.

γ. Die halbvocale.

Germ. *j*.

§ 194. Germ. *j* hat sich anlautend erhalten: *jäsän* (mhd. *jësen*) gähren, *jašt* m. erhitzung, angst, heftige anwandlung einer leidenschaft (zur gleichen etymologischen gruppe gehört auch *jäšt*, mhd. *jëst*) ausschwitzung am käse, vgl. Id. 3, 79), *jätän* intrans. (mhd. *jëten*) sich schlagen, *pjätän* (< **bejëten*) einem kind den hintern schlagen, *kjädän* (< *gejëten*) unkraut jäten (vgl. Voc. § 79), *jāmmär* (mhd. *jâmer*), *juŋŋəllän* gebären (von tieren, anderwärts *juŋŋə*), *juŋŋän* (mhd. *jungen*) jung werden, *jiŋŋi* (ahd. *jungî*) jugend, *jesənän* klagen, jammern, den namen Jesu gebrauchen.

§ 195. Etymologisch dunkel sind *järb* n. dünner, hölzerner reif, worin frischer käse gepresst wird (vgl. Id. 3, 67), *järbχäs* käse, der in solcher einfassung ist, *jaŋksän* hastig hin- und hergehen, mit ängstlichkeit eine arbeit verrichten (vgl. Id. 3, 52), *jurän* vom brausen der winterstürme gesagt (anderwärts *jurrə*, *hurrə*, *jurmə*, vgl. Id. 3, 68. Stalder 2, 79).

§ 196. Germ. *j* hat sonantische function übernommen in *iəgär* jäger, doch sagt man *jagän* jagen, *jagd* jagd.

Anm. 1. Ueber einen andern fall, wo schriftdeutsches *j* mundartlichem *i* gegenübersteht, vgl. Voc. § 98.

Anm. 2. In einigen romanischen lehnwörtern entspricht *j* rom. *g* (vgl. § 91).

Anm. 3. Romanisch *j* ist *tš* geworden in dem aus volksetymologischer umbildung hervorgegangenen *Tšukän* (lat. *jugum*, it. *giogo*; ein localer eigenname, der an vielen stellen der Schweiz widerkehrt, vgl. W. Götzinger s. 81).

§ 197. Geschwunden ist anlautendes *j* bei *ets*, *etsän*, gegenüber *jetsän*, jetzt (was als eine compromissbildung zu gelten hat), *ändär* (mhd. *ëner*, *jener*), *änən nāha* jenseits.

§ 198. Im inlaut kommt *j* in ausgedehntem masse vor und ist in übereinstimmung mit altem *w* weit über seine etymologischen grenzen hinausgedrungen. Während aber der erstere laut nach den hiatusvocalen sich als geminata *jj* (in dieser arbeit als *ij* figuriert) herausgebildet hat, ohne den vorhergehenden vocal in mitleidenschaft zu ziehen, ist *w* in postvocalischer stellung zur fortis bez. geminata potenziert worden. Der vocal hat nämlich so viel von seiner quantität eingebüsst als das ihm folgende *w* gewonnen.[1])

§ 199. Beispiele für *j* nach ungleichem vocal: *bläijän* (mhd. *blæjen*), *träijän* (mhd. *dræjen*), *χräijän* (mhd. *kræjen*), *mäijän* (mhd. *mæjen*), *wäijän* (mhd. *wæjen*), *triəijän* (**druojen*, vgl. Stalder 1, 311. Schade 1, 113. Grimm, DWb. 2, 1456) fetter, beleibter werden, *ə triəi tuən*, in gleicher bedeutung verwendet, *bliəijän* (mhd. *blüejen*), *briəijän* (mhd. *brüejen*), *gliəijän* (mhd. *glüejen*).

---

[1]) Wenn wir auf schreibungen wie *šnīijän*, *šnīiiän*, welche dem wirklichen phonetischen sachverhalt conform sind, verzichtet haben, so mag das mit dem streben nach einfachen darstellungsmitteln entschuldigt werden.

§ 200. Beispiele für *j* nach *î*: *šnījän* (< *snîen*; kann nicht direct auf *snîwen* zurückgehen, da die ma. B. altes *w* festhält: *snîwen* würde **šniwwän* ergeben haben, wie *klîwe* sich zu *χliwwän* gewandelt hat), *mījäl* (it. *miolo*), *tswījän* (mhd. *zwîen*), *khījän* (ahd. *gehîen*) fallen, *kšwījän* (mhd. *geswîe*), *wījär* (mhd. *wîer*), *šījän* f. (mhd. *schîe*) schmales, dünnes brett der zaunlatten, *bīji* (mhd. *bîe*), *drīja* f. (ahd. *drîo*) drei, *drīji* n., *drījän* dat., *štījän* (ahd. *stîa*, engl. *pigsty*) schweinestall.

Anm. Ueber *j* an stelle von altem *h* vgl. § 121.

Germ. *w*.

§ 201. Die tatsache, dass intervocalisches altes *w* nicht vocalisiert wird, der umstand ferner, dass der halbvocal auch im auslaut auftritt (wo er sich schon im ahd. zu *u* gewandelt hatte), legt die frage nahe, ob ihm nicht hinsichtlich seiner articulationsweise ein ganz eigener charakter zukomme. Wie die verschiedenen dialekte bezeugen, sind sowol bilabiale, wie labiodentale *w* vom vocalisierungsprocess ergriffen worden. Es muss also, wenn für das besondere verhalten des labiodentalen *w* von B. der grund in dessen erzeugungsart zu suchen ist, verschiedene spielarten von labiodentalem *w* geben. Und in der tat finden wir im schweizerdeutschen idiome, bei denen jene specifische *w*-articulation ausser allem zweifel steht, und doch eine leichte annäherung der untern lippe über die oberen schneidezähne gegen die oberlippe aufweist. In K., dessen *w* ebenfalls labiodental gebildet wird, scheint die oberlippe noch schwach am articulationsgefühl beteiligt zu sein (vgl. Winteler a. a. o. 38).

Bei der hervorbringung des *w* meiner ma. hingegen wird die unterlippe stets nur bis an den untern rand der obern schneidezähne geführt und erleidet, sobald der halbvocal als fortis oder geminata fungiert, einen energischen druck gegen die zahnschneiden.

Natürlich gilt auch für anlautendes *w* eine von K. differenzierte bildungsweise, obwol es ganz den gleichen klangeffect besitzt wie das der ma. K.

Eine mittelstellung zwischen K. und B. nehmen Interlaken, Wilderswyl und andere ortschaften der dortigen gegend ein, insofern bei jenen dialekten die unterlippe gegen die oberzähne

und leise auch nach der oberlippe sich hinbewegt und doch ein *w* im auslaut sich vorfindet, das indessen, so wenig wie das inlautende den stempel einer fortis trägt. Der physiologische grund hiervon ist darin zu suchen, dass, abweichend von B., die lautfolge voc. + *w* nicht regressiver assimilation unterlegen ist. Man spricht also in I. *frouw* (mhd. *vrouwe*), *štröüwən* (mhd. *ströuwen*), *höüw* (mhd. *höuwe*) gegenüber *froww*, *štrewwän*, *heww* der ma. B. (vgl. Hunziker a. a. o. 25).

§ 202. Anlautendes germ. *hw* wie *w* ergeben *w*: *wär* (ahd. *hwër*), *wasän* (mhd. *wase*) rasen, *weli* (ahd. *welî*).

§ 203. Uebergang des *w* in *m* aus satzphonetischen gründen begegnet in *miər*, *mər* < ahd. *wir*.

§ 204. In intervocalischer stellung und postvocalischem auslaut treffen wir stets die geminata bez. fortis: *buwwän* (mhd. *bûwen*) bauen, *düngen*, *buww* bau, dünger, *riwwän* (mhd. *riuwen*) reuen, *riww* (mhd. *riuwe*) reue, *χiwwän* (mhd. *kiuwen*) kauen, *kšowwän* (*geschouwen*) schauen, *kšoww* imp., *truwwän* (mhd. *trûwen*) trauen, *trewwän* (mhd. *dröuwen*) trauen, *štrewwän* (mhd. *strouwen*) streuen, dem vieh streu hinlegen, *štrewwənän* streu sammeln, *štrewwi* (mhd. *ströuwe*) streu, *hewwän* (mhd. *höuwen*) heuen, *heww* (mhd. *höu*), *hiwwän* (mhd. *houwen*) schneiden (ist in die zweite ablautsreihe getreten), *howwän* f. (mhd. *houwe*) hacke, *howwli* kleine hacke, *χrawwän* (ahd. *krawôn*, mhd. *krâwen*, *chrouwen*) krauen, kratzen (vgl. Graff 4, 548), *χräwwäl* (ahd. *chrawil*, *chrewil*) kralle, feldgerät, *χräwtš* kratz, *pluwwäl* (**blûwil*, mhd. *bliuwel*), *gliwwän*, *gliwwi* (vgl. Voc. § 94), *špiwwän* (**spiuwan*, ahd. *spîwan*, vgl. Voc. § 94), *špowwəllän* speichel (vgl. Voc. § 89), *suww* (mhd. *sû*; pl. *siww*; *siwwštījän* schweinestall, *suwwərī* schweinerei, *firsiwwän*, *firsiwwlän* beschmieren), *špriwwär* (mhd. *spriuwir*), *oww* (mhd. *ouwe*) mutterschaf, *froww* (ahd. *frouwa*) frau, *goww*, *gowwi*, *geww*, *gewwi* (ahd. *gewi*, *gouwi*), *hiwwäl* (mhd. *hiuwel*) struppiges, zerzaustes haar, *ewwa* (ahd. *ëuwer*) euer, *loww* (mhd. *lô-wes*) gerberlohe, *toww* (ahd. *tou*, *touwes*, an. *dǫgg*) tau, *triww* (mhd. *triuwe*, got. *triggws*) treu, *triww* treue, *niww* (mhd. *niuwe*) neu, *χneww* (ahd. *chnëo*) knie, *χnewwän* knien, *šnawwän* (vgl. mhd. *snâwen*, got. *sniwan*, Schmeller 2, 563. Stalder 2, 340) barsch anfahren, anschnauzen, *roww* (ahd. *rao*, *rô*; vgl. Voc. § 96, 2), *leww* (ahd. *lëwo*) löwe, *χliwwän* (ahd.

χlîwa), *lowwənän* f. (vgl. ahd. *leuuina, louuin* Graff 2, 297) lawine, *lēww* (vgl. ahd. *lâo*) lau (Voc. § 78), *brāwwän* augenbraue, scharfe rand eines dinges, *blāww* (mhd. *blâ-wes*) blau, *blǟwwi* (mhd. *blœwe*), *grāww* (ahd. *grâo, grâwes*) grau, *grāwwän* grau werden, *grāwwloχt* graulich, *rāwwän* vom miauen der katze (vgl. Schmeller 2, 1. Stalder 2, 263), *towwän* (mhd. *döuwen*) vor schmerz stöhnen, *ēwwig* (ahd. *êwîg*), *Undərsēwwän* Unterseen, *hindərsēwwän* refl. (wird vom ansammeln des wassers hinter einer erdmasse gesagt), *ruəww* (mhd. *ruowe*) ruhe, *ruəwwän* (mhd. *ruowen*) ruhen, *riəwwig* ruhig, *unriəwwig* unruhig, *tsēwwän* und *tsēijän* zehe (stehen im grammatischen wechsel, Sievers, Beitr. 5, 149. Osthoff, ebd. 8, 256; erstere form eignet mehr dem Oberhasli, ohne in B. fremd zu sein).

Anm. 1. Die fortis begegnet ferner in *niəwwär* (mhd. *ne weiz wër*, Weinhold, Al. gr. 301. Stalder 2, 228. 230), *niəwwis* (*ne weiz waz*), *niəwwa* (*ne weiz wâ*; hat wie *epa* etwa die locale bedeutung eingebüsst, vgl. Lexer, Handwb. 1, 713).

Anm. 2. Wandel des *w* in *m* zeigt *nummän* (mhd. *niuwan, nummen*) nur.

Anm. 3. Inlautendes *w* ist infolge von analogiewirkungen geschwunden in *šnījän* (mhd. *snîwen*) schneien, ferner ist es verstummt bei *ī* (ahd. *îwa*) eibe, *īholts* eibenholz, und *wē* (ahd. *wêwa*) weh.

§ 205. Auslautendes *w* haben schwinden lassen *sē* (ahd. *sêo*, got. *saiws*; aber *sēwwli, Wīssəsēwwli, Hindərburgsēwwli*, vgl. oben), *χlē* (ahd. *chlêo*, mhd. *klê-wes*), *šnē* (ahd. *snêo*, got. *snaiws*; aber *šnēwwän* schneeballen werfen), *frō* (mhd. *vrô-wes*) froh.

§ 206. Postconsonantisches *w* steht in der gegenwärtigen ma. wahrscheinlich infolge des einflusses der schriftsprache in beweglichem wechsel mit *b*: *farw, farb* (ahd. *farawa*) farbe, *färwän, färbän* färben, *älw, älb* (ahd. *ëlo, -awes*), *gälw, gälb* gelb, *hilwi, hilbi* feine wolkenstreifen, die nahende unwetter ankündigen, *murw, murb* mürbe, *gärwän* gerben, *gärwi* gerbe, *špärwär* sperber. In *χilbi* kirchweih hat sich dieses schwanken vermutlich unter einwirkung der nachbardialekte zu gunsten von *b* entschieden.

§ 207. Geschwunden ist *w* nach *l* bei *mäl* (ahd. *mëlo, -awes*), während es wider erscheint in *mälwəllän* melde, das Kluge a. a. o. 230 wol mit unrecht von dieser sippe fernhält.

§ 208. Durch reciproke assimilation ist der halbvocal zum labialen verschlusslaut geworden in *epär* (mhd. *ëteswër*), *epis* (mhd. *ëteswaz*), *epa* (mhd. *ëteswâ*) etwa.

§ 209. *b* und *m* als fortsetzung von *w* zeigen *św̌albän*, *św̌almän* (ahd. *swalawa*).

Ueber den schwund des *w*-lautes in der alten lautgruppe *qu*- vgl. § 102.

BASEL, 1893. P. SCHILD.

AISTOMODIUS.

Der germanische name des *rex Germanorum Septimius Aistomodius*, welchem seine brüder *Septimius Philippus* und *Septimius Heliodorus* den zu Carnuntum im jahre 1847 gefundenen stein, CIL. 3, 4453, gewidmet haben, ist, wie meine autopsie ergab, vollkommen sicher. Dem texte der inschrift gemäss erscheint er im dativ **AISTOMODIO**. Die hälfte des zweiten **O** sowie die folgenden drei buchstaben **DIO** stehen auf der abgebrochenen, jedoch noch vorhandenen ecke des steines. Eine grammatische erklärung des namens von andrer seite her ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden. Im Grundriss der germ. phil. 1, 306 wird auf denselben, als den namen eines germanischen königs an der Donau, zwar verwiesen, eine erläuterung des grammatischen aber nicht daran geknüpft. Der name Septimius kann nur in den jahren 193—211, der regierungszeit des kaisers L. Septimius Severus, verliehen sein, wonach der tod des germanischen königs am wahrscheinlichsten in den anfang des 3. jahrhunderts zu verlegen ist. Zu dieser zeit nennt uns die unter dem namen der tabula Peutingeriana bekannte römische strassenkarte auf der strecke von *Ovilia* bis *Comagenis* die germanischen völker *Quadi* und *Iuthungi* im norden der Donau und es ist also wol anzunehmen, dass aus einem dieser beiden der könig *Aistomodius* seinen ursprung abgeleitet habe.

Der name *Aistomodius* scheint auf den ersten blick ein compositum mit germ. *-môdaz*, griech. *θυμός* zu sein, wobei nur das *i* der ableitung nicht sofort in das ensemble passt und zu bedenken anlass gibt.[1]) Die germanischen namen mit *-môdaz* zeigen nämlich bei den antiken schriftstellern, insofern sie überhaupt mit lateinischer oder griechischer endung auftreten, niemals ein *i* in der ableitung, weshalb man auch hier, com-

---

[1]) Man könnte allenfalls auch an patronymische bildung *Aistomodius* = der sohn des **Aistomodus* denken, es ist dies aber nicht wahrscheinlich.

position mit *-môdaz* vorausgesetzt, nach griech. *Ῥανσίμοδος* bei Zosimus oder lat. *Hildemodus* bei Pardessus, Dipl. 10 die form **Aistomodus* erwarten sollte. Dieser umstand, welcher gegen composition mit germ. *-môdaz* sprach, schien mir so wichtig, dass ich eine zeit lang nicht an composition, sondern an ableitung *aistom-odius,* got. **aistum-ôdeis* nach art der vorwiegend sächsischen denominativen adjectiva and. *hringôdi, coppôdi,* ags. *héaléde, hócéde, hoferéde,* ahd. *armôdi, ecchorôdi* (Kluge, Nom. stammb. 234) glauben wollte. Die schwierigkeiten aber auf diesem wege zu einer guten deutung des namens zu gelangen, liessen mich davon wider zurückkommen und zwar um so eher, als sich ein weg eröffnete, trotz des *i* in der ableitung auf eine composition mit germ. *-môdaz* zu gelangen.

Wenn die germanischen namen auf *-môdaz* wie *Alamôth(s),* dativ *Alamôda* viermal in der urkunde von Neapel, einmal in der von Arezzo, *Anamôt, Blîdmôd, Ἐβριμούθ* Procop., *Einmôt, Faramôd, Fastmôt, Philimûth, Frahamôt, Frômôt, Geilmôt, Hardmôd, Leidmuot, Nîdmuot, Starhmôt, Theodemôd, Welamôt, Wolamôt, Willimôt* fem. (Förstemann, Namenb. 1) genau den griechischen auf *-θυμος* entsprechen: *Εὔθυμος, Μεγάθυμος, Ὀβριμόθυμος, Πρόθυμος* (Fick, Die griech. personennamen 116) und wenn neben diesen letzteren auch erweiterte auf *-θύμιος* vorkommen wie *Εὐθύμιος* und *Προθύμιος* (Pape, Wörterbuch der griech. eigennamen), so ist mit gutem recht zu erwarten, dass es auch germanische namen auf *-môdjaz,* got. *-môdeis,* ahd. *-muoti* gegeben habe, und es ist wol nur einem zufalle zuzuschreiben, dass uns ausser dem quadischen **Aistomôdîz* kein weiteres beispiel erhalten oder wenigstens augenblicklich zur hand ist. Um so mehr aber ist das anzunehmen, als auf dem gebiete der appellativa germanische compositionen mit *-môdjaz, -môdi* in hinreichender zahl neben den auf *-môdaz* bekannt sind, so dass uns der schluss nicht verweigert werden kann, dass das, was für die appellativa recht, auch für die personalnamen der in rede stehenden composition billig sei.

Es finden sich, um die beispiele gleich anzuführen, altsächsisch neben *gladmôd* auch *gladmôdi,* ferner *ôdmôdi, ôthmôde* im König Rother, mhd. *ôtmüete,* mhd. *einmuote* und *theumuote* im Rolandslied, dann die varianten *slîdmuodean* und *thrîstmuodian* accusative Heliand ed. Schmeller 130, 10 und 144, 22;

ferner angelsächsisch eine reihe componierter adjj. auf *-méde* 'gesinnt'. In die reihe dieser adjectiva gehört der name des königs aus Carnuntum, welcher got. **Aistomôdeis,* ahd. **Aistmuoti,* mhd. **Eistmüete* heissen müsste. Der parallelismus zwischen den germanischen compositionen *-môdaz* und den griechischen *-θῦμος* ist ein ganz genauer, der erste teil derselben ist zumeist ein adjectivum, welches das folgende adverbiell bestimmt, seltener ein substantiv. Von den adjectiven altsächsisch *anmôd, dolmôd, frômôd, frâhmôd, gêlmôd, gladmôd, jâmarmôd, oƀarmôd, sêragmôd, slîðmôd, starkmôd, thrîstmôd, wiðarmôd, wrêdmôd,* angelsächsisch *ánmód, anmód, bolʒenmód, ʒealʒmód* habe ich *Anamôt, Frômôd, Frahamod, Geilmôt, Starhmôt,* vielleicht auch *Einmôt* (soferne *ein* nicht gleich *agin* ist), als namen bereits nachgewiesen, und in eben demselben verhältnis stehen zu den griechischen adjectiven *εὔθῦμος* 'wolgemut', *μεγάθῦμος* 'hochgemut, grossmütig', *πρόθῦμος* 'geneigt', *βαρύθῦμος* 'mismutig' die namen *Εὔθῦμος, Μεγάθῦμος, Πρόθῦμος.* Wie nun weiter das griech. *-θῦμος, -θῦμον* adjectiv zweier endungen ist und in der *-ος*-form für masculina und feminina gilt, so muss auch germ. *-môdaz* ursprünglich adjectiv zweier endungen sein und in appellativen für beide geschlechter gegolten haben, bei namen aber gleich dem griech. auf das masculinum beschränkt worden sein. Das femininum der personalnamen auf *-môdaz* wurde vermutlich im germanischen seit jeher durch die *i*-erweiterung, also *-môdî,* wie etwa griech. **-θῦμία,* ausgedrückt, wofür ein sicherer anhalt noch in den latinisierungen auf *-is,* z. b. *Diemuodis* vorliegt, während die latinisierungen auf *-a* wie *Hildemoda* als spätere anzusehen sind und von formen ausgehen, die wie *Willimôt* fem. das auslautende *i* infolge eines historischen processes bereits verloren haben.

Sind wir demnach zu einem namen **Aistomôdîz* gelangt, welcher gleich dem griechischen *Εὐθύμιος* nur eine erweiterung aus einem adjectiv, hier *εὖ-θῦμος,* dort **aisto-môdaz* ist, so erübrigt nur noch, den ersten teil der composition aus germanischem sprachgute zu beleuchten und seine nominale qualität, ob substantiv oder adjectiv, nach tunlichkeit festzustellen. So viel scheint von vornherein naheliegend, dass *aisto-* auf einen germanischen *u*-stamm **aistus* zu beziehen ist, dessen thematischer vocal in der lateinischen transcription, wie sonst noch öfter,

durch *o* ausgedrückt wurde, eine vertretung von *ŭ* durch *ŏ*, die ich im vorübergehen auch für das gotische nachweise als: *fraistobnjo* Luc. 4, 13 für *fraistubnjo, gawondondans* Luc. 20, 12 CA. für *gawundondans, aldoma* statt **alduma* (Grimm, Gramm. 2, 151) und vielleicht auch in *lauhmoni* neben *lauhmuni,* dessen *ŭ* durch *glitmunjan* gesichert zu sein scheint.

Was aber ist germ. *aistus*? Die beziehungen zu anderen germanischen wörtern sind so mannigfach, dass es ernstlich schwer fällt, sich endgiltig zu entscheiden. Aber got. *aistan* 'achten' scheint nicht in betracht zu kommen, ein wort, das mit lateinisch *aestimare* 'schätzen' aus **aizditimare* (s. Bartholomae in Bezzenbergers Beitr. 12, 91 note) zusammenhängen mag und keinen für die composition mit *-môdaz* tauglichen sinn zu erschliessen gestattet. Auch die gruppe der germanischen namen mit *Haist-, Heist-,* wie *Haistulf, Heistolf, Heistald, Heisthilt* fem. (Förstemann, Namenb. 1) hat hier nichts zu tun, denn diesem worte, das sich aus allen germanischen dialekten belegen lässt, ahd. *heisti* 'vehemens, violentus', *heistigo* adv. 'iracunde', langobard. *haistan* (adv. swm. acc. gleich ahd. *ginuagon, follon* Braune, Ahd. gramm.[2] § 268) 'irato animo', afries. *hâste,* ags. *hǽst* 'violence, fury' und *hǽst, hǽste* adj. 'violent, vehement', gebührt anlautendes *h* und, wie got. *haifsts* stf., an. *heift, heipt* 'zorn' lehren, ursprünglich auch ein labial im inlaute, der im wgerm. **haisti-* geschwunden (vgl. Franck, Etym. woordenboek der nederlandsche taal unter *haast*), im spätahd. *heiftig,* mhd. *heifte* (s. Kluge, Etym. wb. 4 unter *heftig*) noch erhalten ist.

Für unser *aisto-* im namen *Aistomodius* kann also auch die gelegentliche langobardische schreibung *Aistulf* nichts nützen, denn die unterdrückung des *h* beruht hier auf romanischem einfluss und die echte gestalt des langobardischen namens ist durch *Haistulf* in der Heidelberger hs. des Paulus Diaconus, in den urkunden 125 und 158 bei Meyer, Sprache der Langobarden, sowie bei Einhart, ausserdem nicht zum letzten durch den *Heistolf* vom jahre 828 in den Monumentis Boicis gesichert und umgekehrt, käme auch dem *Aistomodius*, woran man wol denken könnte, ein anlautendes *h* zu, welches der römische steinmetz vernachlässigt hätte, so wäre doch germ. *haifsti-*, *haisti-* nicht zur identificierung des ersten teiles geeignet, da der themavocal hier *i,* dort aber *o* ist. Ich gehe weiter. Mit isl. *eista* n. gen.

pl. *eistna* 'a testicle', *selseista* 'a nickname' weiss ich nichts zu beginnen, es gehört wol mit isl. *eitill* 'drüse', mit *eiz* und *eitar*, ags. *átor* zusammen zu wurzel *id* schwellen in griech. *οἰδᾶν*.

Es bleibt mir nach alledem schliesslich doch nur eine annahme und das ist zusammenhang mit ahd. *eit*, ags. *ád* stm. 'ignis, rogus', ir. *aedh* 'hitze', griech. *αἶθος* 'brand', *αἴθειν* 'brennen', altlat. *aidis* 'feuerstätte' (wurzel *idh* brennen) und endlich formell einstimmend lat. *aestus* m. aus **aidtús* 'wallende hitze, glut, brandung, die wogenden fluten', übertragen 'wilde heftigkeit' u. a., ein wort, das sicher mit isl. *eisa* swf. 'glühende asche' zu verbinden ist und im ahd. compositum *gan-eista* neben *gan-eistra* 'scintilla' aus **aidta, *aidtra* (Schade, Altdeutsches wörterbuch) direct erhalten ist.[1]) Germanisch **aistus* oder stf. **aisto* ist mir also gleich lat. *aestus* und *Aistomôdîz* (vgl. ahd. *heizmuati* 'furiosus') somit der mann mit aufflammendem mute, der aufbrausende oder zornmütige, eine name von individueller prägung, der wie alle altgermanischen namen eine charakterisierung enthält oder ein programm.

WIEN, 6. aug. 1893. THEODOR von GRIENBERGER.

DIE GERMAN. WÖRTER IM BASKISCHEN.

Seit dem fünften jahrhundert kamen die Basken, welche wahrscheinlich nachkommen der alten Vascones sind und damals schon dieselben wohnsitze einnahmen wie heute, in vielfache berührungen mit germanischen völkern. Zwar scheinen diese berührungen meistens keine friedlichen gewesen zu sein (s. de Velasco, Los Euskaros 114 ff.), aber doch lässt sich von vornherein erwarten, dass es bisweilen zwischen den Germanen und den Basken auch einen ruhigen handelsverkehr gegeben hat. Es kann uns deshalb keineswegs wundern, wenn wir einige spuren solcher beziehungen in der baskischen sprache vorfinden. Auf den folgenden seiten nun habe ich mir zur aufgabe gestellt, die germanischen wörter im baskischen möglichst vollständig zu sammeln und zu erklären. Die meisten dieser

---

[1]) Isl. *gneisti*, *neisti* erklärt sich daraus, dass die ursprüngliche nominalcomposition in die analogie der partikelcompositionen mit *ga-* übergetreten ist.

lehnwörter stammen wol aus dem gotischen, welcher umstand ihren wert für die germanische sprachforschung erhöht, weil der gotische wortschatz uns nur lückenhaft überliefert ist.

Ich schicke einige wörter voraus, welche durch vermittlung des romanischen ihren weg in das baskische gefunden haben:

Guipuzc. *arratoi,* nnav. *garrathoin* 'ratte' (wegen des anlautenden *g* vgl. *gurruntzi,* s. u.), aus **arratoñ,* zunächst aus span. *raton* (van Eys, Dict. 28. 154), das mit ital. *ratto,* franz. *rat* auf ahd. *rato* zurückgeht. Bekanntlich kam das tier aus dem osten Europas und sein name ist natürlich denselben weg gekommen. Siehe Hehn[5] 380, wo mit unrecht aksl. *krŭtŭ,* russ. *krot* 'maulwurf' herangezogen wird.

Laburd. *azkon* 'wurfspiess', wegen des romanischen suffixes nicht unmittelbar aus dem germanischen, sondern aus roman. **ascon,* das auf ahd. *ask* 'esche, eschene lanze' beruht. So schon van Eys, Dict. 44.

Laburd. *eskarniatu, eskarniatzen* 'spotten', nach van Eys, Dict. 127 aus provenz. *escarnir,* das aber selbst mit ital. *scherno, schernire,* span. *escarnio,* portug. *escarnho* auf ahd. *scërn* (woraus auch asl. *skrěnja*) zurückgeht, s. Diez, Etym. wb.[5] 285.

Laburd. *franko* 'reichlich' aus span. provenz. *franco* 'frei', das auf dem völkernamen *Francus* beruht, s. Diez, Etym. wb.[5] 147.

Bask. *gerla* 'krieg', s. Diez, Etym. wb.[5] 179.

Bask. *gisa* 'weise, gestalt' aus span. provenz. *guisa*, das aus ahd. *wīsa* entlehnt ist, s. Diez, Etym. wb.[5] 180.

In einigen fällen ist es nicht zu entscheiden, ob die entlehnung unmittelbar aus dem germanischen, oder aber durch vermittlung der Romanen stattgefunden hat:

Bask. *anka* 'pfote' (bizc.), 'bein' (laburd. guipuzc.), 'hüfte' (nnav.), entweder zunächst aus span. provenz. *anca* 'hüfte' oder unmittelbar aus germ. **anka,* s. van Eys, Dict. 18 und Diez, Etym. wb.[5] 16 f.

Laburd. nnav. *laido* 'schande, beleidigung', wol eher aus aspan. *laido* 'hässlich', das auf germ. **laiþa-* beruht, als unmittelbar aus dem germanischen, s. van Eys, Dict. 244 und Diez, Etym. wb.[5] 186 f.

Durch unmittelbare entlehnung aus dem germanischen lassen sich folgende wörter erklären:

Guipuzc. altza, laburd. *haltza* (mit vorgefügtem *h,* s. verf.

Bask. studien 20) 'erle'. Pouvreau (s. van Eys, Dict. 333) gibt *saltza,* das aber wol für *haltza* verschrieben sein wird, weil es sonst gänzlich unbekannt ist. Larramendi, Dicc. (ed. Zuazua) 72 gibt für *aliso* nur *altzá* und auch de Aizquibel, Dicc. 25. 355 kennt nur *altza* und *haltza.* Ich führe das wort auf germ. **aliza* zurück, vgl. ahd. *elira,* mnd. *elre, else* u. s. w.

Bask. *arrano* 'adler' aus got. *aran,* acc. von *ara.* Vgl. aber Bask. studien 44, 47.

Lab. nnav. *bargo* 'junges verschnittenes schwein', aus germ. **bargus,* das nach an. *börgr,* ahd. *paruc* u. s. w. anzusetzen ist.

Guipuzc. *burni,* bizc. laburd. nnav. *burdin,* in zusammensetzungen *burrun-* 'eisen' ist ein schwieriges wort, dessen erklärung nicht mit sicherheit zu geben ist. Bask. stud. 27 habe ich es aus got. *brunjō* 'brünne' hergeleitet, wobei freilich die form *burdin* nicht befriedigend erklärt wird.

Span.-bask. *eun,* franz.-bask. *ehun* 'hundert' geht wahrscheinlich auf **en-hun* und dieses auf got. *ain hund* zurück. Dass **en-hun* zu *ehun* werden musste, beweisen wörter wie *ahate* 'ente' aus **anate, diharu* 'geld' aus **dinaru, liho* 'leinwand' aus **lino, ohore* 'ehre' aus **honore* u. s. w., denn in diesen wurde das *n* erst zu *nh,* ehe es durch die zwischenstufe der nasalierung des vocales + *h* in einfaches *h* übergieng.

Bask. *eske* 'fragend', *eskatu, eskatzen* 'fragen' aus germ. **aiskōn,* vgl. ahd. *eiscōn,* as. *ēskōn* u. s. w.

Bask. *eskela* 'scheel' aus einer altgerm. form von ahd. *scëlah,* ags. *sceolh,* an. *skjalgr* (**skelhwa-,* **skelgwa-*). Mit *s* + consonant kann kein baskisches wort anlauten, s. van Eys, Dict. unter *eskeñi, esker, eskui, espal, espar, estakuru, estali, estanku, esteali, iskambil, iskinnaso, ister, istil, istinga* u. s. w. Lehrreich ist *istu* 'salive' neben *thu* 'crachat'.

Nnav. *espar* 'stange, stock' aus einer altgerm. form von ahd. *sparro,* an. *sparri* u. s. w.

Bask. *ezten* 'ahle, pfriem, stachel, wurfspiess' möchte ich auf got. *stains* zurückführen. Der name der materie wäre auf daraus verfertigte werkzeuge übergegangen.

Laburd. nnav. *gerezi* 'kirsche' aus germ. **kerisja* (ahd. *chirsa* neben *chërsa* u. s. w.), denn aus den romanischen formen des wortes lässt *gerezi* sich wegen des *g-* nicht herleiten. Bekanntlich geht *kirsche* auf lat. *ceraseus,* adj. von *cerasus* zurück

Laburd. *gernua*, guipuzc. *garnua, garnura* 'harn', zusammengesetzt aus **garn-* und *ur* 'wasser'. Dieses **garn* lässt sich auf germ. **harna-* (ahd. *harn*) zurückführen, vgl. Bask. studien 21.

Lab. nnav. *gudu* 'streit' ist vielleicht doch, obwol man **gundu* erwartet, aus einer altgerm. form von ahd. *gundea* entstanden. Vgl. Tijdschr. v. taal- en letterk. 9, 272 und Euskara 13.

Laburd. *gurruntzi* 'diarrhée' habe ich Tijdschr. 9, 272 auf got. *urruns* zurückgeführt. Marc. 7, 19 bedeutet *urruns* nämlich 'abtritt' und auf diesen begriff stützt sich der des baskischen wortes. Wegen des anlautenden *g* vgl. *garrathoin* neben *arratoi* aus span. *raton, gastigar* neben *astigar* 'linde', *gathabuta* aus span. *ataud* (Bask. studien 20), wo noch hinzuzufügen sind *geztera* neben *eztera* 'meule à aiguiser' und *goroldio* neben *oroldio* 'moos'.

Nnav. *karazko* 'geschickt, geeignet' könnte durch assimilation aus **karazto* entstanden sein, das dann mit aksl. *gorazdŭ* aus einem nicht belegten got. **garazds* zu erklären wäre. Wegen des anlautenden *k* s. Bask. studien 18.

Laburd. nnav. *landa* 'ackerland', wegen der bedeutung nicht aus franz. *lande*, sondern aus dem plural von got. *land*.

Guipuzc. *lufa* 'fräulein' aus got. *liuba*, fem. von *liufs*.

Bask. *maiz* 'oft' aus got. *mais* 'mehr'. Mit dem *z* ist im baskischen tonloses *s* gemeint, mit *s* supradentales tonloses *s*.

Guipuzc. *urki* 'birke' aus **burki*, wie *on* aus lat. *bonus*, *uztarri* neben *buztarri* 'joch' (Bask. studien 26), lässt sich auf eine altgerm. form von *birke* zurückführen. Das *u* in **burki* statt *e* wird auf dem einfluss des *b* beruhen.

Bask. *zillar* 'silber' wird schon lange als entlehnung aus got. *silubr* betrachtet, obwol dieses lautlich nicht bewiesen ist.

Endlich erwähne ich noch das baskische *edo* 'oder' wegen seiner auffälligen ähnlichkeit mit got. *aiþþau*, ohne es darum schon als entlehnung daraus zu betrachten: es wäre wenigstens sonderbar, wenn nicht unmöglich, dass die Basken ein wort für 'oder' einem fremden volke entlehnt hätten.

AMSTERDAM. C. C. UHLENBECK.

DIE DEUTSCHE SPRACHGRENZE IN LOTHRINGEN IM 15. JAHRHUNDERT.

Döring hat in seinen 'Beiträgen zur ältesten deutschen geschichte von Metz (Innsbruck 1886)' die behauptung aufgestellt, diese stadt sei von alten zeiten an bis zum 12. jahrhundert hin deutscher nationalität gewesen. Sauerland hat in einer kritik (Mitt. des instituts f. österr. geschichtsforschung 8 [1887], 647 ff., insbesondere s. 653) diese aufstellung bestritten und das vorhandensein romanischer bevölkerung ausser frage gestellt. Andrerseits war auch von E. Martin (Volkssprache von Metz, Jahrb. f. gesch., sprache und lit. Elsass-Lothringens 1 [1885], 107) für das 16. jahrhundert, anschliessend an eine bemerkung Hans Wilhelm Kirchhoffs, ein überwiegen des deutschen elementes behauptet worden. Gegen derartige ansichten hatte sich bereits Kiepert gelegentlich (Zs. d. gesellschaft f. erdkunde zu Berlin 9 [1874], 307 ff., insbesondere s. 311*) ausgesprochen, und H. Witte hat dann neuerdings auf grund archivalischer studien in seinem aufsatz 'Zur geschichte des Deutschtums in Lothringen' (Jahrb. d. gesellschaft f. Lothring. gesch. und altertumskunde 2 [1890], 231 ff.) in umfassender darstellung die bewegung der nationalitäten zu verfolgen gesucht. Doch auch angesichts dieser studien scheinen zeugnisse über den fraglichen punkt noch von wert, und so sei es gestattet, hier auf ein solches aus dem jahre 1473 hinzuweisen, das sich in einem itinerar über die reisen kaiser Friedrichs III. in dem genannten jahre findet.

Der reisebericht ist von K. Schellhas neuerdings im Frankfurter archiv (NF. 4 [1892], 161 ff.) veröffentlicht worden. Der verfasser verfolgt den weg des kaisers in Lothringen (a. a. o. 186): *da von Sarberd* (Saarwerden) *ein mill an ein wasser* (Sch. meint, die Rode, nebenfluss der Saar), *do hebt sich an des herzogen lant von Luttringen. da als zwo mill stost* heran des koniges von

Franckrich lant, und verkert sich da di sprach und ist nit Deutsch. Ganz genau ist der verfasser hier nicht, denn nach den forschungen Wittes und der beigegebenen karte wäre der nächste romanische ort ca. 5 geogr. meilen, und nicht nur 3, von Saarwerden entfernt und die grenze des königreichs Frankreich noch weiter. Aber eine derartige genauigkeit kann man auch von dem verfasser nach seinen sonstigen leistungen nicht verlangen.

Ueber Metz lässt er sich folgendermassen aus: *die mechtigkeit zu Metz kan man nicht ersagen und ist vast uf das allerwolfelist da von aller zerunge und vil hubscher Franciosien, wan es nicht Dutsch da ist. jedoch sin die Ostericher mee da geert warden dan in einer Dutschen statt.*

Auch unser gewährsmann bezeugt also für das 15. jahrhundert die romanische nationalität der bevölkerung von Metz.

HALLE A. S., im april 1893. JOHN MEIER.

DER SCHLUSSABSCHNITT DES LOHENGRIN UND SEINE QUELLE.

Schon Rückert meint in den anmerkungen zu seiner ausgabe des Lohengrin (Bibl. d. deutschen nationallit. no. 36) auf s. 256: 'für den schluss des gedichtes liegt nun wider, wie Massmann, Kaiserchronik 3, 204 f. anschaulich gezeigt hat, die Repkauische chronik zu grunde. Auch hier ist dieses jedoch nach unserer ansicht so zu verstehen, dass der dichter des Lohengrin wahrscheinlich nicht unmittelbar aus der ursprünglichsten niederdeutschen redaction derselben geschöpft hat, welche Massmann allein zur vergleichung heranzieht, sondern aus irgend einer späteren überarbeitung derselben.' Nur so erklärt es sich, wie er, ohne noch anderer quellen benötigt zu sein, hier und da züge einflicht und tatsachen erwähnt, die sich in der ältesten gestalt der Repkauischen chronik nicht finden.'

Mit diesen bemerkungen trifft Rückert wesentlich das richtige. Nur ist trotz diesen andeutungen immer wider von seiten *der historiker* im anschluss an Massmann eine einfache be-

arbeitung der Sachsenchronik (früher 'Repkauische chronik' genannt) durch den zweiten Lohengrindichter — denn um diesen allein handelt es sich hier — angenommen worden. So auch jüngst von Th. Lindner (Die fabel von der bestattung Karls des grossen, s. 21 anm. 2). Es gilt nun noch einmal eingehender zu zeigen, dass im Lohengrin der schlussabschnitt (ed. Rückert 7301—7620) sich zwar an die Sachsenchronik (herausgegeben von Weiland, D. chroniken II) eng anschliesst, dass der dichter jedoch zusätze und erweiterungen bietet, die sich in keiner der von Weiland verwerteten handschriften der Sachsenchronik und in keiner mir bekannten bearbeitung finden.

Es sind zum teil gewiss notizen, die auf grund dichterischer combination entstanden sein können. So wenn grade mit berufung auf den bericht der 'chronik' erzählt wird, dass Otto III. von Aachen um Crescentius zu bestrafen nach Rom eilt (Loh. 7468 ff.). Aus seinen quellen ist dem dichter die nachricht geflossen, dass Ottos III. leiche nach Aachen gebracht wurde (Loh. 7511 ff.). Doch ist der wunsch Ottos selbst, dort begraben zu sein, wol dichterische ausschmückung. Einzelnes mag auch einem misverständnisse oder einer verwechslung des dichters oder seiner quelle (s. weiter unten s. 404) die entstehung verdanken: dies ist wol der fall bei der nachricht (Loh. 7444 ff.), dass erzbischof Willegis von Mainz der oheim Ottos III. gewesen sei. Es liegt hier vermutlich eine confundierung mit Wilhelm von Mainz vor.

Allein einer anzahl andrer notizen lässt sich mit solchen mitteln nicht beikommen. Sie gehen in der tat auf uns unbekannte quellen zurück. Selbständig bringt der Lohengrindichter (7430) die nachricht, dass Bruno von Köln durch den knabenstreich Ottos III. in eine schwere krankheit fiel, doch ist auch hier dichterisches fabulieren nicht gänzlich ausgeschlossen. Anders in dem bericht über die ausgrabung Karls des grossen durch Otto III., ein ereignis, dessen deutung und würdigung die wissenschaftliche welt von neuem in atem hält (Lindner, Die fabel von d. bestattung Karls des grossen. Aachen 1893 und Grauert, Ueber die bestattung Karls d. grossen. Hist. jahrb. d. Görres-ges. 14, 302 ff.). Hier ist jede auch noch so kleine notiz, die neues bringt, willkommen, und neues bringt in der tat der dichter des Lohengrin (7471 ff.):

Unt hiez den kaiser Karl ûz graben
swie er würde sam ein heilege niht erhaben,
sô vant er doch manc wunder bî im starke
in dem grabe, daz im was sô kurz,
7475 daz er tôter muost darinne nemen sturz:
nu ligt er in eins schœnen grabes sarke.

Ich habe das neue und über seine quelle hinausgehende, was unser dichter berichtet, gesperrt setzen lassen. Von diesem ist nicht alles gleichwertig: vers 7472 kann er, um 7473 zu motivieren, eingeflickt haben, und 7476 kann von hörensagen oder aus zeitgenössischen berichten stammen. Aber woher rührt vers 7474 f.? Woher weiss der dichter, dass das grab so kurz war, dass die leiche des kaisers darin nur in krummer, umgebogener stellung platz fand?

Ebenso sind die ganzen fabeleien über den brief Benedicts VIII., mit dem er Heinrich II. zur kaiserkrönung nach Rom einlud, kaum eine selbständige zutat des dichters. Die Sachsenchronik hat nur den lakonischen satz *Dese Benedictus wîede den koning Heinrîke to keisere.* Hieraus kann nicht wol Loh. 7560—7580 entstanden sein. Die notiz über Benedicts mit subtiler grammatischer und stilistischer kunst abgefassten brief, den manche geistliche aus torheit geschmäht, die gelehrten aber hoch gewürdigt hätten, hat der dichter sich kaum aus den fingern gesogen.

In Bamberg ist der verfasser des Lohengrin entsprechend seiner bairischen herkunft besonders gut zu hause. Allein auch hier verwirren sich seine historischen kenntnisse in bedenklicher weise: wie Heinrich I. und Otto I. oder II., wie Willegis von Mainz und Wilhelm von Mainz, verwechselt er hier Heinrich II. und Heinrich III., Benedict VIII. und Clemens II. Dieser letztere ist in Bamberg begraben, doch der Lohengrindichter berichtet von einer bestattung Benedicts in Bamberg. Hat er die notizen über die begräbnisstätte Benedicts (den er oder sein gewährsmann mit Clemens III. verwechselt) und Heinrichs II. aus eigner kenntnis oder mündlicher überlieferung, oder aber entlehnte er sie seiner quelle? Die Sachsenchronik weiss nichts von der bestattung Benedicts noch von der Clemens' II. im dom zu Bamberg und über Heinrich nur, dass er nach Bamberg gebracht wurde und dort starb, wobei hier noch ein misverständnis *der Pöhlder* annalen vorliegt, da Heinrich auf der Pfalz zu Grona

sein leben endete (Weiland, D. chr. 2, 168 anm. 5). Der Lohengrin erzählt vorläufig über Benedict (7597 ff.):

Diu stifte liebt dem pâbest sô daz er des was begernde
daz er des jungesten dâ erbite.
er wart siech. man tet nâch sîner bet dâ mite
7600 unt legt in dâ. sus was man bete in wernde.
sîn grap noch hiute dâ vunden wirt,
in dem hindern kôr, da man es niht verbirt,
man pflege sîn schône unt halt ez reineclîche.

Die letzten gesperrt gedruckten verse verdanken ihre entstehung sicher der autopsie des dichters, der, wie schon erwähnt, ein Baier war. Aber die übrigen notizen entnahm er wol seiner quelle, die auch hier die Sachsenchronik nicht sein kann.

Die angabe, dass Benedict VIII. bez. Clemens II. im hintern chore des Bamberger doms eine begräbnisstätte gefunden habe, sowie die schilderung ihres zustandes, scheint zur zeitlichen fixierung unsrer dichtung beizutragen, jedenfalls die bestimmung eines terminus a quo zu gestatten. Die entstehung der hauptmasse des Bamberger doms in seiner jetzigen gestalt fällt in das 13. jahrhundert, die bauzeit dauert von 1192—1237, wo die weihe stattfand. Der westliche chor aber, in dem sich das grab des papstes befindet, ist wol erst 40—50 jahre später fertig gestellt und noch 1274 wird ein ablass *pro restauratione ecclesiæ Bambergensis* gewährt (Schnaase, Kunstgeschichte 5 [1872], 346 ff.; vgl. noch Dehio und von Bezold, Die kirchliche baukunst des abendlandes 1, 499). Da der dichter schon das grab als in dem hintern chor befindlich erwähnt und auch seine besondere pflege rühmt, so kann er, da eine erheblich frühere zeit aus andern gründen ausgeschlossen ist, wol nur von einer nach 1274 liegenden periode sprechen, weil die jahre nach der mitte des 13. jh. als bauzeit dienten und dieser zustand nicht gut von dem dichter geschildert sein kann.

Im grossen und ganzen steht die poetische chronik der sächsischen kaiser der Sachsenchronik sehr nahe, ja es finden sich sogar zahlreiche wörtliche anklänge. Ihre uns vorliegenden gestaltungen hat indessen der dichter kaum benutzt, wie die aufnahme in ihr nicht erhaltener, aber sonst bezeugter notizen zeigt. Vermutlich hat ihm eine spätere (bairische?) bearbeitung vorgelegen, die wir aber nicht nachweisen können. Diese hätte dann aus älteren uns verloren gegangenen quellen geschöpft, wie die nachricht über das grab Karls des grossen

zu zeigen scheint. Auch bei der gestaltung der geschichte Heinrichs I. ist wol eine derartige chronikalische darstellung für den dichter zu fordern. Jedenfalls müssen wir noch einmal ganz entschieden betonen, dass die benutzung der Sachsenchronik in einer uns erhaltenen form als ausgeschlossen zu erachten ist.

HALLE A. S., im juni 1893. JOHN MEIER.

ZUM BEOWULF.

In seinen vortrefflichen Aanteekeningen op den Béowulf (Leiden 1892) s. 6 beanstandet Cosijn die übliche deutung von *earfoðþráȝ* als 'tempus molestum' (Grein), 'kummervolle zeit' (Heyne-Socin), weil *earfoðþráȝ* durch *þréanýd* variiert wird; er meint vielmehr, *þráȝ* bezeichne als von **þrîhan*, **þrenȝwan* abgeleitet, nicht nur 'zeit', sondern auch 'bedrängnis' ('benauwdheid, benauwing'). Die annahme eines solchen zweiten *þráȝ* scheint mir aber bedenklich; sie ist auch wohl zu umgehen, wenn man ganz ähnlich wie *earfoð-þráȝ* gebildete composita mit *hwil* heranzieht, deren zweites glied einem zweifel nicht unterliegt. So steht z. b. Seef. 2 ff. *hú ic ȝeswincdaȝum earfoðhwile oft þrówade, bitre bréostcare ȝebiden hæbbe,* Beow. 2427 f. *fela ic on ȝioȝoðe ȝúðræsa ȝenæs, orleȝhwila,* 2709 ff. *þæt* (die besiegung des drachen) *þám þéodne wæs síðast siȝehwila ..., worlde ȝeweorces* 'der letzte sieg'; hier zeigen die variationen dass mit den compositis nicht die zeit des geschehnisses, sondern das geschehnis selbst gemeint ist. So steht auch *swylthwil* Phön. 350. 566 einfach für *swylt, þræchwil* Jul. 554 einfach für *þracu* u. ä. Vgl. ferner stellen wie *ne bið him on þǽm wicum wiht tó sorȝe, wróht né wéðel né ȝewindaȝas* Phön. 612. Das alter dieser bildungen wird durch die Heliandparallele *thô quâmun ôc uurdegiscapu themu ôdagan man, orlaghuîle* 3354 f. (schicksal = todesstunde = tod) sichergestellt. Auch die an. dichtung hat ähnliches aufzuweisen; vgl. stellen wie *skalmǫld vex nú* Hkr. 476. Fms. 5, 57. Flat. 2, 341. Olafss. h. 207, *skalmǫld hefr því valdit* Fms. 3, 9. SE. 1, 520. Olafss. h. 218, *styrjǫld vas þá byrjuð* Hkr. 557. Fms. 6, 167. Mork. 14. Fríssb. 201, *vætti Sveinn rómǫldu einnar* Hkr. 565. Fms. 6, 185. Mork. 21. Fríssb. 207, *styrjar stund* Konungas. 418. Flat. 3, 180 (denen sich selbst die bekannte stelle der Vǫluspá str. 45 Bugge über

skeggjǫld, skalmǫld, vindǫld, vargǫld zuzählen lässt). Endlich mag auch noch daran erinnert werden, dass mit hilfe des stammes *daȝa(-n)-* geradezu abstracta gebildet werden: an. *bar-dagi* 'kampf', *skil-dagi* 'a condition, stipulation, terms', ahd. *naccot-tago* 'nacktheit', *sioh-tago* 'krankheit' (Graff 5, 359 ff.), mhd. *wê-tac, wê-tage* 'schmerz' (Lexer 3, 804) u. s. w.

LEIPZIG, 7. august 1893. E. SIEVERS.

GRAMMATISCHE MISCELLEN.

5. Das pronomen *jener*.

1. Das pronomen *jener* ist in letzter zeit widerholt besprochen worden; zuletzt hat Solmsen, KZ. 31, 478 darüber gehandelt. Er setzt im ganzen 6 verschiedene stämme teils als bezeugt, teils als mögliche grundformen mehrdeutiger einzelsprachlicher gestaltungen an: **jaina-*, **jeina-* (= germ. **jīna-*), **jena-*, **jēna-*, **jōna-*, **jana-*. Von diesen ist die von Holthausen, Beitr. 13, 372. 590 aufgestellte stammform **jeina-* > **jīna-* sicherlich zu streichen. Sie ist nur aus dem *i*-umlaut des ags. *béȝen* für älteres *bǽȝen* gefolgert. Zur erklärung dieses umlauts braucht es ja aber gar nicht eines ansatzes **bo-jīnu* mit einem umlautenden vocal *ī*, da der umlaut ebensogut durch das *j* hervorgerufen sein kann, wie in *cǽȝ* aus **kaijā-*, *clǽȝ* aus **klaijā-*, *ieȝ* aus **aujā-* etc. Trotzdem wäre natürlich aus diesem grunde ein **bō-jīnu*, wenn auch überflüssig, doch nicht unmöglich. Ein directes zeugnis gegen Holthausens ansatz bietet aber wol die form *twœȝen* auf dem Clermonter runenkästchen mit ihrem *e* der endsilbe. Die inschrift hält die alten *i* sonst noch correct fest (vgl. dazu Anglia 13, 13 ff.); man müsste also hier entschieden **twœȝin* erwarten, wenn es sich um altes *i* in der schlusssilbe handelte. Auch ist mir zweifelhaft, ob nach sonstigen analogien die erhaltung eines *j* zwischen vocal und *i* zu rechtfertigen wäre. Von dem ansatz einer stammform **jīna-* wird man also absehen müssen.

2. Was das geschlossene *e* von ahd. *jenêr* anlangt, so hat Jellinek, Beitr. 14, 160 f., dem auch Solmsen a. a. o. zustimmt, möglicherweise recht, wenn er es durch den einfluss des *j* aus offenem *ë* entstanden sein lässt. Was mich seiner zeit (Beitr. 9, 567) hinderte, diesen an sich naheliegenden ge-

danken auszusprechen, war die abweichende behandlung des *ë* von *jëhan, jësan, jëtan,* die überall ihr offenes *ë* behalten. Dass dies durch systemzwang zu erklären sei, wie Jellinek will, kann ich nicht recht glauben: es ist doch auch nur ein notbehelf, auf éine form eine regel aufzubauen und die mehrzahl abweichender formen durch analogie zu erklären. Aber es bietet sich vielleicht ein anderer ausweg. Das *j* von *jenêr* wird ja bekanntlich im oberdeutschen anders behandelt als das *j* der drei andern wörter: es fällt ab (*enêr* ist die normalform bei Notker und sonst, Graff 1, 599 ff.), es bleibt in *jëhan, jësan, jëtan* bez. geht (vor *i*, seltener vor *e*) in *g* über (Graff 1, 581 ff. 594 f. 611 f.). Das aber lässt auf verschiedene aussprache schliessen. Liegt es da nicht nahe, an die alte differenz zwischen indog. halbvocalischem *i̯* und spirantischem *j* zu denken, und vermutungsweise die regel aufzustellen, dass nur das halbvocalische *i̯* vor *e* im oberdeutschen schwinde, das spirantische aber bleibe bez. mit *g* wechsle? Für *i̯enēr* spricht die wol nicht zu bezweifelnde zugehörigkeit zu indog. *i̯o-,* skr. *ya,* gr. ὅ-ς (vgl. Brugmann, Grundr. 2, 771), für *jësan* das griech. ζέω; für *jëhan* und *jëtan* fehlt leider ein sicheres etymon (falls der vermutete zusammenhang von *jëtan* mit gr. ζητέω sich rechtfertigen liesse, wäre auch da die regel gewahrt, vgl. aber Brugmann, Morphol. unters. 1, 8 f.). Auch das zweite ahd. beispiel für den abfall von anlautendem *j* vor vocal (oberd. *âmar* neben gemeind. *jâmar*) würde sich fügen, wenn man die etymologie von Solmsen acceptiert, der es zu gr. ἥμερος stellt (KZ. 32, 147 ff.): man müsste den abfall nur in die zeit setzen, wo noch germ. *i̯ēmro-* galt. Unklar freilich bleibt dabei, warum es nicht auch oberd. **âr* für *jâr* heisst, wie man danach erwarten müsste, sofern die übliche zusammenstellung von st. *jēra-* mit gr. ὥρα etc. richtig ist. Die partikel *jă* aber kommt wegen des abweichenden vocals (got. *ja,* nicht **jê*) nicht in betracht, und ebenso kann es nichts verschlagen, wenn *jenêr* in nichtoberdeutschen mundarten (z. b. bei Otfrid) sein *j* in *g* wandelt. Gibt man aber die richtigkeit der hier vorgenommenen scheidung von germ. *i̯* und *j* zu, so liegt es weiter nahe, nun auch die verschiedene behandlung der *e* in *jenêr* einerseits und von *jëhan, jësan, jëtan* andrerseits damit in zusammenhang zu bringen, d. h. zu vermuten, dass altes offenes *ë* im germ. bez.

deutschen zwar durch anlautendes *i̯* in geschlossenes *ė*[1]) verwandelt werde, aber nach spirantischem *j* seine alte aussprache *ë* bewahre. Phonetisch wäre die verschiedene wirkung von *i̯* und *j* wol begreiflich. Aber leider fehlt es an hinlänglichem material um die vermutung zu einer gewissen positiven wahrscheinlichkeit zu erheben: denn wie man sieht beruht der ganze ansatz auf nur je éinem beleg für die angenommene wirkung.

6. Nochmals das geschlossene *ê*.

Beitr. 16, 246 habe ich bereits angedeutet, dass ich unabhängig von Jellinek, Beitr. 15, 298 zu der auffassung gelangt war, dass das germ. geschlossene *ê* eine ablautsstufe der *i*-reihen darstelle und zwar auf *ēi* zurückgehe. Zusammengetroffen bin ich ferner mit Jellinek in der annahme, dass ags. *méd,* ahd. *mêta* im gegensatz zu got. *mizdô* = ags. *meord* (und zend. *mīžda*) ein ursprüngliches **mēizdā* widergebe; als parallele dazu kann noch das as. *lînôn* 'lernen' aus **līznō-* angeführt werden, da nach einem kurzen *i* der ausfall des *z* vor *n* ebenso unwahrscheinlich wäre wie der vor *d* in *mizdô.*

Was mich veranlasst, hier nochmals auf diese frage zurückzukommen, ist lediglich der umstand, dass die oben vorgetragene hypothese über die entstehung von ahd. *jênêr* aus **i̯ēnēr* uns vielleicht auch einen fingerzeig für die entstehung des geschlossenen *ê* geben kann. Wenn sonst urspr. *ē* im germanischen als offenes *ê* (*ë̄*) erscheint, urspr. *ēi* aber — nach verlust des *i* — als geschlosssenes *ê* (*ė̄*), so liegt es nahe, in der veränderung des *ē* vor *i* eben eine wirkung des *i*, einen act des *i*-umlauts zu sehen. Ich bin also der meinung, dass wir für unser geschlossenes *ê* die entwicklungsreihe *ë̄i* — *ė̄i* — *ė̄* aufzustellen haben.

Daraus würde denn eventuell weiter zu folgern sein, dass die langdiphthonge wie *ēi, ēu* etc. im germanischen noch als

---

[1]) Es scheint mir, beiläufig bemerkt, zweckmässig, neben dem üblichen *ë* für offenes *e* ein besonderes zeichen auch für geschlossenes *e* einzuführen, und dafür empfiehlt sich *ė*, das durch seinen punkt ebenso an das *i* erinnert wie das *ë* durch den doppelpunkt an das *ä*. Die sonst oft gemachte unterscheidung von *ę* : *ẹ* befriedigt weniger, da das zeichen *ę* nicht rein phonetisch ist, sondern zugleich einen besonderen handschriftlichen überlieferungswert (= *œ*) besitzt, ausserdem auch von Lachmann gerade als zeichen für das umlauts-*e* (d. h. *ė*) angewant worden ist.

solche erhalten waren. Ja vielleicht lässt sich noch ein anhaltspunkt für die bestimmung der chronologie ihres untergangs gewinnen, wenn man das got. *Krêks,* ahd. *Chreah* etc. ins auge fasst.

Hätten die Germanen den namen *Γραικός*, *Graecus* mit monophthong überkommen, so wäre schlechterdings nicht zu begreifen, wieso dieser monophthong durch geschlossenes *ê* widergegeben wurde, da doch dem germanischen offene *ê* in reichem masse zu gebote standen. Doch ist es aus phonetischen gründen sehr wahrscheinlich, dass der monophthongierung des *ai* zu *ä* eine aussprache *äi* vorausgieng. Kam aber der name den Germanen in der form **gräikos* zu einer zeit zu, wo sie kein altes *ei* mehr besassen (oder höchstens noch in der form *ëi*), so war es fast unausbleiblich, dass sie ihr *ēi* dafür einsetzten, vorausgesetzt, dass das damals noch den lautwert *ē̈i* hatte (das hat an sich nichts unwahrscheinliches, da ja auch der historische umlaut des *â* dem des *a* nachhinkt). Dann wäre die weiterentwicklung **krē̈ikaz* — **krē̈ikaz* — **krē̂kaz* — *krêks* ganz in der ordnung.

Eine einschränkung müsste man allerdings für die regel machen, dass urgerm. *ê* durch *i*, *i̯* zu *ē̈* umgelautet werde: das *i̯* müsste, wie das in den angezogenen beispielen auch der fall ist, derselben silbe angehören wie das *ê*. Vor einem *i̯* der folgesilbe bleibt das *ê* offen und erscheint dann aussergotisch als *â*, wie in ahd. *sâen, wâen, tâen.* Für das nordische dürfte hier als zeuge das substantivierte particip *frœndi* angezogen werden, das lautgesetzlich doch wol nur auf älteres **frœjand-*, *frœjind-* aus *prē-i̯ent* zu w. *prēi* — *prī* zurückgeführt werden kann: denn dass das *œ* dieses wortes nicht aus *ĭ* + vocal (etwa *ĭ* + *a*) contrahiert sein kann, zeigt das abweichende verhalten von an. *fjandi* und formen wie an. *frjáls, frelsa* aus **frî-hals*, **frîhalsjan.* Freilich müsste man dann die zusammenstellung der w. *prēi* — *prī* mit griech. *πραΰς* etc. (W. Schulze, KZ. 27, 426) wider aufgeben. Ob übrigens die neuerdings von Much, Beitr. 17, 167 behandelten alten namen *Freio, Freiatto* (neben *Friatto*) und *Freioverus* hiermit zusammenzubringen, d. h. als *Frē-i̯o* etc. anzusetzen sind, lasse ich unentschieden. Die gleichfallls inschriftlich bezeugte form *alateiviae* spricht doch vielleicht eher für *ei* = sonstigem germ. *î*.

10. juni 1893.

7. Zur geschichte der ags. diphthonge. I.

Wie bekannt ist das germ. *eu* = ahd. alts. (*eu*), *eo* (*io*) wie in alts. ahd. *treuwa*, alts. *beodan, biodan*, ahd. *beotan, biotan* im ältesten ags. zwar noch ein paar mal als *eu* erhalten, im ganzen aber sehr frühzeitig in *éo* übergegangen: gemeinags. *tréow, béodan* u. s. w. Aber auch für das aus *eu* abgespaltene westg. *iu*, wie in alts. ahd. *gitriuwi*, alts. *liudi*, ahd. *liuti* erscheint im ags. schliesslich *éo*, soweit nicht *i*-umlaut zu *ie, i, ý* eingetreten ist, also ags. *ȝetréowe* (neben *ȝetriewe, ȝetrýwe*), *léode* u. ä. Man sollte aber theoretisch erwarten, dass für dieses westg. *iu* im ags. auch zuerst *iu*, dann (parallel dem übergang des *eu* in *eo*) zunächst *ío*, und erst später etwa *éo* eingetreten sei. Mit andern worten, man erwartet eigentlich folgende parallelreihen der entwicklung:

westg. *eu* = ags. *eu* — *éo*
westg. *iu* = ags. *iu* — *ío* — *éo*;

d. h. man erwartet, dass in ältester zeit noch ein etymologischer unterschied zwischen *eu* — *iu* bez. *éo* — *ío* bestanden habe, der erst später durch die weiterentwicklung des *ío* zu *éo* verwischt wurde.

Diese erwägungen erstrecken sich aber nicht nur auf die ags. *éo, ío* = germ. *eu*, sondern auf sämmtliche *eo, io* des ags., mögen sie nun durch brechung oder durch *u/o*-umlaut oder durch contraction entstanden sein, vorausgesetzt, dass diese *eo, io* in eine zeit zurückreichen, in der man eine bewahrung des angesetzten unterschieds an sich erwarten darf.

Nun ist es bisher nicht gelungen, in den tatsächlichen verhältnissen des ags. eine hinlängliche stütze für die angedeuteten hypothesen zu finden. Ich selbst habe noch in meiner Ags. gr.[2] § 38 gesagt: 'ein etymologischer unterschied zwischen *eo* und *io* ist bei der länge nicht zu entdecken; dagegen ist kurzes *eo* ursprünglich aus älterem *ë*, kurzes *io* dagegen aus älterem *i* hervorgegangen; doch ist diese unterscheidung selbst in den ältesten quellen nicht mehr deutlich durchgeführt'. Diese angabe trifft aber nur für den süden des landes zu: die ältesten denkmäler des anglischen zeigen dagegen den theoretisch zu erwartenden vocalstand noch in fast ungetrübter reinheit. Es lässt sich für diese geradezu die

regel aufstellen: alle gemeinags. *éo, eo* die auf ursprüngliches $e + x$ zurückgehen erscheinen dort als *eu, eo*, alle gemeinags. *éo, eo* (bez. wests. *ie, i, y* und deren längen) aus $i + x$ als *iu, io*. Das nähere ergibt folgende übersicht des belegmaterials.

I. Am besten ist der alte zustand im northumbrischen Liber Vitae (Sweet, OET. 154 ff.) erhalten:

Belege: 1) Normales *eu, eo*: a) ags. *eu* aus westg. *eu*: ***sceutuald*** 168; dazu vgl. die etymologisch undurchsichtigen *peuf* 199, *peufa* 216; — b) ags. *éo* aus westg. *eu*: *ceolbald* 6, *ceoluulf* 11. 121. 190. 340, *ceolberc(h)t* 61. 99. 198. 205. 212. 271. 296, *ceolfrith* 94. 187. 343, *ceolȝar* 95, *ceolheri, -e* 104. 223. 324, *ceolmund* 118, *ceoluini* 128. 179. 290. 300. 301, *ceolred* 130. 386. 394. 396, *ceoluald* 214, *ceolhelm* 216, *ceoluio* 266 (dazu die koseform *ceolla* 413); *theodric* 79. 212. 354, *leofuini* 87. 113. 240. 271. 358. 415 (hierzu *hleofuini* 324?, oder steht dies für *hleo-uini*, s. c?), *leofðeȝn* 156, *leofrith* 227, *leobhelm* 339, *beoduini* 111 (vgl. ahd. *biota, biotuit* Förstemann 1, 265); — c) ags. *eo* aus germ. *ew* (durch *eu* mit vocalisierung des *w* hindurch): *hleouald* 166. 168. 198. 218. 225. 335. 343, *hleoberct* 201. 355. 452, *hleofrith* 409, *hleouini* 443 (vgl. *hlewaȝastiʀ* auf dem Goldhorn); — d) ags. *eo* als brechung von germ. *ĕ*: *beornred* 3. 4. 157. 327. 389. 402. 404. 433. 442. 453. 475, *beornhaeth, -ð* 2. 274, *beornuini* 11. 74. 83. 141. 149. 176. 180. 184. 187. 194. 234. 243. 270. 273. 360. 364. 368. 377. 386. 411. 419. 425. 466. 469, *beorn* 15. 85. 162. 290. 296. 380, *beornȝyth* 29. 36, *beornfrið, -th* 68. 182. 191. 254. 258. 374. 407, *beornheard* 90. 194. 220, *beornuulf* 143. 144. 145. 240. 246. 247. 323. 384. 400. 413. 416. 428. 433. 466, *beornhoð* 449, *uiȝbeorn* 466 (dazu die koseformen *beonna* 178. 182. 239. 240. 250. 298. 371. 468, *beonnu* 46); *eorpuini* 61, *eorupuald* 287, *ald-, altceorl* 206. 233. 351. 379. 404, *friðuȝeorn* 225, *hereȝeorn* 267. 345 (dazu volksetymologisch *cundiȝeorn* 346), *seoluini* (für *seolhuini*?) 305; — d) dasselbe mit dehnung durch ausfall von *h*, Ags. gr.² § 222, anm. 1: *pleoualch* 165, *pleouald* 275; — e) ags. *eo* als *u*-umlaut von germ. *ĕ*: *eoforhuaet* 218, *eofuruulf* 403.

2) Normales *iu*: a) ags. *iu* = westg. *iu*: *liutfrith* 172 (dazu vielleicht die etymologisch undurchsichtigen *uiuti* 97, *iubi* 175; zum letzteren vgl. *iof* urk. 41, 52, *iab* 30, 16); — b) ags. *iu* aus *ĭw*: *iu-rinȝ* 199 (vgl. Kögel, Beitr. 16, 504), *tiu-uald* (st. *tīwa-*) 207, *riu-ualch* 170, *riu-uala* 211 (st. *rīwa-*, vgl. *cyn-réou* unter II; — c) ags. *iu* aus contraction von *ĭ* + vocal: *friu-mon* 169, *friu-bet* 331 (zu st. *frija-*?; *fre-helm* 62. 286 kann schwerlich damit verwant sein); hierher vielleicht *ȝiu-haep* 273, *biu-uulf* 342; — d) ags. *iu* als brechung von germ. *i*: *iurminburȝ* 18 (dazu die koseform *hiuddi* 100. 253. 333. 353?); — e) ags. *iu* als *u*-umlaut von germ. *i*: *friuðuulf* 464; dazu *hiudu* 80?

3) Normales jüngeres *io* für älteres *iu*: a) ags. *io* aus westg. *iu*: *liodberc(h)t* 108. 112. 185. 357. 437, *liodfrith* 414. 420, *lioduini* 470 (dazu die koseform *lioda* 358), *diori* 361. 369. 408; — b) ags. *io* aus *ĭw*:

tio-uald 334; *osuio* 1, *forthuio* 79, *ecʒuio* 216, *dycʒuio* 257, *ceoluio* 266 (vgl. altn. *wiwaʀ* auf dem stein von Tune); — c) ags. *io* aus contraction von *i* + vocal: *friouini* 125. 188. 476; — d) ags. *io* als brechung von westg. *i*: *hiordi* 103. 319 (dazu die koseform *hiodde* 328, vgl. *hiuddi* oben 2, d); — e) ags. *io* als *u*-umlaut von germ. *i*: *friodu-*, *frioðuuini* 68. 457. 458, *friodumund* 79, *frioðuuald* 108, *frioðuulf* 134. 209, *frioðuʒils* 212.

Rechnet man etymologisch unsicheres ab, so bietet danach der Liber Vitae 1 correcten beleg für *eu*, 152 für *éo, eo*, 7 für *iu, iu*, 31 für *io, io*. Sichere ausnahmen sind nicht zu constatieren; *piuda* 119 und *kiona* 480, die oben nicht mit aufgeführt sind, können als etymologisch ganz dunkel nicht gegen die regel sprechen; dann bleiben nur noch ev. zwei *éo* für *io*: *streonberct* 109, *streonuulf* 301, wenn diese zu north. *strion, gestrion* gehören[1]), und diese *eo* würden ja auch nur dem allgemeinen zuge der entwicklung entsprechen.

Die absolut einzige und unerklärliche ausnahme zu gunsten eines *iu* für etymologisches *eo* wäre hier wie in der ganzen masse der ältesten ags. texte der name *Biu-uulf* 342, wenn dieser wirklich auf ein älteres **Beuw-(w)ulf* bez. **Bewi-wulf* aus **Bawiwulf* zurückgeführt werden müsste. Sonach bleibt Cosijn, Aanteekeningen op den Béowulf s. 42 mit der betonung des *iu* zweifellos gegen Kögel, Zs. fda. 37, 268 ff. im rechte. Soll ein zusammenhang mit st. *beuwa-* stattfinden, so muss man auch diesen stamm für einen urspr. *s*-stamm erklären und unser *biu-* auf die stammform *biuwi(z)-*, nicht auf *beuwa(z)-* zurückführen.

II. Zum Liber Vitae stimmen so ziemlich noch die alten northumbrischen genealogien (Sweet, OET. 167 ff.), doch mit einer sicheren ausnahme von jüngerem *eo* für *io*.

Belege: a) ags. *éo* aus germ. *eu*: *ceoluulf* 44, *ceolmund* 50; — b) *eo* als brechung von germ. *ĕ*: *beornmod* 11, *beornic* (neben *berniciŋʒ*) 32; — c) ags. *io* aus westg. *iu*: *liodwald* 85. 87, *diora* 11; — d) ags.

1) Und selbst dann ist die ausnahme noch nicht sicher: *strion, ʒestrion* kann, wie so viele *ʒe*-bildungen, sehr wol ein alter *s*-stamm sein, mit suffixablaut und entsprechendem wechsel des wurzelvocals, *streuna(z)*: *striuni(z)-*, vgl. Ags. gr.[2] § 267 nebst anm. Man beachte auch, dass ws. nur *(ʒe-)stréon* vorzukommen scheint, während das verbum ganz gewöhnlich *strienan* lautet. Uebrigens ist unser *streon-* doch schwerlich von dem bekannten *streonaes-*, *streanaes-*, *strenes-halh* bei Beda (Sweet, OET. 439) zu trennen, das wider auf eine besonderheit hinweist (st. *strawina-*?).

regel aufstellen: **alle gemeinag**· ...us *ōswi[w]inȝ*); — e) ags. *iu*, *io*
liches *e* + *x* **zurückgehe**· ...*unȝ*) 114, ***uiohthun*** 13, *alouuioh* 44
alle gemeinags. ***éo, eo*** ... f) ags. ***io*** als *u*-umlaut von germ. *i*:
aus ***i* + *x*** **als** ***iu, io.*** ... *frioðulf* 110; — g) desgl. als *o*-umlaut:
belegmaterials. ... ungelautetes ws. *crida* (Chron. a. 593).
... sind ***eolla*** 12, ***eoppa*** 80, ***eowa***, ***eowinȝ*** 97.
I. Am ... *cynreou*, ***cynreowinȝ*** 104, vgl. ***riu***- oben I, 2, b.
Liber Vit... ...ringer ist die ausbeute die die namen bei
Bele... ...132 ff.) gewähren; sie genügt aber doch um das
dazu v... ...regel erkennen zu lassen:
éo s... ...(ohne rücksicht auf abweichungen einzelner hss., die oft
99 ...die jüngeren formen bieten): a) *hreudford* 287; ***eumer*** 77; —
...*wulfo* 1, *theodbald* 36; ***eorpualdo*** etc. 102. 104. 106; — c) *osuiu*.
...64. 123. 159. 184 f. 217. 236, ***tiouulfinȝa*** 110. — Etymologisch un-
...klar ist *uiurae* 379. Man vgl. übrigens auch die ***eu*** aus ***awi***: *peartan*,
...*lacstinȝa*, *herut-*, *selaes eu* 109. 158. 194. 199. 218. 279. 303. 358.

IV. Etwas grösser sind die schwankungen in den Epinaler glossen (Sweet, OET. 36 ff.); hier findet sich bereits sowol *eo* für *io* als *io* für *eo* und südliches *ie* als *i*-umlaut von *io*; im ganzen ist aber auch hier die regel gewahrt.

Belege für die regel: a) ags. *eu* = germ. *eu*: ***steupfaedaer*** 1070, ***treulesnis*** 726, *ȝitreeudae* 436 (das verbum scheint zur *ai*-klasse gehört zu haben, vgl. das entsprechende *ȝetreuuade* Corp. 900: daher der mangel des umlauts); — b) ags. *éo* aus germ. *eu*: *fleotas* 107, ***spreotum*** 211 (dazu *eborspreot* 1052), ***ceol*** 230, *hleor* 438, *leoma* 554, ***steor*** 596, ***beouuas*** 645, *beost* 703; dazu *aeo* in *hlaeodrindi* (zu *hléoðrian*) 508; — c) ags. *éo* im reduplicierten praeteritum: *ansueop* 32; — d) ags. *éo* aus contraction etc.: *huueolrad* 710, *eorisc* 795. 960, ***cneorissa*** 903, ***sueor*** 1099 (vgl. *suehoras* 1062); — e) ags. *eo* als brechung von *ë*: ***feormat*** 402, *ȝeornlice* 708, *aqueorna* 911, ***eornesti*** 945, *sceolheȝi* 981; — f) ags. ***iu*** aus *iw*: *ȝliu* 398 (= späterem *ȝléo*); bei *ȝitiunȝi* 97 (zu späterem *téon*) ist nicht sicher ob bereits contraction eingetreten war; — g) ags. ***iu*** durch brechung oder *u*-umlaut: *thriuuuintri* 780 (vgl. spätere composita mit ***ðreo***-): — h) ags. *io* aus westg. *iu*: *anhriosith* 510, *briosa* 27. 1016 (vgl. ***briusa*** Leid.); i) ags. *io* aus contraction: *bio-uuyrt* 20, *ȝihiodum* 76; dazu *flio*? 12; — k) ags. *ie*, ***ie*** als *i*-umlaut von *io*, ***io***: ***hunhieri*** 983; ***orfierme*** 933, *ȝeoruuierdid* 990; *fierst* 595. — Vgl. auch *éo* aus *awi*: ***snidstreo*** 973.

Ausnahmen: a) *eo* für *io*: *burgleod* 620 (an der entsprechenden stelle in Corp. 1334 noch *burȝliod*) und vielleicht ***cleouuae*** 472 (in Corp. 979 verderbt *clouue*); — b) *io* für *eo*: ***criopunȝae*** 696, ***buturflioȝae*** 817. *cniohol*en 878, *uuandaeuuiorpae* 1045 (aber Erf. *uuondæuuerpe*, Corp. 1975 *wondeuueorpe*), vgl. unten s. 416.

V. Ungefähr auf demselben standpunkt steht das Corpusgolssar (OET. 35 ff.). Belege:

1) Normales *eu, eo*: a) ags. *eu* = germ. *eu*: *ȝetreuuade* 900, *treuuis* 1533; — b) ags. *eu* aus germ. *ew* durch vocalisierung des *w*: *ru* 269, *plumtreu* 269 (dazu *mundleu* 561. 2091 oder zum vorigen?); gs. *éo* aus germ. *eu*: *hreod* 9. 387, *fleotas* 95, *steopfaeder* 300. *unu* 886, *-moder* 1390, *deortuun* 324, *ceol* 442, *spreotum* 527, *orspreot* 2089, *beost* 541, *beodbollę* 627, *seobȝendum* 646, *reost* 656, *aseodenne* 815, *þeotum* 884, *hleor* 923, *leoma* 974. 1166, *hleoþrendi* 1065, *steor* 'stier' 1252. 1635, *beowes* 1278, *ceodas* (lies *seodas*?) 1282, *ðeofscip* 1316, *werðeode* 1381, *steorroðor* 1520 (gemeinags. steht *stéor*, nie **stier* etc.; vgl. auch ahd. *stior-ruodar* neben *stiurruodar* Graff 2, 493), *cleot* 1585, *uueodhoc* 1764, *þeohsaex* 1832, *heopan* 1858; dazu wol das unklare *reodnæsc* partica 1529; — d) ags. *éo* aus germ. *ew*: *cneoribt* 21, *fulae-, fuȝul-, tel-treo* 117. 150. 488; — e) ags. *éo* im praet. reduplicierender verba: *onsueop* 235, *onreod* 1129, *ȝreouue* 2138; *auueol(l)* 777. 1133; — f) ags. *eo* aus contraction etc.: *sueor* 552. 2107 (vgl. 2121), *eorodmon* 708, *eorisc* 1503. 1823, *hueolrad* 1459; — g) ags. *eo* als brechung von *ë*: *weorðmyndum* 83, *uueorðmynd* 1053, *eordreste* 360, *eorðmata* 2113, *weorras* 400, *steort* 404, *heor* 423, (-)*ȝeornis* 609. 1088, *ȝeornlice* 802. 1410, *feormat* 899, *orfeormnisse* 1902, *smeoruue* 1581, *aqueorna* 1811, *cornisti* 1845, *sueorde* 1927, *wondeweorpe* 1975, *suansteorra* 2111, *ceorl* 2174; *seolfbonan* 299; *ceolborlomb* 752 (aus **kelƀuz-* neben ws. *cilfor-* aus **kilƀiz-*); dazu unklares *ceoldre* 1338?; vgl. ferner *heordan* heede 1908; — h) ags. *eo* als *u*/*o*-umlaut von *ĕ*: *eoforþrote* 27 (*eoburthrotae* 558), *eobor* 179, *eoborspreot* 2089, *ȝefeotodne* 63, *feotod* 220, *weorod* 109, *-feotor, -ur* 272. 1552, *tuiheolore* 304, *heolor* 1177, *seotu* 339, *saeȝeseotu* 1631, *steola* 358. 432, *speoru* 518, *teoru* 616. 985. 1360. 1716, *meodomlice* 696, *beorende* 757. 1677, (-)*beosu* 877. 1469, *ȝeolu* 890. 966. 2095, *aetweosendne* 1054, *eolene* 1057 (*eolone* 1453), *heorotberȝe* 1333, *smeodoma* 1606, *feolufer(ð)* 1613. 2035, *eobotum* 1705, *ðeofeðorn* 1710, *smeoro, -u* 1766. 1846. 2102. 2154, *meotloc* 2047, *-ucas* 1211, *ðrifeoður* 2052; dazu auch *heolstras* 1723, *heolstr* 1838 (vgl. Ep. *helustras* 867, *helostr* 901), *ceosol* 1001 (*ceonsol* 2090; vgl. Ep. *cesol* 457. 1054), *screope* 'striegel' 1906 (*scre°p* 1935 ist wol nur verschrieben für *screope*; gehört zu *screpan*); vgl. auch den *u*-umlaut von umlauts-*e* in *fre°mo* 286, *eouuistras* 1274.

2) Normales *iu*: a) ags. *íu* = germ. *iu*: *ȝeþiudde* 91, *þiustra* 152; dazu *ȝiululinȝ* 1699 (umlaut von der schlusssilbe aus); — b) ags. *iu* aus *ĭw*: *ȝliu* 948, *iuu* (d. h. *iuw*) 1972, *bisiudi* 1450 (aus **bisiwidi*), *hliuða* 1843 (aus **hliwiða*); — c) ags. *iu* aus contraction: *ȝeliunȝe* 185? (vgl. oben IV, e); — d) ags. *iu* durch *w, u* gebrochen bez. umgelautet aus *i*: *ȝesiuwide* 68, *ȝesiuwid* 1374, und *siun-huurful* 2008, falls nicht verschrieben für *sinu-*.

3) Normales *io*: a) ags. *ío* aus westg. *iu*: *briosa* 225. 1976, *onhrioseð* 1077, *burȝliod* 1334, *unhiore* (hs. *unhiorde*) 2041; dazu *ȝestrion* 1470 (s. oben s. 413); — b) ags. *io* aus *ĭw*: *hio* 188, *ȝlio* 354. 825 (dazu *ȝliowe* 112), *niol* 1061 (aus *niwol*; vgl. *nihold* 1659); — c) ags. *io* aus contraction von *i* + vocal: *bio-wyrt* 181. 1289, *frioleta(n)* 1218. 1224. 2104, *heldiobul* 1457; dazu wol *flio* 112; — d) ags. *io* als brechung von *i*: *hrið-*,

caeʒhiorde 313. 490, *horshi°rdas* 1527; — e) ags. *io* als *u/o*-umlaut von *i*: *wiolocread* 496, *uuiolocas* 542, *wioloc* 594, *wiolucscel* 1487, *ymbðriodunʒ* 644, *suiopum, -an* 891. 1276. 2087, *ʒionat* 947, *lioðuwac* 1010, *unliopuwac(nis)* 1052. 1079, *nioðanweard* 1041, *piose, -an* 1208. 1586, *ʒlioda* 1313, *sionu* 1375, *tioludun* 1567, *cionecti* 1739, *sionuualt* 2037; vor *w*: *ʒesiowed* 508, *ʒesiouuid* 1763, *ʒesiowid* 1774, *asiowid* 1591 (*siouu* 1773 hat vielleicht langes *io* infolge der westg. gemination.

4) Ausnahmen: a) *io* für *éo*: *hlior* 86, *ʒetriowad* 857, *tionan* 1125, *criopunʒae* 1405 (doch vgl. ags. *crýpan* Boeth. 178, 14), *briost-* 1672, *cnioholen* 1759, *cniorisse* 1780; — b) *io* für *eo*: *briostbiorʒ* 1672, *tiorade* 668 (vgl. *atered* Wright-Wülker 1, 170, 30), *scriopu* (zu *screpan*) 1828; — c) *éo* für *io*: *ʒeeodun* 78, *ʒeeode* 453; — d) *eo* für *io*: *neopouard* 5, *ʒeonath* 269, *ʒeonʒendi* 1466, *biheonan* 471, *s(w)eotol* 770 und vielleicht *weosend* 337 = ahd. *wisunt*, vgl. Ep. *uusend* 150; doch mag hier alter wechsel *wesund* : *wisind* zu grunde liegen.

Nach abrechnung alles einigermassen zweifelhaften ergibt sich also, dass *eu* und *iu* auch hier nie falsch angewendet sind. Bezüglich der *eo/io* stellt sich das verhältnis der 'richtigen' und 'falschen' anwendung wie folgt: bei *éo* wie 48 : 2, bei *eo* wie 72 : 5, bei *ío* wie 17 : 7, bei *io* wie 27 : 3.

Bei dem hohen alter von Ep. und Corp. muss die relativ grosse zahl der ausnahmen auffallen. Ich denke man wird nicht irregehen, wenn man diese den südlichen schreibern zur last legt, durch deren hände diese glossare gegangen sind (ich erinnere z. b. nur an die kent. *i* für *ʒ*, Dieter s. 74), denn im süden hat allerdings sehr frühzeitig verwirrung platz gegriffen, weist doch schon die alte urkunde Œðilreds von Kent vom jahre 692/3 (OET. 426) ein *triow* auf. Leider fehlt es nur zu sehr an vergleichbaren texten, um für die älteste zeit genaueres festzustellen. Im 9. jahrh. ist namentlich im kentischen jeder deutliche unterschied bereits geschwunden, wie die urkunden zeigen (die sächsische urkunde no. 20 a. 847, Sweet s. 433 f. hat noch correct *hreodpol* 16, *fleot* 22; *heottes* 7, *beorʒ(e)* 13. 18, *sueordleaʒe* 18 gegen *utscioteð* 17 und *benioðan* 15). Die genauere bewahrung des unterschiedes zwischen *eo* und *io* ist also ein specificum des nordens, und ist es noch im späteren northumbrischen. Hierüber, wie über einige weitere hiermit im zusammenhang stehende fragen behalte ich mir vor später zu handeln.

LEIPZIG, 23. october 1893. E. SIEVERS.

KRITISCHE BEMERKUNGEN ZUR FRAGE NACH DEM *I*-UMLAUT.

Im Arkiv, NF. 4, 256 ff. ist es mir, wie ich glaube, gelungen, nachzuweisen, dass in den altnordischen sprachen *i*-umlaut auch in kurzer wurzelsilbe bewirkt wurde, wenn dieser die lautverbindung *-iʀ-* (d. h. *i* + palatalem *ʀ*) mit in den nordischen literatursprachen lautgesetzlich verloren gegangenem *i* folgte, z. b. isl. 2. 3. sg. präs. *kømr* (< **komiʀ* von *kŏma*), isl. altschw. compar. *betri, bætre* (< **bătiʀa*). Da der *i*-umlaut hier von dem *i*-laute im vereine mit dem palatalen *ʀ*-laute hervorgebracht wird, während der jüngere *i*-umlaut in **kătilʀ* > *ketill* etc. von dem stehengebliebenen *i*-laute allein bewirkt worden ist, und da ein früher in der endung befindlich gewesenes *i* nach kurzer wurzelsilbe überhaupt keinen umlaut bewirkt hat, wenn ihm nicht palatales *ʀ* folgte (**wăliðō* > *valþa*), so kann man die vorliegende umlautserscheinung in *kømr, betri* etc. *iʀ*-umlaut nennen.

Nun hat E. Wadstein, von diesem meinem aufsatze ausgehend, in den Beitr. 17, 412 ff. zu zeigen versucht, dass der *i*-umlaut in den nordischen sprachen lautgesetzlich immer eingetreten sei, wenn auf eine silbe mit hauptaccent (fortis) in urnordischer zeit ein vollkommen unaccentuierter *i*-laut folgte, und dass dies nicht nur der fall gewesen sei, wenn die wurzelsilbe lang war (z. b. *dǿmda*), sondern immer, also auch wenn sie kurz war, und zwar gleichviel ob auf den *i*-laut ein *ʀ* folgte (wie z. b. in *kømr*) oder nicht. So repräsentierte z. b. in prät.-formen wie *valþa* (von *velia*) etc. der *a*-laut der wurzelsilbe nicht lautgesetzlich den *a*-laut im urnord. **wă'liðō* etc., mit fortis auf der wurzelsilbe (vgl. got. *walida*), sondern er müsste ganz anders erklärt werden. Diese auffassung hatte

W. schon auf der philologenversammlung zu Kopenhagen im juli 1892 vorgetragen.

Da W. bei der aufstellung dieser seiner hypothese von meiner untersuchung über den *iʀ*-umlaut ausgegangen ist, so dürfte es vielleicht nicht unangebracht sein, dass ich mich über diese ansicht W.'s äussere, zumal da er dieselbe eigentlich aufgestellt hat, um meine in den Beitr. 14, 53 ff. aufgestellte theorie von zwei getrennten perioden des nordischen *i*-umlautes zu bekämpfen.

Da muss ich denn gestehen, dass W.'s hypothese meiner ansicht nach durchaus unannehmbar ist. Da indessen die frage von wichtigkeit ist und W. seine hypothese mit einer gewissen zuversichtlichkeit aufgestellt hat, so sehe ich mich genötigt, dieselbe im einzelnen zu kritisieren, um ihre unrichtigkeit darzutun. Ich muss hierbei den leser um nachsicht bitten, wenn ich gezwungen bin, mich auch auf tatsachen einzulassen, deren discussion in einer wissenschaftlichen zeitschrift für überflüssig angesehen werden könnte. Da jedoch W. bei dem bemühen, seine hypothese zu stützen, auch bisher allgemein anerkannte tatsachen zu verdächtigen sucht, so ist es von nöten, deren zuverlässigkeit nochmals zu bekräftigen.

Doch vielleicht fragt sich der leser, wie man überhaupt auf eine solche hypothese wie die Wadsteinsche kommen könne, gegen die ja schon auf den ersten blick alle bekannten tatsachen sprechen.

Schon Heusler hat in seiner anzeige der Wadsteinschen abhandlung 'Fornnorska homiliebokens ljudlära' im Literaturblatt 1892 sp. 408 bemerkt: 'hier (d. h. in W.'s schrift) wie in andern nordischen arbeiten kann man sich dem eindruck nicht entziehen, dass orthographischen launen allzuviel sprachliche ratio beigemessen wird'. Eine ähnliche bemerkung wird gegen W. von Unger im Arkiv, NF. 6, 191 gemacht, und auch dieser generalisiert den satz, als 'eine tendenz der neueren nordischen sprachgelehrten, ihr augenmerk besonders auf seltene und ungewöhnliche formen zu richten, die sich bei näherer untersuchung oft als schreib- oder druckfehler entpuppen können'. Ich selbst hatte nach W.'s vortrage auf der philologenversammlung zu Kopenhagen gelegenheit, mich mit einem einwande teilweise gleicher art mündlich gegen ihn zu wenden.

Meiner ansicht nach begeht nämlich W. den principiellen fehler, dass er nicht selten eine in irgend einer handschrift ein einziges mal begegnende form als repräsentanten für die lautgesetzlich entwickelte uralte form fasst, obwol entscheidende gründe dartun, dass dies nicht der fall ist, sei es, dass der consequente sprachgebrauch älterer handschriften zeigt, dass die in irgend einer jüngeren handschrift begegnende einzelne form eine ganz junge analogiebildung ist, oder dass die abnorme form anderswie zu erklären sei.

Ich wage zu hoffen, dass aus diesem aufsatze unter anderem hervorgehen werde, dass nicht alle nordischen philologen so wie W. geneigt sind, vollkommen vereinzelt dastehenden zweifelhaften formen allzu grosse bedeutung beizumessen (was ganz sicher auch nicht Heuslers meinung gewesen ist).

Bei meiner kritik der hypothese W.'s will ich hauptsächlich solche von ihm angeführte formen prüfen, die nach seiner auffassung für seine ansicht sprechen sollen und nicht in übereinstimmung mit der von mir in den Beitr. 14, 53 ff. aufgestellten theorie für den *i*-umlaut erklärt werden können oder wenigstens nicht erklärt werden dürfen. Wenn es sich bei dieser prüfung ergiebt, dass diese von ihm als beweiskräftig angeführten formen sich sehr wol nach meiner umlautstheorie erklären lassen, so dürfte damit auch die unhaltbarkeit der hypothese W.'s an den tag gelegt sein. Denn die erste bedingung dafür, dass eine neue hypothese beachtet werde, ist natürlich, dass gezeigt wird, die bereits bestehende theorie tauge nichts. Ich prüfe die von W. angeführten formen im allgemeinen in derselben reihenfolge, in der sie von ihm aufgeführt worden sind.

1. Das erste von W. als stütze für seine auffassung angeführte wort ist isl. *mylna*, altschw. *mylna*, *mølna*, altdän. *mylnæ*, 'welche formen (nach W.) wie bekannt aus dem entlehnten lat. *mŏlīna* entstanden sind' (s. 414).

Dies ist eine höchst sonderbare bemerkung. Das nord. *mylna*, *mølna* geht allerdings in letzter instanz auf das lat. *molina* zurück, aber die Nordländer haben dies wort natürlich nicht unmittelbar von den Römern entlehnt, ebensowenig wie die benennungen der meisten andern culturgegenstände, deren spur man bis nach Rom zurückverfolgen kann. Wenn dies möglich gewesen sein sollte, so hätten die bewohner des nordens in

unmittelbare lebhafte berührung und verbindung mit den Römern gekommen sein müssen, was, wie bekannt, nicht der fall war.

Mylna, mølna ist gleichwie viele andere namen von culturgegenständen zu den Nordländern von deren nächsten nachbarn im süden und westen gekommen. Da das wort im mhd. *mülne, müline* (Grimms und Lexers wbb.), im mnd. *mölne, möle* (geschrieben *molne, mole*; im plattd. *möle, möll*), im ags. *myln* heisst, so ist es schon in einer umgelauteten form als lehnwort nach dem norden gekommen. Ueber die wechselnden formen des wortes im altschw. und über deren erklärung vgl. Kock im Arkiv, NF. 5, 84.

2. W. führt ferner an: altdän. nom. propr. *Heghne,* altschw. **Hæghne* (im ortsnamen *Hænghnestadha*), altschw. altdän. *Høghne,* altschw. *Høghnestadha* und fährt dann fort: '*Hæghne* ist aus **Hagine* entstanden, und durch eine contamination ... zwischen dieser form und **Hǫgune* (das von dem sehr gewöhnlichen nord. *Hǫgne* vorausgesetzt wird) ist ein **Hǫgine* gebildet worden, das später ... *Høghne* ergeben hat'.

Er ist also gezwungen, einen complicierten ausweg zu gebrauchen, um diese wechselformen zu erklären, nämlich contamination.

Dieselben lassen sich jedoch, ebenso wie die altschw. altdän. wechselform *Hagne,* weit einfacher in übereinstimmung mit der gewöhnlichen *i*-umlautstheorie folgendermassen erklären. Wie bekannt, hatte man von den masc. und neutr. *n*-stämmen in urnordischer zeit im gen. und dat. sg. ausser formen mit *a* auch solche mit *i* in der endung, entsprechend der got. flexion gen. *hanins,* dat. *hanin*; dies geht aus dem wechsel zwischen umgelauteten und nicht umgelauteten formen wie isl. *nýra*: altschw. *niūra,* altschw. *grø̄þe*: isl. *gróþi* etc. hervor (Noreen, Sv. landsm. 1, 696 anm. 3. Pauls Grundr. 1, 494 § 175, 4). Von dem namen (isl.) *Hǫgni* hat man in der ableitungssilbe verschiedene ablautsstufen gehabt (was auch bei vielen andern wörtern der fall war). Das ostnord. *Hagne* hat sich aus einem urnordischen **Hagana,* entsprechend dem altd. *Hagano* (Förstemann), oder aus einem urnord. **Hagina,* entsprechend dem altd. *Hagino* (Förstemann), entwickelt. Ahd. *Haguno* (Förstemann)

hinwiderum hat seine entsprechung im isl. *Hǫgni.*[1]) Gleichwie aber im altschw. *grø̄þe* (verglichen mit isl. *gróþi*) der umlaut im gen. dat. sg. entstanden ist, so ist auch der *i*-umlaut in *Heghne* (verglichen mit *Hagne*) und in *Høghne* (verglichen mit *Hogni*) in derselben weise entstanden.[2])

3. W. führt an: 'altdän. *Hesca* (Nielsen ...., vgl. ahd. *Hesiko*)'. W. hat das wort und auch die zusammenstellung mit ahd. *Hesiko* aus Nielsen, Olddanske personnavne s. 44 geholt. Das altdän. *Hesca* ist schwach belegt. Nielsen beruft sich nur auf Saxo, und nach Holders register zu Saxo kommt *Hesca* nur éinmal vor und zwar im dat. *Hesce.* Indessen ist es wahrscheinlich, dass, wie Nielsen und W. meinen, der nom. im altdän. *Hesca* geheissen hat.

Aber gerade dieser umstand macht W.'s annahme, dass *Hesca* ein einheimischer männlicher personenname sein könne, unmöglich. Im Skandinavischen archiv 1, 14 ff. habe ich nämlich gelegenheit gehabt zu zeigen, dass die nordische nom.-endung *-i*, *-e* der mascul. *n*-stämme sich lautgesetzlich aus der urnord. endung *-a* entwickelt hat (*Erla* : *Jærle* etc.), sowie dass die nord. masc. personennamen auf *-a* (*Ella, Sturla* etc.) teils unter einer nom.-form auf *-a* von germanischen nachbarvölkern als lehnwörter nach dem norden gekommen, teils urspr. einheimische feminina abstracta sind, welche erst als zunamen (z. b. *Sturla*) gebraucht wurden. Besonders hat man im altschw. verschiedene

---

[1]) Auch von Saxo (Holders ausgabe 259, 18) wird unter die kämpen Rings in der Bråvallaschlacht ein *Hogni* aufgenommen. O. Nielsen, Olddanske personnavne s. 47 stellt altdän. *Hugni, Hughni* mit *Haghni* zusammen. Wenn dies richtig ist, so ist *ǫ* in *Hǫgni* wenigstens dialektisch vor *g* oder *gh* in *u* übergegangen. Ueber die behandlung des *ǫ* im ostnord. siehe übrigens Kock, Fsv. ljudlära 2, 464 ff. Arkiv, NF. 5, 95 ff.

[2]) In einzelnen fällen ist übrigens ein während des mittelalters begegnendes *Heyne* (und vielleicht auch *Heghne*) nur ein von Deutschland aus nach dem Norden eingeführter name (vgl. bei Förstemann unter *Hegino* sowie das nhd. *Heyne*). So wird schon in einem briefe von Ringsted aus dem jahre 1329 von einem *miles germ.* mit namen *heyne de retsow* (Svenskt diplomatarium bd. 4) gesprochen, und nach Aasen, Norsk navnebog ist der neunorw. personenname *Heine* ein deutsches lehnwort; vgl. auch Kock im Skandinavischen archiv 1, 16. *Høghne* liegt auch in dem ortsnamen *Høgnathorp* (*Høgnæthorp* Svenskt diplomatarium bd. 4. 5) vor.

von Deutschland entlehnte und altd. namen auf *-cho, -ko, -ka* entsprechende personennamen auf *-ka*, z. b. altschw. *Kønika*: ahd. *Chunico*, nhd. *Könicke*; altschw. *Tideka* : ahd. *Theodicho, Tidiko*; altschw. *Gereka* (dat. *Gereko*) : ahd. *Gericho*; altschw. *Gøtika*, vgl. *Godaco, Gutthica* bei Förstemann etc. (Skandin. archiv a. a. o.). Ganz in derselben weise ist das altdän. *Hesca* ein deutsches lehnwort, welches mit bereits umgelautetem vocale nach Dänemark eingedrungen ist (vgl. ahd. *Hesiko*), so wie z. b. das altschw. *Kønika* mit umgelautetem vocale entlehnt ist (vgl. nhd. *Könicke*), sei es, dass **Hesika* schon in Deutschland oder erst in Dänemark zu *Hesca* synkopiert worden ist.

4. W. nimmt ferner die altdän. (aus Nielsen hergeholten) namen *Regni, Regnburgh, Regnfrith, Regnild, Regnmoth, Regnwald, Regnær* auf und scheint zu meinen, dass dieselben, da *Regn-* in ihnen aus **Ragin-* entstanden ist, für seine ansicht sprächen.

Was möglicherweise der beleuchtung bedarf, sind die formen auf *Ragn-* (isl. *Rognhildr* etc.), während die altdän. formen auf *Regn-* sich nach meiner theorie sehr leicht erklären lassen. Das fragliche wort ist natürlich identisch mit isl. neutr. plur. *regin* (st. **ragina-*; im nom. acc. plur. auch *rǫgn*), gen. *ragna*, und verwant mit dem isl. personennamen *Reginn*. Dieses letztere findet sich auch im altdän. als erstes compositionsglied in *Reghinsun, Ræghenson*, aber auch (schon im jahre 1336) *Rægnsson* (Nielsen a. a. o. s. 74). Aus dem zusammengesetzten **Ragina-hildiʀ* wurde in gewöhnlicher weise durch verlust des 'compositionsvocals' sowie des vocals der ultima in *-hildiʀ* **Ragin-(h)ildʀ*; vgl. dass nom. sg. **ragina*, nom. pl. **raginu* zu **ragin* wurden. Später entstand durch den jüngeren *i*-umlaut aus **Raginildʀ* **Reginild(ʀ)* (vgl. **ragin* > *regin*), und erst darnach wurde der *i*-laut der zweiten silbe in **Reginild* > *Regnild* synkopiert; vgl. das eben angeführte *Ræghensson* > *Rægnsson*.[1]) Es ist möglich, dass sich auch ältere nordische formen auf *Regin-* hinter den im Reichenauer nekrolog aufgenommenen *regenmuot, regimot, regemoth* (mit der entwickelung

[1]) Der grund, weshalb in diesem worte der vocal der zweiten silbe meist beibehalten zu sein scheint, kann der einfluss des einfachen namens *Reginn* sein.

reginmoth > *regi*[*m*]*moth*) verbergen, welche namen von Nordländern sind und von Nielsen mit altdän. *Regnmoth* identificiert werden, die aber auch von deutschen namen auf *Regin-* (*Reginward* etc.) beeinflusst sein können.

Das einfache *Regni*, welches nach Nielsen s. 74 bei Saxo unter der form *Regno* aufzuweisen ist und bei demselben teilweise = *Regnar* gebraucht wird, ist wahrscheinlich ein 'kurzname', der von den zusammengesetzten *Regnar, Regnvald* etc. ebenso gebildet worden ist, wie (vgl. M. Lundgren im Arkiv 3, 225) auch sonst nord. 'kurznamen' gebildet werden: *Geme* von *Ge*(*r*)*munder, Guze* von *Guzærk* etc. Aber auch wenn *Regni* alt ist und also urnord. **Ragana* oder **Ragina* hiess, so ist der umlaut leicht zu erklären. Derselbe ist (wie in *Hægni, Høgni* s. oben s. 421) in diesem falle aus dem gen. und dat. sg. eingedrungen, aber zur befestigung des umlautes hat auch die einwirkung von seiten der form *Reghin*(*sun*) sowie der vielen composita auf *Regn-* (*Regnburgh, Regnfrith* etc.) kräftig beigetragen. Unten (unter *nætla*) wird eine alternative auffassung von *Regnar* etc. besprochen.

Die nordischen namen auf *Ragn-* (isl. *Ragnhildr* etc.) können (wie W. selbst alternativ vorschlägt) als aus einem älteren **Ragan-* (vgl. altdeutsch. *Raganwih, Raganwin* etc.) entwickelt erklärt werden.[1])

5. W. führt 'adän. *Ascethle, Tyrckel* (Nielsen) < **-katilō* (vgl. isl. *Áskatla, Þorkatla*), isl. *ketla* a kind of small boat' an.

Er hat offenbar die aus Nielsen geschöpften namen nicht nachgeprüft, denn dann hätte er sie unmöglich als stütze für seine hypothese anführen können. Nielsen führt auf s. 7 aus dem Reichenauer nekrolog *Ascethle* (neben *Ascatala, Ascatla,*

---

[1]) Da aber ein urnordisches **Katila-bernuʀ* in altschw. urkunden in der latinisierten form *Katlbernus* (*Kattlbernus,* Sv. dipl. bd. 3) vorkommt, und da es ein urnord. **gagina-faru,* isl. *gagnfǫr* etc. gegeben zu haben scheint (gleichwie das isl. meistens in zusammensetzungen die form *gagn-* gebraucht), so ist es vielleicht auch möglich, dass isl. *Ragnhildr* aus einem urnord. **Ragina-hildiʀ* entstanden ist. In diesem falle ist in den als erste compositionsglieder gebrauchten **Katila-,* **gagina-,* **Ragina-* der *i*-laut der zweiten silbe lautgesetzlich verloren gegangen ohne umlaut zu bewirken, d. h. er gieng zwischen der älteren und der jüngeren *i*-umlautsperiode (gleichwie in **waliðō* > *valþa*) verloren. Da man aber auch *Regnild, gegn-* hat, so ist der *i*-laut in **Ragina-,* **gagina* in ver-

Ascotla, Ascitla, Ascleit) als nebenform zu *Askatla* an. Da dieser name sonst in dem nekrolog (von dem man annimmt, dass er etwa ins 10. und 11. jahrhundert gehöre) mit *-a* in der endung geschrieben wird (*ascatla* zwei mal, *aschatala*; beachte auch das *arncatla* des nekrologs), so ist es sehr zweifelhaft, ob mit *ascethle* wirklich derselbe name gemeint ist, wie mit *ascatla* (*aschatala*). Wenn dem aber so ist, so kann das *e* in der zweiten silbe von *ascethle* sehr leicht durch einwirkung des masc. *Ásketill* auf das fem. *Áskatla* entstanden sein, falls dieses *e* in *ascethle* nicht, wie das *e* in der ultima, ein schreibfehler für *a* ist.

Mit fem. *Tyrckel* ist es fast noch schlimmer bestellt. Nielsen führt s. 95 diese form nur in der verbindung *Tyrckel Tossdetter* aus einer urkunde des 15. jh. in den Scriptores rerum danicarum (8, 96) an. Die urkunde ist aus dem jahre 1479 und man liest dort einmal *Tyrckel Tossdetter* und einmal *Tyrkel Tossdetter*. Nun ist allbekannt, wie im dän. *a* im letzten compositionsglied zu *e* (*i*) geschwächt worden ist, z. b. in *stafkarl* > *stakkel, fœlagh* > *fellig* etc., und mindestens schon am ende des 15. jh. (1496) begegnet uns die form *fellig* (belegstellen in Kalkars wb.). Da nun in dem ausdrucke *Tyrckel Tossdetter* aus dem jahre 1479 nicht nur das *-a* in *Þorkatla* ganz verloren gegangen ist, sondern auch das *o* in dem relativ unaccentuierten zweiten compositionsgliede *-detter* (< *-dotter*) von *Tossdetter* zu *e* geschwächt worden ist (vgl. Dyrlund im Arkiv, NF. bd. 7), so ist natürlich auch das *a* in dem relativ unaccentuierten zweiten compositionsgliede von *Þorkatla* in relativ später zeit zu *e* geschwächt worden, was um so begreiflicher ist, da die be-

---

schiedenen gegenden zu etwas verschiedener zeit verloren gegangen, oder zu etwas verschiedener zeit, je nachdem fortis auf dem ersten oder zweiten compositionsgliede lag.

In solchen latinisierungen wie *Katilbernus, Katilmundus, Katilvastus* ist das *a* nicht daraus zu erklären, dass der fortis auf das zweite compositionsglied fiel (wie W. s. 427 anm. 2 anzunehmen geneigt ist). Jene wörter können aus *Kallbernus* nach *kœtil* umgebildet sein, oder *-il-* kann auch nur die vocalische aussprache des *l* angeben. sofern nicht die schreibung *Katilbernus* etc. (und auch die latinisierung *Katillus*) eine nur durch die schrift fortgepflanzte form aus der zeit ist, wo der jüngere *i*-umlaut und die brechung noch nicht eingetreten waren (gemeinnord. **Katil-bernuʀ*; vgl. Kock im Arkiv, NF. 5, 150 f.).

treffende urkunde eine jütländische ist, und die lautschwächung in relativ unaccentuierter silbe im altjütländischen früher eingetreten ist, als in den andern altdän. dialekten. Das fem. *Tyrckel* (*Thorkel*) ist dadurch im wesentlichen mit dem masc. altdän. personennamen *Thørkel* zusammengefallen (vgl. isl. *Þorkell, Þorketill*). Auch dieser hat übrigens auf dem wege der analogie zur bildung der fem. form *Tyrckel* beigetragen.[1])

Ich füge hinzu, dass es mir, obwol *ascethle, Tyrckel* offenbar in der dargelegten weise aufzufassen sind, keineswegs unlieb gewesen wäre, wenn dieselben in den relativ unaccentuierten zweiten compositionsgliedern lautgesetzlichen umlaut enthalten hätten, denn, wie gleich unten unter *netla* gezeigt werden soll, ergibt sich im hinblick auf meine *i*-umlautstheorie gerade von selbst, dass *i*-umlaut lautgesetzlich auch in einer kurzen wurzelsilbe eintritt, wenn diese als zweites glied eines compositums semifortis (sog. starken nebenton) hat.

Das isl. *ketla* kommt nur an einer einzigen stelle vor, nämlich in der Sn. E. 1, 582, str. 2, wo das wort als eine der 64 benennungen des schiffes angeführt wird. Hier ist es aber nur der cod. Reg., welcher die lesart *ketla* hat; dagegen hat die hs. 757 *katla*; Wchart., H *kotla*; hs. 748 *kötla* und eine andere handschrift *kjatla*. Wenn *ketla* eine wirklich vorkommende ausspracheform gewesen ist (was wahrscheinlich ist), und wenn es (wie W. annimmt) mit *ketill* zusammenhängt, so ist der *e*-laut in *ketla* mit meiner umlautstheorie leicht zu erklären. Die lautgesetzliche form ist dann das in der hs. 757 begegnende *katla* (von **kătilō*; vgl. den frauennamen *Katla* von **Katilō*); dieses äusserst seltene wort aber hat bisweilen durch analogie-

---

[1]) Der umlaut in der ersten silbe des masc. *Thørkel*, fem. *Tyrckel* (worüber sich W. nicht äussert) dürfte in folgender weise aufzufassen sein. Das masc. *Þurketill, Þorketill* entwickelte sich frühzeitig zu *Þurkell, Þorkell* (der dat. *Þurke(t)li* kann hierbei mitgewirkt haben, kann aber kaum ausschliesslich auf dem wege der analogie die verkürzung hervorgerufen haben). Dialektisch ist durch einwirkung des voraufgehenden palatals (*k*) noch vor ende der jüngeren *i*-umlautsperio de*e* (*œ*) in *i* übergangen und *Þurkill, Þorkill* wurden daher *Þyrkil(l), Þørkil(l)*, (vgl. die bekannten **drake* > **draki* > *dreki* etc.). Der fem. name (*Tyrckel*) hat das *y* von dem masc. bekommen. Der *ø*-laut in *Thørkel* kann sich auch in späterer zeit aus dem *y* in *Thyrkel* entwickelt haben (vgl. Kock im Arkiv, NF. 5, 249).

einwirkung von seiten des gewöhnlichen *ketill* die nebenform *ketla* erhalten.

6. Dafür dass W. 'aschw. *nætla,* dän. *nælle,* norw. *netla* < **natilō* (vgl. ahd. *nezzila* und ags. *netele*)' herangezogen hat, bin ich ihm dankbar, denn weit entfernt, gegen meine *i*-umlauts-theorie zu sprechen, gibt jenes wort dieser vielmehr eine gute bekräftigung.

Dass dasselbe sehr häufig oder besser für gewöhnlich als zweites compositionsglied vorkommt, geht aus folgenden umständen hervor. Während sich das wort zufälliger weise in der altisl. literatur nicht nachweisen lässt, nimmt Björn Haldorsens wb. nur das zusammengesetzte *brenni-netla* auf (nach Jensen-Tusch, Nordiske plantenavne s. 252 kommt im neuisl. jedoch auch das einfache *netla* vor). Das neunorwegische hat neben *netla* auch *brenne-, eiter-, hol-netla* (sowie neben *neta* 'nessel' auch *dritneta*). Das altschw. wendet ausser *nætla* auch *blind-, blinda-, eternætla* an, im neuschw. ist *brännässla* allein vielleicht fast ebenso gewöhnlich, wie das einfache *nässla,* und ausserdem werden *bo-, etter-, hamp-, åsk-, thordöns-nässla* gebraucht. Dialektisch kommt ausserdem *sturnässla* und sowol *korsnäta* als auch *näta* vor. Das dän. gebraucht nicht bloss *nelde* sondern auch *brend(e)-, skolde-, edder-, hede-nelde.* Vgl. über diese formen, ausser den gewöhnlichen wörterbüchern, Jensen-Tusch a. a. o. sowie Fries, Kritisk ordbok öfver Svenska växtnamn. [Das wort 'nessel' hat übrigens mehrere wechselformen in den nordischen sprachen. Das altschw. hat *næta,* das neunorw. *neta* (mit offenem *e*-laute ausgesprochen); neunorw. und neuschw. dial. haben *nata* (*natä*); neuschw. dialekte *nät*; und Björn Haldorsens wb. nimmt ein neuisl. *nötr* 'skælven, bæven; nælde' auf (das Kluge, Etym. wb. zweifelnd mit *nessel* zusammenstellt)].

Unter diesen umständen ist es leicht begreiflich, dass eine form dieses wortes, welche ursprünglich lautgesetzlich im zweiten compositionsgliede zufolge der accentuierung mit semifortis (nicht mit fortis, mit sog. starkem nebenton, nicht mit hauptton) entstanden war, später auch in dem einfachen worte herschend werden konnte. Und dass ein compositum wie z. b. urnord. **áitra-nà̆tilō* (altschw. *eter-nætla*) mit fortis auf dem ersten, semifortis auf dem zweiten compositionsgliede lautgesetzlich nach

meiner *i*-umlautstheorie umlaut erhalten musste, wird aus folgenden umständen ersichtlich.

Meine *i*-umlautstheorie hängt aufs innigste mit der accentuierung zusammen. Wenn in dem prät. **wăliðō* (isl. *valþa*), nom. propr. **Kătilō* (isl. *Katla*) der *i*-laut der zweiten silbe länger als im prät. **dōmiðō* (isl. *dømda*) und im nom. propr. **Hundilō* (isl. *Hyndla*) erhalten blieb, so lag das daran, dass der *i*-laut in den erst genannten wörtern mit kurzer wurzelsilbe stärker accentuiert war, als in den letztgenannten mit langer wurzelsilbe. Mit dem verluste des *i* in **dōmiðō* etc. trat älterer *i*-umlaut ein (*dømda*); dieser umlaut blieb aber im isl. prät. *valþa* etc. aus, weil der *i*-laut in **wăliðō* nach dem ende der älteren *i*-umlautsperiode wegfiel.

Nun lässt sich aus verschiedenen sprachen erweisen, dass die endungsvocale früher in dem mit semifortis (starkem nebenton) accentuierten zweiten compositionsgliede als in dem mit fortis (hauptton) accentuierten simplex verloren gehen. So hat z. b. das nhd. gen. *tages* (neben *tags*), dat. *tage* (neben *tag*) etc., aber in der regel nur *lándtàgs, dem lándtàg* etc. mit verlust des endungsvocals (Behaghel, Die deutsche sprache 159. 171). Im altjütländischen heisst es *thretivgh* (aus *thretivghæ*), aber *skulæ, i hughæ* etc. (Kock, Arkiv, NF. 1, 74). Die alte runeninschrift des Gurstensteines (Schweden, Tjust) hat *sunuR* mit erhaltenem, aber *uifriþàRsun* mit verloren gegangenem *u* (Bugge, Vitterhets akademiens handlingar 11, 3, s. 20. 56). Dies ist natürlich so zu erklären, dass der endungsvocal in dem zusammengesetzten worte (z. b. *lándtàg*[*e*]*s*) mit semifortis auf dem zweiten compositionsgliede schwächer accentuiert war als in dem einfachen worte (z. b. *tages*). Nach dieser regel werden die in der Röksteininschrift begegnenden *igold* (d. h. *ȳg-ǫld*) mit umlaut, aber *strǫntu* (d. h. *strǫndu* acc. sg.) ohne umlaut erklärt: **ȳ́g-àldu* gab beim verluste des *-u* *ȳ́g-ǫ̀ld* (*igold*), aber *strǫndu* (*strǫntu*) mit (schwachem) nebenton auf *-u* blieb unverändert (Bugge a. a. o. s. 20. 111).

In ähnlicher weise gieng lautgesetzlich *-i-* in dem zusammengesetzten **áitra-nằtilō* mit semifortis auf dem zweiten compositionsgliede früher als in dem einfachen **Kătilō* verloren, weil in dem erstgenannten worte das *i* schwächer accentuiert war als in dem letztgenannten. Dass aber das *i* in **áitra-nằtilǭ*

früher als in **Kătilō* verloren gieng, will sagen: es gieng ungefähr gleichzeitig mit dem *i* in **dōmiðō* (*dø̄mda*) oder während der älteren *i*-umlautsperiode verloren, weshalb **áitra-nằtilō* natürlich lautgesetzlich *eitr-netla* wurde. Aus dem einfachen **Kătilō* wurde aber auf gewöhnliche weise isl. *Katla*, und es ist möglich, dass das einfache **nătilō* in dem jütländischen *nall* (aus **nalle* < **natla*) vorliegt.

Mit obiger erklärung von *netla*, nach der dieses wort von *eitr-netla* etc. ausgegangen ist, kann man zusammenstellen, dass die dialektische altschw. form *nælla* (Helsingelag, praef. pl. *nællær*) sich am besten als im zweiten compositionsgliede von zusammensetzungen aufgekommen erklären lässt. Es ist nämlich für das altschw. regel, dass *tl* in *tsl* übergeht, wenn der *t*-laut auf einen vocal mit fortis folgt (*vatle* > *vatzla* > *vassla*; *nætla* > *nætzla* > *nässla* etc.); in relativ unaccentuierter silbe wird es dagegen zu *ll* assimiliert (*Östergøtland* > *Östergylland* etc., Kock im Arkiv, NF. 2, 45 ff.). Das dialektische *nælla* (pl. *nællær*) dürfte also von *éter-nǽtla* > *éter-nǽlla* etc. ausgegangen sein.

Die oben gelieferte erklärung des *æ*-lautes in *nætla* hat den vorzug vor der annahme, dass altschw. *næta* 'nessel', schwed. dial. *näta* sowie *nät*, neunorw. *neta, mannæta* (auch *manneta,* welches nach Aasens wb. aus **marneta* entstanden ist, vgl. deutsch *meernessel,* engl. *seanettle*), schw. *manét* (aber bei Linné, Öländska och gothländska resa [1745] s. 160 *manätterne*)[1]) germ. *e*-laut enthielten, der durch analogie auf **natla* übertragen sei, so dass dies zu *nætla* (*netla*) geworden wäre.

Wenn *ascethle, Tyrckel* lautgesetzlich *i*-umgelautetes *e* enthalten hätten, so hätten diese composita eine stütze für meine auffassung von *nætla* gebildet; wie jedoch oben s. 423 f. gezeigt worden ist, kann auf diese von W. angeführten formen nichts gebaut werden. Die von W. angezogenen *hjörklyfðan, málhvetlan* würden eher für diese meine erklärung sprechen können, aber auch sie lassen sich nur je einmal nachweisen, und da sie sich zudem leicht anders erklären lassen (s. u.), so berufe ich mich nicht auf sie.

Dagegen ist es vielleicht möglich *Regnild, Regnar* etc. in

---

[1]) *manät* ist wahrscheinlich nach solchen ausländischen wörtern wie *planét, komét, rakét* etc. zu *manét* umgebildet worden.

einer *eternœtla* analogen weise aufzufassen. Wenn das *i* in **Ragina-hildiR* bei verschiedener accentuierung zu verschiedenen zeiten weggefallen ist (vgl. *Regnild* und *Ragnildr* oben s. 424 anm.), so ist vielleicht bei der accentuierung **Ragina-hildiR* das *i* der zweiten silbe gleichzeitig mit dem *i* in **áitra-natilō* verloren gegangen und hat dabei umlaut bewirkt. Ueber *skynsemd* etc. siehe unten s. 431.

7. Dass die stütze, die W. für seine *i*-umlautshypothese in der präpos. isl. *gegnum*, altschwed. *genom* (< **gagin-*) sucht, nur schwach ist, scheint er selbst zuzugeben, da er hinzufügt: 'hier kann der umlaut n i c h t w o l [1]) auf analogie von gewissen zweisilbigen casusformen des subst. **gegin*, aus dessen dat. plur. die präposition entstanden ist, beruhen. In diesem falle hätte die nicht *i*-umgelautete form, welche im westnord. sehr selten ist und im ostnord. gar nicht vorkommt, die gewöhnlichere werden sollen.'

W. gibt also zu, dass isl. *gegnum*, altschw. *genom* mit *i*-umlaut des *a* nach der gewöhnlichen *i*-umlautstheorie erklärt werden könne, und diese erklärung ist sehr einfach. Gleichwie isl. *megn* 'stärke' (nebst dem lautgesetzlichen *megin* < **magin*) durch einwirkung des gen. dat. pl. *mag[i]na, mag[i]num* (*mǫgnum*) das *i* verloren hat, so hat auch *gegn* (statt lautgesetzlichem **gegin*; vgl. ahd. *gagin*) sein *i* durch einwirkung von **gagna*, **gagnum* etc. verloren; und der dat. pl. *gegnum* (statt **gagnum*, *gǫgnum*) hat von *geg(i)n* aus *e* bekommen. Da auch *gegn* eine form, in welcher der *i*-umlaut lautgesetzlich war, als präposition gebraucht wird (gleichwie *gegnum*), so liegt nichts auffallendes darin, dass der vocal *e* in *ge(g)num* im wesentlichen den sieg davongetragen hat.

Das ist noch natürlicher, wenn Söderberg (Några anmärkningar om *u*-omljudet i fornsvenskan s. 58 anm. 2 in Lunds universitets årsskrift bd. 25) darin recht hat, dass die wechselformen isl. (altnorw.) *giognum*, *giagnum* die brechungsdiphthonge *io, ia* enthalten, welche aus einem germ. *e*-laut entstanden sind. In diesem falle enthalten isl. *gegn, gegnum*, altschw. *gen, genom* am häufigsten germ. *e*-laut (nicht einen durch *i*-umlaut aus *a* entstandenen *œ*-laut). Dies harmoniert sehr wol damit, dass

---

[1]) Von mir gesperrt.

diese formen, denen der wurzelvocal beim verluste des *gh* verlängert wurde (*geghnom* > *gēnom*, Kock, Fsv. ljudlära 2, 406) in altschw. schriften formen mit *e* haben (Söderwalls wb. nimmt keine wechselformen mit *æ* auf), und damit, dass im neuschw. *gēnom* noch immer mit langem *e*- (nicht *ä*-)laut ausgesprochen wird.

Da hiermit W.'s anlässlich *gegnum*, *genom* gemachter einwand beseitigt ist, so will ich hier die vielerlei formen dieses wortes nicht weiter erörtern. Ich füge nur hinzu, dass der *ø*-laut in isl. *gøgnum* ebenso wie in *sextøgr* etc. durch verschmelzung des brechungsvocals *eu* entstanden ist (sei es, dass der *e*-laut in *gegnum* > **geugnum* einen germ. *e*-laut darstellt [wie Söderberg annimmt], oder dass er sich [wie Noreen, Altisl. gramm.[2] § 71, anm. 2 meint] aus einem *æ*-laut (*i*-umgelautetes *a*) in solchen stellungen entwickelt hat, wo das wort ganz tonlos war). Gleichwie auf gemeinnord. standpunkt *au* in relativ unaccentuierter silbe (silbe mit semifortis und infortis) lautgesetzlich zu *o* monophthongiert worden ist, dadurch dass der erste laut des diphthongs (*a*) labialisiert wurde (zu *o*), z. b. *auk* > *ok* (Kock, Om några atona 17, anm. 2. Tydning af gamla svenska ord 1 ff. Svensk akcent 2, 329), so ist auch der brechungsdiphthong *eu* in relativ unaccentuierter silbe zu *ø* dadurch monophthongiert worden, dass der erste laut (*e*) des diphthonges (zu *ø*) labialisiert wurde: **sexteugR* (vgl. **teugR*, **teguR*) > *sextøgR*; *gegnum* > **geugnum* > *gøgnum*. In der fortissilbe gieng *eu* dagegen in gewöhnlicher weise in *io* über: altschw. *tiogh*. Das altschw. *gønom* repräsentiert teils isl. *gøgnum*, teils (s. Kock, Arkiv, NF. 5, 263) isl. *gǫgnum*.

8. W. führt ferner an: 'bildungen auf *iþō* mit kurzer wurzelsilbe, wie isl. *ákefð*, *blygð*, *dygð*, *ferð*, ... *-semð*, ... *úmegð*, altschw. *dyghþ*, *færþ*, *fræmð*, *hæfð* ...'. Er meint nämlich s. 415, dass nach der gewöhnlichen *i*-umlautstheorie 'der umlaut von den einst existierenden nichtsynkopierten casus aus verallgemeinert sei; *dygð* z. b. sollte also einst die flexion nom. sg. **dygið*, gen. **dugðar* gehabt'. Da aber diese wörter, meint W., 7 oder 6 synkopierte und nur 1 oder 2 nichtsynkopierte casus gehabt haben, so wäre diese erklärung unmöglich, da unter den obwaltenden verhältnissen der umgelautete vocal den sieg hätte davon tragen müssen.

W. macht sich hier eines eigentümlichen versehens schuldig.

Da er nämlich sagt, dass diese wörter 7 oder 6 synkopierte casus hätten, so scheint er zu meinen, dass dieselben in den nordischen sprachen wie _ō_-stämme flectiert würden. Das ist aber nicht der fall. Allerdings haben z. b. im got. ableitungen auf _-iþō_ die flexion der _ō_-stämme, in den nordischen sprachen haben jedoch die entsprechenden wörter, wie bekannt, die flexion der _i_-stämme (vgl. z. b. Wimmer, Fornnordisk formlära § 48. Rydqvist, Svenska språkets lagar 2, 96), und es ist selbstverständlich, dass die formen der wörter in den nordischen sprachen mit hilfe ihrer declination in diesen sprachen und nicht gemäss ihrer flexion in irgend einem anderen germ. dialekt erklärt werden müssen.

Hiermit ist die sache klar. Das von W. angeführte beispiel _dygþ_ hat also sowol im isl. als auch im altschwed. im plur. _dygþir_ (nicht *_dygþar_) und ist einmal flectiert worden: nom. *_dugiði(R)_, gen. *_dugiðōR_, dat. *_dugiði_ (übertragen aus dem acc., oder *_dugiðē_), acc. *_dugiði_; pl. nom. *_dugiðīR_, gen. *_dugiðō_, dat. *_dugiðum_, acc. *_dugiðīR_. Hieraus entstand lautgesetzlich nicht nur nom. sg. *_dygið(R)_, acc. sg. *_ðygið_[1]), sondern auch, nach verlust des _i_-lautes der zweiten silbe, im nom. acc. pl. (*_dugiðīR_ > *_dugðiR_ >) _dygðir_; ausserdem auch im dat. sg. *_dygið_, falls dieser casus in urnordischer zeit dem acc. sg. gleich war. Da man aber fünf (oder vier) casus mit lautgesetzlichem _i_-umlaut hatte, darunter die sehr gebräuchlichen nom. acc. sg. und pl., und nur drei (oder vier) casus ohne lautgesetzlichen _i_-umlaut, so ist es völlig in der ordnung, dass die umgelauteten formen den sieg davongetragen haben.

Hierzu aber kommt für gewisse wörter noch ein andrer factor. Einige der von W. angeführten wörter kommen nur als zweite compositionsglieder vor: _ákefþ_, _úmegð_, _-semd_ (in _skynsemd_ etc.), wozu man noch _útlegþ_, _auðlegþ_ fügen kann. Da diese auf dem ersten compositionsgliede fortis, auf dem zweiten semifortis hatten, so trat, wie ich oben unter _nætla_ s. 426 ff. gezeigt habe, lautgesetzlich in allen casus _i_-umlaut ein. Gewisse andere wörter, welche als einfache gebraucht werden können, finden sich auch als zweite compositionsglieder

[1]) Auch wenn nom. acc. sing. beim verluste der endungsvocale die _ō_-stammflexion hatten, bekam man in nom. sg. (und vielleicht auch im acc. sg.) lautgesetzlich *_dygið_.

bei einer grossen menge von compositis, wie z. b. *hæfþ* in altschw. *alder-*, *forn-*, *guþsifia-*, *iorþ-*, *lagh-*, *ominnis-hæfþ*; *færþ* in altschw. *a-*, *at-*, *ater-*, *biskops-*, *bort-*, *bruþ-*, *dags-*, *fram-*, *fran-hem-*, *himil-*, *hœr-*, *i-*, *in-*, *iorþa-*, *iwir-*, *køp-*, *lik-*, *mœþ-*, *niþer-o-*, *pilagrims-*, *skiuta-*, *um-*, *undan-*, *up-*, *ut-*, *væl-*, *æptir-færþ*. im altschw. ist nur einmal *kømd*, dagegen mehrere male *a-kømd* nachzuweisen und ausserdem findet sich *til-*, *æptir-kømd* (vgl. Söderwalls wb.). Da in solchen mit fortis auf dem ersten gliede versehenen compositis der *i*-umlaut in allen casus eingetreten ist, haben auch sie zu dessen vollständiger durchführung in den einfachen wörtern beigetragen.

Einige hierhergehörige wörter sind nur im sg. nachweisbar, da aber drei (oder zwei) casus dieses numerus lautgesetzlich auch bei einfachen wörtern umlaut erhielten und nur ein (oder zwei) casus lautgesetzlich unumgelautet blieben, so ist es leicht einzusehen, dass die umgelauteten formen auch in diesen wörtern den sieg davontrugen. Auch hierbei wirkten oft die zusammengesetzten wörter mit.

Wenn man von der hierhergehörigen gruppe von wörtern mit kurzer wurzelsilbe bisweilen wechselformen ohne *i*-umlaut antrifft, z. b. altschw. *lukt* (neben altschw. isl. *lykt*), altschw. *nakt* (neben *nækt*), so ist es nicht nötig (wenn auch möglich), mit Tamm, Om fornnordiska feminina afledda på *ti* och *iþa* s. 32 f. das fehlen des umlauts so zu erklären, dass die wörter (durch analogieeinwirkung) umgebildet oder erst in späterer zeit neugebildet wären. Der unumgelautete vocal z. b. in *lukt* kann sich auch aus dem gen. (dat.) sg. sowie aus dem gen. dat. plur. herschreiben, wo ja der *i*-umlaut lautgesetzlich unterblieb.

9. Schliesslich gehe ich zu den von W. s. 416 ff. angeführten vermeintlichen oder wirklichen beispielen für die *i*-umgelauteten formen des prät. und part. prät. von verben mit kurzer wurzelsilbe über.

a) W. führt einige umgelautete isl. beispiele als stütze für seine hypothese auf, obwol dieselben auch nach der allgemein angenommenen auffassung (und auch nach meiner *i*-umlautstheorie) lautgesetzlich sind oder sein können.

Ich erinnere daran, dass man nach derselben lautgesetzlich keinen umlaut hat im prät. ind. kurzsilbiger wörter (*valþa* von

velia) sowie in den synkopierten casus des part. prät. (nom. pl. *valþir* < **wăliðai*, nom. pl. fem. *valþar* < *wăliðōR* etc.). Dagegen tritt lautgesetzlich der jüngere *i*-umlaut ein in den nichtsynkopierten casus nom. sg. masc. fem. und neutr., acc. sg. neutr. sowie nom. acc. pl. neutr. (**veliþr*, **veliþ*, **velit*, **veliþ* < **waliðaR* etc.). Wenn man in den letztgenannten formen nichtumgelauteten vocal findet, so ist derselbe auf dem wege der analogie von den weit zahlreicheren synkopierten casus (*valiþr* und *valþr* nach dem nom. pl. *valþir*, *valþar* etc. etc.) her eingedrungen.

Nun führt W. als stütze für seine hypothese *legit* (part. zu *leggia*) an (Fornsögur suðrlanda 92, 29). Zu diesem citate hätte noch *legit* (ib. s. XIX aus der Hrolfs saga Gautreks sonar) hinzugefügt werden können. Es ist indessen höchst wunderbar, dass W. *legit* gegen meine auffassung anführt, da dieses gerade die nach meiner theorie lautgesetzliche form ist (siehe gleich oben). Sonderbar ist es auch, dass W. die participien *kiæft* (von *kefia*, Postola-sögur 245, 25; übrigens schon von Fritzner[2] s. 270 notiert; hs. B hat *kafit*), *vendr* (von *venia*, Haustlǫng 2, nach Worm.) und *hvettr* (von *hvetia* in einem verse der Fóstbrøþra saga; schon von Gislason, Njála 2, 121 angemerkt) zu gunsten seiner hypothese anführt. Gerade nach meiner theorie haben ja nom. sg. masc. und nom. acc. sg. neutr. umlaut. Wenn z. b. dieses *vendr* sonst wirklich als part. von *venia* aufzufassen ist, so kann es sein *e* von einem älteren **veniðr* haben; in *vendr* ist aber (wie es so äusserst oft sonst der fall ist mit dem nom. sg. masc. fem. neutr. des part. von dem schwachen verbum: *lagþr* etc.) das *i* der ultima durch analogieeinwirkung von seiten der synkopierten casusformen (*vandan*, *vandir* etc.) verloren gegangen, wobei indessen der lautgesetzliche wurzelvocal (in **veniðr*) beibehalten wurde (*vendr*).

Uebrigens sind sowol dieses *vendr* als auch dieses *hvettr* höchst zweifelhafte formen. W. bemerkt selbst s. 418 anm. 1, da Cod. reg. hier *vǫndr* habe, 'das wol *vendr* bedeuten kann, so ist es vielleicht richtiger, mit Finnur Jónsson, Kritiske studier etc. s. 41, *vendr* im nom. als *vǽndr* < *vǫ́ndr* zu fassen.' *hvettr* (*hvetr*) in dem oben genannten verse, der Þormóþr Kolbrúnarskáld zugeschrieben wird, erörtert ausführlich Gislason, Njála 2, 119 ff. und kommt zu dem resultate, dass 'es nicht un-

wahrscheinlich sei, dass hier ein alter schreibfehler (en gammel forvanskning) vorliege.'

b) Aus den von W. aus dem isl. angeführten formen können ferner gleich von vornherein ausgeschieden werden: *knýia* : *knýþa* : *ký(i)þr* und *gnýia* : *gnýþa*. Gründe für seine ansicht, dass hier *i*-umlaut in einer kurzen wurzelsilbe vorliegen solle, führt er überhaupt nicht an. Wie bekannt hat *knýia* neben den angeführten formen auch *kniþa* : *kniþr* (sowie *knúþa* : *knú(i)þr*) und *gnýia* hat neben *gnýþa* auch *gniþa* (und *gnúþa*). Schon Sievers hat in den Beiträgen 15, 402 hervorgehoben, dass die alten lautgesetzlichen in der dichtersprache gebrauchten formen dieser verben *kniþa, gniþa* sind. Zum inf. **kniuian* (später *knýia*) hatte man prät. **kniwiðō*, woraus sich lautgesetzlich *kniþa* ohne *w*-umlaut entwickelte, weil die wurzelsilbe kurz war (s. Kock in den Indog. forsch. bd. 3). In gleicher weise entstand *gniþa*. Das prät. *knýþa*, part. *ký(i)þr*, prät. *gnýþa* sind also junge neubildungen, welche das *ȳ* aus dem inf. und dem präs. bekommen haben, und es liegt hier also gar kein *i*-umlaut von *u* im prät. vor, wie W. zu meinen scheint. Vermutlich fasst er prät. und part. *frýþa* : *frý(i)þr* von *frýia* 'absprechen' in derselben weise auf. Aber auch für diese ansicht führt er keine stütze an. Der *ȳ*-laut ist bei diesem verbum wahrscheinlich aus dem inf. und präs. ins prät. übertragen worden, wie in *knýia, gnýia* oder das *ý* in *frýþa* (mit der wechselform *frúþa*) ist umlaut von *ū*.[1])

Dass das allbekannte prät. *selda* : part. *seldr* zu *selia* nicht (wie W. meint) einen beweis für seine *i*-umlautshypothese bildet, geht zur genüge daraus hervor, dass es — wie bekannt — *selda, seldr* (nicht *selþa* : *selþr*) heisst; es ist also zwischen *l* und dem folgenden consonanten in urnordischer zeit kein vocal verloren gegangen, wie es in *valþa* etc. der fall ist. Wie *selda*:

[1]) Die von Brate in Bezzenbergers Beitr. 13, 27 f. aufgestellte und von Noreen, Altisl. gramm.[2] § 62 anm. 2 acceptierte regel, dass 'ein vocal nicht durch unmittelbar folgendes *i* umgelautet wird' ist sicher nicht richtig. Dass wenigstens der jüngere *i*-umlaut auf einen vocal von einem unmittelbar folgenden *i* bewirkt wird, zeigt der altschw. personenname *Stying*, wie ich in den Indog. forsch. 2, 334 anm. 3 hervorgehoben habe. Später hat sich auch Bugge in Norges indskrifter med de ældre runer 83 anm. gegen diese ansicht Brates und Noreens ausgesprochen.

seldr sind die bekannten *setta* : *settr* zu *setia* aufzufassen. Ich werde unten auf diese verba zurückkommen.

Nur mit bedenken erinnert W. an *gera* : *gerþa* und *mølua* : *mølþa*. Sievers hat in den Gött. gel. anzeigen 1883 s. 55 f. gezeigt, dass die urnord. (und gemeingerm.?) form des prät. **gariðō* war; vgl. ags. *ȝierede* mit verlust des *w* vor *i*. Dieses **gariðō* gab *garða*, vgl. die runischen *karþi* (3. sg.), *karþu* (3. pl.). Isl. *gerþa* hat *e* vom präs. sg. *gerr* her, gleichwie der infin. *gørva* dazu beitrug, in das prät. *gørþi ø* einzuführen.

Ich verstehe durchaus nicht, wie W. an das prät. *mølþa* als stütze für seine hypothese hat denken können. Das got. hat *gamalwidans* (Lc. 4, 18) zu einem inf. **gamalwjan* 'zermalmen' und diesem worte entspricht im isl. teils *mølva* : *mølþa*, teils *melia* : *malþa* 'zermalmen'. Falls nun wirklich, wie W. zu vermuten scheint, das prät. *mølþa* eine lautgesetzlich entwickelte form ist, so ist dieselbe offenbar aus einem urnord. **malwiðō* entstanden, also aus einer form mit *w* nach *l* (denn sonst liesse sich ja der *w*-umlaut in *mølþa* nicht erklären). **malwiðō* hatte aber l a n g e wurzelsilbe, und es müsste ja hier also auch nach meiner theorie *i*-umlaut gewirkt werden: **malwiðō* > **melwða* > (durch *w*-umlaut) *mølþa*.

Es ist indes zweifelhaft, ob das prät. *mølþa* wirklich die lautgesetzlich entwickelte form ist. Sievers, Ags. gramm.[2] § 408, 1 (vgl. auch Gött. gel. anzeigen a. a. o.) hebt hervor, dass im ags. *w* nicht nur nach *r*, sondern auch nach *l* im prät. vor ursprüngl. *i* verloren geht, z. b. *wylede* zu *wielwan, wylwan* gleichwie *ȝierede* zu *ȝierwan*. Da nun auch in den nordischen sprachen *w* im prät. vor *i* in *karþi* (von *gørva*) verloren gegangen ist und man urnord. das prät. **gariðō* hatte, so liegt die vermutung nahe, dass es auch im prät. von *mølva* im urnordischen verloren gegangen ist, so dass dies urnordisch **maliðō* geheissen hat. Diese annahme trägt auch dazu bei die isl. wechselformen dieses verbums zu erklären. Denn da ein älteres **garwi̯an* isl. *gørva*, ein älteres **slakwjan* isl. *sløkkva* gegeben hat, so muss auch isl. *mølva* lautgesetzlich aus einem älteren (vgl. got.) **malwi̯an* entwickelt sein. Die lautgesetzlich entwickelte flexion *mølva*, pr. *mølvi* : prät. *malþa* war zu heterogen, als dass sie ohne analogieneubildungen hätte stehen bleiben können. Zu *mølva* wurde das prät. *mølþa* neugebildet

und analog zu der grossen menge von verben *valþa* : *velia* : präs. *vel* wurde zum prät. *malþa* der inf. *melia*, präs. *mel* neugebildet. Ich füge indes hinzu, dass, auch wenn die zuletzt aufgestellte auffassung des prät. *mølþa* nicht richtig sein sollte, dies doch nicht auf die hier discutierte frage einwirken würde, da ja *mølþa*, wie oben gezeigt, auf alle fälle nichts für W.'s hypothese beweist.

W. hebt besonders ein verbum *sekia* : *sekþa* : *sekþr* hervor, von welchem nur umgelautete formen vorkommen sollen, und er wundert sich darüber, dass die grammatiker ein derartiges wort nicht aufnähmen. Darin tun indessen die grammatiker nicht eigentlich unrecht, während schon Fritzner (beide ausgaben) und das Oxford. wb. ein verbum *sekia* : *sekða* (*sekta*) aufgenommen haben. Fritzner [1] führt aber auch ein *sekta* (: prät. *sekta*) = *sekia* 'gera sekan, faa en erklæret strafskyldig' an.

Dass man in den nordischen sprachen (neben *sekia*) auch ein verbum *sekta* (*sækta*) (gebildet aus dem subst. *sekþ*, *sekt* 'strafskyld, bøde') gehabt hat, geht zur genüge aus dem ostnordischen hervor. Schlyters wb. hat ein *sækta* 'tilltala inför rätta, i synnerhet i brottmål', z. b. *ængin þørþe sækta ælla søkia firi høtzlum* (ÖGL. Eþz. 5 pr.), und in sein glossar zum Skånelag ist *sækta* mit prät. *sækti*, part. *sæktær* und *sæktaþær* aufgenommen. Ich führe von den vielen beispielen nur einige wenige an: präs. sg. *sæctir* (1, 152 = s. 144, 7), präs. sg. pass. *sæktis* (1, 152 = s. 144, 6), inf. *sæctæ* (1, 71 = s. 57, 5 etc.), *hin sæcti* (1, 141 und öfters). Präs. conj. zu *sækta*, hier in der bedeutung 'göra saker', ist auch *sækti* im VGL. I. J. 20. *num han sækti sik at þrænni sextan ørtoghum*; Schlyter will im glossar und wörterbuch ohne grund *sækti* zu *sæki* ändern. Wenn man prät. und part. *sekta*, *sektr*, die ursprünglich zu *sekta* gehörten, später als formen von *sekia* auffasste, so ist dies natürlich ohne bedeutung für die lautlehre. — Das ostnord. *sækta* scheint W. ganz übersehen zu haben.

Ferner führt W. ein isl. verbum *lykia* : *lykþa* : *lykþr* an, welche formen mit *y* im prät. und part. prät. nicht selten seien, und er kritisiert Fritzner, weil dieser die formen *lykta* (*lykþa*) : *lyktr* (*lykþr*) unrichtiger weise auf einen inf. *lykta* zurückgeführt habe.

Hiermit verhält es sich folgendermassen. Schon Egilsson nimmt in sein lexikon unter *lykja* 'claudere' als prät. und part.

ausser *lukta* : *luktr* auch beispiele für *lykða* : *lyktr* auf. Im Oxford. wb. findet man unter *lykja* mit den normalformen '*lukti* or *lukði*', *luktr* auch part. *lykðir* (in der bedeutung 'to shut in') und *lykt* (in der bedeutung 'to put an end to'). Nun verhält es sich so, dass im isl. das prät. *lukta* ebenso gut wie das prät. *lykta* (*lykða*) sowol 'schloss zu' als auch 'vollendete', und das part. *luktr* ebenso gut wie part. *lykt* sowol 'zugeschlossen' ('eingeschlossen'), als auch 'vollendet' bedeuten kann (vgl. Fritzner² unter *lykja* und *lykta* sowie das Oxford. wb.). Indes sind die nicht umgelauteten formen des prät. und part. prät. unbedingt in der bedeutung 'zuschliessen' die häufigsten. Nun ist die frage: hat man in den altnordischen sprachen ein verbum *lykta* : prät. *lykta* gehabt? W. scheint dies bestreiten zu wollen. Die frage muss jedoch bejahend beantwortet werden. Im altschw. hat man (aus Med. Dikter s. 392) einen imp. *lykt* 'schliesse zu', der auf kein verbum mit anderer flexion als *lykta* : prät. *lykte* zurückgeführt werden kann. Mit recht nimmt darum Söderwall in sein wörterbuch nicht nur diesen imp., sondern auch das part. *lykt* zu einem verbum *lykta* auf (vgl. ferner im älteren neuschwed. *wij lychte* ('vollendeten') *wår åår* Gustaf I:s Bibel Ps. bl. 42 s. 1 etc.).

Man hatte ursprünglich ein verbum *lykta* (*lykþa*) : prät. *lykta* (*lykþa*) 'vollenden'[1]), sowie ein verbum *lyk*(*k*)*ia* : *lukta* 'zuschliessen'. Da aber *lyk*(*k*)*ia* : prät. *lukta* 'zuschliessen' infolge der bedeutungsentwicklung auch die bedeutung 'vollenden' bekommen konnte, und *lukta* somit beide bedeutungen hatte, so lag es nahe, dass man auch hier und da das prät. *lykta* in der bedeutung 'zuschliessen' zur anwendung kommen liess. Dass dieser gebrauch relativ jung ist, wird dadurch bekräftigt, dass sich in Larssons Ordförrådet (in den ältesten isl. hss.) nur *lukþa* : *lukþr* zu *lykia* findet. Umgekehrt konnten im altschw. die verben in entgegengesetzter weise vermischt werden, so dass man den imperat. *lykt* in der bedeutung 'schliesse zu' gebrauchte. Uebrigens ist es möglich, dass auch noch ein anderer umstand zu dem gebrauche von *lykta* : *lyktr* in der bedeutung 'zuschliessen' beigetragen hat. Die alte flexion war *lykia* : *lukta* : *luktr*, da aber *k* vor *i̯* lautgesetzlich verlängert wurde

[1]) Ausserdem *lykta* : *lyktaþa* 'to finish, end'.

und *lykia* somit *lykkia* mit langer wurzelsilbe wurde, so nahm dieses verbum teilweise die flexion *lykta* : *lyktr* nach z. b. *byggia* : *bygþa* : *bygþr* an.[1])

Nachdem ich jetzt solche von W. angeführte formen durchgegangen habe, deren umgelauteter vocal nach meiner theorie lautgesetzlich ist (bez. sein kann), sowie solche zum grössten teile allbekannte verben, welche allerdings im prät. und part. prät. umlaut haben, die aber durchaus nicht dafür sprechen, dass man lautgesetzlich im prät. von verben derselben klasse wie *velia* : *valþa* umlaut gehabt habe, sind noch einige worte solchen von W. angeführten isl. verbalformen zu widmen, die er selbst für verhältnismässig selten ansieht, die aber nach ihm umgelautete formen zu verben vom typus *velia*: *valþa* sein sollen. Betreffs verschiedener dieser formen ist es zweifelhaft, ob dieselben mit der function, die ihnen W. beilegen will, existiert haben. Wenigstens betreffs einer ist es unzweifelhaft, dass dies nicht der fall war.

c) Isl. prät.-formen, die conj. sind oder sein können, die aber von W. als indicativformen angeführt werden.

Aus Larssons Ordförråd führt W. eine form von einer stelle an, näml. *hyGþa* (cod. AM. 645, 4°; 83 14). Indessen ist *hyGþa* nicht ind., sondern conj. Dies geht daraus hervor, dass *hyGþa* auf der nächsten zeile und später noch einmal (zu z. 19) auf derselben seite so ziemlich in derselben stellung als conj. vorkommt (und als solcher auch von Larsson aufgefasst worden

---

[1]) W. hebt besonders hervor, dass die nach ihm je einmal begegnenden schreibungen *lycði*, *lykdo* zeigten, dass die formen auf *lykkia* (nicht auf *lykta*) zurückzuführen seien. Was die von ihm angezogene form *lykdo* (Heimskringla, ed. Hafn. 2, 382, 12) betrifft, so steht dort in Asgeirr Jónssons abschrift, nach welcher die ausgabe publiciert worden ist, *lycþo* (nach der gütigen mitteilung meines freundes dr. Finnur Jónsson). Formen mit *þ* (ð) im prät. sind ja leicht auch von einem verbum *lykþa* (*lykta*) : prät. *lykþa* (*lykta*) zu dem subst. *lykþ* (*lykt*; vgl. subst. *sekþ*, etwas jünger *sekt*) zu erklären. Das prät. eines derartigen verbums hiess (durch anschluss an die prätt. *søkþa*, *erfþa*, *dømþa* etc. und an den inf. *lykþa* etc.) in der älteren sprache ohne zweifel gewöhnlich *lykþa* statt des streng lautgesetzlichen *lykda* (oder *lykta*) < **lykð-ða*. Ganz in derselben weise kommt im prät. zu *sekþa* (*sekta*) die form *sekþa* (neben jüngerem *sekta*) vor. Vgl. dass das prät. zu *hirþa* oft *hirþa* heisst, obgleich *hirda* (< **hirð-ða*) die streng lautgesetzliche form ist.

ist). Vgl. die von W. gemeinte stelle *Segi Petrvs hvat ec hyGþa* (z. 14) mit dem unmittelbar darauf folgenden *þa mon ec sýna. at ec veit. hvat simon hyGr ef hann seger. hvat ec hyGþa* (z. 15) sowie *Hvi seger þv non þa simon hvat ec hyGþa* (z. 19).[1])

Als conj. kann wol auch das *rekti* gemeint sein, welches in der hs. A. 1 (aus dem 14. jh.) in den Isl. sögur (Kopenh. 1847) 2, 274, 15 begegnet: *þat var helzt gaman Helgu, at hon rekti skikkjuna Gunnlaugsnaut, ok horfði þar á laungum,* wenn nicht ein schreibfehler vorliegt, denn die übrigen hss. haben die bessere lesart *rakti* (*niðr*). Für die möglichkeit (aber natürlich nicht notwendigkeit) des conjunctivs nach *þat var gaman* spricht, dass nach Nygaard im Arkiv 1, 314 der conj. nach *er vili, vera fúss, mér er mikit um* etc. gebraucht wird, sowie dass auf der folgenden seite *rakti* (nicht *rekti*) als ind. steht. Gegen den conj. spricht das nach *rekti* folgende *horfði* nicht, denn es ist sehr gewöhnlich, dass in mit *at* eingeleiteten sätzen das erste verbum im conj., ein folgendes dagegen im ind. steht (beispiele bei Nygaard, Arkiv 1, 339).[2])

d) Isl. umgelautete prät.- und part.-formen, die nur als äusserst seltene wechselformen in relativ jungen handschriften nachweisbar sind.

In der Fagrskinna s. 8, 22 kommt als eine v. l. als prät. zu *ymia* einmal die form *ymdu* statt des erwarteten *umdu* vor.

---

[1]) Lector dr. Larsson (mit welchem ich anlässlich des *hyGþa* z. 14 correspondiert habe) richtet meine aufmerksamkeit darauf, dass (wie seine ausgabe angibt) der schreiber erst *hyG* (präs. sg. ind.) geschrieben, dann aber die form zum prät. habe ändern wollen und daher *þa* über der zeile hinzugefügt habe. Nach L.'s ansicht hat der schreiber dabei das *y* in *u* zu ändern vergessen. Er fügt indessen hinzu: 'dass der stammvocal in dem auf solche weise hinzugekommenen *hyGþa* — man mag die form als ind. oder als conj. auffassen — nicht die geringste beweiskraft in irgend einer auf den umlaut bezüglichen frage besitzt, scheint mir selbstverständlich zu sein'. Dr. Larssons auffassung von der form ist meiner meinung nach sonst ganz richtig. Da aber der schreiber in einer solchen stellung sowol den conj. als auch den ind. anwenden konnte (der ind. kommt auf derselben seite vor), so liess er absichtlich *hyGþa* als conj. passieren, und man braucht dann nicht ein versehen bei der correctur anzunehmen.

[2]) W. ist selbst (s. 421 anm. 2) der ansicht, dass *gledde* (Stockh. hom. 188, 12) conj. sein könne.

Wie bekannt, ist eigentlich keine membran der Fagrskinna erhalten. Von der jungen papierhandschrift, welche das *ymdu* enthält, nimmt man an, dass sie auf einen in der ersten hälfte des 14. jhs. niedergeschriebenen codex (A) zurückgehe; eine andere papierhandschrift, die man auf einen etwa hundert jahre älteren codex (B) zurückführt, hat indessen nicht *ymdu*, sondern *enn uðu*, welches die herausgeber Munch und Unger im texte unzweifelhaft richtig zu *emiuðu* emendiert haben. In der Kopenhagener ausgabe der Heimskringla 1 (1777) kommt nämlich derselbe vers mit der lesart *emiado* (s. 95) vor. Finnur Jónsson druckt in seiner ausgabe (s. 124) *emjuðu*, Unger in seiner ausgabe (s. 62) auch *emjuðu*, und Wisén, Carmina norroena s. 12 nimmt den vers mit der lesart *emjuðu* auf. Für die ursprünglichkeit des *emiuðu ulfheðnar* spricht auch, dass in diesem gedichte zwei zeilen weiter oben *greniuðu berserkir* steht, d. h. dass *greniuðu* : *emiuðu* sich entsprechen, sowie in den Fornaldarsögur norðrlanda (Kopenh. 1829) 1, 422 *grenjandi* : *emjandi* als parallelwörter stehen. Die lesart *ymdu* ist also nicht ursprünglich. Uebrigens ist die form nach dieser stelle der Fagrskinna schon von Egilsson in seinem wb. (unter *ymia*) verzeichnet worden.

Während cod. Fris. (anfang des 14. jhs.) in einem der Saga Hákonar Hákonarsonar zugehörigen verse *hiorkleyfðan* (Codex Frisianus, Christiania 1871 s. 574, 24. Fornmannasögur 10, 130 anm. 8; in der Heimskringla, folio-ausgabe 5, 365 *hior kleyfdan* gedruckt) hat, begegnet in einer jüngeren hs. (cod. Flat. aus der zweiten hälfte des 14. jhs.) die lesart *hjörklyfðan* (Fornmannasögur a. a. o.; vgl. schon bei Egilsson s. 468 sp. 1). Obgleich noch eine andere hs. *hjörklufðan* hat, will W. etwas auf das angeführte *hjörklyfðan* bauen. Es ist mir aber sehr wahrscheinlich, dass dies nur ein schreibfehler ist für *hjörkleyfðan* (*hiorkleyfðan*) (die lesart des cod. Fris.; der herausgeber der Fornmannasögur druckt im texte *hjörkleyfðum*). Das verb *kleyfa* ist = neunorw. *kløyva* 'spalten'. Die übersetzung des verses ist übrigens zweifelhaft (vgl. Egilsson unter *hjörr*, *fleygr*).

Sn. E. 1, 244, 1 hat im texte *þafðan* nach cod. Reg. und hs. 756 (cod. Reg. 'seculo ut videtur decimo quarto ineunte exactus'); cod. Worm. (aus der zweiten hälfte oder vielleicht *der mitte* des 14. jhs.) hat *þœfðan*; hs. 757 (um 1400 'vel forte

paulo antea') *þefðan*; cod. U (circa 1300) *þaktan*. Schon Finnur Jónsson, Kritiske studier s. 20, hat bemerkt, dass dies *þæfðan* = *þǿfðan*, und dass *þefðan* einem missverständnis von *þęfðan* zuzuschreiben ist. Diese auffassung ist möglich, und es ist also nicht notwendig *þæfðan, þefðan* als eine form von *þefia* aufzufassen. Wenn man aber dies tun will, so muss hervorgehoben werden, dass diese formen in jüngeren hss. vorkommen. Die ältesten hss. haben formen mit *a* (*þafðan* Reg.; *þaktan* U), und *þafðan* ist wahrscheinlich die urspr. lesart (Bugge, Bezz. Beitr. 1879 s. 111, vgl. auch Finnur Jónsson a. a. o.).

Dyndu (Morkinskinna 114, 12) statt eines zu erwartenden, auf *undan* reimenden *dundu* lässt sich so erklären, dass ein späterer schreiber ein älteres *dundu* mit *dyndu* vertauscht hat, um skothending statt aþalhending zu bekommen, weil in einem verse dieser art skothending gewöhnlicher als aþalhending, aber nicht notwendig ist.[1]) Der ganze ausdruck ist übrigens ziemlich auffallend und die hs. relativ jung (wahrscheinlich ca. 1300; Finnur Jónsson, Egils saga s. XVII; vgl. dagegen Unger, Morkinskinna s. II. Arkiv, NF. 6, 191). Schon Egilsson s. 115 hat dies *dyndu* verzeichnet.

Nach dieser musterung von W.'s umgelauteten isl. prät.- und part.-prät.-formen (die nach seiner eigenen aussage s. 419 'nicht weniger als 19 (21) verben' angehören) sind nur noch drei (3) je einmal nachgewiesene beispiele übrig, nämlich *gremðv* (cod. AM. 675 in den Annaler f. nord. oldkyndighed 1858 s. 130; die hs. stammt nach s. 98 etwa aus dem jahre 1300), *málhvettan* (Sn. E. 1, 294 in der Þórsdrápa, die gewöhnlich Eilífr Guþrúnarson zugeschrieben wird; die deutung des verses ist umstritten; schon Egilsson hat dieses *málhvettan* verzeichnet), *spyrði* (Cod. Frisianus s. 466, 39; aus dem anfange des 14. jhs.; auf derselben seite kommt *spurði* vor, z. 34).

Da W. besonderes gewicht darauf zu legen scheint, dass

[1]) Die richtigkeit dieser meiner vermutung wird dadurch bestätigt, dass der hervorragende kenner der isl. skaldenpoesie dr. Finnur Jónsson, der auf meine bitte die stelle in der hs. nachgesehen hat, unabhängig von mir zur gleichen auffassung gelangt ist (er hat mir dies privatim mitgeteilt).

einige der von ihm angeführten prät.- und part.-prät.-formen aus der skaldenpoesie genommen und darum nach seiner meinung alt seien, muss hervorgehoben werden, dass (da *ymdu* in der Fagrskinna, *þefðan* (*þæfðan*) in der Sn. Edda und *dyndu* in der Morkinskinna nicht ursprüngliche lesarten sind, und da das discutierte *hjörklyfðan* wahrscheinlich ein schreibfehler für *hjörkleyfðan* ist) ausser *málhvettan* (Sn. E.) keine aus der skaldenpoesie geholte form mehr übrig bleibt. In diesem zusammengesetzten worte aber wäre gerade nach meiner theorie der umlaut lautgesetzlich (s. oben s. 426 ff.). Falls *hiorklyfðan* kein schreibfehler ist, gilt von diesem dasselbe wie von *málhvettan*.

Uebrigens ist die mehrzahl der von W. angeführten prät.- und part.-formen schon vorher verzeichnet, die meisten in den gewöhnlichen wörterbüchern.

Man muss sehr kühn sein, um es zu wagen, aus derartigen vollkommen vereinzelten formen so weitgehende consequenzen zu ziehen, wie W. es tut, aber diese kühnheit wird noch grösser, wenn man folgendes bedenkt.

Um diese frage zu prüfen, habe ich in L. Larssons Ordförrådet die verben durchgegangen, die von ihm zu der sogen. zweiten classe gerechnet werden (*velia* : *valþa* etc.). Eine solche prüfung zeigt, dass sich in den von Larsson behandelten ältesten isl. handschriften auch nicht ein einziges beispiel für irgend eine *i*-umgelautete prät.- oder part.-prät.-form dieser verba finden lässt (natürlich mit ausnahme der allbekannten *selia*[1]) etc.). Man findet ausschliesslich formen wie *beria* : *barþa* : *barþr, duelia* : *dualþa* : *dualet, fremia* : *framþa*: *frameþr, hylia* : *hulþa* : *hul(e)þr* etc. etc.

Da dies das verhältnis in den ältesten handschriften ist, und da W. nicht mehr als — hoch gerechnet — sechs einigermassen acceptable (zum teil aber erst von späteren abschreibern angewante) beispiele für umgelautete präterital- und synkopierte part.-formen aufbringen kann (*ymdu, hjörklyfðan, dyndu, gremðv, málhvettan, spyrði*)[2]), diese, welche je nur einmal nachweisbar sind, jedoch sämmtlich in relativ jungen handschriften be-

---

[1]) Ueber *hygþa* cod. AM. 645, 4° 83, 14 vgl. oben s. 438.

[2]) Wenn das oben s. 439 besprochene *rekti* den ind. repräsentieren soll, bekommt man sieben solche formen.

gegnen (1300—1400 oder noch jünger), so muss man den schluss ziehen, dass diese vereinzelten formen ganz junge neubildungen sind.

Dies gewinnt noch mehr gewissheit durch das verhältnis im schwedischen. Es ist schon längst bekannt, dass es in der altschwed. literatur nicht wenige beispiele für umgelautete prät.- und part.-formen von verben mit kurzer wurzelsilbe gibt, und dieselben sind mehr als einmal discutiert worden, so z. b. von mir im Arkiv, NF. 4, 264. Von *kræfia* z. b., welches im altschw. normaler weise die formen *krafþe* : *krafþer* hat, kommt nach Söderwalls wb. einmal in einer späten altschw. schrift *kræffdhe* und einmal gleichfalls in einer späten altschw. schrift *kræfft* vor; ausserdem findet sich nach Schlyter im SML. einmal *okræfd*. In ähnlicher weise begegnet uns von *hylia* : *hulde* : *hulder* nach Söderwall einmal prät. *hylde*, zweimal participialformen mit umlaut, alle aus relativ späten schriften. W. hat die betreffenden beispiele aus den wörterbüchern zusammengesucht.

Was beweisen denn aber diese? Das lehrt uns am besten das neuschwedische. Hier haben wir nämlich eine ganze menge von verben mit umgelauteten formen im prät. oder part. entweder ausschliesslich oder als wechselformen zu den nicht umgelauteten, und die tendenz, den umlaut in diese formen eindringen zu lassen, hat also immer mehr zugenommen.

Ich führe einige beispiele an:

Altschw. *dwælia* : *dwalde* : *dwalt* (so ausschliesslich nach Söderwalls wb. zu urteilen), — neuschw. *dväljas* : *dväljdes* : *dväljts* neben *dväldes* : *dvälts* und *dvaldes* : *dvalts*.

Altschw. *qwæfia* : *qwafþe* : *qwafþer* (Sw. führt nur zwei beispiele für das prät. mit *æ* (*e*) an). — Jetzt gewöhnlich *kväfva* : *kväfde* : *kväfd* (*kvafde* : *kvafd* jetzt veraltet).

Altschw. *kræfia* : *krafþe* : *krafþer* (normal, siehe oben). — Jetzt *kräfva* : *kräfde* : *kräfd* (nur selten, meist im gesetzesstil, *krafde* : *krafd*).

Altschw. *sæmia* : *samde* : *samd* (Rydqvist 1, 79; im HL. einmal *sempdæ*). — Jetzt nur *sämjas* : *sämdes* : *sämts*.

Noch Botin (zweite hälfte des 18. jhs.) hat *värja* : *varde* : *vart*, und diese alte flexion wird auch in Karls XII. bibel (Rydqvist 1, 83) gebraucht. — Jetzt nur *värja* : *värjde* : *värjt*.

Altschw. *snæria* : *snardhe* : *snart* (Rydqvist 1, 83).[1]) — Jetzt nur *snärja* : *snärjde* : *snärjt*.

---

[1]) Wenn altschw. prät.- und part.-formen ohne umlaut angeführt werden, so soll damit darauf hingewiesen werden, dass sich diese formen

Altschw. *tæmia* : *tamde* : *tamder* (Rydqvist bd. 3). — Jetzt *tämja* : *tämde* : *tämt* und *tamde* : *tamt*.

Isl. *vekia* : *vakta* : *vaktr*, — neuschw. *väcka* : *väckte* : *väckt*.

Isl. *þekia* : *þakta* : *þaktr*; altschw. *þækkia* : part. *þakter* (Rydqvist 1, 79; Schlyter), — neuschw. *täcka* : *täckte* : *täckt*.

Altschw. *þænia* : *þande* : *þander* (Rydqvist 3, 223), — neuschw. *tänja* : *tänjde* : *tänjd*.

Altschw. *hylia* : *hulde* : *hulder* (normal, siehe s. 443), — neuschw. *hölja* : *höljde* : *höljd*.

Altschw. *ryþia* : *rudde* : *rudder* (und *rydder*, Rydqvist 1, 78 und Schlyter), — neuschw. *rödja* : *rödde* : *rödd* und *röja* : *röjde* : *röjd*.

Altschw. *styþia* : *studde, stodde* : *stodder* (Rydqvist 3, 197), — neuschw. *stödja* : *stödde* : *stödd*.

Also: in den ältesten isl. handschriften gibt es gar keine hierhergehörigen umgelauteten formen, in den jüngeren isl. hss. einige wenige, im altschw. mehrere, im neuschw. eine ganze masse und in letztgenannter sprache sind dieselben in gewissen verben die allein herschenden geworden.

Aus diesen tatsachen muss man den schluss ziehen, dass diese umgelauteten formen ganz junge analogiebildungen sind. W. spricht jedoch die ganz entgegengesetzte meinung aus. S. 421 äussert er nämlich: 'es ist wahrscheinlich, dass die umgelauteten prätt. im urnord. bedeutend zahlreicher waren als im späteren nordischen. Diese können nämlich oft auf analogischem wege von nicht umgelauteten verdrängt worden sein'.

Das neuschw. lehrt uns auch, wie diese umgelauteten formen zu erklären sind. Natürlich bezweifelt niemand, dass z. b. in den neuschw. *dväljdes*, *dväljts* sowol *ä* als *j* aus dem präs. *dväljas* analogisch herübergebracht worden ist. Das verhältnis ist, was *ä* betrifft, in den neuschw. *dväldes*, *dvälts* offenbar dasselbe. Ja es kann sogar ein zwingender beweis dafür angeführt werden, dass formen wie die neuschw. *stödde, rödde* nicht alt sein können. Wenn dem nämlich so wäre, so würden sie aus altschw. **stydde*, **rydde* entstanden sein; dies ist aber

---

in den angeführten quellen aufgenommen finden, und damit wird die möglichkeit (in gewissen fällen wahrscheinlichkeit) nicht bestritten, dass im altschw. ausnahmsweise auch umgelautete formen angetroffen werden können.

unmöglich, da *ў* vor *d* im neuschw. stehen bleibt (Kock, Arkiv, NF. 5, 54 ff.). Vor *ð* geht *ў* dagegen in *ö* (ib.) über; aus *stydhia, rydhia* wurde also *stödhia, rödhia,* und von hier aus ist *ö* in *stödde, rödde* eingeführt worden.

In völlig gleicher weise lassen sich ganz einfach die umgelauteten formen im altschw. und isl. erklären. Wenn das altschw. z. b. neben den normalen formen *kraf þe* : *kraf þer* auch vereinzelt prät. *kræffdhe* und part. *kræfft, okræfd* (oben s. 443) hat, so ist der umgelautete vocal in diese formen von *kræfia, krævver* etc. hereingedrungen. Und dass hier wirklich analogieeinwirkung vorliegt, wird zur genüge dadurch bestätigt, dass man umgekehrt vereinzelt einmal *kraffia,* präs. sg. *kraffwer* mit *a* statt des erwarteten *æ* angewant findet. Dass diese formen das *a* von *kraf þe,* part. *kraf þer* bekommen (oder streng genommen von den lautgesetzlichen nom. pl. masc. *kraf þir* etc.) wird natürlich niemand bezweifeln; vgl. Kock im Arkiv, NF. 4, 264. So hat auch *kræffdhe* das *æ* von *kræfia* etc. Es ist klar, dass auch die äusserst seltenen isl. *gremðv* etc. in derselben weise zu erklären sind.

Uebrigens darf nicht übergangen werden, dass in der älteren sprache auch noch ein anderer factor zur einführung umgelauteter vocale in die discutierten formen beigetragen haben kann. Wir haben gesehen, dass nach der allgemein angenommenen ansicht (und nach meiner *i*-umlautstheorie) die streng lautgesetzlichen formen im part. prät. sind: z. b. nom. **gremiþr, *gremiþ, *gremit,* nom. acc. pl. neutr. **gremiþ* etc. (vgl. die s. 433 angeführte form *legit* von *leggia*), aber plur. nom. masc. und fem. *gramþir, gramþar* etc. Von **gremiþr* etc. kann das *e* sehr wol analogisch in die synkopierten casus *gramþir* etc. übertragen worden sein, so dass man **grempir* etc. erhielt, und da der wurzelvocal im prät. und im part. prät. immer derselbe zu sein pflegt und man z. b. nom. sg. *gram(i)þr,* nom. pl. *gramþir* : prät. *gramþa* hatte, so liess man zu nom. sg. **grem(i)þr,* nom. pl. **grempir* das prät. *grempa* sich neu bilden. Ich glaube jedoch, dass der umlaut nur in geringem grade auf diesem wege analogisch eingedrungen ist, weil schon die ältesten isl. handschriften nach Larssons Ordförrådet durchgehends solche partt. haben, wie *dualet, frameþr, lageþr, huleþr,* nebst *lagþr, hulþr* etc., d. h. dass in ihnen der nicht umgelautete vocal durch einwirkung der synkopierten casus allein-

herschend geworden ist. Solche lautgesetzliche (und wol dialektische) formen wie *legit* trifft man in der isl. literatur ziemlich selten.[1])

Da also gezeigt worden ist, dass die formen *gremðv* etc., auf welche W. seine hypothese baut, junge analogiebildungen und *valþa* etc. gerade die alten formen sind, so wäre es, streng genommen, überflüssig auch W.'s versuche zu kritisieren, die gewöhnlichen formen wie *valþa* etc. mit seiner hypothese in harmonie zu bringen. Ich will dies jedoch nicht unterlassen, da auch diese seine versuche des weiteren zeigen, wie unannehmbar seine ansicht ist.

Nach W. soll der nicht umgelautete vocal in formen wie prät. *valþa* etc. auf eine von drei verschiedenen weisen zu erklären sein; er unterlässt es aber im allgemeinen mitzuteilen, bei welchen verben die eine oder die andere von diesen erklärungsmethoden angewendet werden soll.

Wenn allzuviele wege benutzt werden sollen, um ein und dieselbe erscheinung zu erklären, hegt man leicht verdacht, dass keiner von diesen wegen der richtige sein werde, denn wie bekannt ist es die aufgabe des forschers, wenn möglich gerade die vielen specialfälle durch eine gemeinsame theorie zu erklären.

Nach W. wären *lagþa, talþa* etc. in erster linie als urgerm. bindevocallose präteritalformen zu erklären (s. 420).

Hiergegen spricht schon der umstand, dass während in den andern germanischen sprachen solche bindevocallose prät.-formen verhältnismässig selten sind, sie in den nord. sprachen die normalen sein sollten: und damit hört übrigens die von W. angestrebte übereinstimmung zwischen den nord. sprachen und den westgermanischen auf. Was aber diese annahme W.'s unmöglich macht, ist der umstand, dass solche prätt. wie *valþa* etc. in den ältesten handschriften durchweg *þ* (nicht **valda*) haben. Es ist nämlich allbekannt, dass man im älteren isl. nach *l, m, n* stets *þ* (ð ausgesprochen) hat, wenn in urnord. (gemeinnordischer) zeit zwischen *l, m, n* und dem folgenden

[1]) Hieraus folgt natürlich nicht, dass man (wie W. es tut) solche formen wie part. *kiœft* als beweis gegen die gewöhnliche auffassung vom *i*-umlaute anführen könnte, denn der umlaut in *kiœft* kann gerade nach dieser auffassung lautgesetzlich sein (vgl. s. 433).

consonanten (interdentalen) ein vocal verloren gegangen ist; dass man dagegen nach diesen consonanten *d* hat, wenn dieselben schon in gemeingermanischer zeit mit dem folgenden consonanten (dentalen) zusammenstiessen. W. sucht sich aus dieser schwierigkeit dadurch zu helfen, dass er analogieeinwirkung auf *valþa* von seiten anderer conjugationen annimmt, die nach *l, m, n* ein ð (*þ*) hatten. Dass aber dieser ausweg nichts hilft, geht aus folgendem umstande hervor.

Eine durchsicht des Ordförrådet von Larsson zeigt, dass in den ältesten isl. hss. sämmtliche verben von gleichem typus wie *velia* mit *l, m, n* nach dem wurzelvocal ausschliesslich[1]) *þ* im prät. und part. haben: *valþe, hulþe, dualþa, framþe, qvalþe, qvalþer, lamþesc, talþa, talþer, þanþi* etc. etc., mit ausnahme der allbekannten *sel(l)da, sel(l)dr* (zu *selia*), *vil(l)da* (zu *vilia*), die immer *d* haben. Dies ist auch der fall mit *munda* (von *mono*), *skylda* (von *skolo*). Nun entsprechen, wie bekannt, gerade diesen prät. mit ausschliesslichem *nd, ld* die got. *munda, skulda, wilda*; und dem isl. *selda*, dem altschw. *salde* (neuschw. *sålde*) entspricht ags. prät. *sealde* ohne bindevocal, während den isl. verben mit *lþ, mþ, nþ* got. verben mit bindevocal entsprechen: got. *gawalida* (z. b. Mc. 13, 20, prät. von *gawaljan*; vgl. isl. *valþa*), *andhulidedun* (z. b. Mc. 2, 4, von *andhuljan* 'enthüllen', vgl. isl. *hulþa*), *salida* (Joh. 10, 40, von *saljan* 'einkehren'), *ushramidedeina* (z. b. Mc. 15, 20, von *ushramjan* 'kreuzigen'). Besonders ist zu beachten got. prät. *munaida* (z. b. Luc. 10, 1 von *munan* 'gedenken', zu der sog. dritten schwachen gotischen conjugation gehörig), welchem das isl. prät. *munþa* mit *þ* entspricht (zu *muna*; in Larssons Ordförrådet ausschliesslich *þ*, niemals *d*), während dem got. prät. *munda* (z. b. *mundedun* Joh. 13, 29, zu *munan* 'meinen') das isl. prät. *munda* mit *d* (zu *mono*; ausschliesslich *d*, niemals *þ* in Larssons Ordförrådet) entspricht.

Hieraus kann man nur einen schluss ziehen (und das

[1]) Ein in der Placitus-drápa einmal (2, 10) begegnendes *hirþ bandin* oder *hirþ vandin* kommt offenbar nicht mit in betracht. Larsson führt *hirþ vandin* als acc. sg. masc. des part. von *venia* auf. Es ist jedoch selbstverständlich, dass hier ein schreibfehler vorliegt, falls das verbum diese form repräsentieren soll. Finnur Jónsson, Mindre afhandlinger, udg. af det phil.-hist. samfund s. 231 ändert das wort darum in *hirþvandan*. Gislason, Njála 2, 41 und 46 lässt es indessen unentschieden, ob in der hs. *hirþ bandin* oder *hirþ vandin* steht.

hat man, wie bekannt, schon längst eingesehen), nämlich, dass hier ein wirklicher causalzusammenhang zwischen dem gebrauche von *lþ, mþ, nþ* und der alten vocalsynkope vorliegt, und dass also in den ältesten hss. analogieeinwirkung keine rolle gespielt hat. Der welcher das gegenteil behauptet, hat nachzuweisen, warum dann gerade die prätt. welche nach dem zeugnis des gotischen und anderer germ. sprachen keinen bindevocal gehabt haben (*munda, skylda, vilda, selda*) im älteren isl. *ld, nd* haben. W. hat nicht einmal versucht, einen grund hierfür anzugeben.

An den zweiten ausweg, den W. angibt, um von seinem standpunkte aus das fehlen des umlautes in den prätt. *valþa* etc. zu erklären, scheint er selbst nicht einmal recht glauben zu können: er stellt ihn nur (s. 421 f.) als eine möglichkeit auf, und ich bezweifle, dass ihn irgend ein philologe auch nur als eine solche wird gelten lassen wollen. Der *a*-laut in der wurzelsilbe von *valþa* etc. soll durch eine art von analogieeinwirkung von seiten des conjunctivs hervorgerufen worden sein. Er meint nämlich: da die 'bindevocallosen' prätt., sowie die prätt. der von ihm sog. 4. schwachen conj. im isl. (*duga* : prät. *dugþa*), welche auch verben mit kurzer wurzelsilbe enthält, im ind. ohne umlaut gewesen wären, im conj. jedoch umlaut gehabt hätten, so habe man die nach seiner ansicht alten lautgesetzlichen prätt. ind. **velþa* (von *velia*) misverstanden, als conj. aufgefasst und zu dieser fälschlich als conj. aufgefassten form eine neue indicativform *valþa* geschaffen.

Dieser versuch, die betr. formen zu erklären, scheint mir aber ein verzweifelter zu sein.

Derselbe streitet schon von vornherein gegen das bekannte factum, dass der im vergleich mit dem ind. seltene conj. nur in äusserst wenigen ausnahmefällen eine rolle bei neubildungen im indicativ gespielt hat, während dieser sehr oft die alten formen des conjunctivs beeinflusst hat.

Aber noch mehr. Da W., wie eben oben gezeigt, nicht darzulegen im stande gewesen ist, dass man in den nordischen sprachen 'bindevocallose' prätt. in grösserer ausdehnung gehabt habe, als man schon immer angenommen hat (d. h. die bekannten vereinzelten *munda, vilda* etc.), so wäre es im wesentlichen nur der conj. prät. der von W. sog. 4. schwachen conjugation, von

dem die umbildung des ind. prät. in *hylia, velia* etc. ausgegangen sein sollte, und wie es scheint, ist er der ansicht, dass nur kurzsilbige verba der 4. conjugation eine rolle gespielt hätten.

Unter diesen verhältnissen ist es vor allem unverständlich, wie die prät.-formen der vielen wie *hylia* conjugierten verba mit *y* im inf. von den verben der 4. conjugation sollten haben beeinflusst werden können. Es ist selbstverständlich, dass die flexion *sama* : ind. *samþa* : conj. *semþa* mit *a* : *e* ein *hylia* : **hylþa* : *hylþa* mit *y* nicht zu *hylia* : *hulþa* : *hylþa* hat umbilden können. *Hylia* hat nur von verben mit *y* im conj. prät. und *u* im ind. prät. beeinflusst werden können. Nun finden sich in Wimmers Formlära nicht mehr als zwei kurzsilbige verba (*duga, una*)[1]) mit *u* im ind. prät. und *y* im conj. prät., welche der 4. conjugation angehören, während Wimmer 28 verben mit *y* : *u* und derselben flexion wie *hylia* (*bylia, bysia, dylia* etc. etc.) aufnimmt. Sollte sich unter solchen verhältnissen auch nur der entfernteste schimmer von wahrscheinlichkeit dafür finden lassen, dass der conj. prät. der beiden (2) verba *duga, una* (mit unterstützung von seiten des prät. *munda*) einen nennenswerten einfluss auf die flexion aller dieser 28 verba gehabt haben könnte? Jeder philologe muss diese frage mit einem entschiedenen nein beantworten.

Die dritte von W. aufgestellte möglichkeit, sich mit den normalformen *valþa* etc. abzufinden, steht wo möglich auf noch schwächeren füssen als die zweite. Er meint (s. 422): 'ferner kann das fehlen des umlautes in den hier besprochenen praett. ind. darauf beruhen, dass die wurzelsilbe in gewissen formen keinen hauptton hatte, dieser vielmehr auf der endung ruhte'. Als stütze für diese accentuierung des prät. führt er nichts anderes an als *dalidun* auf dem Tunesteine, eine form, die nach Bugges vermutung (Beitr. 13, 334) aus **dailidun* entstanden sein soll, weil der fortis auf die endung fiel; *ai* wäre darum in der semifortissilbe (= silbe mit starkem nebentone) in *ā* übergegangen.

Indessen hat Bugge in Norges indskrifter med de ældre

---

[1]) Da *luma* nur im imp. *lumi* nachzuweisen ist, kommt es nicht mit in betracht.

runer s. 28 diese erklärung von *dalidun* (was W. s. 423 anm. 1 auch erwähnt) im wesentlichen selbst wider aufgegeben, und damit darf wol diese äusserst schwache stütze für die betonung der endung des schwachen prät. in urnordischer zeit für gefallen betrachtet werden. Aber auch wenn *dalidun* so zu erklären wäre, wie Bugge früher vermutete, so hülfe dies doch W. nichts. Wenn *dalidun* infolge der angedeuteten accentuierung aus **dailidun* entstanden wäre, so müsste der semifortis (starker nebenton) auf der antepänultima gelegen haben, da ja (wie auch W. zugibt) *ai* nur in einer solchen silbe in *ā* übergeht. W. täuscht sich aber, wenn er in Sv. landsm. 13, 5 s. 27 ff. nachgewiesen zu haben meint, dass der *i*-umlaut in semifortissilben unterbliebe (s. unten s. 457, in silben mit levissimus, gewöhnlich sog. 'tonlosen silben' unterbleibt aber bekanntlich der *i*-umlaut), und meines wissens ist es W. überhaupt nicht gelungen, jemand von dieser seiner meinung zu überzeugen.

Endlich bemerkt W. (s. 423), um das fehlen des umlautes im part. prät. zu erklären: 'die nach 2. und 3. entstandenen nicht umgelauteten praett. ind. können natürlich auf die partt. praet. eingewirkt haben, so dass auch hier, anstatt des einst vorhandenen wechsels von umgelauteten und nicht umgelauteten formen, am ende die nicht umgelauteten formen fast ausschliesslich gebräuchlich worden sind'. — Als antwort hierauf genügt folgendes: da die von W. vorgeschlagenen auswege 2 und 3, das fehlen des *i*-umlautes im ind. prät. zu erklären, sich als völlig unannehmbar erwiesen haben, so fällt natürlich auch sein versuch, mit deren hülfe dann (durch analogie von seiten des ind. prät.) die nicht umgelauteten partt. prät. zu erklären.

Nur als eine möglichkeit deutet W. (wenn ich ihn recht verstanden habe) an, dass der mangel des umlautes im part. prät. darauf beruhen dürfte, dass *valiþr* etc. 'starken nebenton' auf dem *i* gehabt hätte. Er selbst hält es nämlich für unsicher, oder wenigstens für unbewiesen, dass solche wörter im isl. zur zeit der durchführung des *i*-umlautes eine derartige accentuierung gehabt haben (siehe s. 423 sowie die anm. s. 424). Unter solchen umständen brauche ich W.'s versuche, die nicht umgelauteten prätt. und partt. prät. zu erklären, nicht weiter zu erörtern. W.'s hypothese, dass von *i* mit 'starkem neben-

tone' kein *i*-umlaut bewirkt worden sei — eine frage, die übrigens mit der hauptfrage nach dem *i*-umlaut nicht unmittelbar zusammenhängt — wird unten widerlegt werden.

Die sache ist also folgende: um das einfache factum zu erklären, dass got. *wălida* (urnord. **wăliðō*) dem isl. *valþa*, got. *hŭlida* (urnord. **hŭliðō*) dem isl. *hulþa* etc. etc. entspricht, sieht sich W. genötigt, nicht weniger als drei erklärungsvorschläge zu machen, von welchen keiner acceptabel ist.

Bei der benutzung seines 'ersten' ausweges begeht W. übrigens den principiellen fehler, bei der erklärung des *a* in der pänultima von z. b. *valþa*, die erklärung nicht so nahe wie möglich, sondern in einer ferner liegenden sprachperiode zu suchen. Obgleich er selbst zugesteht[1]), dass das prät. in urnord. zeit **waliðō* hiess, soll das *a* in *valþa* doch nicht mit dem *a* in **waliðō* identisch, sondern auf *a* im urgerm. **walðō* zurückzuführen sein.

Nach meiner auffassung hingegen (welche hier mit der altherkömmlichen zusammenfällt) wird got. *walida* (urnord. **wăliðō*) : isl. *valþa* etc. ganz einfach durch die annahme erklärt, dass in wörtern mit kurzer wurzelsilbe *i* zu einer zeit fortgefallen sei, wo kein *i*-umlaut bewirkt wurde, und *valþa* bildet laut für laut die lautgesetzliche entwicklung des urnord. **wăliðō* (vgl. got. *walida*).

Kein philologe dürfte darüber im zweifel sein, welche auffassung die richtige ist.

Hier mag eine erörterung der bisher unerklärten umgelauteten prät.- und part.-formen von *selia* und *setia* ihre stelle finden.

Wie bekannt hat isl. *selia* : *sel(l)da* : *sel(l)dr* (nur äusserst selten im altnorw. prät. *soldu*, Wadstein, Beitr. 17, 422 anm. 3) und *setia* : *setta* : *settr*. Das altschw. hat gewöhnlich *sælia* : *salde* : *salder*, seltener *sælde* : *sælder*; altgutn. dagegen *seldi* : *selt*. In übereinstimmung hiermit hat das altschw. gewöhnlich *sætia* : *satte* : *satter*, seltener *sætte*, *sætter*; altgutn. *settr* (siehe Rydqvist 1, 84. 6, 447; Schlyters glossar zum Gotlandslag). Der nunmehr verlorene Gommorstein, der den runensteinen mit der älteren runenreihe angehörte, hatte *sate* (Bugge, Tidskrift for philologi 7, 348. Burg, Die älteren nordischen runeninschriften

1) Forhandlinger paa det fjerde nord. filologmøde 252.

s. 85). Die neuschw. reichssprache braucht ausschliesslich *sälja* : *sålde* : *såld* und *sätta* : *satte* : *satt*. Im eigentlichen altdän. begegnet man nach Wimmer, Det philol.-histor. samfunds mindeskrift s. 181 so gut wie ausnahmslos nur nichtumgelauteten formen dieser verba, doch hier und da auch *sætte*; und in der etwas jüngeren sprache trifft man oft *sætte* : *sæt*, formen, die auch in dem seeländischen dialekte gebraucht werden, während die neudän. reichssprache nur *satte* : *sat*, wie nur *selge* : *solgte* : *solgt* verwendet.

Die frage ist nun: ist der *i*-umlaut in *sel(l)da* und *setta* lautgesetzlich entstanden oder ist er durch analogie eingeführt worden?

Die ältesten isl. handschriften brauchen, wie oben bemerkt, im prät. und part. prät. von schwachen verbis mit kurzer wurzelsilbe ausnahmslos das zeichen *þ*, wenn in urnord. zeit ein vocal nach dem *l* verloren gegangen war, aber das zeichen *d*, wenn *l* schon in urnordischer zeit mit dem folgenden consonanten zusammenstiess. Nun werden die prätt. und partt. *sel(l)da*, *sel(l)dr* in sämmtlichen in Larssons Ordförrådet aufgenommenen beispielen immer mit *d* (nie mit *þ*) geschrieben, und Wimmer hat schon a. a. o. und im Oldnord. læsebog[4] s. XI hervorgehoben, dass dieses verbum in den ältesten handschriften immer *l(l)d*, nie *lþ* hat. Hieraus muss man den schluss ziehen, dass, gleichwie das isl. prät. *vil(l)da* (von *vilia*) dem got. *wilda* entspricht, so auch isl. *sel(l)da* schon in urnordischer zeit zweisilbig gewesen ist und zusammenstossendes *ld* gehabt hat. Die form hat sich also nicht aus einer dreisilbigen urnordischen form entwickelt.

Die neuschw. *sålde* (von altschw. *sālde*), *såld* (von altschw. *sālder*) bekunden gleichfalls dasselbe. Wie bekannt wurde *ă* im altschw. vor der lautverbindung *ld* nur dann verlängert (und gieng später gleichwie andere *ā* in *å̄* über), wenn das *l* dental war und schon in urnordischer zeit mit folgendem *d* zusammenstiess; es wurde dagegen nicht verlängert, wenn das *l* supradental war und in urnordischer zeit von dem folgenden consonanten durch einen zwischenstehenden vocal geschieden wurde (z. b. urnord. prät. **wăliðē* > *vălðe* > altschw. *vălde* > neuschw. *valde* (nicht **vålde*); s. besonders Kock, Studier öfver fsv. ljudlära 2, 393 ff. Arkiv, NF. 5, 254 ff.). Da nun in den

altschw. *salde*, *salder* das *ă* vor *ld* verlängert worden ist, was aus den neuschw. *sålde, såld* hervorgeht, so muss das *l* in den altschw. *salde, salder* dental (nicht supradental) gewesen und schon in urnordischer zeit mit dem folgenden consonanten zusammengestossen sein.

Dass man von dem verbum *selia* schon zu gemeingerm. zeit bindevocallose formen hatte, wird übrigens durch andere germanische sprachen bestätigt. Das altsächs. hat *salda, gisald* von *sellian*; das ags. *sealde, ʒeseald* von *sellan*; im ahd. ist das prät. *salta* zu *sellen* viel häufiger als *selita* (Braune, Ahd. gr.² § 362 anm. 3; dagegen hat das got. das prät. *salida* zu *saljan* 'opfern').

Da also *salde*, *sel*(*l*)*da* schon in urnord. zeit zweisilbig war, der wurzelsilbe somit in jener zeit nicht eine silbe mit *i*-laut folgte, so ist es selbstverständlich, dass *salde* die lautgesetzliche form ist (vgl. alts. *salda* etc.), während *sel*(*l*)*da* das *e* auf dem wege der analogie bekommen hat. Da nun ferner das prät. zu *velia* in urnord. zeit dreisilbig (**wăliðō*) war, so liegt es nahe, die ursache dafür, dass man neben *salde* mit *a* durch analogie *sel*(*l*)*da* mit dem umgelauteten *e* bekommen hat, wenn möglich gerade darin zu suchen, dass **saldō* zweisilbig, **wăliðō* dagegen dreisilbig war.

Nach meiner *i*-umlautstheorie entstand, wie bekannt, aus dem urnord. prät. **falliðō* (zum isl. inf. *fella*) das jüngere (isl.) **fellða, fellda* früher als das prät. **wăliðō*, **wăliða* in *valþa* übergieng, früher als das präs. sg. **falliʀ* zu *fellir* wurde und natürlich auch früher als die präss. sg. **waliʀ*, **saliʀ* die form *velr, selr*[1]) erhielten. Man hatte also während einer periode präs. sg. **fallīʀ* (später **falliʀ*) : prät. *fellda* (**fellða*), präs. sg. **saliʀ* : prät. *salda*, aber präs. sg. **waliʀ* : prät. **waliða*. Da nun die verba mit derselben flexion wie präs. **falliʀ* : prät. *fellda* recht zahlreich waren (*brenna, nefna, renna, kemba* etc., s. Wimmers Formlära § 137), und da das prät. *salda* zweisilbig war, gleichwie die prätt. *fel*(*l*)*da, bren*(*n*)*da* etc., so ist es natürlich, dass man, nach der analogie von **falliʀ* : *fellda* = **saliʀ* : *x*, das prät. *salda* bisweilen den umgelauteten vocal *e* erhalten liess, d. h. man bildete die form *sel*(*l*)*da*. Dagegen ist es selbst-

[1]) Durch den *iʀ*-umlaut; s. oben s. 417.

verständlich, dass die analogie **fallir* : *fellda* keinen ähnlichen einfluss auf **walir* : **waliða* ausüben konnte, da **waliða* ja im gegensatz zu *fellda* (und *salda*) dreisilbig war. Neben dieser analogisch gebildeten form *sel(l)da* (altschw. *sælde*) haben die ostnordischen sprachen die ältere form *salde* beibehalten. In übereinstimmung mit dem prät. *sel(l)da* muss natürlich part. nom. pl. *sel(l)dir* etc. (sg. *sel(l)dr*) erklärt werden.

Prät. und part. *setta* : *settr* sind wie *sel(l)da* : *sel(l)dr* zu erklären. *Setta* hat das *e* durch analogieeinwirkung bekommen (vgl. die isl. prätt. *festa, lesta, merkta, berkta* etc. etc., Wimmer §§ 139. 141. 142) und *satte* ist die ältere form. Schon Bugge hat (Tidskrift for philologi 7, 348) *sate* auf dem Gommorsteine mit dem alts. prät. *satta* (das alts. hat auch *setta*) zusammengestellt; vgl. übrigens nordhumbr. *satte, sætte*, aber sonst mit umlaut im ags. *sette* (Sievers, Ags. gramm.[2] § 401, 2); ahd. prät. *sazta*, part. *gisezzit, gisaztêr* (Braune, Ahd. gramm.[2] s. 251).

Am schlusse seines aufsatzes sucht W. zu zeigen, dass sich seine *i*-umlautshypothese mit den umlautsverhältnissen in verschiedenen wortgruppen vereinigen lasse.

Wir haben jedoch bereits erfahren, dass sie mit den prät.-formen der verba vom typus *velia* : *valþa*, der wichtigsten aller in betracht kommenden wortgruppen, unvereinbar ist. Es ist darum überflüssig, diesen teil von W.'s aufsatz des weiteren im einzelnen durchzugehen.

Ich will nur noch hervorheben, wie absolut unvereinbar diese hypothese auch mit einem worte wie isl. *ketill*, pl. *katlar* ist. Nach W. (s. 126 ff.) hätte in einem solchen worte die ableitungssilbe in urnord. zeit den vocal *e* gehabt, welches während der *i*-umlautsperiode als *e* in solchen casus stehen geblieben wäre, welche auf der ableitungssilbe einen nebenaccent gehabt und deshalb in den nordischen literatursprachen den endungsvocal (d. h. nom. gen. acc. sg.) beibehalten hätten; dagegen wäre — meint W. — das *e* in der ableitungssilbe *-el-* zu umlautwirkendem *i* in den casus geworden, in denen *-el-* ganz tonlos war, und in denen deshalb der vocal der ableitungssilbe in den nord. literatursprachen (d. h. im dat. sg. und dem ganzen plural) synkopiert worden war.

Das heisst, was das wort *ketill* betrifft, die tatsachen *auf den* kopf stellen. Denn in allen casus, in welchen

das wort nach dieser hypothese W.'s keinen umlaut haben sollte, hat es umlaut (nom. *ketill,* gen. *ketils,* acc. *ketil*), und in allen casus, in denen es nach W.'s hypothese umlaut haben sollte, hat es keinen *i*-umlaut oder braucht es keinen zu haben (pl. *katlar*, gen. *katla,* dat. *kǫtlum,* acc. *katla*; dat. sg. *katli* und und *ketli*).

Ich bezweifle, dass W. irgend jemand wird davon überzeugen können, dass die vocalisation der wurzelsilbe in *ketill* : *katlar* etc. auf einer art relativ junger vocalharmonischer tendenz (unabhängig vom *i*-umlaute) beruhe, und da er als stütze für diesen ausweg, sich aus der schwierigkeit zu ziehen, meinen aufsatz Arkiv 6, 14 ff. heranzieht, so muss ich hervorheben, dass der dort von mir discutierte wechsel im altschw. nom. *kona* : gen. *kunu* etc. von ganz anderer art ist, da dieser wechsel teils mit dem alten *a*-umlaut, teils mit der kurzsilbigkeit der wörter zusammenhängt.[1])

Der wechsel isl. *skemill* : dän. *skammel* schreibt sich von einer flexion her, welche derjenigen von *ketill* analog war.[2])

Hiermit will ich keineswegs behaupten, dass alle wörter, die in den nordischen literatursprachen die ableitungssilben *-il*, *-in* etc. haben, schon in urnord. oder gar gemeingerm. zeit *i* in diesen ableitungssilben gehabt hätten. Vielmehr habe ich im Skandinavischen archiv 1 (1891) s. 19 anm. 2 die vermutung aufgestellt, dass auch inlautendes *i* sich in den nord. literatursprachen unter gewissen verhältnissen lautgesetzlich aus älterem *a* entwickelt haben dürfte (wie es unbedingt mit dem nom. sg. *-i*, *-e* bei masc. *n*-stämmen *tīmi* < **tīma* der fall ist, s. ib. s. 1 ff.), und ich dachte dabei besonders an solche partt. wie *bundinn, holþinn* etc. (vgl. got. *bundans*) und an solche substt. wie *Óþinn* (vgl. ahd. *Wuotan*). Da es indessen schwierig ist, in ganz zu-

[1]) W. meint, die flexion des wortes *ketill* mache auch nach der gewöhnlichen umlautstheorie schwierigkeit, da der umlaut auf analogischem wege facultativ nur in den dat. sg. (*ketli* neben *katli*), nicht aber in den plur. (nur *katlar* etc.) eingedrungen sei. Dies ist jedoch sehr leicht erklärlich. Die lautgesetzlich umgelauteten singularformen (*ketill, ketils, ketil*) wirkten leichter auf die übrig gebliebene singularform ein, als auf die plural-formen.

[2]) Die von W. s. 431 erwähnten *gautskr, þriózkr* lassen sich am leichtesten so erklären, dass man beeinflussung von *gautar, þriótr* annimmt.

friedenstellender weise das lautgesetz zu formulieren, nach welchem solch ein inlautendes *a* stehen bleibt oder zu *e* (*i*) wird, hatte ich es mir später auch als eine alternative möglichkeit gedacht, dass *i* (*e*) der endung in den nordischen literatursprachen bei gewissen wörtern urgerm. unverändertes *e* repräsentieren dürfte. Dieser letzteren meinung ist W., und ich habe in diesem falle keinen anlass ihm zu opponieren. Es ist ihm aber nicht gelungen, eine regel aufzustellen, die in befriedigender weise erklärt, wann ein solches *e* stehen bleibt und wann es zu *i* wird; da aber diese frage nicht unmittelbar mit der hier discutierten hauptfrage zusammenhängt, so will ich mich jetzt nicht weiter auf sie einlassen.

Es ist übrigens sehr auffallend, dass W., der in seinem aufsatze meine theorie von zwei *i*-umlautsperioden zu bekämpfen sucht, selbst geneigt ist, zwei verschiedene teile der *i*-umlautsperiode anzunehmen (siehe s. 426 f. anm. s. 423. 424 anm.), wodurch man also in gewissem grade doch zwei verschiedene perioden bekommen würde.

Im übrigen verweise ich hier auf die von Sievers in diesen Beiträgen 5, 64 ff. gelieferte auseinandersetzung betreffs der frage nach dem ausbleiben des *i*-umlautes in kurzer, bez. dem eintreten desselben in langer wurzelsilbe beim verluste des *i*-lautes.[1])

Zu den hypothesen, die W. aufgestellt hat, um die vielen schwierigkeiten zu beseitigen, die sich seiner auffassung der umlautserscheinungen in den weg stellen, gehört auch die, dass der umlaut, und zwar auch der *i*-umlaut, in einer semifortissilbe (silbe mit starkem nebentone) nicht einträte.[2]) Da wir uns hier nur mit dem *i*-umlaut beschäftigen, will ich nur die

---

[1]) Sievers spricht s. 69 die vermutung aus, dass auch beim verluste des *i* der umlaut 'vor gutturalen' eintrete. In dieser form ist der satz nach meiner auffassung nicht richtig. Dagegen ist es vielleicht nicht unmöglich, dass unter gewissen verhältnissen ein gutturaler (palataler) consonant in dieser richtung eine rolle gespielt hat. Auch W. erteilt palatalen consonanten eine gewisse rolle beim umlaute. Vgl. auch meine obige (s. 425 anm.) erklärung des umlautes in der pänultima von *Therkel*.

[2]) Vor etwa neun jahren habe ich (Sv. akcent 2, 342) versucht den nicht *i*-umgelauteten vocal in *vesall* in dieser weise zu erklären. Ich bemerke dies nicht, um ein übersehen W.'s zu tadeln, sondern im gegenteil um nicht zu verschweigen dass ich selbst diese unrichtige ansicht gehegt habe.

gründe für dessen ausbleiben in semifortissilben (nicht diejenigen, welche das ausbleiben des *u*-umlautes zeigen sollten) durchgehen.

Es ist nicht zu bestreiten (und auch W. gibt es wol zu), dass der umlaut z. b. in **soniR* > *søniR*, **walja* > *velia* eine art partieller assimilation ist. Nun ist es vollkommen sicher, dass fälle von assimilation (sei es vollständige oder partielle) leichter in relativ unaccentuierten semifortissilben eintreten, als in vollaccentuierten fortissilben; vgl. die von mir im Arkiv, NF. 2, 22 angeführten verschiedenen fälle von assimilationen. Es wäre daher auffallend, wenn der *i*-umlaut gerade in semifortissilben unterblieben wäre, um so mehr, da eine specielle art des umlauts in den nord. sprachen gerade in semifortissilben eingetreten ist. Im altschw. ist nämlich in semifortissilben *æ* zu *i* geworden, wenn guttural + *i* (*j*) folgte, z. b. *baþetwæggia* > *baþetwiggia,* dagegen nicht in fortissilben (*twæggia*).

Die gründe, welche W. anführt (Svenska landsmålen 13, 5, s. 27 f.) sind auch nicht stichhaltig.

Er führt nämlich die fünf Egilssons wb. entnommenen composita *hurgrund, hrunsǽr, rumgóþir, rumleiþ, þrumskur* an, die mit vier *ja*-stämmen als ersten compositionsgliedern zusammengesetzt sind und keinen *i*-umlaut haben. Er meint, die ursache wäre, dass fortis auf das letzte compositionsglied gefallen wäre, und dass das erste compositionsglied semifortis gehabt hätte. Aber auch wenn *u* in allen den angeführten wörtern den *u*-laut repräsentiert (in mehreren hss. repräsentiert *u* bekanntlich auch den *y*-laut), so beweisen jene wörter doch nicht das, was W. beweisen will. Vielmehr harmoniert *rumleiþ* von **rŭmilaið* mit fortis auf der ersten silbe ganz vortrefflich mit der alten *i*-umlautstheorie. In **rŭmi-laið* gieng das *i* ungefähr gleichzeitig mit dem *i* in **wăliðō* > *valþa* verloren, und zwar zu einer zeit, wo kein *i*-umlaut bewirkt wurde. Man erhielt daher *rumleiþ.*[1])

[1]) Da indessen das zusammengesetzte **kvāni-fang* das *i* später verlor als die einfachen **kvāni* > *kvǽn* (acc. sg.), **dōmiðō* > *dømda* (siehe Kock, Beitr. 14, 67. 15, 265), so ist es wahrscheinlich, dass auch **rumi-laið,* falls sich *rumleiþ* etc. lautgesetzlich aus **rumi-laið* etc. entwickelt haben, das *i* später als die einfachen **staði* > *staþ* (acc. sg.), **wăliðō* > *valþa* verloren hat. Zuerst gieng das *i* also in **kvāni* > *kvǽn* verloren, und zwar während der älteren *i*-umlautsperiode; dann (zwischen den beiden

Die von W. angeführten femm. auf *-andi* : isl. *biþandi, hyggiandi* etc. haben keine beweiskraft, da sie das *a* durch einwirkung des part. präs. *biþandi, hyggiandi* etc. bekommen haben können.

W.'s ansicht findet übrigens in einem von ihm selbst Sv. landsm. 13, 5, s. 27 anm. 3 angeführten worte, nämlich dem comparative *dýrere,* ihren gegenbeweis. Er meint, der *i*-umlaut in der zweiten silbe zeige, dass das wort auf der zweiten (nicht der ersten) silbe fortis gehabt habe. Die unrichtigkeit dieser annahme ist offenbar. Die nord. comparativendung *-ari* hat sich, wie bekannt, aus *-ōza* (vgl. got. *frōdōza*) entwickelt. Wenn aber die pänultima fortis gehabt hätte, so hätte man niemals *dýrere,* sondern **dȳrǿri* bekommen, da ja *ō* in der fortissilbe stehen bleibt (bez. beim *i*-umlaut *ǿ* wird), und nicht zu *a* wird.

Gegen W.'s ansicht spricht auch altschw. *væryld.* Das altschw. hat nämlich neben *væruld* 'welt' auch wenigstens einmal *wæryldin* (Rydqvist 2, 67). In *væruld* (isl. *verǫld*) ist *ǫ* in dem relativ unaccentuierten (wahrscheinlich mit semifortis betonten) zweiten compositionsgliede zu *u* geworden. Der umlaut in *wæryld,* das gewöhnlich wie ein *i*-stamm flectiert wird, muss dadurch erklärt werden, dass das in relativ unaccentuierter silbe stehende *u* in gewissen casus *i*-umgelautet wurde.

Es ist ausserdem wenig wahrscheinlich, dass alle solche zahlreiche, ausschliesslich als zweite compositionsglieder gebrauchte wörter wie *-lendi* (in *brattlendi* etc.), *-fyssi* (in *hvitfyssi*), *-menni* (in *almenni* etc.; als simplex nur einmal als beiname), *-länges* (im schw. *baklänges*) etc. fortis auf dem zweiten compositionsglied gehabt haben sollten.

Ich erinnere übrigens daran, dass Bugge in Norges ind-

---

umlautsperioden) gieng das *i* verloren in **staði* > *staþ, *kvāni-fang* > *kvánfang, *rūmilaið* > *rumleiþ.* Unter solchen umständen hat das wort *hari-wulfʀ* > **hariulfr* > *heriulfr* für die zeit von dem verluste des 'compositionsvocals' *-i-* nicht die beweiskraft, die ihm Noreen (Pauls Grundr. 1, 454) und ich (Beitr. 15, 265) beigemessen haben. Aber die entwicklung von *heriulfr* kann wol ganz einfach so erklärt werden, dass *w* vor *u* früher verloren gegangen ist als der 'compositionsvocal' *-i-* in *hari-.* Dieser gieng daher vor *u* natürlich in *j* über, blieb dann als *j* stehen und wirkte während der jüngeren *i*-umlautsperiode umlaut. Ueber die zeit des verlustes von *w* vor *u, o* siehe Bugge, Norges indskrifter s. 102 f.

skrifter 107 der ansicht ist, dass der *i*-umlaut schon zu urnord. zeit gerade in semifortissilben und erst später in fortissilben eingetreten sei.

Zu W.'s umlautshypothesen gehört auch, dass der *i*-umlaut nach einem in einer semifortissilbe stehenden *i*-laut unterbleiben solle, und er führt Sv. landsm. 13, 5, s. 26 als stütze dafür die wörter auf *-ingi*: *armingi, aumingi, bandingi* etc. an; während nach ihm z. b. *erfingi* den umlaut auf dem wege der analogie von *erfa* bekommen hätte. In Fornnorska homiliebokens ljudlära s. 146 hatte er auch *framning* angeführt.

Diese ansicht ist unrichtig. In verschiedenen wörtern auf *-ingi, -ing* müssen diese ableitungsendungen umlaut gewirkt haben, da es keine nahestehenden wörter gibt, von denen aus der umlaut hätte eindringen können, z. b. altschw. *hyfþinge* (vgl. *huwuþ*), *drøtning,* altgutn. *drytning* (vgl. *drotin*), isl. *Knýtlingar* (vgl. *Knútr*), *Ylfingar* (vgl. *Ulfr*). Das fehlen des umlauts in *armingi, aumingi, bandingi, framning* etc. beruht darauf, dass sich die wörter an *armr, aumr, band, fram* etc. angeschlossen haben, oder bei gewissen wörtern möglicher weise darauf, dass auf die endungen *-ingi, -ing* gewöhnlich fortis (nicht semifortis) fiel (siehe betreffs dieser accentuierung Kock, Fsv. ljudlära 1, 50. Svensk akcent 2, 318 ff. 496 f. Arkiv 4, 165 f., NF. I 67 f. anm. Forhandlinger paa det fjerde nord. filologmøde 249.[1])

[1]) W. sucht in diesen Forhandlinger in einem nach der versammlung gemachten zusatze seine ansicht damit zu verteidigen, dass die von mir auf der versammlung angeführten wörter (*drøtning* etc.) die endung *-ing*, nicht *-ingi* hätten. Dies ist eine mehr als überraschende argumentation, da er selbst in Fno. hom. ljudl. s. 146 als stütze für seine ansicht *framning* anführt. Altschw. *hyfþinge* bietet übrigens ein umgelautetes beispiel für wörter auf *-inge*.

In diesem späteren zusatze sieht W. sich jedoch genötigt halb und halb zuzugeben (s. 253), dass *erfingi* etc. lautgesetzlich umlaut haben. Er behauptet aber, dass in diesem falle das fehlen des umlauts in *aumingi* etc. darauf beruhe, dass die pänultima von *-ingi* schon in urnord. zeit teils starken, teils schwachen nebenton gehabt habe. Dagegen streitet jedoch die wichtige tatsache, dass die endungen *-inge, -ing* noch in relativ später zeit (und dialektisch noch immer) auf dem *i* abwechselnd fortis und semifortis gehabt haben, accentuierungsarten, die alt sind (s. Kock, Sv. akcent 2, 318 ff.). Dass der nom. sg. **konungaz* schon in urnord. zeit fortis auf *-ung* hatte, geht aus dem lappischen konokis

Dass ein in semifortissilbe stehender *i*-laut umlaut wirkte, findet eine sehr gute stütze darin, dass umlaut von einem in semifortissilbe stehenden *u, w* bewirkt wird. Dies geht zur genüge daraus hervor, dass man im neuisl. die umgelauteten *Ögmundur, öndvegi, öndverður, Rögnvaldur, Ögvaldur* etc. mit semifortis (starkem nebenton) auf der zweiten silbe ausspricht.[1]) Da man diese betonung noch heute hat, so ist es ganz unmöglich, dass diese und ähnliche wörter zur zeit des umlauts keinen starken nebenton gehabt hätten, denn die allgemeine tendenz der sprache ist bekanntlich, die nebentöne zu schwächen, nicht sie zu verstärken. Auch die hypothese W.'s (Sv. landsm. 13, 5, s. 24), dass ein in semifortissilbe stehendes *u, w* keinen umlaut wirken sollte (eine meinung, die Noreen, Altisl. gramm.[2] § 77 teilt) ist also unrichtig.

Dagegen habe ich schon in Sv. landsm. 12, 7 s. 27 anm. 2 bemerkt, dass der jüngere *i*-umlaut nicht von einem ursprünglich langen *i*-laut bewirkt worden zu sein scheint. Hierfür sprechen isl. *auþigr, máttigr, blóþigr* etc. (vgl. got. *mahteigs* etc.). Möglicher weise auch solche isl. namen mit *ia*-stammflexion (und kurzer wurzelsilbe) wie *Glasir, Þrasir, Skorir* (vgl. dass das got. in gewissen casus von *hairdeis* ein *ī* hat), sowie solche *īni*-stämme wie *niósn, lausn*[2]) (vgl. got. *niuhseins*). Das fehlen des umlautes in *niósn* etc. kann jedoch auf andere weise erklärt werden; s. Beitr. 15, 266. Ungewiss ist es, ob das fehlen des umlautes im prät. conj. des altschw. (*buþi*, aber isl. *byþa,* von *bióþa*) im zusammenhange hiermit steht, sodass die nicht umgelauteten und die umgelauteten formen von verschiedenen personen ausgegangen wären (vgl. got. *budeis, budeima* etc., aber 3. sg. *budi*). (Altschw. *buþi* für **byþi* kann auch auf einwirkung von seiten des prät. ind. plur. (*buþum, buþu*) beruhen.[3])

---

hervor (K. B. Wiklund, Die nordischen lehnwörter in den russisch-lapp. dialekten s. 160). Es wäre daher höchst sonderbar, wenn schon in einer so entfernten periode, wie die urnord. ist, dergleichen wörter auf *-ing(i)* neben fortis und semifortis auch noch schwachen nebenaccent sollten angewendet haben können.

[1]) Nach freundlicher mitteilung dr. Finnur Jónssons.

[2]) W. ist s. 430 der meinung, dass der auf dem langen suffixvocal ruhende starke nebenton den umlaut in den *īni*-stämmen verhindert habe.

[3]) Man fragt sich, ob die lange bewahrung des langen endungs-

Die zuletzt discutierten fragen sind übrigens von untergeordneter bedeutung im vergleiche mit der wichtigen hauptfrage, ob der *i*-umlaut lautgesetzlich immer eingetreten ist, wenn ein ganz tonloser *i*-umlaut einer vollaccentuierten silbe nachfolgte. Ich hoffe, dass aus diesem aufsatze mit voller gewissheit hervorgegangen ist, dass diese von W. aufgestellte hypothese durchaus unannehmbar ist, und dass also kein zweifel mehr darüber waltet, dass ein verloren gegangener *i*-laut (wie man schon seit decennien eingesehen hat) nur in langer wurzelsilbe umlaut bewirkt hat.

Wie diese tatsache mit dem gemeinnord. verluste der endungsvocale sowie mit der accentuierung in der altnord. sprache (eine accentuierung, die dialektisch im wesentlichen

---

vocals wenigstens in *Glasir* etc. mit einer urgerm. accentuierung mit circumflex (indoeur. oder später entwickeltem) in zusammenhang stehe (nach Hirt, IF. 1, 215 hat nom. sg. got. *hairdeis* etc. circumflex gehabt) und vielleicht in der weise, dass das endungs-ī mit circumflex nach kurzer wurzelsilbe vorläufig die länge behielt (und deshalb keinen umlaut bewirkte: *Glasir*), nach langer silbe aber verkürzt wurde (*þyrnir* etc. mit umlaut). Ueber die lange erhaltung des *-i* in neutralen *ia*-stämmen im altschw. s. Kock, Fsv. ljudlära 2, 261. Die beantwortung dieser frage ist jedoch natürlich von keinem belang für den eigentlichen gegenstand dieses aufsatzes. — In diesen Beitr. 15, 263 anm. 1 hatte ich die vermutung ausgesprochen, dass der ie. circumflex durch den verlust einer silbe entstanden sei. Dass dies wirklich der fall ist, hat nachher Hirt IF. 1, 1 ff. (ganz unabhängig von meiner vermutung) in überzeugender weise dargetan. Er zeigt aber auch, dass der circumflex bei schwund eines nasals nach langer silbe entstand. Kretschmer ist KZ. 31, 358 der meinung, dass der schwund von *i, u, r, n, m* nach langen vocalen circumflectierung der letzteren im gefolge gehabt habe. In allen diesen fällen dürfte die circumflectierung als eine ersatzaccentuierung aufzufassen sein, d. h. als der ursprüngliche accent, der mit dem accent vereinigt worden ist, welcher früher dem verlorengegangenen laute zukam. Nun hat auch der ie. vocativ circumflex, z. b. gr. *Ζεῦ, βασιλεῦ*, lit. *sūnaũ*, und sowol Kretschmer, KZ. 31, 358 als auch Hirt, IF. 1, 42 meinen, dass der circumflex des vocativs einen ganz anderen ursprung als der gewöhnliche circumflex habe. Wäre es aber nicht möglich, auch jenen in ähnlicher weise aufzufassen und anzunehmen, der circumflex des vocativs sei dadurch entstanden, dass eine interjection oder ein pronomen nach dem vocativ verloren gegangen wäre? Vgl. dass in den älteren und jüngeren ie. sprachen eine (meistens unaccentuierte) interjection oder ein (unaccentuiertes) pronomen dem vocativ sehr oft unmittelbar nachfolgt, z. b. gr. *πάτερ ὦ ξεῖνε*, schw. *konung ŏ säg!*, *mor-dŭ!* ('mutter'), *gossen-mĭn!* ('mein knabe').

noch heute weiterlebt) zu vereinigen ist, habe ich in diesen Beiträgen 14, 53 ff. zu zeigen versucht.

Ich bin dabei zu dem resultate gekommen, dass man im norden zwei *i*-umlautsperioden gehabt hat (gleichwie man zwei *u*-umlautsperioden hatte, vgl. oben s. 427), und dass der verlust des *i* nach kurzer wurzelsilbe (**wăliðō* > *valþa*) zwischen diesen beiden umlautsperioden eingetreten ist, weshalb *i*-umlaut hier nicht eintrat.

In einem speciellen, genau begrenzten falle tritt aber *i*-umlaut auch in kurzer wurzelsilbe ein, nach der ein *i* verloren gegangen ist, nämlich wenn auf eine solche nicht nur *i*, sondern auch noch palatales *R* folgte, z. b. 2. und 3. sg. präs. starker verben (**kŏmiR* > *kømr* etc.), nom. acc. plur. consonantischer stämme (**hnŏtiR* > *hnøtr* etc.), comparative wie **bătiRa* > *betri* etc. u. a. fälle mehr, die ich Arkiv, NF. 4, 257 ff. angeführt habe. Ich habe oben für diese erscheinung den namen *iR*-umlaut vorgeschlagen.

Da sich nun der *i*-umlaut in kurzer von *-iR* gefolgter wurzelsilbe consequent vorfindet, in kurzer nur von *i* (**wăliðō* > *valþa* etc.) gefolgter wurzelsilbe dagegen consequent unterbleibt, so muss man den schluss ziehen, dass der umlaut in **kŏmiR* > *kømr* etc. durch das zusammenwirken der beiden palatalen laute *i* und *R* hervorgebracht worden ist.

Im Arkiv, NF. 4, 262 habe ich das verhältnis so dargestellt, dass z. b. in **kŏmiR,* 3. sg. präs. von *kŏma,* das *i* vor seinem ausfallen den *i*-klang (= die palatale aussprache), den das *R* schon an und für sich besass, so verstärkt hatte, dass ein solches, also besonders stark palatalisiertes *R* bei dem voraufgehenden vocal, auch dann umlaut bewirkte, wenn der *R*-laut von dem vocale durch einen dazwischen stehenden consonanten getrennt wurde[1] (**kŏmiR* > **kŏmⁱR* > *kømr*); vgl. den umstand, dass in vielen altschw. schriften isl. *-r* von *-ir* repräsentiert wird, sei es, dass das *i* hier nur den *i*-klang des *r* angibt, oder dass sich ein (flüchtiger) *i*-laut vor dem *r* entwickelt hat, z. b. *kombir*. Der umlaut in **kŏmⁱR* > *kømr* etc. trat natürlich ungefähr gleichzeitig mit dem gewöhnlichen *i*-umlaute ein, der von einem stehengebliebenen laute (*i*) z. b. in **suniR* > *synir*

[1] Auch ein alternativer erklärungsvorschlag wird dort gemacht.

bewirkt wurde. Hiergegen opponiert W. (s. 413) und meint, dass ein stark palatales *ʀ* z. b. in *kømr* nicht habe umlaut bewirken können, weil zwischen dem vocale und *ʀ* ein consonant gestanden habe, und dies besonders im hinblick darauf, dass 'dieser von *ʀ* über einen consonanten hinweg bewirkte umlaut im ostnord. allgemein gewesen wäre oder wenigstens bedeutend allgemeiner als der gewöhnliche *ʀ*-umlaut eines unmittelbar vorhergehenden vocals, der ja im ostnord. auf gewisse dialekte beschränkt ist'.

Dieser einwand W.'s hat keine bedeutung. Es ist vollkommen richtig, dass ein *ʀ* mit gewöhnlicher palatalisierung keinen umlaut wirken konnte, wenn es von dem vocale durch einen consonanten getrennt wurde. So entsteht, wie bekannt, kein umlaut im nom. sg. *dagr* aus älterem **dagʀ* < **dagaʀ* trotz dem auslautenden palatalen *ʀ*, vor dem ein *a* (nicht *i*) weggefallen ist. Dies zeigt aber natürlich nicht, dass, wenn die palatalität des *ʀ* durch den verlust eines vorhergehenden *i* grösser als gewöhnlich geworden ist (z. b. in **kŏmiʀ* > **kŏm^{i}ʀ* > *kømr*), dieses mehr als gewöhnlich palatale *ʀ* keinen umlaut habe bewirken können, obwol es von dem wurzelvocale durch einen (oder mehrere) consonanten getrennt war.

Die entwicklung **kŏmiʀ* > *kømr*, **bătiʀa* > isl. *betri*, aschw. *bætre* etc. ist gemeinnordisch; dagegen ist der gewöhnliche *ʀ*-umlaut nach der trennung der gemeinnordischen sprache in dialekte eingetreten, da ja dieser gewöhnliche *ʀ*-umlaut nicht in allen gegenden Schwedens eingetreten ist, z. b. isl. *ī gǣr* : altschw. *ī gār*. Hierdurch fällt W.'s zweiter einwand. Denn da **bătiʀa* weit früher zu *bætre* geworden ist, als *ī gāʀ* zu *ī gǣʀ* wurde, so darf man sich durchaus nicht darüber wundern, dass man im altschw. in *bætre* umlaut hat, in *ī gār* dagegen nicht: die beiden lautgesetze wirkten zu verschiedenen zeiten.

Meine auffassung von *kømr* wird noch durch folgenden umstand gestützt. Heusler bemerkt gegen W. im Literaturblatt 1892, sp. 408: 'wie man das *e* von *skelfr*, *helpr*, *bergr* u. ähnl. als *i*-umlaut von *ia* deuten will, sehe ich nicht ein: der brechungsvocal *ia* könnte nur von der 3. pers. pl. und vom inf. eingedrungen sein; dort vor dem erhaltenen *a* ist er aber erst entstanden, nachdem das endungs-*i* der 2. 3. pers. sg. verstummt war: einem vermeintlichen **hialpr* u. s. f. war keine möglichkeit mehr ge-

geben zu *helpr* zu werden'. Diese bemerkung Heuslers ist vollkommen richtig, so lange man meint, dass *helpr* nur aus **hialpiR* mit erhaltenem *i* habe entstehen können. Nun hat aber, wie bekannt, das isl. tatsächlich *hialpa* : *helpr*, *skialfa* : *skelfr* : *biarga* : *bergr* etc., und es muss einen grund dafür geben, dass man gerade im präs. sg. *e* hat. Die sache ist die, dass man das *ia* auf analogischem wege auf **hilpR* (die streng lautgesetzliche form) übertragen hat, sodass man **hialpR* zu einer zeit erhielt, wo *-R* noch seine durch den verlust des vorhergehenden *i*-lautes verstärkte palatalität hatte (also streng genommen nicht **hilpR*, **hialpR*, sondern **hilp'R*, **hialp'R*), und aus **hialp'R* wurde *helpr*, gleichwie aus **kǒm'R kømr*.

W. schliesst seinen aufsatz damit, dass er den deutschen lesern ein résumé seiner ansichten über den *u*-umlaut gibt. Ich habe gelegenheit gehabt, in den Sv. landsm 12, nr. 7 diesen seinen, nach meiner auffassung vollkommen unrichtigen, hypothesen entgegenzutreten und hoffe mich noch einmal (im Arkiv) gegen dieselben wenden zu können. Ich will darum für deren erörterung den raum dieser zeitschrift nicht in anspruch nehmen.

Ich füge indessen hinzu: sollte W. auf diesen meinen aufsatz öffentlich antworten, so werde ich aller wahrscheinlichkeit nach keine entgegnung mehr erfolgen lassen. Eine längere zeit fortgesetzte wissenschaftliche polemik ist meist von geringem interesse, und ich glaube mich nunmehr in dieser sache mit genügender deutlichkeit ausgesprochen zu haben.

[Nachtrag zu s. 458. Dass der *i*-umlaut auch in semifortissilben eintrat, wird besonders durch isl. *afrǣþi*, altschw. *afrǣþe* 'abgabe' bestätigt. Im isl. altschw. *afrāþ* 'abgabe' ist *ai* in der semifortissilbe lautgesetzlich zu *ā* entwickelt worden, vgl. isl. *reiþa* 'zahlen' (Kock, Sv. akcent 2, 341). Dieselbe entwicklung ist in **afraiði* > **afrāði* (später *afrǣði*) eingetreten, und man accentuierte also **áfràiði*, **áfrà̄ði*. Trotzdem ist **afrāði* > isl. *afrǣði*, altschw. *afrǣþe* umgelautet worden. 11. 1. 94.]

LUND, herbst 1893. AXEL KOCK.

UEBER DIE CHRONOLOGIE DES ALTENGL. *I*-UMLAUTS.[1])

Die haupttatsachen der ae. grammatik nach der descriptiven seite sind gegenwärtig unter dach gebracht, und die wichtigste aufgabe im gebiete dieser sprachstufe ist es nunmehr, in das schier überreichliche material ordnung zu bringen, sowol in bezug auf die phonetische erklärung der lautübergänge, als auch auf die chronologie derselben. Für diese letztere, die chronologie, gilt es hierbei, gewisse feste punkte in der entwicklungsreihe zu gewinnen, von denen aus durch umsetzung der leichter zu findenden relativen chronologie in eine absolute weitere schritte nach vorwärts zu unternehmen sind. Ein solcher fester punkt ist für mich der *i*-umlaut, der breite schichten der sprache durchdringt und ein wichtiger markstein ist.

Kluge hat in Pauls Grundr. 1, 870 den in meiner schrift über die ae. lehnworte gemachten versuch, den *i*-umlaut im ae. sprachstoffe dem 6.—7. jahrhundert zuzuweisen, als nicht gelungen bezeichnet, da die umlaute älter seien als die westgermanischen synkopierungsgesetze; ib. 871. Ich weiss nicht, ob Kluge für die datierung der synkope von *i* — nur mit dieser haben wir es hier zu tun — noch andere beweisgründe hat als die tatsache, dass sie in allen westgerm. sprachen vollzogen ist; falls er nur dieses argument hat und somit das geographische verhältnis ohne weiteres in ein chronologisches umsetzt, dann ist es erlaubt, auf Sievers' nachdrücklichen satz: 'das übereintreffen der westgerm. sprachen im factischen der synkopierung beweist nicht, dass diese gemeinschaftlich vollzogen wurde; vielmehr kann nur ein gemeinschaftlich treibendes

[1]) In gekürzter form auf der philologenversammlung zu Wien 1893 vorgetragen.

princip angenommen werden, das aus gleichen physiologischen grundlagen gleiche resultate erzielte' (Beitr. 5, 161) sowie auf viele, das princip, welches diesem satze zu grunde liegt, bestätigende erscheinungen zu verweisen.

Zwischen synkope und umlaut wird allgemein ein zusammenhang angenommen, jedoch von verschiedener art bei verschiedenen forschern. Die welche eine gewisse gruppe der umlautserscheinungen durch anticipation erklären, setzen ein innerlich notwendiges, ursächliches verhältnis zwischen synkope und umlaut, die anhänger der mouillierungstheorie ein gleich notwendiges zwischen nichtsynkope und umlaut voraus, indem für die ersteren der den umlaut einleitende act gerade durch die synkope sich vollzieht, die letzteren umgekehrt für diesen act integrität eines wortes fordern. Demnach muss Kluge, der den umlaut für älter hält als die synkope, den anhängern der mouillierung zugezählt werden ebenso wie Sievers, dessen ansichten seit zwei jahrzehnten klar ausgesprochen vorliegen. Ihrer auffassung vom wesen des umlauts schliesse ich mich an, weil die vertreter der anticipation durch diese nur einen teil der gesammten umlautserscheinungen erklären können, dagegen für den stattlichen rest doch wider zur mouillierung greifen, also einen allem anscheine nach einheitlichen vorgang durch zwei ganz verschiedene voraussetzungen begreiflich machen müssen. Zudem weist sowol die tatsache, dass gelegentlicher svarabhaktivocal zwischen consonanten nach umgelautetem vocal als *i* erscheint (ae. *wylif* OET. 127, 2; *afroebirdun* Corp. 1210; *gensccilde* Erf. 701 etc.), sowie auch jene andere, dass in gewissen dialekten gewisse consonanten den umlaut verzögern oder verhindern, deutlich genug auf vermittlung des umlauts durch mouillierung. Die der anticipationstheorie entgegentretenden schwierigkeiten, die bekanntlich Kock für die altn. umlaute zur rückkehr zur älteren auffassung bewogen haben, wachsen noch erheblich, wenn es meinen auseinandersetzungen gelingt, den umlaut für die westgerm. sprachen als einzelsprachlich vollzogen zu erweisen.

In der vielfach gangbaren formulierung, der umlaut sei älter als die synkope, liegt ein fehler der schlussfolgerung, der daraus entspringt, dass diese beiden vorgänge ungenau als *moment*ereignisse statt als dauernde und in langsamer ver-

änderung fortrückende zustände dargestellt werden, deren bahnen immerhin anders gelagerte endpunkte haben können als gewöhnlich angenommen wird. Nach der mouillierungstheorie hat der suffixvocal seine aufgabe erfüllt, wenn er den oder die ihn vom stammvocal trennenden consonanten bis zu einem gewissen grade palatalisiert hat; ob und um wie viel er diesen zeitpunkt überdauert, lässt sich aus der blossen tatsache des umlauts nicht erschliessen. Selbst wenn also nach der unbewiesenen folgerung Kluges die synkope in den westgerm. sprachen gemeinsam vollzogen wäre, würde sich daraus noch immer kein zwingender schluss auf die zeit des umlauts ergeben.

Die in meiner schrift über die lehnworte vorgebrachten gründe für die datierung des *i*-umlauts halte ich heute selbst nicht mehr alle für überzeugend. Herkunft und entwicklung von ae. *ælmesse* ist strittig, und *zlésan* kann functionellen umlaut haben. Auch in den schreibungen *u, ú, ó* statt *y, ý, ǿ* liegt nichts zwingendes; der wesentlich jüngere Vesp. psalter hat nicht wenige *ó* statt *ǿ* (Zeuner s. 44). Immerhin könnte vielleicht die schreibung *u, ó*, wenn aus anderen gründen der umlaut ins 6.—7. jh. zu setzen wäre, als verstärkende stütze hinzutreten, weshalb ich noch einige ähnliche belege als pierres d'attente hersetzen will, ohne zunächst wesentliches gewicht darauf zu legen: *binumini* Ep. Erf. 100. 102. 104. Corp. 37. 76; *uppae* Ep. 553; *tunderi* Leiden 19; *zedurstip* Erf. 81 (= *zidyrstiz* Ep.); *Budinhaam* OET. 426, 3; *hlytan* Corp. 1886 mit *y* aus *u* corrigiert; *oplæ* OET. 127, 1 (ebenso Gen. 2091) könnte stammabstufung haben; *unemotan* Ep. 680, so Erf. *unemo* ... In diesem zusammenhang ist bemerkenswert, dass der schreiber von Erf. mehrmals *s* für *y* setzt, was darauf deutet, dass schon in seiner vorlage, in gewissen fällen wenigstens, nicht *u*, sondern *y* stand, denn nur *y*, nicht aber *u* könnte von einem der sprache nicht völlig kundigen etwa mit langem *s* verwechselt werden: *zilodusrt* Erf. 379 = *zelodwyrt* Corp. 753; *sestihalth* Erf. 694 = Ep. *scytihalt*; *zensccilde* Erf. 701 = *zenyclede* Corp. 1408.

Von grosser tragweite für die erledigung unserer streitfrage scheint mir jedoch eine reihe von worten historischen gehaltes zu sein, deren lautform, zu der zeit ihrer aufnahme oder prägung oder überlieferung in beziehung gesetzt, glaubwürdige kunde über lautliche vorgänge eben jener zeit birgt.

Die etwa in die mitte des 5. jhs. fallende ansiedlung der Germanen in Brittannien unter führung von Hengist und Horsa, welche, wie Müllenhoff bemerkt, unmöglich zu mythischen personen gemacht werden können, streift der cosmographus von Ravenna 5, 31 mit den worten: *insula Britannia, ubi olim gens Saxonum veniens ab antiqua Saxonia cum principe suo nomine Ansehis* (*Anschis* bei Porcheron und Gronovius) *modo habitare videtur*; und Müllenhoff, Beovulf-untersuchungen s. 61 bemerkt hierzu: 'die entstellung des namens weist auf eine griechische aufzeichnung als quelle: *Anschis* aus Ἄγχις'. Wenn nun auch der name des *Hengist* nicht ganz unversehrt erhalten ist, ein schicksal, das er mit vielen andern namen derselben quelle teilt, so ist doch die lautgruppe, auf die es hier allein ankommt, gut gesichert: *H)angis(t*, und dass diese form nicht etwa latinisierung nach älterem lautstande ist, ergibt sich daraus, dass der name *Hengist* sonst ausserordentlich selten und daher bei griech. und lateinischen historikern vor diesem ereignisse wol überhaupt unbekannt war.

Der name des brittischen zeitgenossen Hengists *Vortigern* oder *Vurtigernus* bei Beda, Hist. eccl. 1, 14. 2, 5 erscheint in der ae. chronik 449. 455 und im ae. Beda ed. Miller 50, 12 mit regelrechtem umlaut als *Wyrtgeorn*, und zwar kommt das *y* auf rechnung des ae. lautwandels, wie die britt. formen *Guerthigernus, Guorthigirnus, Guorthigirniaun* bei Gildas und Nennius (Zeuss-Ebel, Gramm. celt. p. 130. 825) zeigen. In dem auftreten des regelrechten umlauts darf man zugleich ein bedeutsames zeugnis für den historischen charakter des trägers dieses namens erblicken; der umlaut bezeugt nämlich, dass dieser name von der zweiten hälfte des 5. jhs. an ununterbrochen und vielgebraucht im munde des angelsächsischen volkes fortgelebt hat. Umgekehrt dürfte me. *Vortiger* bei Layamon, Robert von Gloucester u. a. auf abbruch der mündlichen überlieferung und entlehnung aus schriftlichen quellen hinweisen.

Und als sodann 'nicht viel später als die der Sachsen' (Müllenhoff, Beovulf-untersuchungen s. 86) die niederlassung der Angeln an beiden ufern des flusses *Humber* erfolgte, erwarben diese von dem flusse die bezeichnungen *Norð(an)hymbre* und *Súðhymbre,* die gleichfalls umlaut zeigen und frühestens in der *zweiten* hälfte des 5. jhs. gebildet sein dürften. Noch später,

der allgemeinen annahme zufolge im laufe des 6. jhs., wurden die im binnenlande liegenden *marken* besiedelt und ihre bewohner erhielten nach diesen den namen *Mierce, Merce* aus **markī*. Nun könnte freilich geltend gemacht werden, dass eine derartige bildung mit der bedeutung 'Märker' nicht erst in England entstanden, sondern schon vom festlande mit herüber gebracht sein könnte. Dieser einwand, an sich möglich, ist doch vielleicht nicht wahrscheinlich, da in älterer zeit germ.-lat. *marcoman(n)i*, dessen bedeutung nicht auf die Markomannen eingeschränkt ist, üblich war; vgl. an. *markamaðr*. Zudem war das suffix *-iz* für bildung von völkernamen selbst noch in literarischer zeit productiv. Im ungünstigsten falle wird man wenigstens die möglichkeit einer neubildung **markī* zugeben müssen.

Die westlichen grenzgebiete des mercischen reiches werden vom *Severn* durchströmt. Die fast ausschliessliche ae. form *Sæfern* (nur vereinzelt *Sefern*) ist nicht ganz durchsichtig; enthält sie *ǽ* oder *æ*? Nach einer freundlichen mitteilung von H. Schuchardt weist kymr. *Hafren* auf eine grundform *Săbrĭna* (so schon bei Tacitus, Ann. 12, 31), deren *ĭ*, durch folgendes *-a* inficiert und zu *e* geworden, keine keltische 'infectio' hervorrufen konnte; demnach musste das wurzelhafte *a* im kelt. unverändert bleiben. Die späteren formen, me. *Sæuerne, Seuerne*, ne. *Severn*, können nur auf eine ae. basis mit *ǽ* oder *ę* (nach ws. lautwerten)[1]), nicht aber mit *æ* zurückgehen; *ǽ* ist aber durch die quantität des wurzelvocals des etymons ausgeschlossen, da aus einer form mit *ā* kymr. **Hofren* hätte entstehen müssen. Es bleibt also nur eine ae. form mit einem dem *ę* gleichwertigen laute übrig, deren umlaut erst bei den Germanen entstanden ist, und zwar, falls *-ĭna* im kelt. schon zu *-*ena* geworden war, dadurch, dass solches *-*ena* nach ae. lautgesetze in *-inu* mit einem neuerlichen *i* umgewandelt wurde. In das gebiet des Severn sind die Angelsachsen wol erst spät eingedrungen; allein wir müssen uns vor dem irrtum hüten, die aufnahme eines namens allzu zuversichtlich in die zeit der eroberung des zugehörigen gebietes zu versetzen. Ein irrtum kann dabei unter-

[1]) Nach gewöhnlicher annahme reichte das ws. gebiet ursprünglich in schmaler enclave weit in das tal des Severn hinauf, sodass die älteste prägung unseres namens von den Westsachsen herrühren dürfte.

laufen, weil doch die möglichkeit gar nahe liegt, dass die jeder eroberung vorausgehende orientierung schon längere zeit vor der endgiltigen besetzung dem namen in die aufnehmende sprache eingang verschafft haben kann. Es ist daher sehr wol denkbar, dass der name des Severn noch vor dem ende des 5. oder bald zu anfang des 6. jhs. der sprache der Angelsachsen einverleibt war.

Ein sehr wichtiges wort ist der ae. name für *Lincoln*. Der älteste mir bekannte beleg[1]) findet sich in der Chronik 941—42: *Lincylene* hs. A, *Lindkylne* B, *Lindcylne* C : *Lincolne* D. Von diesen formen wird die mit *y* schon durch die überlieferung als die ältere erwiesen, und die mit *o* ist durch einwirkung des den schreibern geläufigen lat. *colonia* nach einem auch sonst üblichen vorgange leicht zu erklären; vgl. ne. *Thames*, in der schreibung beeinflusst durch lat. *Tamesis* gegenüber der ne. aussprache *tĕmz*, ae. *Tęmes*; oder ae. *Tęnid* OET. 427, *Tęnet* Chron. 853 ABC etc.: ne. *Thănet*. Die form *-cylene*, welcher nach ae. lautregel der mittelvocal zukommt, kann nicht unmittelbar aus lat. *cŏlōnia* erklärt werden, da das lat. tonige *ō* im ae. nach kurzer tonsilbe *col-* tonlos geworden war und daher, selbst keines umlautes fähig, den umlaut auch nicht in die ae. tonsilbe vermitteln konnte; das wort *colonia* ist vielmehr, wie Loth, Les mots latins dans les langues brittoniques s. 18 anm. nachweist, durch das kelt. gegangen. Das tonige *ō* lateinischer worte, die ins keltische entlehnt sind, entwickelt sich gemeinsam mit britt. *ǭ* zu britt. *ŭ̄* (Rhys, Celtic Britain s. 303 f. Loth s. 67 f.), ein lautwandel, der nach Loth s. 68 schon im 5. jh. vollzogen war; ob dieses *ŭ̄* jedoch, wie Loth s. 18 anm. 101 angibt, eine gewisse neigung gegen *i* hin hat, wird zweifelhaft, wenn dieser schluss nur aus der vertretung dieses lautes im ae. gezogen ist; denn vorausgesetzt, dass das ae. zur zeit der aufnahme solcher wörter noch kein *y* hatte, musste wol *i* hierfür eintreten. Diesem lautwandel gemäss sehen wir aus lat. *Dōnātus* durch *Dŭ̄nōt* (Rhys s. 304) Bedas *Dinoot* Hist. eccl. 2, 2, aus kelt.-lat. *Clōta,* altkymr. *Clŭ̄t,* später *Clŭ̄d* entstehen, woraus engl. *Clyde* (Rhys s. 147); ebenso wird aus *colonia* durch britt. *colŭ̄n* (Loth s. 18) Bedas *Lindo-Colina* Hist. eccl. 2, 16. 18, die

[1]) Kembles Codex diplomaticus ist mir hier leider unzugänglich,

unmittelbare in der latinisierung festgehaltene vorstufe des ae. *Lin(d)cylene,* dessen *y* auf ae. umlaut beruhen muss, weil britt. *ū̆* aus *ō* keine 'infectio' bewirkt (Loth s. 101). Lehrreich ist der gegensatz der entwicklung zwischen diesem *colonia* und dem gleichfalls ins ae. aufgenommenen namen der französischen hafenstadt *Bonōnia,* nfrz. *Boulogne*; während nämlich lat. *colonia,* durch kelt. mund gegangen, sein *ō* in *ū̆* übergehen liess, hat kelt. *Bonōnia,* durch rom. mund weiterentwickelt, eben diesen übergang von *ō* zu *ū̆* nicht mitgemacht und darum auch im ae. das abweichend gestaltete *Bun(n)e* Chron. 893 hervorgebracht. Der genaue zeitpunkt der besetzung von Lincolnshire ist nicht festgestellt; doch werden wir nicht irren, wenn wir annehmen, dass ein so hervorragender punkt wie Lincoln, der ausserdem in geringer entfernung vom Humber liegt, den eindringenden Germanen wol schon um 500, wenn nicht früher, bekannt wurde.

Für meine frühere darstellung der chronologie des umlauts bildete das aus dem rom. entlehnte ae. *yntse,* das einer jüngeren sprachschicht angehört als ae. *ynce* (vgl. meine ae. lehnworte § 351), eine hauptstütze; da jedoch das von mir aus lat. *Patricius* > altir. *Patric*, *Patraicc* § 347 gezogene chronologische argument von Loth s. 31 anm. bekämpft wird und zugleich das zeitliche verhältnis der assibilierung von rom. *c̨i* zu der von rom. *t̨i* noch nicht genügend sichergestellt ist, lege ich einstweilen auf ae. *yntse* kein besonderes gewicht.

Von besonderer bedeutung ist dagegen ae. *byden* aus lat. **bŭtīna.* Zunächst ist zu bemerken, dass die südkelt. dialekte **butīna* nicht aufgenommen haben, und dass der umlaut, selbst wenn dieses wort durchs kelt. vermittelt wäre, doch ae. sein muss, weil umlautbewirkendes *ī* im altkymr., altarmor. und altcorn. nur *a* ergreift, der umlaut von *o* und *u* dagegen erst mittelbritt. ist und da *e* zum ergebnis hat (Loth s. 102). Mag dieses wort nun aus dem brittann. latein (was nach Loth unmöglich ist), oder aus Frankreich stammen, in jedem falle beweist es, dass der ae. umlaut jünger ist als die rom. erweichung der intervocalischen tenuis, deren ausbildung Loth neuerdings erst der mitte oder zweiten hälfte des 6. jhs. zuschreiben möchte, eine aufstellung, in der ich ihm freilich nicht folgen möchte und über die ich mich an anderer stelle äussern werde.

Gleichfalls erweichung der lat. tenuis zeigt ae. *læden,* dessen *æ* nicht völlig deutlich ist; Kluge setzt neuerdings wider langen vocal an, Grundr. 1, 784. Auf kürze des vocals schliesse ich, abgesehen von der quantität im lat. substrate, worüber meine lehnworte § 44, aus zwei umständen, dem schlussverse von Aelfreds vorrede zur Cura past. ed. Sweet s. 8:

ðá ðe lædenspræ̂ce læ̂ste cúðon,

für dessen erste hälfte typus C wahrscheinlicher sein dürfte als typus A mit zweisilbigem auftakt, und daraus, dass in späterer ws. prosa die gewöhnliche schreibung *leden* ist, so z. b. in Aelfrics grammatik, in texten, welche sonst *e* weder für *æ* noch für *ǽ* setzen.

Schwer zu beurteilen ist ae. *Cyrenceaster,* da ich das etymologische verhältnis von lat. *Corinium,* bei Ptolemaeus *Κορίνιον,* zu dem zweiten gliede des gleichfalls für diese stadt gebrauchten *Durocornovium* nicht ermitteln kann. Besetzt wurde die gegend um Corinium erst spät im 6. jh., nach der schlacht bei Deorham 577, doch wird die kenntnis dieses namens den Angelsachsen gleichfalls wol schon für frühere zeit zugeschrieben werden dürfen. Ebenfalls umlaut dürfte vorliegen in ne. *Ilk-ley* (in Yorkshire), das mit lat. *Olicana* identificiert wird. Ueber *scyttisc* s. meine lehnworte § 225. 226.

Diesen namen reihen sich einige andere an, die hier nicht ausführlicher besprochen werden: die schon oben erwähnten ae. *Tęnid, Tęnet* (Platt, Anglia 6, 175), ne. *Thanet*; ae. *Tęmes,* ne. *Thames,* kymr. *Tain* oder *Tav*; *Embéne* aus *Ambiāni* Chron. 884, bewohner von *Amiens* in Frankreich, mit zweifachem umlaut; *Pęrse* aus *Părīsī* Chron. 660 'Pariser', mit auffälliger synkope. Schwierig ist *Cęnt* aus *Cantium* (wegen der flexion s. Platt, Anglia 6, 174) neben nicht umgelautetem *Cantware* zu erklären; gehört diese letzte bildung etwa in éine gruppe mit ae. *sculdhǽta, néadzylda* etc. (s. van Helten, Beitr. 16, 276 anm.)?

Die bisher behandelten fälle, die freilich nicht alle für die beweisführung gleichwertig sind, die sich aber gegenseitig stützen, zerfallen mit rücksicht auf ihre beziehung zum umlaut in zwei gruppen. Die erste, nur durch das (allerdings von unserer untersuchung unabhängig) erschlossene *H)angis(t* vertreten, deutet darauf, dass um 450 noch kein umlaut bestand. Die zweite gruppe, die vorwiegend aus historischen und geographischen,

von den Angelsachsen erst auf englischem boden aufgenommenen oder gebildeten namen besteht, zeigt, dass noch nach 450 *a, o, u, ā* umgelautet werden können:

a: *Tenid, Temes, Cent, Embéne, Merce, Perse, læden, Sæfern*;
u: *Súð-, Norð-hymbre, byden, yntse*;
o: *Wyrtzeorn, Lin(d)cylene, scyttisc, Ilkley, Cyrenceaster*;
ā: *Embéne.*

Unter den worten mit *a* sind *læden, Sæfern* mit ihrem *æ* nicht völlig regelmässig, da man *e* erwarten würde. Diese unregelmässigkeit hat vielleicht eine chronologische ursache, sodass diese beiden worte eben in die sprache eingetreten wären, als die umlautsbewegung für germ. *a* in gang kam, wobei sie allerdings zu spät kamen, um die bei worten ihrer structur zu erwartende 'tonerhöhung' von *a* zu *æ* mitzumachen, wol aber rechtzeitig, um von dem eigentlichen umlaute noch ergriffen zu werden. Diese vermutung, welcher, wie man sieht, Pauls annahme eines umlautes von *a* zu *æ* und von *æ* zu *e* zu grunde liegt, hat ihr seitenstück in der behandlung von *o*, welches in worten, die nicht analogisch beeinflusst sind, umgelautet als *y* oder *e* erscheint, je nachdem für die umwandlung von *o* zu *u* vor dem eintritte des umlauts genügend zeit vorhanden war oder nicht; vgl. meine lehnworte § 226 f. Darum werden wir für die obigen namen mit *o* im etymon auch folgern dürfen, dass der umlaut nicht einmal unmittelbar nach ihrer aufnahme in gang kam.

Dafür, dass germ. *a*, wenigstens in der stellung vor nasalen, noch nicht umgelautet war, dass also kein *ęm, ęn* vorlag, als die Angelsachsen sich in Südengland niederzulassen begannen, und noch einige zeit nachher, dafür scheint mir auch die lautgestalt von ae. *Limen(e)* Chron. 893. 894. 896, ne. *Lymne* (fluss und ort in Kent) entsprechend lat. (portus) *Lemanae* sowie von ae. *Wintanceaster* aus *Venta* (Belgarum), *Οὐέντα* bei Ptolemaeus, vgl. kymr. *Caer-went*, d. i. *Venta* (Silurum) zu zeugen.

Einen terminus ad quem für den umlaut von *a* vor nasalen kann der name *Penda* ergeben, falls er nicht germ. ursprungs ist oder *ē* enthält; dann wäre der umlaut von *a* vor nasal schon um 575 vollzogen gewesen, oder genauer, *am, an* bereits zu *æm, æn* geworden, eine lautform, welche dann durch das ganze 7. jh. herschte und im laufe des 8. allmählig zu *em,*

en wurde; vgl. Sievers, Anglia 13, 17. Doch scheint die herkunft des namens *Penda* noch nicht ermittelt zu sein, weshalb die obige folgerung unsicher ist. Als endlich die gegend um *Penkridge* in Staffordshire, ae. *Pencric*, einem kelt. **pĕnno-* (Zeuss-Ebel 85) + *crōcio-*, lat. *Pennocrucium* entsprechend (Rhys, Celtic Britain s. 303. Loth s. 17 anm. 3) dauernd in den gesichtskreis der Angeln trat und nach und nach besiedelt wurde, war dieser umlaut fest ausgebildet; doch lassen uns gerade für diesen teil des landes die historischen berichte sehr im dunkeln.

Aus dem vorgelegten materiale dürfte sich mit erheblicher wahrscheinlichkeit der schluss ergeben, dass der *i*-umlaut im ae. sprachstoffe erst auf englischem boden beginnt und im wesentlichen etwa dem 6. jh. zuzuschreiben ist. Wann er völlig abgeschlossen vorliegt, ob er teilweise noch in das 7. jh. übergreift, und ähnliche fragen erlaubt dieses material kaum zu beantworten.

Was endlich die chronologie der synkope betrifft, dürften zwei der vorgeführten namen, *Wyrtȝeorn* und *Embéne,* die aufstellung einer vermutung verstatten. Für die etymologische bedeutung des compositums *Vortigern* hatten die Angelsachsen kein verständnis, sonst hätten sie *Wórtìgern* betonen müssen und das *i* hätte nicht ausfallen können; sie betonten vielmehr *Wórtigèrn,* fühlten das wort also als ein compositum mit einem *i*-stamm im ersten gliede, und daher die synkope: das *i* stand in *Wórtigèrn* ebenso wie in *Ambiàni* unter ähnlichen accentbedingungen wie in **dŏmidà.* Wenn wir nun finden, dass das *i* des fremden, nach 450 aufgenommenen sprachstoffes ebenso wie heimisches *i* nicht bloss umlaut bewirkt, sondern auch synkopiert wird, ist da die vermutung verwehrt, dass auch die synkope diesseits der zeitgrenze 450 liegt?

So viel über die äussere chronologie dieser erscheinung. Wenn sie richtig ist, ergeben sich die weiteren folgerungen von selbst. Das zeitliche verhältnis der umlautung der einzelnen kurzen und langen vocale und diphthonge zu einander, die innere chronologie, bedarf einer besonderen untersuchung.

PRAG, 19. juli 1893. A. POGATSCHER.

SYNTAKTISCHE STUDIEN IM ANSCHLUSS AN DIE MUNDART VON MAINZ.

Die folgenden studien sind der absicht entsprungen, meine dissertation 'Beiträge zur syntax der Mainzer mundart' fortzusetzen und so das gesammte gebiet der syntax für die mundart von Mainz zu behandeln. Man hat meiner ersten arbeit vorgeworfen, sie sei arm an eigenarten der mundart (Tobler, Deutsche lit.-ztg. 1891, 154); richtig ist, dass die syntaktischen verhältnisse der mundart eines ortes sich fast gar nicht von der mundart benachbarter orte unterscheiden, ja dass im ganzen deutschen sprachgebiete die umgangssprache in der satzfügung manche gleiche erscheinungen aufweist. Daher werden sich viele syntaktische eigentümlichkeiten der Mainzer mundart auch in anderen dialekten finden. Leider ist es zur zeit wol kaum möglich festzustellen, wie weit die mundart mit der gemeindeutschen umgangssprache übereinstimmt und wieweit nicht. Denn hierzu wäre eine durchforschung der verschiedensten deutschen mundarten die notwendige vorarbeit. Daher konnte ich der forderung, die Ries im Anz. fda. 18, 340 stellt, nicht folgen und habe die mundart nur mit der schriftsprache und den früheren sprachperioden, nicht mit der umgangssprache verglichen.

Bei dem vergleiche der mundart mit den früheren sprachperioden kommt für die syntax ein wesentlicher punkt in betracht. Was uns aus früherer zeit überliefert ist, ist durchweg in gewählter sprache verfasst, sei es nun prosa oder poesie. Diese gewählte sprache unterschied sich aber immer von der gleichzeitigen umgangssprache; in syntaktischer beziehung hatte sie teils grössere freiheit, teils grössere beschränkung. Deswegen ist neben der historischen erklärung der erscheinungen

im satzbau einer mundart die psychologisch-principielle, wie sie Paul in seinen Principien der sprachgeschichte gegeben hat, unbedingt notwendig. Besonders in der frage der wortstellung ist die mundart viel gebundener als die schriftsprache; es erschien hier geboten, von den einfachsten sätzen auszugehen, und wenn für diese die möglichkeiten der stellung behandelt waren, zu mehrgliedrigen sätzen überzugehen; auf grund dieser ergebnisse, welche die psychologisch mögliche oder notwendige wortstellung darstellten, wurde dann die wortstellung der heutigen mundart behandelt und deren abweichungen von ersterer erklärt. Durch solche principiellen erörterungen tritt allerdings an manchen stellen die arbeit aus dem rahmen einer dialektsyntax heraus.

In der anordnung des stoffes schliesse ich mich an die an die einteilung an, die Behaghel in seinen vorlesungen zu Giessen gegeben hat. Hiernach ist zu unterscheiden:

1. Die betonung.
2. Die bedeutung der wortformen.
3. Die bedeutung der wortklassen.
   - a) Die interjection.
   - b) Das zeitwort.
   - c) Das substantivum.
   - d) Das adjectivum.
   - e) Das adverbium.
   - f) Das pronomen.
   - g) Die conjunctionen.
4. Die congruenz.
5. Die wort- und satzstellung.
6. Die ersparung.
7. Pleonasmus und tautologie.

In meiner dissertation ist die bedeutung der wortformen behandelt worden; die folgenden teile sollen in dieser arbeit behandelt werden. In der betonung ist ein unterschied zwischen einer einzelnen mundart und der allgemeinen umgangssprache nicht vorhanden; über dieses capitel vgl. Behaghel in Pauls Grundr. 1, 550.

An Behaghels vorlesungen habe ich mich in der lehre von den wortklassen und von der ersparung angeschlossen; auch in dem capitel über pleonasmus habe ich mancherlei aus den vorlesungen verwerten hönnen. Wertvoll waren mir für die wortklassen die ausführungen von Binz über die Basler mundart. Diese mundart ist stets zum vergleiche herangezogen worden, und wo sie mit der Mainzer mundart übereinstimmt,

habe ich mich einem hinweis auf Binz begnügt. In der wortstellung habe ich die vorarbeiten von Ries, Die stellung von subject und prädicatsverbum im Heliand, QF. 41, Strassburg 1880, in Wunderlichs Deutschem satzbau und Erdmanns Grundzügen benutzen können. Für alle gebiete haben mir ferner Pauls Principien und Mhd. grammatik die wesentlichsten dienste geleistet.

Die bedeutung der wortklassen.

Die interjectionen.

§ 1. Wir bemerken hier nur weniges, worin die Mainzer und Basler mundart nicht übereinstimmen, und verweisen sonst auf Binz § 1—§ 10.

Als isolierte form hat sich der mhd. imperativ *sich* erhalten, der vom sprachgefühl nicht in beziehung zu dem zeitwort *sehen* gesetzt wird. Aehnlich dem griechischen *ἄγε, εἰπέ, ἰδού,* das selbst bei der anrede an eine mehrheit gebraucht wird (vgl. Brugmann, Ein problem der homerischen textkritik s. 124. Paul, Principien s. 195) nimmt die mundart *sich*, wenn nachher das pronomen der höflichen anrede oder das pronomen der zweiten pluralis folgt: *sich, jetz will ich eich emol ebbes sage; sich, gucke se mol, was die for bä hot.*

§ 2. Die zwei antwortpartikeln sind in der reinen mundart *jo* und *nä*. Der mittelstand sagt *ja* und *nei*, gebraucht aber noch *jo* in ironischem sinne zur verneinung; hierbei wird die bedeutung stets durch den tonfall klargestellt, meist auch durch eine sofort folgende hinzufügung wie *des aach noch, was glabt dann der eigentlich* u. ä. Zur bejahung werden ausser *ja* noch verwendet *ja wohl, ja wohlche, freilich* (in Odenwälder mundarten *freiloch* infolge analogiewirkung). Die letzteren partikeln werden meist für sich allein gebraucht, während *ja* ohne jede weitere hinzufügung in der mundart recht selten ist (Wunderlich s. 202). Zur verneinung wird ausser *nein* gern *ach was* gebraucht; darüber vgl. § 60, 1.

ja ist auch einräumende und bekräftigende partikel und steht da, wo die schriftsprache neben *ja* häufiger *allerdings, freilich, zwar* gebraucht; die drei letzten partikeln kommen in dieser bedeutung nicht vor; vgl. *der is ja recht frech, es ist awwer nix ze mache; sei nor zefridde, de papa* is jo do.

nä wird auch vor ausrufen der verwunderung gebraucht; *nä, is des awwer emol en esel.* Hier schwebt der phantasie des sprechenden ein zu verneinender satz vor, wie *der soll vernünftig sein? nein, er ist nicht vernünftig, sondern* etc.

Das zeitwort.

§ 3. Das verbum unterscheidet sich von den übrigen wortklassen wesentlich dadurch, dass sich ein hervorgehen desselben aus andern wortklassen nicht nachweisen lässt (Behaghels vorlesungen). Doch folgt hieraus noch nicht, dass es primäre wortklasse ist, d. h. dass es sich am frühesten unter allen wortklassen ausgebildet hat. Wunderlich (Der deutsche satzbau s.17 f.) meint, dass verbum und substantivum die beiden pole seien, 'in die sich der satz, wie er sich in unsern interjectionen als urform noch widerspiegelt, zunächst gespalten hat'. Der inhaltliche unterschied des verbums vom substantivsubject wird daselbst dahin bestimmt, dass das erste durch die bewegung von der ruhenden substanz sich abhebt. Betrachten wir die kindersprache, deren entwicklung recht viele ähnlichkeiten mit der entwicklung der ursprache zeigt, so finden wir in dieser allerdings die interjectionen als erste laute. Doch diese urform des satzes spaltet sich zunächst durchaus nicht in substantivum und verbum. Die blosse aneinanderreihung von wörtern dient vielmehr zum ausdrucke aller möglichen beziehungen (Paul, Princ. s. 101); vgl. *papa hut* (papa hat einen hut auf), *mama Hans* (mama war mit Hans spazieren). Die wörter aber, die in dieser ersten sprache des kindes an einander gereiht werden, bezeichnen nicht handlungen, sondern gegenstände, substanzen; sie gehören also in die klasse der nomina, nicht in die der verba. Personen und dinge fallen dem menschen auch früher in die augen als handlungen und werden daher auch früher ausgesprochen. Selbst da wo eine handlung z. b. von einer person auf eine andere übertragen wird, lag ursprünglich ein viel grösseres bedürfnis vor die beiden personen durch laute zu bezeichnen als die handlung die beide verbindet; denn diese konnte recht deutlich durch die gebärdensprache bezeichnet werden, die ja mit den anfängen der lautsprache hand in hand gieng (Paul, Princ. s. 149). Den satz *papa hat den Karl geschlagen* kann die kindersprache ersetzen durch *papa Karl* und

die gebärde des schlagens. Das nomen ist also als wortklasse ursprünglicher als das verbum.

§ 4. In der kindersprache werden zwei formen des verbums fast ausschliesslich gebraucht: der infinitiv und der indicativ präsentis in der dritten person singularis. Der inf. bezeichnet einen wunsch oder eine aufforderung, der ind. präs. in der dritten person wird bei einfacher aussage gebraucht. Also werden die modalen unterschiede des verbums zuerst ausgedrückt. Dann folgen erst die unterschiede im numerus, hierauf die im tempus und zuletzt die im genus und in den personen. Der formale unterschied zwischen verbum und nomen begann aber erst dann, als die verschiedenen formen des verbums und nomens sich ausbildeten. Während aber beim nomen hier nur die casusformen als besondere eigentümlichkeiten in betracht kommen können, hat sich die eigenart des verbums zuerst in der verschiedenheit der modi gezeigt.

§ 5. Ueber die einteilung der verba vgl. Binz § 142 und § 153. Ein wichtiger unterschied zwischen mundart und schriftsprache besteht darin, dass für viele concrete verba der schriftsprache und der früheren sprachperioden von der mundart verbindungen der verba *sein, haben, werden, machen, tun* mit substantiven, adjectiven oder adverbien gebraucht werden; vgl. *lieb hawe* (lieben), *wach sei* (wachen), *still sei* (schweigen), *err sei* (sich irren), *wach werre* (erwachen), *weniger werre* (sich verringern), *kerzer werre* (sich verkürzen), *still werre* (verstummen), *fort mache* (sich eilen), *zu mache* (schliessen), *uff mache* (öffnen), *enei due* (hineinwerfen), *fort due* (entfernen), *kommissione mache* (besorgen), *spektakel mache* (lärmen) u. s. w. Selbst für participia perfecti passivi der schriftsprache werden gern prädicative adjectiva und adverbia verwendet: *er is widder gesund* (er ist genesen), *de finger is widder gut* (ist geheilt), *er is owwe uff m berg* (er ist den berg hinaufgestiegen), *er is fort* (weggegangen), *er hot widder n rock a* (er hat einen rock angezogen) etc.

Wunderlich (Der deutsche satzbau s. 19) erklärt die verbindungen mit *sein* und *werden* dadurch, dass die modernen sprachen nicht mehr an der beobachtung von vorgängen stehen bleiben: 'an der erfassung des zuständlichen, in den nominalprädicaten, legt die sprache alle abstractionsfähigkeit nieder, die ihren trägern gegeben ist'. Hierbei wird ausser acht ge-

lassen, dass die mundart derartige nominalprädicate in viel grösserem umfange aufweist als die schriftsprache, und in der mundart kann doch unmöglich die abstractionsfähigkeit grösser sein. Drei ursachen haben vielmehr bei dieser erscheinung gewirkt. Zunächst wird in den sätzen *er ist wider gesund, er ist oben, er ist fort, er hat an* das unmittelbar wahrgenommene mitgeteilt, und dies liegt der umgangssprache am nächsten. In den sätzen *er ist genesen, er ist hinaufgestiegen, er ist weggegangen, er hat angezogen* wird dagegen ein schluss aus einer früher wahrgenommenen handlung gezogen. Ferner haben in den neuesten sprachperioden durch den lautlichen verfall der verbalformen die umschreibungen durch *haben, sein, tun, werden* immer mehr um sich gegriffen. Daher waren der umgangssprache diese verba sehr geläufig und ihr gebrauch dehnte sich bald auf alle fälle aus, wo es irgend möglich war. Drittens besteht die umgangssprache aus sehr vielen fragen und antworten. Da bei den fragen eine besondere kenntnis fehlt, ist eine allgemeine fassung geboten. Eine solche allgemeine fassung wird aber erreicht durch worte von grossem umfange und geringem inhalt wie *sein, haben, werden, machen.* Bei fragen *was ist er, was hat er, was macht er* lag es nun sehr nahe, auch die antworten mit *er ist, er hat, er macht* zu beginnen, und hierdurch würden die verba von scharf abgegrenzter bedeutung verdrängt.

§ 6. Ueber den gebrauch von hilfsverben in der Mainzer mundart ist folgendes zu sagen:

mögen existiert nur im conj. prät. und nur als hilfszeitwort. Für *er mag ihn* sagt die mundart *er kann 'n gut leide*; für *er vermag dies* heisst es *er kann des due.* Auch *werden* wird nie als vollverb gebraucht, wie es in der Basler mundart möglich ist. Das mhd. *tuon* konnte ein vorausgegangenes verbum ersetzen, wo im nhd. das verbum meistens widerholt wird (Paul, Mhd. gr. § 383). In der mundart kann *due* nur ein solches verbum ersetzen, das eine tätigkeit ausdrückt. Die construction ist aber nicht wie im mhd. gleich der des verbums, das von *tuon* vertreten wird; vielmehr folgt stets der acc. des pronomens *es*, und wenn noch ein weiteres object hinzugefügt werden muss, so wird es durch die präposition *mit* angeknüpft und für *due* ziemlich häufig das verbum *mache* gebraucht; *der hot*

grad so druff gehaue wie er's vor paar johr geda hot; der hot den grad so behannelt wie er's vorher mit seim bruder gemacht hot. Ueber *haben* und *sein* beim periphrastischen perfectum vgl. des verfassers Mainzer syntax (Giessener dissertation) § 9; über die verbindung von *tun* mit dem infinitiv ebd. § 4. Das hilfszeitwort *haben* hat niemals die bedeutung von *geben*; man kann also nicht sagen *es hot dort viel* (es gibt dort viele), wie es in schwäbischen mundarten möglich ist. Dagegen findet sich *hawe* in anderem sinne recht häufig als vollverbum, z. b. *host de 's* (hast du es fertig gemacht), *er hot de hut uff, de hut ab, die kläder a.* Recht gebräuchlich ist die verbindung von *haben* und dem inf. mit *zu*: *er hot nix ze schaffe, was host de dann widder ze flenne?* Auch *sei* findet sich in ähnlicher weise mit dem inf. mit *zu* verbunden, z. b. *es is nit auszehalle, der is nit ze verstehe* (k a n n nicht verstanden werden), *der is ze verstehe* (k a n n verstanden werden) etc. In anderer bedeutung wird nach dem verbum substantivum der substantivierte inf. mit *zu* gebraucht: *es is zum devo laafe* (man m u s s davonlaufen), *es is zum kotze* (man m u s s etc.). *Scheinen* kennt die mundart nur als vollverbum; für *er scheint dumm zu sein* sagt sie *der is scheints recht dumm.* Im übrigen stimmt die Mainzer mundart mit der Basler überein, vgl. Binz § 143—152.

§ 7. Das v e r b u m r e f l e x i v u m wird nicht zum ersatz des passivums gebraucht; es ist überhaupt seltener als in der schriftsprache. Niemals kann die mundart sagen *die türe öffnet sich und Marie tritt ein,* sondern nur *die dier werd uffgemacht un die Marie kimmt erei,* denn hier ist die ursache des vorgangs dem sprechenden klar bekannt, und von einer verlegung der initiative des vorgangs in das ding selbst kann keine rede sein. Auch i n t r a n s i t i v e zeitwörter werden aus gleichen gründen seltener gebraucht. Man sagt im theater *de vorhang werd in die heh gezoge* und nicht *de vorhang geht in die heh*; letzteres sagt nur derjenige theaterbesucher, der über diese technische einrichtung nicht unterrichtet ist.

§ 8. Die erzählung von vorgängen, deren zeuge der erzählende selbst gewesen ist, wird in der umgangssprache ungern eingeleitet durch *ich sehe, ich höre* u. ä.; vgl. *ich dreh mich erum un do schwätze die ganz gemitlich* (ich wende mich um und bemerke, wie beide sich ruhig unterhalten); *ich bin uff-*

gewacht un do war en ferchterlicher spektakel uff de gass (ich erwachte und vernahm einen entsetzlichen lärm auf der strasse). Die gute schriftsprache verwendet die einleitung durch solche zeitwörter stets im interesse des äusseren zusammenhanges mit dem vorhergehenden satze, in der umgangssprache dagegen schildert der redende das sinnlich wahrgenommene schlechthin. Wie ferne die rücksicht auf die eigene wahrnehmung der naiven sprechweise liegt, zeigt die sprache der kinder, indem in dieser das wort *ich* erst recht spät erlernt wird.

§ 9. Der unterschied zwischen durativen und perfectiven verben existiert in der mundart ebenso wie in der schriftsprache. Doch hat die mundart ein wesentliches mittel aufgegeben, die durativen verbalstämme in perfective umzubilden, da die bildung neuer verba durch präfigierung ziemlich spärlich geworden ist. Recht gebräuchlich ist nur das präfix *ver-*, dazu kommen noch einige verba mit dem präfix *ge-*; aber auch hier ist die präfigierung manchmal aufgegeben worden, sodass ein äusserer unterschied zwischen dem durativen und dem perfectiven zeitworte nicht mehr besteht; so *horje* (gehorchen), *heere* (gehören). Zum ersatze für solche verluste dient vielfach die verbindung von verben mit adverbien, die aber niemals eine untrennbare geworden ist; vgl. *zufriere, uffwache, enuff steihe* etc.

§ 10. Die impersonalia (Paul, Princ. s. 105) müssen stets mit dem pronomen *es* oder *des* verbunden sein; ein auslassen desselben, wie es im mhd., in der schriftsprache und in der Basler mundart möglich ist (Paul, Mhd. gr. § 197. Binz § 112), ist in der Mainzer mundart unstatthaft. Diese sagt also nicht *mich frait dass er fort is*, sondern *mich fraits dass er fort is*. Dagegen fehlt *es* bei unpersönlichen passivconstructionen, wenn dem verbum eine nähere bestimmung vorangeht: *dort werd ferchterlich druff gehaue*. Auch mit nachfolgendem subject findet sich das impersonale in der mundart, vgl. *'s is käner so dumm un dut des* (Wunderlich s. 180. Binz § 113). Wo in der schriftsprache eine wahl zwischen persönlichem und unpersönlichem ausdrucke ist (vgl. Grimm, Deutsche gr. 4, 250), zieht die mundart im allgemeinen den unpersönlichen ausdruck vor; z. b. *'s frait mich dass er do is* (ich freue mich über seine anwesenheit), *'s friert mich so* (ich friere sehr).

Das substantivum.

§ 11. 'Substantiva und adjectiva bilden nur eine klasse; ursprünglich bezeichnet jedes substantiv nichts anderes als eine einzelne einem gegenstand beigelegte eigenschaft, und fort und fort werden ja neue substantiva aus adjectiven gebildet' (Behaghel, Die deutsche sprache s. 197). Gelegentliche substantivierung von adjectiven findet sich in der mundart nur dann, wenn eine feste kennzeichnung einer person eintreten soll, vor allem bei spitznamen, vgl. *de lang, die rot, de alte*; bei nur vorübergehendem hinweise auf die betreffenden eigenschaften sagt man *der lange kerl, die rot fraa, der alte mann.* Von andern substantivierungen sei die allerdings nicht sehr häufige substantivierung von verbalformen genannt; die person bleibt hierbei mit dem verbum verbunden, vgl. *de hunn eich is mer liewer wie de hätt eich.* Aus einer interjection hat sich durch substantivierung das wort *weweh* (geschwür) mit seinem deminutivum *wewehche* gebildet.

§ 12. Ergänzungsbedürftige und absolute substantiva finden sich in der Mainzer mundart fast in derselben weise wie in der Basler, vgl. Binz § 12. Ein merkwürdiger übergang vom absoluten zum ergänzungsbedürftigen substantivum findet sich in einigen Odenwälder mundarten. Diese gebrauchen *das mensch* im sinne von *braut*; z. b. *ich war gestern mit meim mensch spaziere.* Wie in der umgegend von Mainz wird auch dort der singular von *mensch* nur zur bezeichnung einer bestimmten person gebraucht. Ist diese ein mann, so steht das männliche geschlecht; ist sie eine frau oder ein kind, so steht das sächliche geschlecht, wobei jeder gedanke an eine unsittliche person ausgeschlossen ist. Zur bezeichnung der gattung dient der plural *mensche* (vgl. Mainzer syntax § 39, 1). Bei solcher bedeutungsunterscheidung konnte sich die bedeutung 'braut' leicht entwickeln. Zu derselben klasse von übergängen gehört *medche* in der bedeutung von 'dienerin', ein gebrauch, der allerdings nur im mittelstande heimisch ist; die reine mundart gebraucht *medche* für *tochter.* Im mittelstande dagegen wird das wort *tochter* wie in der schriftsprache gebraucht, während für 'sohn' wie in der mundart sich meist *bub* findet. Das umgekehrte, übergang vom ergänzungsbedürftigen zum absoluten

substantiv, findet sich in *feng* (pl. von *fang*, gleich 'schläge'); dagegen werden *tochter* und *sohn* nicht absolut gebraucht wie in Basel (ausgenommen das nicht rein mundartliche, scherzhaft gebrauchte *höhere tochter*).

§ 13. Unter den functionen des substantivs ist für die mundart nur das annominative substantiv von interesse. Es dient zunächst zur ergänzung eines andern substantivs in gleichem casus als apposition. Die apposition ist in der mundart nicht so häufig als in der schriftsprache. Die ergänzung eines appellativums durch einen eigennamen ist schwerlich rein mundartlich; die worte *herr, frau, fräulein* vor eigennamen verdanken ihr entstehen der rede gebildeter kreise. Auch für *kaiser Wilhelm und grossherzog Ludwig waren in der stadt Mainz und in dem dorfe Weisenau* sagt die mundart *de kaiser un unser grossherzog sin in Menz un in Weisena gewese.* Dagegen wird ein mass durch die stoffbezeichnung ergänzt in *e glas wasser, e scheppche wei, en deller supp.* Ebenso kennt die mundart die eigentliche apposition; diese steht gewöhnlich am anfange oder am ende des satzes, mitten im satze nur dann, wenn das beziehungswort am anfang steht. Aber auch dann wird das beziehungswort gerne hinter die apposition gestellt: *der schwernots schwetzer de Michel hot mich ferchterlich geärjert* (seltener *de Michel der schwernots schwetzer*). Wenn die am anfang stehende apposition mit ihrem beziehungswort länger ist und noch ein längerer satzschluss folgt, so setzt man vor letzterem gerne das hinweisende pronomen *der*; vgl. *de Michel, des hundsmiserabele eklige waschweib, der hot mich so geärjert dass ich kreideweiss geworre bin.* Am schlusse des satzes erscheint die apposition am selbständigsten; oft ist sie ganz unabhängig von der satzconstruction und steht im nominativ, auch wenn das beziehungswort in einem obliquen casus steht, vgl. *gestern hab ich de Hannes gesehen, en liewer kerl; de Seppel hab ich widder, mein goldiger bub.* Hier zeigt sich deutlich, dass die apposition ursprünglich nur ein verkürzter satz gewesen ist; *en liewer kerl, mein goldiger bub* stehen für *'s is en liewer kerl, 's is mein goldiger bub.* Im gegensatz zur Basler mundart kann auch zu ganzen sätzen eine apposition treten, wenn auch seltener als in der schriftsprache: *der verdreht immer die aage, so e dummheit, wo ma 'm paar hinner die ohre*

haue soll. Auch hier 'erkennt man deutlich die apposition als eine degradierung des prädicates' (Paul, Princ. s. 121).

Wenn in der mundart die eigentliche apposition seltener als in der schriftsprache verwendet wird, so liegt dies nicht in allgemeiner abneigung der umgangssprache, sondern in dem mangel geeigneter substantiva, vor allem vieler nomina agentis und actionis. Für *ihr kennet ihn, den schöpfer kühner heere* kann die mundart allerdings keine geeignete appositive form bilden, dagegen würde dem äusserlich vollständig gleichen satz *ihr kennet ihn, den vater dummer söhne* in der mundart entsprechen *kennt er dann den nit, dene dummkepp ihrn alte?*

§ 14. Das substantiv dient zur ergänzung eines andern substantivs auch in nicht congruentem casus. Das bestimmungssubstantiv ist ein possessiver dativ (vgl. Mainzer syntax § 46,3) oder ein erstarrter rest eines früheren possessiven genitivs in *de Mayers Jakob, oosebub, lumpekerl, Hochemer wei* etc.

§ 15. Für viele schriftdeutsche substantiva gebraucht die mundart umschreibungen durch nebensätze. Für nomina actionis stehen nebensätze aller art: *ich habs geheert was die gesagt hawe* (ich habe ihre unterhaltung gehört); *mir hawe uns gefreit wie de onkel komme is* (wir freuten uns über die ankunft des oheims). Ueber die nomina agentis lässt sich eine regel aufstellen, wie sie sich in der lateinischen stilistik über die substantiva auf *-tor* findet. Diese werden bekanntlich meist nur dann gebraucht, wenn sie eine bleibende, oft widerholte, besonders eine berufstätigkeit bezeichnen, doch für andere schriftdeutsche nomina agentis muss ein relativsatz eintreten. Das gleiche gilt von der dialektischen umgangssprache; sie besitzt als nomina agentis z. b. *schuster, schneider, schreiber, mecher* (d. h. leute, die alles mögliche organisieren wollen), *spektakelmecher* (leute, die unausgesetzt lärm machen). In andern fällen tritt umschreibung durch einen relativsatz ein: *kenne se den der wo des buch geschriwe hot?* (kennen sie den verfasser des buches?); *ich hab den gesehe der wo im preisschiesse de preis krieht hot* (ich habe den sieger im preisschiessen gesehen).

Der grund für diese erscheinungen ist darin zu suchen, dass die volkssprache sich nicht über das unmittelbar wahrgenommene hinaus zu abstractionen verleiten lässt. Man sieht

z. b. einen mann und hat eine handlung desselben gesehen: beides wird in entsprechender weise durch ein allgemeines substantivum und ein folgendes verbum ausgedrückt.

§ 16. Auch der infinitiv ist ein substantivum; in der mundart wird besonders gern der substantivierte infinitiv mit vorhergehendem artikel verwendet. Dieser ersetzt viele schriftdeutsche nomina actionis: *im wald erum fahre is schee* (die fahrt im walde ist schön), *'s spiele uff de wies gefällt dene* (das spiel auf der wiese u. s. w.), *s grisse darfst de mer nit vergesse* (den gruss darfst du u. s. w.). Wo die schriftsprache den blossen infinitiv oder den infinitiv mit *zu* gebraucht, nimmt die mundart oft den substantivierten infinitiv mit einer präposition: *endlich heert er uff mit seim rauche; der hot mit dem spiele angefange; ich hab en beim balge gesehe.*

Die genitivbildungen *fluches, laufes, wehres,* die Binz § 15, 2 anführt, sind in Mainz nicht gebräuchlich; dafür die von David (Wortbildung der mundart von Krofdorf, Germ. 37, 377 ff., § 23) angeführten collectivableitungen *geleefs, gemachs* oder substantiva auf *ei* (mhd. *ie*) wie *laaferei, macherei.* Bei spielen nimmt man ebenfalls frühere genitive, die partitiven constructionen entsprungen sind (David § 23), so *soldätches, raiwerches, fanges spiele.*

Das adjectivum.

§ 17. Die quellen des adjectivums sind dieselben wie in der schriftsprache. Abweichend von dieser sind folgende adjectivbildungen: *extra, zu, links, rechts, schwernots, sakerments*; z. b. *des is nix extraes, der is mit dem linkse fuss aus 'm bett; du sakermentses oos willst de 's maul halle.*

Wenn ein adjectivum durch ein adverbium ergänzt wird, findet ein übergang des letzteren zum adjectivum statt, und zwar abweichend von der Basler mundart (Binz s. 17) in allen drei geschlechtern: *des is en scheener* (= sehr) *dummer kerl, e ferchterliche dumme fraa, e ganzes miserabeles oos*; der gebräuchliche glückwunsch vor neujahr lautet: *en rechte gute beschluss un en rechte gute afang.* Daneben findet sich auch der schriftdeutsche gebrauch. Diese angleichung des adverbs an das adjectiv wurde dadurch begünstigt, dass die unflectierte, dem adverb völlig gleiche form des adjectivs durch die laut-

liche entwicklung und analogiewirkungen neben flectierten formen gebraucht werden konnte: wenn *e dumm fraa* neben *e dumme fraa* stand, so konnte sich leicht *e rechte dumme fraa* neben *e recht dumm fraa* bilden.

§ 18. Der ursprüngliche gebrauch des adjectivums ist der als prädicat, und mit recht erklärt daher Paul (Princ. s. 114) die attribution als eine degradierung des prädicats, während Wunderlich (Der deutsche satzbau s. 173) die prädicative verwendung des adjectivums für eine secundäre hält. Das sprachgefühl unterscheidet das adjectiv dadurch vom substantiv, dass es für sich allein nicht gebraucht wird, sondern ein substantiv, auf das es bezogen wird, formal voraussetzt: wo letzteres fehlt, wird das adjectiv zum substantiv. Der unterschied vom adverb besteht in der flexion des adjectivs: 'wo dies formelle kriterium fehlt, da kann auch die scheidung von dem sprachgefühl nicht mehr strict aufrecht erhalten werden' (Paul, Princ. s. 313). Das prädicative adjectiv ist also von dem adverb nicht zu trennen. Daher haben wir in der mundart als einzige function des adjectivums das attribut. In *de Hannes ist schee* ist das prädicat adverb, in *de Hannes is de allerscheenst* ist es substantiv.

§ 19. Als attribut steht das adjectiv nur bei unentbehrlicher attribution (vgl. Mainzer syntax § 21 s. 26 und § 46, 2. Paul, Princ. s. 116). Da auf der unentbehrlichen bestimmung als einem wichtigen teile der rede ein wesentlicher nachdruck ruht, ist das adjectivum in der umgangssprache in der regel schärfer betont als das substantivum. Hieraus erklärt sich die bekannte schülerunart, beim lesen und declamieren auch das unwichtigste adjectivum zu betonen. Aber auch das unentbehrliche adjectiv wird weniger verwendet als in der schriftsprache; für *mein väterliches haus* sagt man *meim vatter sei haus*; vgl. Binz § 21. Auch in den übergängen zwischen den verschiedenen klassen der adjectiva stimmt die Mainzer mundart mit der Basler überein, vgl. Binz § 19.

Das adverbium.

§ 20. 'Die adverbia sind, soweit sich ihr ursprung erkennen lässt, zum grössten teile erstarrte casusformen' (Behaghel, Die deutsche sprache s. 198). Auf frühere genitive gehen zurück *als, links, rechts, elläns* (mhd. *alleines*; mundartlich ist dieser

begriff nur in der adverbialen form erhalten), *morjens, nachts* etc. (vgl. Mainzer syntax § 45, 1); auf accusative gehen zurück *häm, alleweil* (= eben, sofort), *alle ritt* (jeden augenblick), *e mol* (= einst, auch rein bekräftigende partikel), *genug, immer, als.*

Auf ein zeitwort geht das adverbium *halt* zurück mit weiterer entwicklung zu *halter* und *halters.* Da in der mundart der umlaut nicht fehlen darf, ist es nicht wahrscheinlich, dass *halter* mit *er hält* die gleiche bedeutung hat; vermutlich hat hier eine analogiebildung im anschlusse an die zwei nebeneinander vorkommenden formen *halb* und *halber* stattgefunden. An *halter* wurde das suffix *s* angefügt, das ursprünglich genitivsuffix war, aber später als adverbialsuffix aufgefasst wurde (Paul, Princ. s. 192). Auch *glawich* und *scheints* sind adverbia geworden, wie aus der wortstellung und den satzpausen zu schliessen ist; diese entwicklung fällt in spätere zeit als die von *halt*, da beide das personalpronomen nicht entbehren können.

§ 21. **Das** prädicative adjectiv wird vom sprachgefühl als adverb aufgefasst; substantivierte adjectiva werden als prädicate gemieden. Der superlativ wird prädicativ fast ausschliesslich in der adverbialen form gebraucht: *der is am scheenste, die Marie is am liebste* (vgl. Paul, Princ. s. 313). Auch als prädicatives attribut, sogar als apposition wird diese unflectierte form verwendet: *do is der kerl widder komme, ganz rot und ganz nass, un hot geschwitzt bis dort enau.* Als prädicative attribute werden die ausdrücke *de erst, de letzt, de owerst, de unnerst, de vorderst, de hinnerst* gebraucht; diese gehen zurück auf *der erste, der letzte* u. s. w., also auf verbindungen des artikels mit dem adjectivum. Heute sind diese verbindungen adverbien geworden, denn sie werden nicht mehr flectiert, es fehlen die genusunterschiede; vgl. *der steht do de erst* (als der erste), *die sitzt de letzt* (als die letzte), *des leit de unnerst* (als das unterste). Diese formen werden vom sprachgefühl in eine gruppe zusammengefasst mit *de newe* (daneben), *de zu* (dazu), *de häm* (daheim), *de mit* (damit) u. ä.

§ 22. Adverbia und adverbielle ausdrücke dienen auch zur attributiven ergänzung des substantivs, vgl. Binz § 13, 3. Modal findet sich hier nur *so*; sonst sind es locale und temporale adverbia. Auch im mittelhochdeutschen findet sich eine

ähnliche anfügung adverbialer ausdrücke an ein substantiv, z. b. *diu stat ze Rôme, daz lant ze Nibelungen* (Paul, Mhd. gr. § 275). Es scheint mir nicht richtig anzunehmen, diese attributiven adverbia hätten ursprünglich zum verbum gehört. Diese annahme entspricht der anschauung der schulgrammatik, welche die eigenart des adverbiums in der zugehörigkeit zum verbum und nicht in dem mangel der flexion erblickt. Da das adverbium sich hierdurch allein vom adjectivum unterscheidet, kann es ebenso gut wie dieses zur bestimmung eines substantivs dienen, wie es ja auch im griechischen (*οἱ τότε ἄνθρωποι*) der fall ist.

§ 23. Die negation *nit* (in landmundarten *net*) wird verstärkt durch *gar, absolut* und *partu* (nicht durch *ganz und gar* oder *ganz* allein) sowie durch den accusativ eines substantivums, das etwas unbedeutendes ausdrückt (Paul, Mhd. gr. § 313. Grimm 3, 728. Binz § 40). Als verstärkte negation ist *hundsfottse* zu nennen: *der kimmt hundsfottse* (er kommt unter keinen umständen). In der häufung von negationen, in der verwendung derselben in ausrufen, im gebrauche von *kein* stimmt die Mainzer mundart mit der Basler überein, vgl. Binz § 42—45.

§ 24. Die präpositionen, die in Mainz gebraucht werden, sind angeführt in der casuslehre (vgl. Mainzer syntax § 43—46). Auch hier herscht vollständige übereinstimmung mit der Basler mundart. Besonders zu bemerken ist die nachstellung von adverbien hinter das substantiv an stelle von präpositionen: *geh de gang evor* (lautgesetzlich entstanden aus *hin vor*, schriftsprachlich *vorn hin*), *de gang ehinner* (hinten hin).

Das pronomen.

§ 25. Für das personalpronomen *ich* wird in den landmundarten meist die form *eich* gebraucht. Tobler (Deutsche lit.-ztg. 1891, s. 155) will diese form rein lautlich durch verlängerung des *i* in der tonstellung erklären. Dies ist für die rheinhessischen mundarten unstatthaft; wenn auch durch enklitische oder proklitische stellung lautgesetzlich eine verkürzung des vocals eingetreten ist, so widerspricht die annahme der verlängerung eines vocals durch tonstellung durchaus den hier geltenden lautgesetzen. Daher muss an der erklärung

Behaghels (Germ. 21, 382. Mainzer syntax § 41, 6) festgehalten werden.

Dagegen kann das pronomen der ersten person pluralis *mir* auch lautlich aus *wir* entstanden sein. Allerdings ist es keine lautliche entstellung des *w* zu *m*, wie Tobler sagt, sondern es entstand zunächst in der enklitischen stellung nach dem verbum durch assimilation von *n* und *w* zu *m*: aus *lieben wir, haben wir* wurde zunächst *liebem mir, habem mir*, und daraus entwickelte sich dann der heutige gebrauch, indem *m* nur einmal und zwar als bestandteil des pronomens gesprochen wurde. Aehnlich ist *dir* für *ihr* zu erklären: der auslautende dental in *liebt, habt* wurde in den formen *habt ihr, liebt ihr* zu dem folgenden pronomen gezogen und gesprochen, als wäre er ein bestandteil desselben. In Mainz findet sich *dir* in dieser bedeutung nicht (vgl. Mainzer syntax § 41, 5), wol aber in manchen orten des landkreises Mainz, doch nur unter den sogenannten abgeschwächten formen des personalpronomens (vgl. Mainzer syntax § 34): *wann der net gleih ruhig seid, dann hau ich druff.* Einen unterschied von der schriftsprache weisen die personalpronomina sonst nicht auf.

§ 26. Die possessivpronomina werden substantivisch und adjectivisch verwendet. Die substantivischen sind *meiner, mei, meins* u. s. w.; sie stehen stets ohne artikel und werden flectiert wie *einer* und *keiner*. Nach der copula muss das substantivische pronomen stehen, ein neuer beweis dafür, dass die mundart kein adjectivum als prädicat will: *des haus is meins; is der bub do deiner?* Gebräuchlicher ist bei sachen jedoch *des haus geheert mei.* Das possessive reflexivum der dritten person ist streng unterschieden von dem nicht reflexiven pronomen: reflexiv *sein,* nicht reflexiv *dem sein* (vgl. Mainzer syntax § 46, 3): *der hot sein bub gehaue,* aber *ich hab dem sein bub gehaue.* Bei verwantschaftsnamen steht für das possessiv meist der bestimmte artikel (Binz § 86).

§ 27. Als deiktisches pronomen kennt die mundart nur *der, die, das*; besonders hervorgehoben wird die deixis durch nachgestelltes *do*: *der do hat mich gehaue.* Das anaphorische pronomen *er, sie, es* steht niemals deiktisch, wie es im mhd. (Paul, Mhd. gr. § 218) und in der Basler mundart (Binz § 110) sich findet.

Der bestimmte artikel hat sich aus dem deiktischen pronomen entwickelt; dass er formal nicht mit diesem zusammengefallen ist, haben wir an anderer stelle gezeigt (Mainzer syntax § 51). In der verwendung stimmt die Mainzer mundart mit der Basler bis auf zwei punkte überein (vgl. Binz § 121—129): 1. Von den beinahe zu adverbien herabgesunkenen präpositionalen ausdrücken (Grimm 4, 423) findet sich nur *iwwerhapt, ze mittag, ze nacht.* — 2. Bei paarweise mit einander verbundenen substantiven steht gewöhnlich der artikel, z. b. *de mann un die fraa, mit de hend un de fiss, im himmel un uff de erd, am dag un in der nacht*; wo der artikel fehlt, dürfte einwirkung der schriftsprache vorliegen.

§ 28. Das anaphorische pronomen *er, sie, es* steht proklitisch und enklitisch (vgl. Mainzer syntax § 34); proklitisch nur dann, wenn sie vorher z. b. bei einer frage enklitisch gebraucht worden sind. Die übrigen anaphorischen pronomina sind vor allem *der,* dann *so en* und in manchen dorfmundarten (auch in Darmstadt) *sell.*

Wunderlich (Der deutsche satzbau s. 178) behauptet, 'dass die volkssprache und die umgangssprache einen ganzen ballast von substantiven, nämlich appellativis und geschlechtsnamen, mit herumschleppen, den der gewähltere stil mittels einfachen pronomens über bord wirft.' Für die Mainzer mundart ist das entgegengesetzte zu beobachten: sie gebraucht fortgesetzt *er* und *der,* wo die schriftsprache neue substantiva anwendet. Wunderlich selbst gibt letzteres zu, indem er (s. 177) sagt, dass 'es bei stilistischen beobachtungen eines einzelnen schriftstellers einen grossen reiz gewährt zu verfolgen, wo er auf substantiva mit widerholung oder variation des substantivums zurückdeutet.'

Die beziehung der anaphorischen pronomina kann in demselben satze wechseln, wie es schon im mhd. möglich war (Paul, Mhd. gr. § 219), aber schriftdeutsch nicht zulässig ist: *die hot gar kä engste gehabt, dass die* (ihre schwester) *än find, un do hot se se* (sie ihre schwester) *noch e johr warte losse.*

§ 29. Unter den indefiniten pronomina gebraucht man *ma* (man) als unbestimmtes subject. Dieses ist lautlich zusammengefallen mit *ma* (mir, wir); doch wird der unterschied zwischen beiden im numerus gewahrt. Ueber dat. und acc. von *man* vgl. Mainzer syntax § 42, 3. Das regelmässige indefinite pro-

nomen ist *äner,* selten *jemand,* stets ohne hinzufügung von *irgend.* Im neutrum gebraucht man *was* und *ebbes* (mhd. *ete-waz*). Im plural dient zur bezeichnung einer unbestimmten vielheit *paar, e paar* (schriftdeutsch *manche* oder *einige*): *ich hab e paar lait uff de gass gesehe, es sin paar bicher do.* Zum ersatze des fehlenden pluralis von *ein* dient ferner noch der ursprünglich partitive genitiv *ere* (Mainzer syntax § 45, 4); so bekommt man auf die frage *host de paar penning?* zur antwort *ich hab ere,* entsprechend dem französischen *j'en ai.* Das in der schriftsprache gebräuchliche *ich habe welche* und das in einigen dialekten vorkommende *ich habe eine* (Wunderlich s. 199) kennt die Mainzer mundart nicht. Der unbestimmte artikel wird nicht anders verwendet als in der schriftsprache.

Aus dem indefiniten hat sich das fragende pronomen entwickelt; für das adjectivische *welcher* sagt die mundart *was for en*: *was for en mann is des? was for lait sin do?* Sonst stimmen mundart und schriftsprache überein.

§ 30. Ueber die relativpronomina vgl. Mainzer syntax § 21. Da die attributiven relativsätze stets unentbehrliche bestimmungen sein müssen, und die personalpronomina *ich, du, wir, ihr* eine alterierung ihres bedeutungsumfanges nicht zulassen, so kann in der mundart hinter diese kein relativsatz gesetzt werden. Dem widerspricht nicht der satz *iwwer mich hot er des gesagt wo ich immer brav war,* denn hier ist *wo* nicht relativ, sondern einräumende conjunction.

Die conjunctionen.

§ 31. Unter den beiordnenden conjunctionen hat *do* die ausgedehnteste verwendung; es beschränkt sich nicht auf die ursprüngliche locale bedeutung, sondern hat hauptsächlich temporale bedeutung angenommen. Als unterordnende conjunction findet es sich nicht. Es dient: 1. zur verbindung zweier hauptsätze; besonders häufig ist der ausdruck *un do*: *ich hab mich so gefrait, do is de Hannes komme; de Hannes is fort, un do hot sich de Karl aach fortgemacht.* — 2. zur einleitung von nachsätzen nach temporalen und conditionalen nebensätzen und nach ausdrücken, die solche sätze ersetzen können: *wann de brav bist, do kriehst de aach was; sei schee brav, do kriehste aach was.* Ganz in derselben weise wird

dann verwendet; da dieses jedoch in Mainz auch dem schriftdeutschen *denn* entspricht, so sind für *dann* noch zwei gebrauchsweisen festzustellen: 1. es deutet eine causale beziehung an, steht jedoch in diesem sinne bedeutend seltener als in der schriftsprache (vgl. Wunderlich s. 244; unten § 59). — 2. es steht in ungeduldiger frage und aufforderung (vgl. Binz § 139, 6). Nach Behaghels vermutung ist hier *dann,* nicht *denn* das ursprüngliche und wurde gebraucht, wenn eine frage bereits vorher geschehen war.

Causale beziehungen werden in der schriftsprache durch die partikeln *also, daher, deswegen* u. ä. ausgedrückt; *dessentwehe* und *dorum* finden sich in der mundart; sie sind jedoch keine conjunctionen, sondern deiktische adverbia, die auf einen folgenden causalsatz vorbereiten. *also* ist in der mundart ungebräuchlich; für *er hat es gethan, also muss er gestraft werden* sagt sie *er hots geda, do muss er sei feng kriehe.* Die conjunctionen *und, auch, oder, doch, aber* werden in Mainz ebenso verwendet wie in Basel, vgl. Binz § 139.

§ 32. Von den unterordnenden conjunctionen ist *als* nur gebräuchlich in comparativsätzen in verbindung mit *wie* und *wann*: *unser schepper hot e paar backe do henke als wie en stabstrumpeter.* Die conjunction *wie* ist partikel der vergleichung übereinstimmend mit der Basler mundart (Binz § 140,2); abweichend von derselben leitet sie temporalsätze ein. Auch wird sie hie und da zur einleitung der oratio obliqua gebraucht, wenn sich die comparative seite in den vordergrund drängt (vgl. Wunderlich s. 200. 220): *ich habs geheert wie er gesagt hot wie des em am beste gefällt.* Die am häufigsten vorkommenden unterordnenden conjunctionen sind *wo* und *dass*; vgl. über diese und die übrigen unterordnenden conjunctionen Mainzer syntax § 21—28.

Die congruenz.

§ 33. Die abweichungen der mundart von der schriftsprache in der congruenz beruhen darauf, dass statt der grammatischen eine abweichende logische kategorie massgebend wurde (Paul, Mhd. gr. § 228).

Nach bezeichnungen von frauen in sächlichem geschlecht stehen die rückweisenden pronomina meist im femininum: *des*

frauenzimmer hot nach der gefragt, was will dann die eigentlich? Nach deminutiven steht jedoch meist das neutrum. Sonst stimmt das pronomen im genus mit dem beziehungswort durchweg überein, wenn nur éin beziehungswort da ist. Wenn aber das pronomen sich auf mehrere wörter bezieht, so sind folgende fälle zu unterscheiden: 1. Wenn es sich auf masculina bezieht, die personen bezeichnen, so steht das pronomen im masculinum: *de Hannes un de Nikelos sin do erum geloffe; do is äner dummer wie de annere.* — 2. Wenn es sich auf masculina bezieht, die sachen bezeichnen, so steht das pronomen im neutrum: *mein hals, mein kopp un mein fuss hawe mer weh geda, äns grad so wies annere*; denn die meisten substantiva, die sachen bezeichnen, sind neutra. — 3. Bei beziehung auf mehrere wörter weiblichen geschlechtes wird stets das neutrum gebraucht: *die Katherinebas un die Greta sin die gass enuff gange, awer nur äns hot mich gesehe.* — 4. Bei beziehung auf neutra steht natürlich das neutrum. — 5. Bei beziehung auf mehrere wörter verschiedenen geschlechtes wird stets das neutrum gebraucht: *de Hannes un die Marie ware do, es wollt aber käns dobleiwe.*

Wenn ein den satz eröffnendes substantiv in pleonastischer weise wider aufgenommen wird und dann ein durch die copula verbundenes prädicatives substantiv folgt, so setzt man meist wie im mhd. das neutrum sing. des pronomens: *de Hannes des is en liewer kerl; die Greta des is e dumm fraa.* Auch sonst wird der ausdruck der unbestimmtheit gebraucht wie im mhd., vgl. Paul, Mhd. gr. § 232.

Als prädicat wird das anaphorische pronomen in der schriftsprache nur im neutrum gebraucht; die mundart unterscheidet die drei genera und die zwei numeri je nach dem beziehungswort, z. b. *wer ist der dummkopp? de Hannes is er. Wer is die miserabel fraa? die Winklern is se. Wer sin dann jetz die raiwer? de Hannes un de Karl sin se.*

§ 34. Abweichungen von der congruenz im numerus sind folgende: 1. Ein in der logischen auffassung geforderter plural wird fast stets statt des grammatischen singularis gebraucht entsprechend dem mhd. (Paul, Mhd. gr. § 230): *e pund kersche sin des; des is e schee gesellschaft, die kenne die lait doch nor ärjere.* Allzu häufig ist diese erscheinung jedoch nicht, da in der mundart collectivbegriffe gewöhnlich durch plurale

ausgedrückt werden. — 2. Nach mehreren asyndetisch oder durch *und* verbundenen concreten subjecten muss das prädicatsverbum stets im plural stehen, übereinstimmend mit der schriftsprache, abweichend vom mhd. (Paul, Mhd. gr. § 233). Bei abstracten subjecten steht der singularis: *dem sei dummheit un frechheit is ferchterlich.*

§ 35. Eine abweichung von der congruenz im casus findet statt, wenn ein den satz eröffnendes substantiv durch das pronomen *der* noch einmal aufgenommen wird. Wie im mhd. kann das voraufgestellte substantiv im nominativ stehen, während der casus des pronomens infolge der grammatischen verhältnisse ein anderer ist: *der dumme kerl do den muss ma emol dorchhaue.* Ebenso kann die apposition im gegensatz zum beziehungswort in den nominativ gesetzt werden (vgl. § 13).

§ 36. Eine von der schriftsprache abweichende congruenz des tempus zeigt sich, wenn von vergangenen handlungen eines anwesenden gesprochen wird: *der do is es gewese der wo des gemacht hot* (dieser mann hier ist es, der dies getan hat).

Wort- und satzstellung.

§ 37. Zur erklärung der wortstellung ist es notwendig von der einfachsten form des satzes, dem zweigliedrigen satze, auszugehen. In diesen sätzen steht das logische subject gewöhnlich an erster stelle; denn 'der subjectsbegriff ist immer früher im bewusstsein des sprechenden' (Paul, Princ. s. 102) und wird demgemäss auch zuerst genannt. Lebhafter affect kann aber veranlassung werden, dass das prädicat hauptvorstellung des redenden wird, die an sich frühere vorstellung des subjects ganz in den hintergrund drängt und so an die spitze des satzes tritt. Doch sind solche fälle 'eine anomalie gegenüber der bei ruhiger erzählung oder erörterung vorwaltenden voranstellung des subjects, aber doch eine nicht wegzuleugnende und nicht gar seltene anomalie' (Paul, Princ. s. 103). Neben *mama haut* kann schon in der kindersprache *haut mama* treten entsprechend dem schriftsprachlichen *sie schlägt, die mutter,* wenn die stärkere vorstellung des schlagens die an sich frühere vorstellung der mutter ganz in den hintergrund gedrängt hat. Bei der wortstellung ist also regel, dass die früher im bewusstsein befindliche vorstellung zu-

erst ausgesprochen wird; anomalie ist, dass die wichtigere vorstellung zuerst ausgesprochen wird.

§ 38. Im dreigliedrigen satze werden zunächst zwei subjecte mit einem prädicat verbunden; vgl. in der kindersprache *papa mama fort* (vater und mutter sind ausgegangen). In diesem satze ist 'das logische verhältnis beider subjecte zum gemeinsamen prädicate völlig gleich'; wie in einem zweigliedrigen satze bilden *papa mama* das subject, *fort* das prädicat, und daher gilt auch hier dasselbe, was über die wortstellung im zweigliedrigen satze gesagt ist. Wenn aber das logische verhältnis beider subjecte zum gemeinsamen prädicate ein verschiedenes ist, so differenziert sich das doppelsubject zu subject und object (Paul, Princ. s. 113). Das object ist also ursprünglich nicht wesentlich vom subject verschieden. Die regelmässige wortstellung musste daher auch derart sein, dass das doppelsubject, d. h. subject und object, als die früher im bewusstsein des sprechenden befindlichen vorstellungen zuerst genannt wurden, und erst dann das zeitwort folgte. Das verbum stand also ursprünglich nach dem subject und dem object.

Das psychologische prädicat kann auch an den anfang des dreigliedrigen satzes treten; diese anomalie ist die nämliche wie im zweigliedrigen satze. Eine anomalie war es ferner, wenn das subject mit dem prädicat zusammengestellt wurde und erst nach beiden das object folgte; dies geschah, wenn die vorstellung des subjects und die seiner tätigkeit im bewusstsein des sprechenden eine bedeutend grössere stärke erlangt hatten als die des objects, so dass letztere ganz in den hintergrund gedrängt worden ist. In der schriftsprache würde ein derartiges verhältnis ausgedrückt werden durch den satz *vater schlägt, den Karl nämlich.* 'Noch heute', sagt Ries (QF. 41, 96), 'kann man sowol an der sprechweise der kinder und wenig gebildeten wie an dem lässigen plauderton der gebildeten das nachträgliche anfügen weiterer bestimmungen an schon geschlossene perioden häufig genug beobachten.' Eine weitere anomale erscheinung war es, wenn das object zu dem zeitwort in engere begriffliche beziehung trat, wenn es eine bestimmung desselben wurde. Ueber diese bestimmung des zeitworts vgl. § 41.

§ 39. Dass im indogermanischen das verbum am ende des satzes gestanden hat, könnte man aus dem gebrauch des

griechischen, lateinischen und indischen (Delbrück, Syntaktische studien 3, 14) schliessen. Subject — object — verb ist auch die wortstellung in der geberdensprache der taubstummen (Ries s. 8). Behaghel (Germ. 23, 284) schliesst aus dem compositum *du übertreibst*, dass auch im deutschen die endstellung des verbums das ursprüngliche gewesen sei. Auch Ries (s. 88 f.) kommt zu dieser anschauung; doch scheint mir sein hauptgrund, dass dem verbum als bestimmtem das object und das adverbium als bestimmungen hätten vorangehen müssen, unhaltbar zu sein, da die bestimmung ihre ursprüngliche stellung nach dem bestimmten hat.

§ 40. Wenn zu diesem dreigliedrigen satze: subject — object — verb noch ein weiteres satzglied tritt, so können folgende zwei fälle eintreten. Es kann sich zunächst die handlung auf drei concrete gegenstände beziehen; diese drei dinge müssen dann der regel nach zuerst genannt werden, und hierauf findet die handlung ihren ausdruck. Hier tritt das vierte wort zu keinem der drei anderen in eine nähere beziehung. Dies ist jedoch seltener, gewöhnlich wird durch dasselbe entweder subject oder object oder prädicat genauer bestimmt. Jede bestimmung ist nichts anderes als ein degradiertes prädicat (Paul, Princ. s. 114); wie nun das prädicat nach dem subject stand, so musste auch die bestimmung nach dem bestimmten ihre stellung erhalten. Eine solche herabdrückung des prädicats zu einer blossen bestimmung ist in der umgangssprache weniger ausgedehnt. Denn letztere spricht gern in kurzen sätzen; sie scheut sich aber auch nicht einen gedanken auf recht weitschweifige weise, d. h. in recht vielen sätzen, auszudrücken. Daher haben wir wol schon in den frühesten zeiten eine beschränkung auf unentbehrliche bestimmung anzunehmen. Da solche attribute den bedeutungsumfang des bestimmten wesentlich verändern, konnten sie leicht die hauptvorstellung im bewusstsein des sprechenden bilden und konnten analog der anomalie in der prädicatsstellung v o r dem bestimmten ihren platz erhalten. So ist die voranstellung des attributiven adjectivs zu erklären.

§ 41. Auch zu dem zeitwort kann eine solche bestimmung treten; doch sind wir durch die schulgrammatik verleitet, vieles als adverbiale bestimmung zu betrachten, das vom verbum

nicht abhängig ist. In dem satze *Karl schlägt den Hans mit dem stocke* sind die wahrnehmungen von Karl, Hans und dem stocke früher als die wahrnehmung des schlagens, und demgemäss war ursprünglich die wortstellung. Ebenso gehört in dem satze *er kommt mit dem besen* die sogenannte adverbiale bestimmung *mit dem besen* zu *er* und ist keine ergänzung zu *kommt.* Sagt man dagegen *er kommt mit dem wagen,* so kann man wirklich eine adverbiale bestimmung annehmen, denn die art und weise des kommens wird genauer präcisiert. Aber auch die erstere auslegung ist nicht unbedingt abzuweisen. Ueberhaupt sind die begleitenden umstände einer handlung wie ort, zeit, mittel, werkzeug u. a. vor derselben vorhanden: ihre vorstellungen sind eher im bewusstsein und müssen daher auch früher ausgesprochen werden. Deshalb hatten die localen, temporalen und instrumentalen casus oder adverbia ihre ursprüngliche stellung vor dem zeitworte. Wirkliche adverbiale bestimmungen aber müssen ursprünglich hinter das zeitwort getreten sein. Aber noch mehr als bei dem adnominalen attribute bestand hier von vornherein die neigung, die bestimmung voranzustellen. Denn erstens konnte, wie oben ausgeführt wurde, die bestimmung recht oft auch anders, selbständiger, aufgefasst werden. Zweitens war man gewohnt, in den öfter vorkommenden kürzeren sätzen das zeitwort ans ende zu stellen. Drittens liegt in den sätzen *er läuft schnell, er reitet vortrefflich* der hauptton auf *schnell* und *vortrefflich,* und die bekannte anomalie trat in wirksamkeit; man kann ja für diese sätze auch sagen *er ist schnell im laufen, er ist vortrefflich im reiten.*

§ 42. In unserer mundart ist im gegensatz zur schriftsprache die wortstellung viel fester geregelt. Wir fassen zunächst den unabhängigen aussagesatz ins auge und nehmen für diesen als normale wortstellung diejenige im folgenden satze an: *de alt Hannes drowe hot awer emol dem Karl mit seiner dicke hand e ohrfeih gewe.* An erster stelle erscheint hier der nominativ, das subject mit den zu ihm gehörigen attributiven ergänzungen. Die pronominalen und adjectivischen attribute treten vor das substantiv, die adverbialen und die bestimmungen in relativsätzen treten hinter dasselbe. Ueber die apposition vgl. § 13. Die nachstellung der adverbialen bestimmungen des *substantivs* hat ihren grund nicht darin, dass diese ursprünglich

zum verbum gehört haben (vgl. § 22). Dies zeigt der unterschied der wortstellung in den zwei sätzen *der Hans droben hat gelärmt* und *de Hans hat droben gelärmt*: im ersteren satze ist *droben* unentbehrliches attribut, *Hans droben* ist gleich 'Hans der oben sein zimmer hat'. Es fehlt den adverbien die flexion und hiermit die möglichkeit einer engeren formalen verbindung mit dem substantiv. Ferner sind es locale und temporale adverbia, die hinter das substantiv treten, also solche bestimmungen, die nur eine äussere zusammengehörigkeit mit dem substantiv bezeichnen. Daher dürfte sich die von dem adjectivum abweichende wortstellung erklären.

§ 43. Auf das nominativsubject mit seinen attributen folgt das verbum finitum. Dies ist die wichtigste anomalie, die in unserer wortstellung zur herschaft gekommen ist. Mehrere gründe können hier gewirkt haben. Für den dreigliedrigen satz ist bereits in § 38 (Ries s. 95 ff.) die anomalie erklärt worden; ganz dasselbe gilt natürlich auch für sätze von mehr als drei gliedern. In der mundart sind ferner zweigliedrige sätze recht häufig; in diesen steht das verbum nach dem nominativ und zugleich am ende des satzes. Aus der endstellung konnte das zeitwort drittens dadurch gedrängt werden, dass es nähere bestimmungen bei sich hatte, die nach § 41 hinter es treten konnten. Ries (§ 13) sagt: 'es entspricht den natürlichen gesetzen der ideenassociation, die inhaltlich zusammengehörigen worte auch räumlich zusammenzuordnen'. Nun bilden nach Ries dem subject gegenüber alle übrigen satzteile, darunter auch das verbum, zusammen eine begriffseinheit: sie sind nichts als losgelöste glieder des prädicats; wenn nun ein object oder ein adverbium den satz eröffnet, so liess man unmittelbar das zu diesem gehörige verbum folgen. Dass objecte und adverbia mit dem verbum meist nicht enger verbunden sind als das nominativsubject, ist oben dargelegt worden. Wo aber wirklich objecte oder adverbia eine festere verbindung mit dem verbum haben (z. b. bei dem in der griechischen grammatik sogenannten inneren object), ist die erklärung von Ries durchaus berechtigt; sie zeigt uns die dritte ursache, die das verbum an die zweite stelle des satzes drängen konnte. Noch andre gründe gibt Ries an (§ 27 III, s. 98—107), die aber wol weniger wirksam gewesen sein dürften. Eine besonders wichtige vorstellung

findet allerdings ihren sprachlichen ausdruck häufig am satzanfang; und wenn zwei worte enger zusammengehören, so kann das wichtigere und mehr betonte zuerst gesetzt werden. Aber das vorrücken eines so isolierten wortes, wie es das verbum ist, an irgend eine frühere stelle des satzes ist principiell nicht zu erklären. Ferner dürfte ein bedürfnis, hauptsätze, denen nebensätze angefügt sind, als unvollständig und noch offen empfinden zu lassen, nicht existiert haben; ein solches müsste auch heute das in der regel am ende stehende prädicatsnomen allmählich zu beseitigen streben; es müsste jeder gewohnheit, mit irgend einem satzbegriff zu schliessen, entgegentreten und daher eine unausgesetzte verschiebung der der wortstellung im hauptsatze notwendig machen. Dass rhythmische gründe mitgewirkt haben, soll zugegeben werden.

Das verbum ist so in einigen fällen an die zweite stelle des satzes getreten; durch analogiewirkung ist dies auf alle fälle ausgedehnt worden. 'Schwachbetonte, wenig gewichtige wörter treten gewöhnlich gleich hinter das verbum und lassen betonteren und schwereren verbindungen die hinteren stellen' (Erdmann, Grundzüge § 213 A. Paul, Mhd. gr. § 186). Dies geschah aus rhythmischen gründen: während sich an die übrigen worte des satzes kleinere unbetonte bestimmungen anschliessen, ist das verbum isoliert, und indem es mit diesen schwachbetonten worten verbunden ist, entsteht ein wechsel zwischen betonten und unbetonten wörtern.

§ 44. Die dritte stelle des satzes erhält das nähere object; gewöhnlich ist es der dativ. Die vorstellung der person, der etwas geschieht, ist an sich früher als die vorstellung dessen, was der person geschieht; daher steht das dativobject vor den übrigen objecten. An den dativ schliessen sich die adverbia und die adverbialen bestimmungen an, unter denen vor allem die negation zu nennen ist. Es ist naturgemäss, nach den zwei handelnden oder leidenden personen zuerst die begleitenden umstände der handlung zu nennen, und hierauf erst das ergebnis derselben. Dem entsprechend steht zuerst das adverb und dann der accusativ. Ist dieser casus jedoch näheres object, so hat er seinen platz vor den adverbien wie der dativ; vgl. *er hot 's buch mit 'm messer uffgeschnitte.*

§ 45. 'Die letzte stelle des satzes' sagt Erdmann (Grundzüge § 214) 'ist eine bevorzugte und wird besonders betonten satzteilen angewiesen. Dies kann aber aus verschiedenen gründen geschehen; es dient einerseits dazu, den satzteil vor allen andern aussondernd hervorzuheben, andrerseits gerade dazu, eine besonders enge verbindung desselben mit dem verbum anzudeuten'. Ersteres ist allerdings ein stilistisches mittel der gewählten sprache, in der umgangssprache finden wir es nicht. Die aussonderung eines satzteiles in der form der apposition ist hier nicht gemeint; doch mag letzteres bei der entstehung jener stilistischen eigentümlichkeit mitgewirkt haben. Die an zweiter stelle genannten satzteile sind nach Erdmann solche, die grammatisch oder lexikalisch mit dem verbum eine einheit bilden, und sind immer scharf betont. Beides muss bestritten werden. In den sätzen *er hot e ohrfeih krieht, er is vun Menz her, er ist fort gewese* sind *krieht, her, gewese* im verhältnis zu *ohrfeih, Menz, fort* recht schwach betont. Aber solche worte werden in sehr vielen fällen vom sprachgefühl gar nicht zum verbum finitum gezogen. Dieses fasst in sätzen wie *er betrachtet Karl als einen mann, er hielt die fahne hoch* die prädicativen nomina *mann* und *hoch* zusammen mit *Karl* und *fahne,* denn männlichkeit und höhe sind eigenschaften, die Karl bez. der fahne zukommen. Aehnliches gilt für die localen adverbia, wie *an, ab, auf, entgegen, durch* u. s. w. (Erdmann § 215, 2). Auch diese sind nicht begrifflich eng mit dem verbum verbunden, sondern dienen zur ergänzung der nomina. In den sätzen *er zog dem feinde entgegen, den berg hinauf* werden vom sprachgefühle *entgegen* und *hinauf* nicht mit *zog* zusammengefasst, sondern *dem feinde entgegen* bildet ebenso eine grammatische einheit wie *gegen den feind.* In der umgangssprache werden solche adverbia durch kein wort von ihrem substantivum getrennt; in ihr ist also das schriftdeutsche *er gieng den berg gestern hinauf* unzulässig. Auch die schriftdeutschen untrennbaren verbalcomposita *hintertreiben, widerfahren, widerraten* u. a. sind der mundart fremd. Auch das participium prät. ist eine prädicative bestimmung des nomens; *er hat ihn gesehen* ist bekanntlich gleich *er hat ihn als einen gesehenen.* Was den infinitiv betrifft, so ist in dem satze *er lehrt ihn schreiben* die tätigkeit des schreibens eine be-

stimmung des schreibenden, und demgemäss wird *schreiben* mit *ihn* zusammengestellt.

Als ergebnis dieser erörterung können wir den satz hinstellen, dass an das satzende die prädicativen nomina treten, mögen sie auf das subject oder auf objecte bezogen werden. Um misverständnissen vorzubeugen, sei hier jedoch ausdrücklich bemerkt, dass unter umständen diese prädicatsnomina auch eine engere beziehung zum zeitwort bekommen können. Auf die wortstellung hat dies jedoch keinen einfluss.

§ 46. Von der normalwortstellung des aussagesatzes gibt es nun mancherlei ausnahmen. Zunächst kann anstatt des subjectnominativs ein anderes wort an die erste stelle treten, wenn dieses psychologisches subject ist. 'Regelmässig psychologisches subject oder teil desselben' sagt Paul (Princ. s. 237), 'ist ein rückweisendes demonstrativum. Denn eben weil es zurückweist, vertritt es diejenige vorstellung, von der in der seele des sprechenden und angeredeten ausgegangen wird, woran das weitere als etwas neues angeknüpft wird.' Daher stehen die obliquen casus des demonstrativums *der, die, das* sowie die anaphorischen adverbia *do* und *dann* häufig am satzanfang. Wenn *do* und *der* zugleich in einem satze anaphorisch gebraucht werden, so tritt meist *do* an den anfang. Auch andere worte können an die spitze des satzes gesetzt werden, wenn sie psychologisches subject sind. Auf das erste satzglied folgt das verbum finitum mit den minder gewichtigen wörtchen als regelmässiges zweites satzglied. Dann strebt man aber danach, die regelmässige wortstellung wider anzuwenden und setzt daher sofort das grammatische subject, dann object und prädicatsnomen: *do hab ich dem emol e ohrfeih gewe; dem gew ich e ohrfeih; was bist de dann gestern gewese? gestern bin ich uff em ball gewese; jetz hot awwer de papa dem Marieche e ohrfeih gewwe.* Die schriftdeutsch mögliche stellung *aber jetzt gab dem Mariechen der vater eine ohrfeige* ist in der mundart unzulässig. Wir bemerken hier noch, dass die meisten partikeln nicht an die spitze des satzes treten; *aber, auch, noch, doch* u. a. stehen nach dem verbum als schwachbetonte worte, am anfange stehen meist nur *und* und *oder*.

§ 47. Auch das psychologische prädicat kann an den satzanfang treten, besonders wenn es grammatisches subject

ist, z. b. *wer war dann do? de Mayer war do.* Auch bei antworten wird das logische prädicat gern an den anfang gestellt, vgl. *wo war er dann? uff m Lenneberg is er gewese.* Das verbum tritt jedoch an die erste stelle nur in den wenigen fällen, in denen eine ellipse des personalpronomens eingetreten ist (vgl. § 60, 5).

§ 48. Zu den schwachbetonten worten, die sich enklitisch an das verbum anschliessen, gehören auch die casus obliqui des personalpronomens. Hierdurch kann der acc. vor den dat. treten, vgl. *er hot se ihrm vater gebrocht, er hot's seim alte gewwe.* Wenn zwei personalpronomina in obliquen casus zusammentreffen, so haben sich wie im französischen folgende ganz bestimmte wortfolgen ausgebildet: *mir es, dir es, ihr es, sich es, es ihm, es uns, es euch*; vgl. *er hot mer's gesagt, ich hab 's 'm gewwe.* Die gründe für diese stellung sind phonetische. Trifft mit den obliquen casus der nominativ eines personalpronomens zusammen, so steht erst der nominativ und dann die andern pronomina, z. b. *do hab ich 's 'm gewwe.* Tritt zu diesen noch ein mindergewichtiges adverbium, so steht dieses hinter den pronomina, z. b. *do hab ich 's 'm awwer gewwe.*

§ 49. Eine adverbiale bestimmung wird recht häufig an den schluss des satzes gesetzt. 'Selten hat man, wenn man zu reden einsetzt, alle bestimmungen, die zu geben als erwünscht oder notwendig sich herausstellen kann, begrifflich bereits vorrätig; weitere glieder schliessen sich an den bereits vorläufig geschlossenen satz, wie sie in gedanken erst später hinzutraten, gewissermassen als nachfragen' (Ries, QF. 41, 95 f.). Ausserdem müssen sich bestimmungen des prädicatsnomens an dieses anschliessen; so bilden in dem satze *ich bin jo komme mit dem wage* die worte *mit dem wage* eine nähere bestimmung von *komme* (vgl. Behaghel, Zs. f. d. deutschen unterricht 6, 266).

§ 50. In den aufforderungssätzen steht der imperativ an der spitze des satzes; oft steht vorher der für sich einen satz bildende vocativ eines pronomens oder substantivs. Steht in den heischesätzen der indicativ, so tritt die reguläre wortstellung ein in der dritten person. In der zweiten person sing. und pl. dagegen tritt das verbum an die spitze: *gehst de fort, willst de ruhig sei.* Diese voranstellung wird durch anlehnung an die stellung des imperativs entstanden sein. In den wunschsätzen herscht die nämliche stellung, z. b. *dest de doch komme*,

wär doch mein vater widder do. Hier hat anlehnung an die bedeutungsverwanten heischesätze stattgefunden.

§ 51. Bei den fragesätzen unterscheidet man fragen mit und ohne einleitendes fragepronomen. Letzteres ist die ältere art der fragen (Paul, Princ. s. 109). Nicht an der stellung war ursprünglich die frage zu erkennen, sondern am fragenden ton. Das fragepronomen steht in der mundart stets am anfange des satzes, obwol es psychologisches prädicat ist; denn es entspricht der wichtigsten vorstellung des sprechenden (vgl. § 37), die das interesse desselben fast ausschliesslich in anspruch nimmt. Wenn das fragepronomen nicht grammatisches subject ist, so haben wir die in § 46 beschriebene wortstellung wie in der schriftsprache. Die wortfolge in entscheidungsfragen schloss sich an die in den übrigen fragesätzen an; es fehlt natürlich das einleitende fragepronomen, und daher tritt das zeitwort an die erste stelle. Da das verbum finitum in den entscheidungsfragen recht häufig nicht psychologisches prädicat ist, so kann der von Wunderlich (s. 100) angeführte grund weniger in betracht kommen.

§ 52. Die abweichungen der wortstellung in den nebensätzen von der in den hauptsätzen erklären sich aus der natur der nebensätze. Diese sind ein satzteil, sie bilden eine abgeschlossene vorstellungsreihe, mit welcher der hauptsatz als mit einer einheit operiert (Wunderlich s. 91). In bezug auf betonung und pausen unterliegt der nebensatz denselben gesetzen wie die übrigen satzteile; daher besteht auch in der umgangssprache zwischen einem wirklichen nebensatze und dem hauptsatze keine grössere pause als zwischen zwei beliebigen wörtern im satze. Solche wirkliche nebensätze stehen meist nach dem hauptsatze. Vor den hauptsatz treten nur temporal-, conditional- oder dass-sätze; diese sind jedoch häufig nicht wirkliche nebensätze. Inhaltlich sind sie unentbehrlich zum verständnisse des hauptsatzes, formal bilden sie kein glied des hauptsatzes, wenn an den anfang des nachsatzes die demonstrativen pronomina oder adverbia *des, do, dann* treten; denn diese wörtchen ersetzen formal den nebensatz. Auch Paul (Princ. s. 119) hebt hervor, dass die selbständigkeit von nebensätzen grösser ist, wenn der regierende satz nachgestellt ist.

§ 53. Noch seltener als vorangestellte wirkliche nebensätze sind zwischensätze. Es sind kurze relativ- oder vergleichungssätze, die nur an einer stelle ihre unterkunft finden können; sie müssen nach dem ersten begriffe des satzes gesetzt werden und stets vor das verbum finitum treten: *der mann der wo gestern sei buch do gelosse hot hot's alleweil geholt; so glickliche lait wie mir ware seid er net.* Nach längeren zwischensätzen wird der folgende satzteil in der regel durch voranstellung eines anaphorischen pronomens oder adverbiums zum ganzen satz gemacht; auch nach kürzeren zwischensätzen kann ein solches gesetzt werden. Die nebensätze, welche die schriftsprache in anderer weise einschiebt, setzt die mundart an den schluss des satzes: *habt er den mann gesehe, der wo gestern do war?* (habt ihr den mann, der gestern da war, gesehen?).

§ 54. Die wortfolge des nebensatzes unterscheidet sich von der des hauptsatzes in zwei punkten. An der spitze steht die conjunction, denn sie dient zur verbindung mit dem vorhergehenden satze; an die conjunction schliessen sich wie im hauptsatze an das zeitwort die minder gewichtigen worte, auch die obliquen casus der personalpronomina. Der zweite unterschied liegt in der endstellung des verbums. Wunderlich (s. 92) begründet diese dadurch, dass das verbum im nebensatze der träger des einheitsgedankens und die unterlage aller bestimmungen sei. Warum gerade im nebensatze das zeitwort eine solche bedeutung hat, ist jedoch nicht im geringsten nachzuweisen versucht worden. Auch haben wir oben gegen Erdmann dargetan, dass die endstellung durchaus nicht für besonders betonte worte gebraucht wird. In § 42 suchten wir zu erklären, warum im hauptsatze die ursprüngliche stellung des verbums verlassen worden ist, und die gründe hierfür liessen sich darauf zurückführen, dass vorstellungen von besonderer stärke ein übergewicht über an sich frühere vorstellungen erlangt haben. Solche wichtige vorstellungen werden aber in der regel nur in hauptsätzen ausgesprochen, höchst selten in nebensätzen; folglich konnten sie in letzteren auch keine anomale wortfolge hervorrufen, und daher blieb die endstellung des zeitwortes erhalten. Man wende nicht ein, dass diese in modernen sprachen, wie im französischen, auch in nebensätzen verdrängt worden ist; denn hier hat anlehnung an die hauptsätze stattgefunden.

§ 55. Anomalie im nebensatz ist die stellung adverbialer ausdrücke hinter das verbum (§ 49). Wenn ferner an einen nebensatz ein zweiter angefügt und die einleitende conjunction nicht widerholt wird, so folgt meist die wortstellung des hauptsatzes: *wann der do is un de Hanns is nit do* (nicht da ist), *dann* etc.

§ 56. Die wortstellung der nebensätze findet sich auch in ausrufe- und wunschsätzen. Schon im mhd. hat sich 'aus abhängigen fragen, die durch *waz* oder *wie* eingeleitet sind, die gewöhnliche ausdrucksweise für den bewundernden staunenden ausruf entwickelt' (Paul, Mhd. gr. § 376). Die form der abhängigen rede erklärt sich wol durch ellipse eines unabhängigen ausdrucks der entrüstung oder der bewunderung; so ist vor *was mer nit alles due muss* zu ergänzen *es ist wunderbar*; vor *wie der kerl äm ärjert* fehlt *es ist nicht zu glauben* etc. Auch vor den wunschsätzen *wann er doch do wär, wann er doch gekomme wär,* die mit einer conjunction eingeleitet sind, sind ausdrücke *es wäre schön, es wäre schön gewesen* zu ergänzen. In beiden arten von sätzen kann daneben noch analogiewirkung vorliegen, indem man sich daran gewöhnt hätte, mit den einleitenden conjunctionen und pronomina die stellung des nebensatzes zu verbinden.

§ 57. Wenn der nebensatz vor dem hauptsatze steht, so ist dieselbe wortstellung wie in der schriftsprache; der nebensatz gilt als psychologisches subject des hauptsatzes und hat auf dessen wortstellung den gleichen einfluss wie ein vorangestelltes adverbium oder object von gleicher bedeutung (vgl. § 46). Abweichend von der schriftsprache ist, dass in sehr lebhafter erzählung nach einem hauptsatze sich die gleiche wortstellung findet wie nach einem nebensatze; hier wirkt der erste hauptsatz als psychologisches subject des folgenden satzes auf dessen wortstellung: *ich geh gestern häm* (als ich gestern heimgekommen bin), *steht uff ämol de Karl vor mer un glotzt mich an.* Diese erscheinung findet sich nur in der fortsetzung der erzählung und ist daher grundverschieden von dem poetischen *sah ein knab ein röslein stehen.*

Ersparung.

§ 58. Asyndetische parataxe im satze findet nur dann statt, wenn die verbundenen satzglieder bedeutungsverwant sind:

des lieb goldig herzig oos war do; des is e dummheit, en unsinn. Sonst werden zwei an einander gereihte satzglieder stets durch *und* verbunden; bei mehr als zwei satzgliedern werden meist alle durch *und* an einander gereiht, seltener wird, wie in der schriftsprache, nur das letzte durch *und* angefügt.

§ 59. Asyndetische parataxe von ganzen sätzen findet statt: 1. wenn der zweite im objectiven verhältnis zum ersten steht: *ich denk, er is do.* — 2. Wenn der zweite den ersten begründet (vgl. § 31): *vergess de scherm nit, es gibt rehe.* — 3. Wenn der zweite satz den ersten näher bestimmt: *de Hannes war do, es is en liewer kerl.* Asyndetische anfügung von sätzen findet ausserdem in der mundart nicht statt: *ich bin komme un habs gesehe* (ich kam, ich sah es).

§ 60. Es fehlen worte und ausdrücke, die sich aus dem vorhandenen leicht ergänzen lassen. 1. Das prädicat fehlt in *dass dich de kuckuck, was deiwel, ach was* (§ 2) u. ä. — 2. Die copula kann fehlen in ausrufen der verwunderung, der freude, der entrüstung, jedoch nicht in blossen aussagesätzen: *mein schatz en funkelnagelnaigebackener gefreiter; de Hannes en dummkopp, bist de verrickt?; wie dumm dass der fort is; wie schad, was e fraid, was zaig* u. s. w. Auch die apposition kann hierzu gerechnet werden, vgl. § 13. Doch darf entgegen dem gebrauche in der dichtersprache im nebensatze nach dem participium das hilfszeitwort niemals fehlen. — 3. Wenn der infinitiv für den imperativ gebraucht wird, so ist ein verbum des wollens zu ergänzen (vgl. Mainzer syntax § 33). Auch das part. prät. wird in imperativischer bedeutung gebraucht; es spricht die erwartung sofortiger erfüllung des gebotes schroffer aus als imperativ und infinitiv. Zu *aufgestanden* ist wol zu ergänzen der indicativ (es wird aufgestanden), denn dieser ist die schroffste form des heischesatzes (Wunderlich s. 60). — 4. Wie im mhd. wird beim hilfszeitwort ein verbum der bewegung unterdrückt (Paul, Mhd. gr. § 322): *der muss fort, do wolle mer hin.* Nicht hierher gehört *ich bin fort,* da hier *fort* prädicat zum verbum ist. — 5. Die pronomina *ich, du, ihr* werden bei lebhafterem gespräche am anfange des satzes ausgelassen (vgl. Erdmann, Grundzüge § 5): *wäss schun; hab 's geheert; brauchst kä ängste ze hawwe; habt eich recht dumm angestellt.* Auf *brauchst du,* das in der

mundart lautgesetzlich *brauchst de* heissen müsste, kann *brauchst* lautlich nicht zurückgeführt werden.

§ 61. Die ersparung von zwei übereinstimmenden worten in demselben satze ist in der mundart seltener als in der schriftsprache. Verbindungen wie *meine söhne und töchter, ein braves und schönes kind, die weiber und kinder* sind unzulässig; es muss der artikel oder das pronomen vor dem zweiten nomen stets widerholt werden. Ersparung des artikels findet sich nur bei asyndetischer aneinanderfügung, vgl. *des lieb goldig herzig oos* (§ 58). Ebenso wird ein verstärkendes adverbium meist nur vor das erste adjectivum gesetzt: *der is recht dumm un frech.*

§ 62. In zwei parataktisch aneinander gereihten sätzen kann das subject des zweiten satzes aus dem gleichnamigen subject des ersten satzes ergänzt werden. Dem schriftdeutschen gebrauche entgegen ist dies der mundart auch dann geläufig, wenn das subject im ersten satze nach dem prädicat steht: *den hot mein bruder gesehe un hot em gar nix gesagt.* Dagegen kann das subject nicht wie im mhd. (Paul, Mhd. gr. § 378) aus einem obliquen casus des vorhergehenden satzes ergänzt werden. Aber auch eine ergänzung des prädicats aus dem früheren satze kann stattfinden: *de Hannes hot en appel un die Marie e quetsch; der äne is en dummkopp un de annere aach* (daneben auch *un de annere is aach en dummkopp*). Eine ellipse von hilfsverben findet jedoch abweichend von der schriftsprache meist nicht statt, wenn bereits das subject aus dem vorhergehenden satze zu ergänzen ist: *der is wekgange un is gleih widderkomme; der hot en iwwers knie geleht und hot en emol dichtig dorchgehaue.* Dagegen kann wie im mhd. und in der schriftsprache ein verbum finitum aus einem vorhergehenden satze und ein infinitiv aus einem verbum finitum des vorhergehenden satzes ergänzt werden (vgl. Paul, Mhd. gr. § 380 f.): *was frait sich dann der so? der wäss selbst nit warum; der mann macht des ganz schee, de Hannes kann 's awer aach.*

Pleonasmus und tautologie.

§ 63. Das anaphorische pronomen wird pleonastisch verwendet, indem es ein den satz eröffnendes substantiv noch einmal aufnimmt, wie es im mhd. geschehen konnte (Paul,

Mhd. gr. § 324), noch heute in der poesie zulässig ist (Erdmann, Grundzüge § 93) und auch in der Basler mundart vorkommt (Binz § 90 a); *der* und *er* werden hier gebraucht, streng geschieden nach dem oben (§ 28) festgestellten rein formalen unterschiede. Auch vorausnehmend werden diese pronomina (darunter *es*) gebraucht, wenn die genauere bezeichnung durch das substantiv erst folgt (Paul, Mhd. gr. § 327. Binz § 107. Mainzer syntax § 27). Das adverbium *do* wird in der nämlichen weise pleonastisch gebraucht wie das pronomen *der*; es entspricht ganz dem mhd. gebrauche (Paul, Mhd. gr. § 326).

§ 64. Wie durch *der* und *da* substantiva und adverbia, so werden durch *dass* conjunctionen, die einen nebensatz eröffnen, wider aufgenommen. Solche conjunctionen sind *wie, wo, weil, ehe, seit, wann, bis*; besonders die jüngere generation liebt die anfügung von *dass*: *wann dass der kerl kimmt, machst de dich gleih fort.* Viel häufiger noch wird *dass* zu fragenden adverbien und pronominen hinzugefügt wie in der Basler mundart und dem späteren mhd. (Paul, Mhd. gr. § 351 anm. Binz § 78). Die begründung s. bei Binz. Zum blossen ersatze anderer conjunctionen wie im französischen dient *dass* jedoch nicht.

§ 65. Das adverbium *do* wird geradezu widerholt in *do-druff, do-demit, do-dedorch* und ähnlichen verbindungen, wobei *druff, demit, dedorch* auf *daruf, damit, dadurch* zurückgehen; z. b. *do hock dich druff, do kann ich nix demit mache.* Ebenso sind hier zu merken *do-enei* (hinein), *do-enaus* (hinaus), *wo-druff* (worauf) etc. In diesen verbindungen haben wir zweimal die allgemeine locale bedeutung und einmal die besondere. Im mhd. (Paul § 195) und in der schriftsprache findet sich die allgemeine bedeutung nur einmal ausgesprochen.

§ 66. Hinter ein subst. mit einer präposition tritt recht häufig ein adverbium, welches die bedeutung der präposition widerholt. Es ist derselbe pleonasmus, der die entstehung der präpositionen überhaupt herbeigeführt hat: *ins haus enei, im haus drei, dorch de garte dorch.* Auch vor die präposition tritt ein solches adverbium, vgl. *drowe uff 'm berg, drunne im keller, geh eniwer iwer de Rhei.* Ein besonderer nachdruck braucht bei einem solchen pleonasmus auf der präpositionalen bedeutung durchaus nicht zu liegen, vgl. hiergegen Binz § 54.

§ 67. Recht häufig ist die pleonastische verwendung von *und*: 1. vor einem demonstrativpronomen oder einem abhängigen aussage- und fragesatz wie in der Basler mundart (Binz § 139, 1 d); — 2. in ausrufen der verwunderung und entrüstung: *de Hannes un en dummkopp.* Dem sprachgefühle erscheint hier das erste wort als satzwort, und das folgende bildet dann einen neuen durch *und* angefügten satz, in dem das subject aus dem vorhergehenden zu ergänzen ist und die copula fehlt (§ 60, 2).

§ 68. Wie in der Basler mundart (Binz § 6) wird nach einer frage das entscheidende wort widerholt, bevor die antwort gegeben wird. In Mainz kann daneben auch die ganze frage in indirecter form mit oder ohne nachgefügtes *dass* widerholt werden: *wie geht 's 'm onkel? wie* (*dass*) *'s 'm onkel geht? ganz gut.* Das zeitwort allein dagegen wird wie in Basel nicht widerholt.

§ 69. An den imperativ werden die pronomina der zweiten person *du* und *ihr* ohne jede nebenbedeutung angefügt; ein gegensatz wird hierdurch nicht betont (vgl. Grimm 4, 204.. Binz § 82, 2): *geh du mer nor fort, du sakermentses oos; geht ihr gleih fort, ihr lumpe.* Der pluralis *geht* kann auch der indicativ sein; der unterschied besteht darin, dass das pronomen an den indicativ sich enklitisch anlehnt und daher in der abgeschwächten form gebraucht wird, vgl. *geht er fort, gehst de fort.* Nach dem imperativ steht dagegen die volle form: ein beweis dafür, dass ursprünglich allerdings ein besonderer ton auf dem pronomen geruht hat.

§ 70. An tautologien ist die umgangssprache sehr reich. Hierzu gehören die ausdrücke *en dummer esel, e dumm vieh,* die trotz der doppelten bezeichnung keinen höheren grad von dummheit ausdrücken als das einfache *esel* und *vieh*; *e klä kindche,* wobei *klä* nicht zur besonderen hervorhebung der kleinheit dient und daher neben dem deminutivum überflüssig ist; *die lumpig zottel, der dumme äfällige kerl do, der miserabele eklige hund* u. v. a.

DARMSTADT, december 1893. HANS REIS.

DIE DEUTUNG DER GERMANISCHEN VÖLKERNAMEN.

Die bedeutung der völkernamen zu ermitteln, zu erfahren, welchen sinn unsere vorfahren mit den namen verbanden, die sie sich beilegten, wird für viele anziehung genug besitzen, um den sichern boden wissenschaftlicher forschung zu verlassen und sich in den trüben dunstkreis der hypothese zu begeben. Die germanisten haben diese aufgabe mit vorliebe ergriffen. Bei Zeuss, Grimm, Müllenhoff und andern findet man manche treffende erklärung germanischer völkernamen, während mehr noch in das reich der vergessenheit hinabgesunken sind. Die forschung gieng aber auf diesem wege nicht vorwärts, und wollte man einen fortschritt erzielen, so musste man sich nach principien umsehen, man musste die deutung systematisch angreifen. Zufälliger weise ist dies von zwei seiten zu gleicher zeit geschehen. Laistner (Germanische völkernamen, sonderabdruck aus den Württemberg. vierteljahrsheften für landesgeschichte 1892) sucht die begriffe der menge, des volkes in waffen, in versammlung und verband, den begriff der verwantschaft zur geltung zu bringen, während Much, Beitr. 17, 1 ff. hauptsächlich auf spott- und ehrennamen seinen sinn gerichtet hat. Er lehrt uns die germanischen knebelbärte, die cowboys, die dandies u. a. kennen. Aber wer soll wol derartigen deutungen glauben, deutungen, die oft genug die bestehenden zusammenhänge ignorieren? Da war Zeuss doch ein viel vorsichtigerer forscher.

Oft ergibt sich ja in gewöhnlichen wissenschaftlichen fragen zwei forschern dasselbe ergebnis, und man kann dann zu seiner freude constatieren, dass man mit dem und dem in der erklärung zusammengetroffen ist. Die beiden erwähnten autoren brauchen indessen kaum prioritätsansprüche gegen einander

geltend zu machen, da sie fast nirgends zu gleichen ergebnissen gelangt sind, ein bedenkliches zeichen für den grad der sicherheit auf diesem gebiete der forschung. Und doch darf man die arbeit in diesem zweig der wissenschaft nicht herabsetzen. Die erforschung der völkernamen kann für die culturgeschichte sehr wichtig werden. Aber zunächst muss man sich doch fragen, mit welchen mitteln das ziel überhaupt zu erreichen ist. Und dabei ergibt sich etwa folgendes. Die germanischen völkernamen, das ist das erste, dürfen ebensowenig wie die germanische sprache isoliert betrachtet werden. Sie stehen in verbindung mit den namen der anderen verwanten sprachen, und ihre deutung aus dem germanischen wortschatz setzt sich denselben gefahren aus, denen eine deutung des nhd. aus dem nhd. unterliegen müsste, bei der man z. b. *nuss* unbedingt von *geniessen* und *vormund* von *mund* 'os' ableitete. Wir sehen ferner, dass im laufe der geschichte, je mehr sich die völker zu grösseren verbänden zusammenschliessen, unzählige namen zu grunde gehen. Trotzdem werden neue namen nicht geschaffen. Die namen Schwaben, Baiern, Franken, Sachsen, Thüringer blicken auf das ehrwürdige alter von anderthalb jahrtausenden zurück: wer bürgt uns dafür, dass sie nicht eben so lange vor unsrer überlieferung vorhanden gewesen sind? Soweit wir die culturgeschichte übersehen können, gehen aus den familien kleinste stämme hervor, die sich erst allmählich bei änderung der socialen verhältnisse durch unterwerfung anderer vergrössern. Vielfach sind in historischer zeit die vereinigten stämme noch gespalten, ich erinnere nur an die *Δωριέες τριχάϊκες*, die *Triboci, Tricorii* und viele andere.[1]) Die namen der mitvereinigten

[1]) Das material ist zahlreich und verdiente einmal gesammelt zu werden. Ich erwähne nur die germanischen *Ingaevonen, Istaevonen, Herminonen.* '*Omnis Helvetia in quattuor pagos divisa est*' Caesar, Bell. gall. 1, 12. In Rom die drei stämme *Ramnes, Tities, Luceres.* Achilles herscht über *Μυρμιδόνες, Ἕλληνες* und *Ἀχαιοί. B* 655 *οἳ Ῥόδον ἀμφινέμοντο διὰ τρίχα κοσμηθέντες.* Wenn in der Ilias mehrere führer eines stammes auftreten, so ist das, wie das doppelkönigtum der Spartaner, auf vereinignng verschiedener stämme zurückzuführen. Die Böoter haben fünf führer *B* 494. Askalaphos und Ialmenos herschen über Orchomenos und Aspledon, Schedios und Epistrophos über die Phoker. Vgl. ferner Diomedes und Sthenelos, Amphimachos und Thalpios, Idomeneus und Meriones, Phlidippos und Antiphos, Sarpedon und Glaukos, Aineias und die söhne Antenors u. s. w. Die Inder bestehen aus fünf stämmen u. s. w.

übrigen stämme sind zunächst nicht verloren gegangen, und ein zufall, der die vereinigung löst, kann dem namen wider historische geltung verschaffen.

Eine erste aufgabe der forschung muss es daher sein, die verbreitung der volksnamen unter den indog. völkern festzustellen. Es wird sich dabei ergeben, dass eine ganze reihe von namen, auch wenn man unsicheres abzieht, ausserordentlich weit verbreitet ist, und es wird sich nicht daran zweifeln lassen, dass schon die Indogermanen oder wenigstens ein teil derselben feste stämme besassen.

Naturgemäss muss sich in dem folgenden versuche, die verbreitung solcher stammesnamen zu verfolgen, sicheres mit unsicherem mischen, weil wir die lautgesetze vieler sprachen, aus denen uns volksnamen überliefert sind, schlecht oder gar nicht kennen, und weil wir immer mit der mangelhaftigkeit der überlieferung rechnen müssen. Wir wissen ja oft nicht, durch welchen mund die namen zu unsern gewährsmännern gekommen sind. Namentlich wechseln media und tenuis häufig. Ich habe mich im übrigen bemüht, eher zu weit zu gehen, als den kreis zu eng zu schliessen. Mag aber auch vieles sehr problematisch sein, an dem grundprincip ist meiner meinung nach nicht zu rütteln. Auf etymologien lasse ich mich, wenn möglich, nicht ein. Was die belegstellen betrifft, so verweise ich auf Zeuss.

1. Venetoi. Der name der Veneter ist wol am weitesten verbreitet. *Ἐνετοί* kennt schon Homer in Paphlagonien, *B* 852 *ἐξ Ἐνετῶν, ὅθεν ἡμιόνων γένος ἀγροτεράων.* Herodot erwähnt sie als illyrischen volksstamm 1, 196: *Ἰλλυριῶν Ἐνετοί.* Wir haben ferner die späteren *Veneti* in Oberitalien, deren sprache jüngst Pauli als indogermanisch erwiesen hat. *Veneti* sitzen an Galliens nordküste, und die stadt Vannes scheint bis heute von ihrer existenz zu zeugen. Unstreitig ist der name der Wenden, mit dem die Germanen die Slaven benannten, damit identisch (*Veneti* Tac., *Venedi* Plin.). Mit *l*-suffix erscheint der name als *Vindelici* am Bodensee, und die germanischen Vandalen (*Vandilii*) vergleiche ich unbedenklich damit. Es liegt nur eine andere ablautsstufe vor, was uns noch öfter begegnen wird. Der name *Venelli*, der neben dem gallischen *Veneti* erscheint, zeigt ebenfalls *l*-suffix, und ist wol aus *Venet-li* zu erklären.

Obgleich der name soweit verbreitet ist, lässt sich eine sichere, am tage liegende etymologie nicht geben. Natürlich kann man ihn von irgend einer indog. wurzel ableiten, deren verschiedene zur verfügung stehen: aber wer soll eine solche deutung glauben? Nur auf eines möchte ich hinweisen: der so weit verbreitete name kommt nur bei den *centum*-stämmen vor, da nach den untersuchungen von Pauli die sprache der Veneter in Italien keine zischlaute kennt, die Slaven sich selbst nie Wenden genannt haben, und wir von den kleinasiatischen Venetern nichts wissen, aus ihrer nachbarschaft mit den Phrygern sich aber höchstens die zugehörigkeit zu den westlichen stämmen erschliessen liesse.

2. Burgundiones — Brigantes. Den germanischen Burgunden entsprechen irische und britannische *Brigantes* und *Brigantii* am Bodensee, von deren existenz noch heute Bregenz kunde gibt. Die form ist klar und entspricht dem aind. *bṛhant-*, aber die bedeutung des namens lässt sich nicht mit sicherheit ermitteln. Was aber die verbreitung der namen noch wunderbarer macht, ist, dass im norden Burgunder und Vandalen eng zusammenzugehören scheinen und Strabo *Βριγάντιοι* und *Οὐϊνδελικοί* nebeneinander erwähnt. Man wird sich schwer entschliessen, von den *Burgundiones* mit Much s. 40 die von Ptolemäus überlieferten *Φρουγουνδίωνες* zu trennen. Möller, Ae. volksepos und Müllenhoff, DA. 2, 80 suchen die beiden völker zu identificieren und sehen in dem *φ* die widergabe des germ. *β*. Damit findet sich meines erachtens Much zu leicht ab, und ich halte es bei dem jetzigen stand unserer überlieferung für vorsichtiger, solche abweichungen der schreibung lieber einstweilen unberücksichtigt zu lassen, als etymologien darauf zu bauen, die doch stets sehr problematisch bleiben müssen.

3. Ambrones. Die *Ambrōnes,* aus dem Kimbernzuge bekannt, treten bei Ptol. 3, 5 als *Ὄμβρωνες* an der Weichsel auf. *Ymbre* (mit tiefstufiger wurzelform) kommen Wídsíð 32 vor; ihr name ist in dem namen der insel Amrum bis heute erhalten. Die *Ὀμβρικοί* Herodots, die italischen Umbrer, sind ohne lautliche schwierigkeiten damit zu identificieren.

4. Marsi, Marsigni. Die germanischen *Marsi, Marsigni* finden sich auf italischem boden als *Marsi* wider. Der name *ist kaum* von dem namen des kriegsgottes *Mars* abgeleitet,

sondern höchstens volksetymologisch damit in verbindung gebracht. Die *Marrucini* sind wol die **Marsucini*. Die italischen dialekte schwanken in der behandlung von *rs*. Lateinisch und oskisch wird diese gruppe assimiliert, im umbrischen beibehalten. Vielleicht geht *Marsi* auch auf **Martsi* zurück, aus dem auch das germanische wort hergeleitet werden kann.

5. Volsci. Die italischen *Volsci*, aus **Volc-sci* ohne anstand herzuleiten, sind dem stamme nach mit den *Volc-ae* identisch, die in Südfrankreich und in Germanien erwähnt werden.

6. Sabini (*safinim*) — Suēbi. Die gleichung ist nicht ganz so schlagend wie die vorhergehenden. Indessen bereitet nur das fehlende *u̯* schwierigkeiten; im übrigen stehen die stämme *su̯ēbh* und *sabh* in keinem andern verhältnis als *ombr-* und *m̥br*. Der verlust des *u̯* lässt sich auch durch zahlreiche analogien stützen, und ist höchstwahrscheinlich aus indog. lautgesetzen zu erklären.

7. Semnones. Ob die germanischen *Semnones* mit den keltischen *Senones* lautlich identificiert werden können, kommt auf die feststellung der keltischen lautgesetze an, die ich nicht zu besprechen wage. *Semnones* ist seiner form nach auffällig, da *mn* im germanischen zu *ƀn* werden musste, andrerseits *e* vor nasal zu *i* geworden ist, vgl. *Ingaevones*.

8. Chatti. *Chatti, Hessi* = *Cassi* in Britannien, ferner *Vidu-casses, Velio-casses, Bajo-casses* in Gallien.

9. Harii. Die germanischen *Harii* (Tac.) entsprechen lautlich genau den keltischen *Tri-corii* und *Petro-corii* = 3- und 4-*corii*.

10. Chauci. Die *Chauci*, vielleicht richtig von germ. **hauhas* abgeleitet, finden sich in Hibernien als *Καῦκοι* (Ptol. 2, 2) wider, als *Καυκοηνσιοι* Ptol. 3, 8 als thrakische völkerschaft.

11. Nervii = Naha-narvali, mit anderem suffix und anderer ablautsstufe. Kögels deutung hat für mich nichts überzeugendes. In dem *Naha-* könnte noch am ehesten dasselbe wort wie in der *dea Nehalennia* stecken; vgl. über diese Kauffmann, Beitr. 16, 210 ff.

12. Ingaevones. Die gleichung *Ingaevones* = *Ἀχαιοί* ist von Laistner a. a. o. s. 46 aufgestellt und von Johansson, BB. 18, 28, und in der tat lässt die lautliche identität, wider abgesehen

von der verschiedenen wurzelstufe, nichts zu wünschen übrig. Vielleicht gehören die *Angli* ebenfalls zu dieser wurzel.

13. Istaevones. Auch die *Istaevones* klingen an die *Ἐστίωνες* um *Καμπόδουνον* an, die allerdings nur Strabo nennt. finden aber wider eine stütze an der landschaft *Ἱστίαια* Il. *B* 537.

14. Triboci. Die *Triboci* werden zwar als germanisches volk genannt, sie sitzen indessen auf altem keltischen boden und auch ihr name trägt kein germanisches gepräge. Ich vergleiche sie mit den *Κοιστοβῶκοι* in Dacien und mit den griechischen *Φωκέες,* die den nicht zusammengesetzten stamm darbieten und mit dem griechischen suffix *-εύς* gebildet sind.

15. -broges, -briges. Auf keltischem boden ist der name *-broges* oder *-briges* weit verbreitet. Ich nenne die *Allo-broges, Anto-broges, Lato-brigi, Nitio-briges.* Der name der *Φρύγες,* die früher *Βρίγες* genannt wurden, wäre ganz sicher damit zu vergleichen, wenn wir sicheres über die phrygischen lautgesetze ermitteln könnten. Herodot kennt in der nähe der Macedonen auch noch das thrakische volk der *Βρύγοι,* die gleichfalls mit dem gallischen namen zu vergleichen sind. Ob die *Βέβρυκες,* die Strabo als die früheren bewohner Thrakiens kennt, auch damit identisch sind, will ich wegen des *k* nicht sicher behaupten, zumal Caesar denselben namen als *Bibroci* in Britannien kennt. Plinius kennt auch *Brigiani* in den Alpen. In Pannonien nennt Strabo *Βρεῦκοι,* die wol zu den *Βέβρυκες* gehören. Man darf auch wol die *Bruc-teri* mit anderem suffix dazustellen.

16. Dorier. Die *Δωριέϝες* sind längst mit dem stamme *dru-* 'baum' in zusammenhang gebracht, von dem auch die slavischen *Drěvljanen* und die germanischen *Tervingi* abgeleitet sind. Die zurückführung dieses namens in die urzeit ist deshalb unsicher, weil die völker ihn aus dem vorhandenen stamm neu hätten bilden können.

17. -vik'-. Der stamm *vik'* wird namentlich bei den Galliern häufig zur stammesbezeichnung benutzt, z. b. in *Eburo-vices, Lato-vici, Lemo-vices, Branno-vices, Ὀρδο-ϝικες,* kehrt aber auch im osten in dem namen der *Θραϝικες* und in den *Δωριέες τριχαΐκες* wider. — Sollte das in *Lato-vici* und *Lato-brigi* steckende *Lato-* mit *Latium* und *Latini* zusammengehören?

18. Usipites. Den namen *Usipites* teilt Much in *Us-ipites,* und erkennt in dem zweiten bestandteil ein wort für

'reiter' = lat. *equites*. Vom keltischen standpunkt wäre gegen diese deutung nichts einzuwenden, wenn der name nur isoliert stände. Much selbst verbindet die *Cannin-efates* damit, und ich nehme an dieser verbindung keinen anstoss, obgleich lautliche schwierigkeiten bleiben. *Ἐπίδιοι* kennt ferner Ptolemäus in Britannien, und das erhöht allerdings die wahrscheinlichkeit der deutung. Merkwürdiger weise berichtet aber auch Herodot 4, 17 von einem skythischen stamm der *Καλλιππίδαι*, der offenbar gräcisiert ist, in seinem ersten teil aber an den skythischen namen *Κολά-ξαις* anklingt und im zweiten den keltischen *Ἐπίδιοι* zu vergleichen ist. Ist das richtig, so ist es mit der deutung 'reiter' übel bestellt, da die skythische form **aspides* lauten müsste. Indessen lassen sich die namen überhaupt nicht vereinigen, wenn man den einen für skythisch hält. Die möglichkeit, dass wir mit einem nichtskythischen stamm zu tun haben, ist indessen nicht ausgeschlossen, und darum weise ich auf diese gleichung hin.

19. Ubii. Wie hier eine 'endung' **-ipides* vorzuliegen scheint, so ist es auch mit den *Ubii*, die sich noch als keltische *Mand-ubii, Es-ubii, Ox-ubii* widerfinden.

20. Canninefates. Den namen *Cannin-* könnte man am ehesten mit den *Παννόνιοι* vergleichen. Die namen stimmen genau zu einander, wenn man *q* als ursprünglichen anlaut ansetzt und für das pannonische einen wandel von *q* zu *p* annimmt. Ich mache auf diese möglichkeit nur aufmerksam, um zu zeigen, wie unvorsichtig es sein kann, die deutung aus einem bestimmten einzelnen sprachstamm zu versuchen.

21. Celtae. Woher der name *Celtae* stammt, ist uns unbekannt. Dass der name *Γαλάται* damit identisch ist, möchte man glauben, obgleich das *g* schwer zu erklären ist. Ich erinnere noch an die skolotischen Skythen, bei denen, wie es scheint der name *Celtae* wider auftritt, nur mit dem plus eines *s* versehen, was nicht auffallend ist.

22. Cimbri. Wie hier vielleicht *g* und *k* wechseln, (hervorgerufen durch mangelhafte widergabe), so steht es auch mit den *Cimbri*. Zunächt vermag ich die britannischen *Cambri, Cumbri* nicht davon zu trennen, und ebensowenig die *Sigambri* und *Gambrivii*. Das *g* dürfte sich durch das Vernersche gesetz erklären lassen.

23. *Δαρδάνιοι* — Danaer. Die kleinasiatischen *Δαρδάνιοι* Homers kehren bei Strabo als illyrische völkerschaft wider, und in den griechischen *Danaern* wird derselbe name stecken. Das ganze kann eine reduplicierte bildung sein und geht vielleicht auf **Δανδανοι* zurück.

24. *Δοῦνοι*. Ptolemäus berichtet von *Λούγιοι Δοῦνοι*, und auch dieser name kehrt an ganz anderem orte wider, nämlich in den *Θύνοι* und *Βίθυνοι* Kleinasiens.

25. Daken. Der name der *Daken* kehrt in *Ἀμαδόκοι* und *Καππαδόκες* wider.

26. Taur-, Teur-, Tur-. Der stamm *Taur-, Teur-, Tur-* erstreckt sich über ein weites gebiet. *Taurini*[1]) in der nähe der Salasser; *Taurisci* sind früher die *Norici* genannt; dann *Τευρίσκοι* unter *Daken, Ταρο-σκύθαι, Τυριγέται* und *Τευριοχαῖμαι*. Die germanischen *Hermun-duren* und *Thuringi* wird man sicher nicht davon trennen dürfen.

27. Chorwaten. Der name der slavischen *Chorwaten* hat bisher jeder deutung widerstanden. Das slavische *ch* ist seinem etymologischen werte nach sehr schwer zu bestimmen; es weist häufig auf entlehnung hin. Zu dem *wa* der zweiten silbe ist *u* oder *ū* die tiefstufe, und man kann daher reinlautlich die germ. *Harūdes*, die im heere Ariovists auftreten, damit vergleichen. Ausserdem kennt Ptolemaeus *Χαροῦδες* als südnachbarn der Kimbern. Nimmt man, wie in früheren fällen, ablaut an, so dürfen wir auch die *Cherusci* aus **herut-ski* damit in verbindung bringen.

28. Tencteri. Wie die *Bructeri* mit den *Βρύγες* zusammengehören, so kann man auch die *Tencteri* mit dem namen der *Tungri* vereinigen.

Diese liste, die sich bei einigem zusehen noch vermehren liesse, zeigt, abgesehen von dem unsichern, klar und deutlich, nach welchen principien die erforschung der völkernamen vor sich gehen muss. Wer germanische völkernamen systematisch deuten will, muss erst gründlich ausscheiden, was nicht germanischen ursprungs ist. Auch noch in anderer beziehung ist

---

[1]) Ich weiss wol, dass man die *Taurini* für Ligurer hält, aber so sicher sind wir nicht darüber unterrichtet, um sie hier ausschliessen zu müssen.

diese vergleichung wichtig. Man muss von dem grundsatz ausgehen, dass die weitverbreiteten namen auf wanderungen ursprünglich einheitlicher stämme schliessen lassen, und so wird sich vielleicht aus solchen untersuchungen manches für die älteste geschichte der indogermanischen völker ergeben. Es fällt bei dieser zusammenstellung gleich eines auf: die namen sind fast durchaus auf die *centum*-stämme beschränkt. Einige greifen zu den Skythen und Slaven hinüber, bis zu den Indern und Iraniern dringt keiner. Denn die persischen *Γερμάνιοι* Herodots dürften doch ein zufälliger anklang sein. Nicht einmal die *Arii* finden sich in irgend einem völkernamen wider. Das spricht für die grosse scheidung, die zwischen Ost- und West-indogermanen bestanden hat, und die durch sprache und cultur hinreichend bestätigt wird. Doch das geht über den rahmen des gesteckten themas hinaus.

LEIPZIG, 13. nov. 1893. H. HIRT.

GRAMMATISCHE MISCELLEN.

E. Die verba causativa im germanischen.

Nach der gewöhnlichen ansicht setzt die flexion der gotischen verba auf *-jan* wie *nasjan* und *sandjan* die im griechischen und indischen vorliegende flexion *-e̯i̯ō, -e̯i̯esi* fort. 'Ich halte die flexion *-ei̯ō -ei̯e-si -ei̯e-ti* etc. mit wechsel von *-ei̯o-* und *-ei̯e-*, wie sie im ar. und griech. klar vorliegt, für die ursprüngliche. Sie mag auch im grossen ganzen nur in lautgesetzlicher fortentwicklung im germ. festgehalten sein.' So sagt Brugmann, Grundr. 2, 1142 in seiner zusammenstellung dieser verbalbildung. Nachdem ich mich längere zeit mit dieser erklärung begnügt hatte, stiegen mir doch eine reihe von bedenken auf, die ich im folgenden vorlegen will. Meine erklärung gründet sich auf dieselben grundsätze, die Streitberg bei der erforschung der *jo*-verben zu so einleuchtenden neuen resultaten geführt haben.

Es steht zunächst fest, dass wir es bei den causativen verben mit einem verbalsuffix *-ei̯-* oder *-ei̯o-* zu tun haben. Die folge davon ist, dass auch in den nichtpräsentischen formen

das suffix auftritt, und zwar in der tiefstufe *-ī̆-*. *-i-* findet sich im ai. und germ., ai. *vartitás*, got. *fra-wardiþs*, im lat. in *monitus, quitum*. *-ī-* erscheint regelmässig im balt.-slav., wie in lit. *vartý-ti* (*vartýsiu*), asl. *vratiti* (*vratichŭ*). Brugmann hätte auch got. *naseins, laiseins* mit anführen können, da diese formen kaum anders als aus grundformen mit langem *ī* erklärt werden können. Es ist zwar möglich, dass in einzelnen fällen kurzes *i* daneben bestanden hat, und dass dieses durch die einwirkung von *salbōns, þulains* < **þulēnis* vollständig verdrängt ist, aber nötig ist diese annahme keinesfalls. Im gotischen ist das verbreitungsgebiet des *ī* damit keineswegs erschöpft, es zeigt sich auch in der 2. 3. sg., 2. pl. ind. und 2. sg. und pl. imp. *sandeis, sandeiþ, sandeiþ, sandei, sandeiþ*, und im slavischen geht das *ī* fast ganz durch das präsens hindurch, z. b. *vraštją, vratiši, vratiti, vratimŭ, vratite, vratętŭ*. Wir werden nachher zu untersuchen haben, ob die germanischen formen auf die indisch-griechischen lautgesetzlich zurückgehen können: von den slavischen steht es fest, dass dies nicht möglich ist. Brugmann meint daher, die slavische präsensflexion erkläre sich am einfachsten daraus, dass das *-ī-* aus dem infinitivstamm in sie übergeführt würde (Grundr. 2, 1144). Mir scheint das nicht so einfach zu sein, da es doch *velěti*, aber *veliši* heisst, eine durchgehende beziehung zwischen präsens- und zweitem stamm also nicht existiert. Im übrigen haben uns Streitbergs abhandlungen gelehrt, dass auf das griechische und arische auf dem gebiet der abstufenden flexion wenig wert zu legen ist: haben doch beide sprachen von der abstufenden nominalen wie



verbalen *i̯o*-flexion fast keine spur erhalten, während diese im slavischen, germanischen und italischen noch deutlich vorliegen. Man hat demnach wol veranlassung, das slavische zu beachten, wenn das germanische dazu stimmt. Ich sehe ferner keine möglichkeit, von den angesetzten indog. formen zu den germanischen zu kommen. Das erschlossene paradigma:

**noséi̯ō*	hätte nur zu	**nasija*
**noséi̯esi*		**nasijis*
**noséi̯eti*		**nasijiþ*
**noséi̯omes*		**nasijam*
**noséi̯ete*		**nasijiþ*
**noséi̯onti*		**nasijand*

werden können, woraus sich in der 2. 3. sg. und 2. pl. **nasīs,*

**nasīþ* hätte entwickeln müssen, während die historischen formen *nasjis, nasjiþ* lauten. Bei den langsilbigen wie *sandeis, sandeiþ* käme man allerdings zu einer lautgesetzlichen erklärung dieser wenigen formen. Alles übrige musste durch die analogie der gewöhnlichen *i̯o*-verben entstanden sein. Aber auch bei diesen ist die ursprüngliche verteilung von ī und ĭ noch nicht genügend aufgeklärt, und ein zusammenfall daher keineswegs sicher; ausserdem ist zu beachten, dass sie ja zum grossen teil stark flectierten und daher mit den causativen fast gar keine berührungspunkte hatten. Allerdings gibt es, wenn ich recht sehe, eine möglichkeit, *nasjis* lautgesetzlich zu erklären, wenn man erwägt, wie die synkopierungsgesetze gewirkt haben. Es ist auffallend, dass aus **suniu̯is sunjus* wird, mit vertauschung der sonantischen und consonantischen function der beiden laute. Wenn wir aber diese verhältnisse übertragen, so musste aus **anstijis* zunächst *anstijs* werden, und erst dieses wurde zu *-īs* contrahiert. Eine unmittelbare zusammenziehung von **anstijis* darf man nach allem, was wir sonst wissen, nicht annehmen. Man könnte nun glauben, dass aus *nasii̯s,* welches nach dem synkopierungsgesetze entstehen musste, durch denselben process, der *suniu̯s* zu *sunjus* umwandelte, *nasjis* entstanden wäre, aber nur nach kurzer silbe, während es nach langer zu *īs* (*sandeis*) geführt hätte. Die folgerung wäre dann nicht abzuweisen, dass eine form wie *sunjus* auch nur nach kurzer silbe berechtigt war, und das nach langer entstandene *-iws* verdrängt hätte. Indessen stehen diese vermutungen völlig in der luft, weil den übrigen dialekten formen wie *nasjis* abgehen. Ich habe diese möglichkeit auch nur angeführt als zeichen, wie ich mir früher die entstehung der germanischen flexion dachte, und ich sehe auch heute noch keine andre möglichkeit zu den historischen formen zu gelangen. Aber dieser erklärung mangelt die nötige grundlage, weil diese formen in den übrigen dialekten fehlen. Denn wie man von gotisch *nasjis* oder *sandeis* zu ahd. *sentis, neris* kommen kann, sehe ich nicht ein. Nach den vocalsynkopierungsgesetzen hätte **sandijis* im ahd. zu **sentji̯s* führen müssen, und man müsste schon wider Mahlows annahme zu hilfe nehmen, dass *j* vor *i* im westgermanischen schwinde. Kurz, ich sehe vorläufig nicht, wie man einwandsfrei die germanischen formen aus dem indogermanischen ableiten kann.

Wenn wir uns nun neben dem slavischen noch an das lateinische wenden, das in der flexion *capio, capis* die alte beugung so treu erhalten hat, so zeigt dieses in den meisten fällen allerdings *-ei̯o, -ei̯esi*, wie in *moneo, monēs*; *doceo, docēs*; *noceo, nocēs*; in zwei fällen weist es aber doch *ī* auch in den präsensformen auf, nämlich in *quĕo, quīs, quīt* = ai. *çváyati*, und in *sōpĭo, sōpīre*, das genau gleich ai. *svāpáyati*, ahd. *int-swebb(i)u* 'schläfre ein' ist. Zur not liessen sich beide verben durch analogiebildung erklären (was widerstände überhaupt einer analogischen erklärung?), aber absolut nötig scheint mir das nicht zu sein. Man kommt mit allen diesen verschiedenen formen ins reine, wenn man auch bei diesen verben eine abstufende flexion für das idg. ansetzt, vielleicht *-éi̯o, -éi̯esi, -éi̯eti*; *-ī̆mós, -ī̆té, -éi̯onti*, die dann einerseits zu dem griechisch-arischen, andrerseits zu dem slavisch-germanischen paradigma ausgeglichen wurde. Man könnte dann *sōpīs* gleich *int-swebis*, ahd. *flewis* = ab. *plovišī*, ahd. *legis* = ab. *ložiši*, ahd. *blentis* = ab. *blądiši* setzen, wobei im germanischen im grossen und ganzen die formen mit kurzem *i* verallgemeinert wären. Das indog. paradigma lässt sich aber nicht sicher construieren, weil wir nirgends mehr die regelrechte abstufung antreffen, und es ist daher auch sehr wol möglich, dass schon im indog. zwei paradigmen bestanden. [Wie ich aus einer correctursendung Streitbergs ersehe, spricht er jetzt IF. 3, heft 5 dieselbe ansicht aus.]

F. Zu den aoristpräsentien im germanischen und zum nom. acc. plur.

An der existenz der sogenannten aoristpräsentia im germanischen ist nicht zu zweifeln. Es bleibt indessen fraglich, welche verba wir zu dieser bildung zu rechnen haben. Bekanntlich hat Osthoff, MU. 4, 4 ff. und Beitr. 8, 265 und passim eine anzahl von verben der *ei̯*- und *eu̯*-reihe mit langem *ī* und *ū* als solche angesehen, und da widerspruch nicht laut geworden ist, darf man die ansicht als allgemein gebilligt ansehen. Osthoff sieht in dem *ī* und *ū* seine nebentonige tiefstufe, die ich indessen nicht für hinreichend begründet erachte. Es fällt auf, dass sich in den verwanten sprachen fast niemals ein langer tiefstufenvocal zeigt und somit das germanische in diesem falle die *einzige aller* indog. sprachen zu sein scheint, die diese eigen-

tümlichkeit aufweist, und eigentlich ohne jeden grund. Ich stelle nach Osthoff einige fälle hierher: ags. *belīfe,* ahd. *bilību,* aber ai. *a-lipat,* lit. *lip-aũ*; ags. *būze,* gr. *ἔφυγον,* lat. *fugio* (avestisch und lit. können nicht als beweismittel angeführt werden); ags. *smūze,* lit. *smukaũ* u. s. w.

Wer die ablautsverhältnisse der indog. sprachen genau verfolgt hat, wird hier vor einem rätsel stehen: die germanischen formen sind auffallend und noch nicht erklärt. Bei genauerem zusehen ergibt sich indessen, dass in den verwanten sprachen fast durchweg den germanischen formen nasalierte präsentien gegenüberstehen. Daher liegt die vermutung nicht fern, dass wir in den längen der germ. sprachen einen ersatz für den ausfall eines nasals zu sehen haben. Nun schwindet ein nasal im gemeingerm. regelrecht nur vor *h*. Es müssen daher hier besondere bedingungen die wirkung veranlasst haben. Da ist denn zuerst die natur des *i* und *u* in betracht zu ziehen (denn nach allen andern vocalen bleibt der nasal erhalten), und zweitens die unbetontheit der wurzelsilbe, denn diese klasse war, wie das Vernersche gesetz und die morphologische structur erweist, nicht wurzelbetont. Ob auch die natur des wurzelschliessenden consonanten in betracht kommt, vermag ich nicht zu sagen. Folgendes sind meine beispiele für den hier angenommenen lautwandel.

1. ags. *be-līfe,* ahd. *bilību,* ai. *limpámi,* lit. *limpù.*

2. got. *fra-weitiþ*, *in-weitiþ* stellt Osthoff mit recht zu dieser klasse, da es ein präsens **veidō* aller wahrscheinlichkeit nach nicht gegeben hat. Ein langes *ī* kommt ausser im avestischen (in dem auf die schreibung kein wert zu legen ist) nur im litauischen vor, beruht aber hier auf secundärem ablaut. Bei der vergleichung mit ai. *vindáti* knüpft man an wirklich vorhandene formen an.

3. ags. *snīweð,* mhd. *snīwet* wage ich nicht an das zweifelhafte gr. *νίφει* anzuknüpfen; vielmehr findet es seinen anschluss an lat. *ninguit,* lit. *sniñga* und geht auf **sningᵘeði* zurück.

4. ags. *þūte* = ai. *tundáte,* lat. *tundit.*
5. ags. *smūzan,* lit. *smunkù.*
6. wgerm. *wīzan,* lat. *vinco.*
7. ags. *sīzan,* ahd. *sīgan,* ai. *siñcáti.*

In allen diesen verben steht in den verwanten sprachen entweder kurzer vocal oder nasaliertes präsens, und man muss daher die formen an eine dieser bildungen anknüpfen.

Leider vermag ich kein anderes beispiel für den angenommenen lautwandel beizubringen, aber auch keines, das der annahme widerspräche, wenn man nur im auge behält, dass weder das aus *e* vor *n* entstandene *i* noch der aus *ṇ, ṃ* entwickelte svarabhaktivocal dieser regel unterliegt; *anstins* bez. *sununs* können deshalb nichts beweisen, weil in vielen fällen der ton auf der endung lag, wofern man nicht etwa in demselben paradigma noch tonwechsel annehmen will. Eher dürfte die behandlung des acc. plur. in den übrigen germanischen sprachen eine analogie bieten. Wenn man die gotische flexion mit der althochdeutschen vergleicht, so stellt sich das bemerkenswerte ergebnis heraus, dass im nom. und acc. plur. den gotischen doppelformen nur eine einzige entspricht, vgl.

dagōs / *dagans* : *taga*, *ansteis* / *anstins* : *ensti*, *sunjus* / *sununs* : *suni*.

Der gewöhnlichen ansicht nach liegt in allen fällen im ahd. die nominativform vor, die in den acc. gedrungen ist, weil im sing. nom. und acc. lautgesetzlich zusammengefallen waren.

Dies ist sehr wol möglich, und durch zahlreiche andere fälle zu belegen, und doch fragt man sich, warum auf dem ganzen westgermanischen gebiet auch nicht éine lautgesetzliche form übrig geblieben ist, da wir im ahd. sonst doch genug reste alter flexionstypen antreffen, die selbst das gotische nicht mehr erhalten hat. Warum finden wir nicht einmal **tagan*, **enstin*, **sunun*? Man wird die frage nie zur entscheidung bringen, wenn man nicht fragt, ob die belegten nominativformen wirklich den gotischen und urgermanischen entsprechen können. Bei einer andern auffassung der auslautsgesetze kann man jetzt vielleicht doch einen schritt weiter kommen. Dem got. nom. pl. *gibōs* entspricht ahd. *gebā*; die länge ist durch Notker reichlich bezeugt: bei *taga*, dem doch im got. *dagōs* entspricht, lässt sich die länge nicht sicher nachweisen. Die gotischen formen sind ihrem ursprung nach völlig gleich: woher also die verschiedenheit?

Im ags. und as. finden wir für den nom. acc. *-os, -as*. Nach der bisherigen ansicht muss man dies auf endbetontes

-ōs zurückführen, wobei nur wunderbar ist, dass nicht auch im femininum diese endung besteht. Nach meiner ungefähren schätzung gab es im germanischen viel mehr endbetonte *ā*- als *o*-stämme. Zudem lässt sich altfriesisch *dagar* nicht auf die grundform *-ṓs* zurückführen: es muss vorläufig aus *-ōses* erklärt werden, aus dem sich auch die ags. und as. formen anstandslos herleiten lassen. Dann bleibt für ahd. *taga* nur got. *dagans* zur erklärung übrig, und gegen die annahme, dass auslautendes *-ns* im wgerm. schwinde, lässt sich nichts einwenden. Die affection, die zu diesem schwund führte, muss älter sein, als der schwund des *i* in dritter silbe, da es ahd. *hanon* heisst < **hananiz*. *n* vor *s* ist vielleicht schon frühzeitig nasaliert worden, und im gotischen hat dann nur eine restitution stattgefunden.

Bei den *i*-stämmen ist das *-i* im nom. pl. ahd. sicher kurz. Nie findet sich doppelschreibung und Notker hat schon *-e*. Wenn *gesti* < **gastijis* entstanden ist, so wäre wegen des gotischen die kürze sehr auffallend; *ansteis* geht aber wahrscheinlich auf idg. *-īs* zurück und müsste erst recht erhaltene länge zeigen.[1]) Ganz einfach wäre die herleitung aus *anstins*.

Bei den *u*-stämmen musste nom. **suniuiz* zu **suniu*, und dies zu *suni* werden, wie die belegte form tatsächlich heisst. Es kommt aber bei Otfrid 4, 5, 59 einmal der acc. pl. *situ* vor: *thar dúent se uns io zi múate situ filu guate.* Die herausgeber haben nicht gewagt, die form anzutasten, und eine andere erklärung als rein lautlich aus **siduns* sehe ich nicht. Eine analogiebildung kann es auch nicht sein, und wenn man die

---

[1]) Got. *ansteis* auf idg. *-ei̯es* zurückzuführen scheint mir deshalb nicht sicher zu sein, weil im lit. die form *nǎktys* vorhanden ist, die man nicht sehr wahrscheinlich aus **naktii̯es* erklärt. Es steht nichts im wege, *nǎktys* mit slav. *nošti*, das gewöhnlich als acc. aufgefasst wird, zu verbinden; darauf weisen vor allem die accentverhältnisse hin. Im russ. ruht der ton immer auf der ersten silbe, während der lit. acc. *wagis. naktìs* heisst. Damit kann man got. *ansteis* ohne weiteres vergleichen, Das irische *trī* (cymr. *tri*) aus *-īs* herzuleiten hindert nichts; es finden sich ferner im ital. nomm. auf *-īs*: lat. *ovís, oveis,* osk. *aídilis.* Im rgveda treffen wir gleichfalls formen auf *-īs* an, z. b. *bhumīsh, naktīsh,* sodass man schon für das indog. den nom. pl. der fem. *i*-stämme als *-īs* ansetzen darf; über dessen entstehung kann man freilich verschieden urteilen.

form nicht als schreibfehler betrachten will, so bleibt nichts andres als unsre erklärung übrig.

Weiteres bietet das altsächsische. So wenig ich mir von Collitz' untersuchung, Bezz. Beitr. 17, 1 ff. über die behandlung des *-ai* zu eigen machen kann, so kann man ihm doch für die untersuchung über die schreibungen des Heliand dankbar sein. Er stellt fest, dass in betreff der scheidung zwischen *a* und *e* dem Cott. mehr zu trauen ist. Es stellte sich bei seiner untersuchung heraus, dass der Cott. beim adj. und pronomen *-a* hat. Dieses *-a* kann nur mit dem ahd. *-a* von *taga* verglichen werden.

Man darf wol als sicher annehmen, dass die übertragung der pronominalendung auf den nom. pl. m. der adjectiva schon im urgerm., ja vielleicht noch früher erfolgt ist. Man vergleiche got. *blindai,* ahd. *blinte,* ags. *hwate,* altn. *spaki-r.* Die umgekehrte wirkung im as. ist deshalb höchst unwahrscheinlich, weil es dann **blindos, *blindas* heissen müsste, da dies die regelmässige form der substantiva in C ist. Es kann dann das *-a* im adjectivum nur der acc. pl., got. *blindans,* sein, wenn man, wie ich es tue, Collitz' ausführungen verwirft. Auch im ahd. findet sich schon in sehr alten quellen *-a*: K. *andhra, kifoacsama,* Is. *mīna, dhīna.* Auch das könnte die acc.-form sein.

Die hier entwickelte ansicht ist natürlich nicht neu. Bereits Mahlow, Die langen vocale *ā, ē, ō* 127 ff. hat dieselbe anschauung vertreten und bei Scherer, Zs. fda. 26, 380 zustimmung gefunden. Mahlow hat ferner speciell auf ags. *sunu* = got. *sununs* und ags. *brōþru* = got. *brōþruns* verwiesen. Auch Jellinek äussert sich jetzt, Zs. f. d. österr. gymn. 1893, s. 1005 in demselben sinne.[1]) Da aber die andre ansicht von Brugmann in den Grundriss aufgenommen und auch sonst weit verbreitet ist, dürften

[1]) Jellinek bekämpft a. a. o. meine fassung der germanischen auslautsgesetze. Ich kann seinen ausführungen keine beweiskraft zumessen und habe keinen grund gefunden von dem hauptprincip der erklärung abzugehen. Einzelnes habe ich ja selbst schon modificiert und anderes ausführlicher begründet. Im übrigen liegt für mich die frage ganz anders als sie Jellinek formuliert. Da im indog. stossender und schleifender ton vorhanden waren, so handelt es sich um die untersuchung, ob sich im germanischen spuren davon nachweisen lassen. Silben wie *óm* und *õm* einander von vornherein gleichzusetzen, halte ich für ebenso falsch wie das zusammenwerfen von *ōm* und *ām.*

diese zeilen doch nicht unangebracht sein. Einigermassen stützt dieser fall den oben angenommenen schwund des nasals.

G. Auslautendes *-s* im westgerm.

Brugmann sagt Grundriss 1, 521: 'von den urgerm. postvocalischen *-s* und *-z* blieb im wgerm. das erstere, z. b. as. *dagos* = got. *dagōs*. Das letztere hielt sich als *-r* bei engem anschluss an das folgende wort, wie in ahd. *ir* = got. *is*, sonst fiel es ab, z. b. ahd. as. nom. *sunu* = got. *sunus*' und soviel ich sehe, ist dies die allgemein angenommene meinung. Brugmann sagt ferner in der anmerkung: 'das *-s* der ahd. 2. sg. opt. *berēs* (urgerm. **ƀéraįz*, got. *bairais*) und der 2. sg. ind. *biris* (urgerm. **ƀerizi*, got. *baíris*) erklärt sich aus dem häufigen enklitischen anschluss des pronomen *du*, westgerm. **þŭ̄*.' Damit sind aber zwei fälle vereinigt, die nicht unter einen hut gebracht werden können, da in *biris* das *s* nicht seit urgermanischer zeit auslautete, sondern ursprünglich durch einen vocal geschützt war. Germ. **birizi* steht mit **dazeso* ganz auf einer linie. Die frage nach dem schicksal des auslautenden *-s* ist also nicht ganz so einfach wie Brugmann es darstellt.

Wenn man eine regelung der auslaute *-s* und *-z* nach dem Vernerschen gesetz annimmt, so muss man doch auch untersuchen, in welchen fällen das urspr. *s* stimmhaft werden konnte. Weil *dagés* und *biris* ein stimmloses *s* haben, darf man nicht etwa ohne weiteres eine betonung **dagéso*, **birísi* ansetzen. Meine meinung nun ist die, dass im ahd. jedes ursprünglich auslautende *-s*, mochte es im germ. als *-s* geblieben oder zu *-z* geworden sein, abgefallen, und dass also ein im absoluten auslaut stehendes, erhaltenes *-z* wie im gotischen secundär wider zu *-s* geworden ist.

Die fälle, in denen auslautendes *-s* im westgermanischen geschwunden ist, sind zahlreich: got. *dags*, ahd. *tag*, gen. sg. nom. pl. fem. *gibōs*, ahd. *geba*, nom. sg. *hairdeis*, ahd. *hirti*, got. *gasts*, ahd. *gast*, got. *ansts*, ahd. *anst*; gen. sg. got. *anstais*, ahd. *ensti*, acc. pl. got. *gastins*, ahd. *gesti*, got. *anstins*, ahd. *ensti*; nom. sg. got. *sunus*, ahd. *sunu*; gen. sg. got. *sunaus*, ahd. *suno*; nom. pl. got. *sunjus*, ahd. *suni*; gen. sg. got. *gumins*, ahd. *hanin*, nom. pl. got. *gumans*, ahd. *hanon*, got. *tuggōns*, ahd. *zungūn*, gen. sg. got. *broþrs*, ahd. *fater*; nom. sg. ahd. *sigu* < **sigōs* oder **sigəs*; got. *twōs*, ahd. *zwō*. Wenn in irgend einer form, so musste doch

hier das *s* stimmlos bleiben und erhalten werden. Ebenso *þōs,* ahd. *dio*; 2. sg. opt. praet. got. *bēreis, bāri,* 2. sg. ind. praet. *zugi* = -*es* (wenn die deutung als aorist richtig ist), got. *wileis* = ahd. *wili.* Also selbst in formen, die wie die 2. sg. ind. und opt. praeteriti nach ausweis des Vernerschen gesetzes endbetont waren, zeigt sich kein -*s,* und damit kann man wol diese ansicht auf sich beruhen lassen.

Erhaltenes -*s* erscheint im gen. sg. der *a*-stämme *tages* < **dageso,* 2. sg. praes. *biris* < **birizi.* Wenn es im conj. *berēs* mit *s* heisst, so kommen hier zwei möglichkeiten in betracht. Die lautgesetzliche form heisst **berē,* **bere,* wie sie im ags. noch vorliegt, und das *s* ist von der 2. sg. ind. praes. restituiert, oder man könnte in dem *berēs* ein altes **berēsi,* die conjunctivform mit primärer endung sehen, was ich indessen nicht für wahrscheinlich halte.

Die endung der 1. pl. (vgl. Beitr. 8, 287) auf -*mēs* hat schon viel literatur hervorgerufen, ohne eine endgültige lösung erfahren zu haben: einen plausibeln erklärungsgrund für die specifische behandlung des *s* dieser form vermag ich wenigstens nicht daraus zu entnehmen. Brugmanns annahme, dass das *s* in den endbetonten formen wie *gāmēs* erhalten sei, kann ich wegen *zugi* aus **tugés* nicht billigen. Ist meine annahme richtig, so würde Kögel, Beitr. 8, 126 recht haben und die form am ehesten mit ai. -*masi* zu verbinden sein.

Eine fülle von schwierigkeiten bereitet auch *neritōs,* ags. *neredes,* an. *safnaðir,* got. *nasidēs,* aber ich kann auch aus diesen formen kein argument ziehen, das die *s*-frage weiter förderte. Die formen des nom. plur. as. *dagos,* ags. *dagas* hat schon Scherer mit der aind. endung -*āsas* verglichen, und es ist dies für mich die einzige möglichkeit die form lautgesetzlich zu erklären.

Da sich kein sicheres argument gegen Scherer anführen lässt, so ist die form als mindestens zweifelhaft nicht zum beweis zu benutzen.

Was sich ausserdem an auslautenden -*s* findet, wie ahd. *nichus, achus, hazus,* adj. *fizus* ist vollends zweifelhaft und leicht durch die einwirkung obliquer casus zu erklären, oder durch die annahme des übertritts in die *o*/*ā*-flexion wie in got. *aqizi.* Die *s*-stämme zeigen regelrecht abfall des -*s*: *sigu, situ, kalb.*

H. Die auslautenden längen im ahd.

Die vertretung der aus dem urgermanischen überkommenen längen im ahd. macht einige schwierigkeiten, die ich bis jetzt nirgends gelöst finde. Im ganzen sind nur wenige ungedeckte vocale als lang bezeugt. Nach den untersuchungen von Braune sind es nur gen. sg. *fridoo* = got. *sunaus,* nom. pl. fem. *gebā,* nom. sg. der fem. *ī*-st. *managī* und 1. 3. sg. conj. praet. *nerití.* Sicher kurz ist dagegen der nom. pl. des masc. *tàga,* nom. sg. der *ja*-stämme *hirti, hirte* N. Zweifelhaft ist der gen. sg. der fem. *ā*-stämme, da er bei Notker nicht mehr vorhanden ist. Dazu kommt die eigentümliche differenz zwischen gen. sg. nom. pl. *gebā* = got. *gibōs,* aber adv. *gilīhho* = got. *galeikō,* nom. sg. *namo* = got. *namō.* Ich vermochte diese differenz IF. 1 nicht recht zu erklären und schrieb den lautwandel dem *s* zu, worin ich allerdings irrte. Man kann die sache einfacher fassen. Es wirkt im wgerm. ein drittes kürzungsgesetz nach der verkürzung der dreimorigen diphthonge und der stossend betonten. Es werden nun alle noch erhaltenen, nicht gedeckten längen verkürzt. Das *s* als ein erst spät abgefallener consonant muss dabei als noch vorhanden angesehen werden. Es blieben dann die verkürzten vocale ihrer qualität nach erhalten: got. *galeikō,* ahd. *gilīhho,* got. *namō* = ahd. *namo,* got. *gibō* = ahd. *tago,* während das lange *ō* sich zu *a* entwickelte, got. *gibōs,* ahd. *gebā.* Ist dies richtig, so folgt auch hieraus, dass ahd. *taga* nicht gleich got. *dagōs* sein kann, ebensowenig wie ahd. *hirti* mit *hairdeis* auf **herdīs* zurückgeführt werden darf. Wir müssen in *hirti* entweder die accusativform got. *hairdi* oder den nom. **herdijas* sehen. Auch nom. pl. *ensti* kann nicht gleich got. *ansteis* sein, sondern muss auf den acc. *anstins* zurückgeführt werden.

Weitere regelrechte beispiele sind gen. pl. *zungōnŏ* = got. *tuggōnō,* dat. sg. *tagĕ* < **dagai,* dat. *enstĭ* = got. *anstai,* 3. sg. opt. *bere* = got. *bairai,* dagegen *berēs* = got. *bairais.*

Einige schwierigkeiten bleiben leider auch hier noch, nämlich die form der adjectiva auf *-o* im ahd. *blinto,* bez. die im alem. auftretenden formen wie *kebo.* Sievers möchte in *gebo* und *geba* einen unterschied wie in lit. *mer̃gōs* und *mergàs* sehen (Beitr. 17, 274 anm.). Das ist nach meiner auffassung unmöglich, da *geba* dann nicht mehr langen vocal haben könnte. Zwischen *gebā* und *gebo* besteht nicht nur ein qualitativer, sondern auch

ein quantitativer unterschied: *blinto* hat sicher kurzes *o*. *o* verhält sich zu *ā* wie *gilīhho* zu *gebā*. Der grund liegt aber in der übertragung aus der pronominalen flexion, auf die auch van Helten, Beitr. 17, 275 gekommen ist. Hier müssen wir mit so mannigfaltigen accentunterschieden rechnen, dass man kaum zu grösserer sicherheit gelangen kann.

Die unterscheidung von ahd. *demo* und *demu*, auf die Jellinek, Beitr. s. 62 ff. hingewiesen hat, scheint mir begründet zu sein. *demo* kann wirklich alte ablativform sein = ai. *tasmād*, da *mm* < *sm* in unbetonter silbe vereinfacht wurde. Ahd. *demu* kann aber nur aus *ó* der alten instrumentalendung erklärt werden. *demo* ist regelrecht verkürzt.

Mit diesem verkürzungsgesetz lässt sich der ahd. stand der dinge erklären. Jedes der drei lautgesetze zeigt andere wirkung. Während durch das erste lange diphthonge verkürzt werden, bleibt beim dritten *ēr* bestehen, während der stosston alle vocale, gedeckte wie ungedeckte, trifft, werden später nur ungedeckte verkürzt.

LEIPZIG. H. HIRT.

GERMANISCHE WÖRTER IM BASKISCHEN.

(Zu Beitr. 18, 397—400.)

Dass ein und das andere wort aus einer germanischen sprache ohne vermittlung in das baskische eingedrungen ist, will ich nicht läugnen. Ich habe selbst Zs. f. rom. phil. 11, 504 von dem bask. *peita* 'köder' gesagt: 'den Goten werden es die Basken kaum verdanken; mit weit grösserer wahrscheinlichkeit den Engländern, in deren besitz Bayonne zwei [vielmehr drei] jahrhunderte hindurch war. Das baskische hat noch einige andere wörter, die aus gleicher quelle zu stammen scheinen.' Zwischen den Goten und den Basken sind die berührungen so äusserliche gewesen, dass nicht bloss die menge, sondern auch die art der von Uhlenbeck angenommenen goto-baskischen wörter befremden muss. Die unwahrscheinlichkeit der entlehnung aus dem gotischen, die er für ein wort wie *edo* 'oder' selbst zugibt, besteht auch für *maiz* 'oft', um so mehr, als dies seiner bedeutung nach dem got. *mais* 'mehr' recht ferne liegt, und vor diesem ein gleichbedeutendes rom. *ma(g)is* eben als romanisches wort sicherlich den vorzug zu beanspruchen hätte. Ein schwanken zwischen germano-romanischer und unmittelbar germanischer herkunft durfte auch bei *anka* und *laido* nicht stattfinden. Ebensowenig kann ich Uhlenbeck zugestehen, dass *gerezi* 'kirsche' wegen des *g* sich nicht aus dem romanischen herleiten lasse; nur haben wir innerhalb dieses bis dahin zurückzugehen, wo *c* vor *e* oder *i* noch unverändert oder doch nur zu *cj* entwickelt war (*ceresia* ist ja aus sehr früher zeit belegt). Endlich wird auch *altz* (so, nicht *altza*, da Uhlenbeck, und zwar mit recht, den artikel wegzulassen pflegt) zunächst auf span. *aliso* zurückgehen, das seinerseits einem germ. **aliza* entsprechen mag, aber wol ohne dass lat. *alnus* (das im roma-

nischen auch als **alinus*, **alnitia* u. s. w. fortlebt) ganz aus dem spiel bleibt.

Zwei baskischen wörtern weist Uhlenbeck germanischen ursprung zu, von denen ihm die romanischen verwanten gar nicht gegenwärtig gewesen zu sein scheinen:

eskela oder vielmehr *ezkela* (so Larramendi, Aizquíbel, Fabre; ist nicht auch hier *-a* der artikel?), 'schel', auch subst. 'schielen'; port. *olhos d'esguelha* 'schele augen'. Uebrigens bleibt die beziehung zu *ezker* 'link' zu erwägen; van Eys macht wol mit recht darauf aufmerksam, dass 'link' und 'schel' in manchen sprachen durch dasselbe wort ausgedrückt werden (er hätte insbesondere auf *gaine*, gask. 'schel', limous. 'linkisch' und port. *esquerdo de um olho* 'auf einem auge schielend', nach Moraes Silva: 'a quem falta uma vista, ou olho' verweisen können).

espar 'stange, stock', genauer 'rebenpfahl', zunächst vom gleichbed. gask. *esparro* (vgl. franz. *espar, espare, espart*).

Folgende wörter sind meines erachtens romanischer herkunft ohne mit den von Uhlenbeck angeführten germanischen wörtern etwas zu tun zu haben:

bargo 'junges, verschnittenes schwein', vielmehr 'junges, entwöhntes [sevré] schwein', und zwar ein ferkel von sechs monaten und mehr (ein noch jüngeres heisst *bargochta*) aus port. galiz. *bácoro* 'einjähriges ferkel' (*bacorinho* 'milchferkel'), das aus dem arabischen zu kommen scheint.

gurruntzi 'durchfall' vom gleichbed. span. *correncia*, südfranz. *courrenço*.

landa 'ackerland' zu *landatu* aus *plantatum*, was ja auch Uhlenbeck, Bask. stud. s. 25 annimmt.

ezten 'pfriem' habe ich Litbl. f. germ. u. rom. ph. 1893, sp. 336 zweifelnd vom gleichbed. span. *lesna* abgeleitet (vgl. *adrillu* aus span. *ladrillo* u. a.); wahrscheinlicher ist seine ableitung von got. *stains* nicht.

Es bleiben einige wörter, die ich zwar nicht aus dem romanischen zu erklären weiss, die aber auch zu den german. wörtern formell oder begrifflich nicht passen, mit welchen Uhlenbeck sie in zusammenhang bringt: *arrano* 'adler' (gewiss *a-rran-o*, nicht *aran-o*), *burdin* 'eisen', *karazko* 'gelegen, geeignet' (gebildet von *karaz*') gelegene zeit', also in keiner weise zu kirchensl. *gorazdŭ* passend), *urki* 'birke'. Gegen *ehun*

‘hundert’ aus got. *ain hund* würde ich weniger einzuwenden haben, wenn wir über die andern baskischen zahlwörter etwas im klaren wären; übrigens verstehe ich nicht, wie intervocalisches ‘*n* erst zu *nh* wurde, ehe es durch die zwischenstufe der nasalierung des vocals + *h* in einfaches *h* übergieng’. Mit einiger berechtigung darf man wol nur bei vier von allen diesen wörtern an entlehnung aus einer germanischen sprache denken, bei *eska-tu* ‘heischen’, *gudu* ‘kampf’, *garnu, gernu* (das *-a* in *garnua, gernua* ist ja der artikel) und *zillar* ‘silber’. Was *gudu* anlangt, so lässt es sich aus einer form mit *n* nicht erklären, wol aber aus altengl. *gúð*; der einwand, den Uhlenbeck in der ‘Euskara’ s. 102[b] erhebt, diese form sei nicht gemein-germanisch, fällt ganz ausser betracht, wenn man die lange herschaft der Engländer im südwestlichen Frankreich ins auge fasst (*guð* ist zwar früh erloschen, erscheint aber noch einmal bei Layamon). So könnten auch *eskatu* und *zillar* aus dem Englischen entnommen sein; das *e* des ersten wortes veranlasst hierbei kein bedenken. Bei dieser gelegenheit will ich auf ein von Uhlenbeck nicht erwähntes wort verweisen, auf *sal-du* ‘verkaufen’, das sich, wenn es überhaupt germanischen ursprungs ist, seiner bedeutung nach nur zu dem englischen worte fügt (und zwar eher zum substantiv als zum verbum), nicht zum gotischen. *Garnu* aber gehört zu jenen wörtern, die sich oft in sonderbarer weise verbreiten; ich erinnere an *brounza, brounzina,* in gewissen gegenden Südostfrankreichs ‘brunzen’.

Was die herleitung von *lufa* ‘fräulein’ aus got. *liuba* anlangt, so stelle ich die existenz des baskischen wortes selbst in frage. Es kam mir gleich von anfang an verdächtig vor; ich fand es nicht bei Larramendi, Aizquíbel u. s. w., nur bei van Eys, und zwar als der guipuzcoischen mundart angehörig, mit ‘demoiselle’ übersetzt, ohne jeden beleg. Ich wante mich daher nach San Sebastian, aber keiner von den darum befragten dortigen Basken kannte weder dies noch ein ähnliches wort desselben sinnes (vorsichts halber hatte ich auch ‘demoiselle’ = ‘libelle’ berücksichtigt). Vielleicht vermag van Eys die quelle noch anzugeben, aus der er sein *lufa* geschöpft hat; vor der hand glaube ich, dass ein versehen untergelaufen ist und zwar, dass es sich um das catal. *llufa* handelt, das nur eine bestimmte art von fräulein bezeichnet, das ‘sommerfräulein’

(senyoreta de estiu) d. i. 'hure'. Mit *liebe* hat das keinenfalls zu tun; doch scheint es sich in das germanische zurückverfolgen zu lassen. Im catalanischen bedeutet das wort auch 2. 'fiest', 3. 'fetzen'. Die zuerst angegebene bedeutung des wortes nicht mit 3., sondern mit 2. in unmittelbaren zusammenhang zu bringen, dazu bestimmt mich, dass 2. sicher die ursprüngliche ist und dass auch neap. *loffa* und franz. *vesse* sowol den sinn von 'fiest' als den von 'hure' haben (vgl. auch venez. *slofa* 'fiest', *slofona* 'grosser fiest, dicke frau'). Ital. *lọffa, lọffia,* venez. *slofa,* sicil. *luffiu,* südfranz. *lọfi, lọfio, loufio* 'fiest' gehören ohne zweifel zu ital. (tosk.) *lọffo, lọffio,* venez. *slofio* 'schlaff', sicil. *lofiu,* südfr. *lọfi* 'einfältig', und hinter allen diesen dürften, onomatopoetisch begünstigt, *schlaff, laffe, schliefen, schlüpfen* (vgl. 'schleicher = 'fiest') und verwante germanische formen stehen (auch friaul. *flapp,* oberit. *fiapp, fiap, fiapo* 'schlaff' ist mir *flaccus* + *schlapp*). Da ich einmal an der hand des germanischen von baskischem auf romanischen boden geraten bin, so sei es mir verstattet, hier noch ein germano-romanisches wort der Pyrenäenhalbinsel anzuführen, das ich bei dieser gelegenheit aufgestöbert habe, nämlich port. *laverca, laberca* 'lerche' (altengl. *láwerce* u. s. w.). Es scheint, dass dies wort nur im norden Portugals sowie in Galizien gebräuchlich ist, also auf einst suevischem gebiete.

GRAZ. H. SCHUCHARDT.

ZUR FRAGE NACH EINER MHD. SCHRIFTSPRACHE.

Schon seit längerer zeit war mir klar geworden, dass bei der frage nach einer mhd. schriftsprache die gestalt des diminutivsuffixes eine wesentliche rolle spiele. Ich hatte mich daher an Wenkers stets bereite liebenswürdigkeit gewendet, um darüber nähere auskunft zu erhalten. Damals war jedoch noch keine der hier in betracht kommenden karten ausgearbeitet. Jetzt hat Wrede die grenze zwischen dem gebiete des *k*-suffixes und des *l*-suffixes gezeichnet in seinem lehrreichen aufsatze über

Hochfränkisch und oberdeutsch (Zs. fda. 37, 288). Aus seiner darlegung geht hervor, dass diese grenze im ganzen mit anderen festen und alten grenzen zusammenfällt; somit muss die heutige verteilung in alte zeiten zurückgehen. Daraus ergibt sich, dass die mittel- und niederdeutschen dichter, die nördlich von dieser linie zu hause sind und die das *l*-suffix verwenden, dies nicht auf grund ihrer heimischen mundart tun; wir erhalten somit einen weiteren bedeutsamen beweis für das bestehen einer mittelhochdeutschen, auf oberdeutschem boden ausgebildeten schriftsprache. Ich hoffe in nicht allzuferner zeit ausführlicher auf diese dinge eingehen zu können.

GIESSEN, 20. nov. 1893. O. BEHAGHEL.

ZU BEITR. 18, 243.

Ai. *pyúkshṇa-* 'überzug des bogenstabs' stimmt zu gr. *πτύσσω* nicht bloss im ersten element, sondern darf geradezu als eine bildung aus diesem verbum betrachtet werden, da es zu dessen grundbedeutung 'schiebe darüber' stimmt. Wir hätten dann neben *úhati* 'schieben' eine bildung mit *ŭ*. Andere wörter auf *-sna* verzeichnen Lindner, Altind. nominalbildung s. 112. Whitney, Grammatik § 1195.

BASEL. J. WACKERNAGEL.

ZU WALTHERS RELIGIÖSEN GEDICHTEN.

15, 40 L. In dem verse *den ir* (der juden) *hant sluoc unde stach* sieht Schindler, Die kreuzzüge in der altprov. und mhd. lyrik (Dresdner progr. 1889 s. 7) die einzige stelle der mhd. kreuzlieder, wo die juden als urheber des leidens Christi erscheinen. Ich glaube jedoch hierher noch die folgenden ziehen zu müssen: 1. Die zusatzstrophe in E zu Walther 15, 5, in deren letzten versen *swem des niht genuoge der ge zuo den iüden die sagent im me* offenbar auf die mitwirkung dieses volkes bei Jesu passion angespielt wird. 2. MSH. 3, 353: *an dem ervüllet wart der juden ger daz er ûf sînem rücke truoc daz kriuz ûf calvarie sunder scham.*

24, 27 L. Wilmanns bemerkt zu dem verse *dêmüetic vor dem esel und vor dem rinde,* dass die bei Jesu geburt erwähnten tiere stets im singular aufgeführt werden. Dies bestätigen auch die hymnen, so Mone 1, 51, 27 f. *nobis vagit praesepio iunctus bovi et asino.* Mone 1, 52, 15 f. *cultu tectus pauperrimo bove calet et asino.* Interessant sind die legendarischen auslegungen und weiterführungen, wie die von der erkennung des heilands durch die tiere: Mone 1, 48, 5 ff. *in praesepe ponitur sub foeno asinorum, cognoverunt dominum Christum regem coelorum.* Mone 1, 50, 19 f. *in praesepe ponitur et a brutis noscitur.* Auch wird das lager in der krippe heilsgeschichtlich ausgelegt: Mone 1, 53, 17 ff. *stratum Jesu praesepium ut sit salubre pabulum mundorum animalium, videlicet fidelium.*

In weihnachtsgebräuchen und kinderliedern hat sich hiervon noch manches erhalten, wie das aufstellen und wiegen der krippe unter bestimmten gesängen (vgl. Paulus Cassel, Weihnachten a. v. st.).

76, 22 L. Der hauptgedanke, der dieses kreuzlied durchzieht, ist wie natürlich der wunsch und die aufforderung, das

heilige grab zu erlösen. Er wird auf verschiedene weise motiviert: zuerst durch den opfertod Jesu (76, 34 f.), dann durch die kürze des menschlichen lebens (77, 3 ff.), die verderbtheit der menschlichen natur (77, 32) und den hinweis auf die erwerbung der seligkeit durch die befreiung des unglücklichen landes (77, 36 ff.). Man sieht, es sind dieselben gedanken, die Wolfram (Zs. fda. 30, 89 ff.) als hauptinhalt der kreuzlieder aufgezeigt hat. Was die darstellung anbetrifft, so ist ihr eine gewisse breite nicht abzusprechen, die sich vielleicht aus der rücksicht auf das volk erklären lässt, für das (nach Wilmanns) das lied bestimmt schien. Zwar will hierzu nicht recht die länge der strophen passen, doch ist dies moment insofern von geringerer wichtigkeit, als die 8 bez. 12 zusammengehörigen verse jedesmal dank dem leichten reimschema *aaabcccb* bequem übersehen werden konnten. Für die einzelerklärung bietet das gedicht manche schwierigkeiten dar, die mir noch nicht überall mit glück beseitigt zu sein scheinen, so gleich zu beginn die feststellung der vom dichter angerufnen person der gottheit.

Der erste grundgedanke: 'Christus hat uns erlöst' verlangt die nennung des namens Jesu, den wir in *læser ûz den sünden* offenbar vor uns haben. Will man nun das vorhergehende auf den heiligen geist und v. 24 f. auch noch auf den vater deuten, so ist zwar die trinitätsformel vorhanden, aber das ganze geht ziemlich durcheinander. Dies letztere wird vermieden, wenn man das ganze auf Jesus bezieht; möglich ist dies, wie die folgenden stellen aus den hymnen zeigen:

Die benennung *minne* erklärt sich aus stellen wie Mone 1, 262, 354 *Jesu pia caritas* u. ä. (vgl. Gal. 2, 20 *in fide vivo filii dei, qui dilexit me* etc.); *berihte kranke sinne*: Mone 1, 32, 13 (*Jesu*) *reformator sensuum*; das wort *anbeginne* bezieht sich auf Jesu uranfänglichkeit und steht im gegensatz zu der ankunft in der welt; diese wird *frônebære* genannt, was Wilmanns mit recht auf einen lateinischen ausdruck zurückführen will: ich denke an Mone 1, 31, 25 f. *adventus hic sollemnibus votis feratur omnibus*. Auch *der weisen barmenære* passt besser auf Jesus, der Mone 1, 262, 79 *pater orphanorum* genannt wird; dort findet sich auch eine parallelstelle zu v. 31 *wir gern zen swebenden ünden*, Mone 1, 262 55 f. *Jesu Christe, pax aeterna, mare regens* etc.

Dies vorausgesetzt ordnet sich die in str. 1 enthaltene anrufung Jesu folgendermassen: 1. Allgemeine bitte um rechte herzensbeschaffenheit. 2. Gebet zu Jesus dem uranfänglichen (v. 24 f.). 3. Anrufung Jesu des menschgewordenen (v. 26—29). 4. Flehen zu Jesu dem für die menschen leidenden.

Die ausdeutung dieser ganzen stelle auf die zweite person der gottheit hat auch für die erklärung der folgenden strophen manchen vorteil. So passt sie besser zu der dominierenden stelle, die Jesu name in der 2. 3. strophe einnimmt; denn auch 78, 1 ist *got wil mit heldes handen dort rechen sînen anden* auf Christus zu beziehen, und 77, 12 wird die Maria doch nur genannt, um unmittelbar wider auf Jesus als ihr kind überzugehen. Dass damit eine concession an das religiöse gefühl der zeit gemacht wird, ersieht man aus der entwicklungsgeschichte des Mariencults bei Ph. Wackernagel, Kirchenl. 2, XIII ff. Auch die schlussstrophe ist, wie v. 78, 19 *lâ dich erbarmen, Krist* zeigt, an die zweite person der gottheit gerichtet; v. 78, 5 *mit dîner zesewen hende* ist vielleicht eine anspielung auf Matth. 25, 33 *et statuet oves quidem a dextris suis*; eine ähnliche stelle steht Judith 179, 2 *daz dir diu gotes zeswe niemer geswiche.*

Am wenigsten passt dazu die vermutung Wackernagels zu 78, 3 *des heilegeistes her,* die jedoch als formelhafter ausdruck aufgefasst und etwa mit *Kristes schar* (MF. 211, 18) verglichen werden kann. Andre bezeichnungen des kreuzheers hat Schindler a. a. o. s. 11 gesammelt; hinzuzufügen wäre dabei die einfachste benennung *bilgerîn,* MF. 97, 15. 181, 16. MSH. 2, 103. 117.

v. 77, 1—3 *got sol uns helfe erzeigen ûf den der manegen veigen der sêle hât gepfant* wird gottes hilfe gegen den teufel in aussicht gestellt; der zusammenhang dieser worte mit der vorhergehenden mahnung zum kreuzzuge wird deutlicher, wenn man die stellen MF. 98, 13 und Walth. 79, 10 heranzieht. Dort spottet der teufel darüber, dass gott so lange das heilige land im besitze der heiden gelassen, hier wird im besondern der teufelsfeind Raphael zum kampfe gegen die ungläubigen aufgefordert. Der dichter denkt sich also gewissermassen den satan im bunde mit den heiden, die worte *ûf den* u. s. w. haben keine besondere beziehung auf unsere stelle, sondern sind nur poetische oder euphemistische umschreibung des namens teufel.

v. 77, 11. *dêst sicher sunder wân* drückt doch wol die von Wilmanns (leben Walthers[1] 147) bezweifelte unbedingte zuversicht auf das gelingen des kreuzzugs aus, die nach Schindler a. a. o. s. 11 sich auch bei den troubadours findet und ihren grund in der gottgefälligkeit des werkes hat (vgl. Walther 12, 27. 125, 4). Anders liegt die sache allerdings 79, 3, wie Wilmanns selbst bemerkt, doch ist dies gedicht überhaupt in seinen religiösen anschauungen freier gehalten, weil nicht für die menge bestimmt (Wilmanns' einl. zum gedichte). — Zum gebrauch des *sunder* liefert F. Bech im Zeitzer progr. 1885 zahlreiche beiträge.

v. 77, 15 findet sich das wort *menscheit* in einer besondern bedeutung, die mir auch, trotz Wilmanns' einwendung, von der 77, 24 vorhandenen abzuweichen scheint. Die worte *sîn menscheit sich ergap* können von Jesus gebraucht nur auf die éine seiner zwei naturen hindeuten, deren andere in dem folgenden *sîn geist* ihren ausdruck findet, und dasjenige bezeichnen, was an ihm menschlich, d. h. sterblich war. Ich möchte dazu die stelle 1. Petr. 3, 18 vergleichen: *mortificatus quidem carne, vivificatus autem spiritu.* Andern sinn hat *menscheit* 77, 24, wo es von den menschen gebraucht wird; ich glaube hier soll es das sündige als das specifisch menschliche am menschen bezeichnen, das er ablegen muss um zum heile zu gelangen. Vgl. hierzu die stelle Eph. 4, 22: *deponere vos . . . veterem hominem.* Diese interpretation würde recht wol zu den gedanken passen, die Hartmann u. a. über die notwendigkeit der weltentsagung beim kreuzzuge aussprechen (MF. 209, 25. 210, 21. 181, 13. 97, 2), ebenso zu v. 77, 30 ff., von denen oben als motiven der 3. strophe die rede war.

v. 77, 17 ff. enthalten manche schwierigkeiten. So ist das *verlisten* mit Wilmanns einfach als 'überwinden' aufzufassen; da eine tadelnde nebenbedeutung nicht darin liegt, fallen auch Faschings unhaltbare beziehungen auf psalm 2, 4 von selbst weg. Wie ist es nun aber mit dem zusammenhang des restes dieser strophe bestellt? V. 18 *der touf sî seit unkristen* dient nicht, wie Fasching (Germ. 22, 433) will, zur näheren erklärung der *diet* als heiden, sondern hat causale beziehung zum folgenden 'wenn sie — warum nicht?'; durch die bezeichnung als nichtchristen werden die heiden auf eine stufe mit den juden gestellt. Sie fürchten sich aber nicht, im gegenteil, sie schreien noch

wider das kreuz (vgl. hier Ps. 2, 1 *quare fremuerunt gentes?*). Zum troste gleichsam für die christen wird aber hinzugefügt, dass auch ihre religion manche anhänger zähle.

Den v. 77, 23 möchte ich nicht, wie Wilmanns, als inhalt des lobes fassen, da er kein lob enthält: er bildet die summa der ganzen gedankenentwicklung.

v. 77, 25 ist von einem zu erwerbenden *lôn* die rede, von dem himmelreich, das den teilnehmern am kreuzzug in aussicht gestellt wird. Als *lôn, praemium* wird die seligkeit oft in den hymnen bezeichnet, s. z. b. Kehrein, Kirchen- und relig. lieder 9, 4. 35, 1, zurückgehend auf die bibelstelle Matth. 6, 2 *receperunt mercedem suam.*

Die worte *sîn drô ist ûf gespart* können unmöglich den von Wilmanns angenommenen sinn haben: weil Christus nicht zum zweiten male für uns sterben wird, erwartet uns bei neuer sünde die bestrafung. Dies würde schon gegen den zusammenhang streiten, der besagt: wenn wir das sündige wesen ablegen, werden wir selig (24/5); möglich ist letzteres, weil Christus für uns gestorben ist (26) ..... und sein kreuz vielen zum segen gereicht (28/29). Hierher passt nur ein analoger gedanke zu 26 und 28, *ûf gespart* muss also soviel als 'aufheben, vernichten' bedeuten, so dass das ganze auf die bibelstelle 1. Thess. 1, 10 hinweist: (*Jesus*), *qui eripuit nos ab ira ventura.*

78, 9—10 scheint ein gedankensprung vorzuliegen, wenigstens ist der zusammenhang zwischen der bitte um ein selig ende und dem gedanken an Jerusalem nicht recht verständlich. Vielleicht hat der sich darbietende reim den dichter zu dieser verknüpfung veranlasst.

Zu 78, 12 *lant vil reine* vgl. Rubîn 8, 3 *sîn reine grap,* zu 78, 14 ausser Wilmanns' citat Ps. 136, 5 noch Luc. 23, 28 *filiae Jerusalem .... super vos ipsas flete.*

Eine noch völlig ungelöste schwierigkeit enthält der schluss des gedichts 78, 18—23, in dem die worte *die dort den borgen dingen* von den herausgebern für unverständlich oder verderbt gehalten werden. Betrachten wir die stelle von rückwärts anfangend, so ergibt sich, dass v. 22 *si* um des gegensatzes zu *uns* willen die heiden bezeichnen muss. Es ist daher zu erwarten, dass diese auch im vorhergehenden gemeint sind, da ein subjectswechsel ohne nähere bezeichnung der personen als

härte empfunden würde. Die bedeutung von v. 20. 21 müsste dann freilich eine andre sein, als man bisher annahm (vgl. Wilmanns z. d. st.). V. 20 würde dem nicht entgegenstehn, da *mit nôt ringen* allgemein 'sich anstrengen' bedeuten kann. V. 21 könnte vielleicht gestanden haben *die dort enbor gedingen,* wovon das swv. *gedingen* als 'die oberhand behalten' bekannt ist, dazu würde steigernd das *enbor* treten. Der sinn des verses wäre dann derselbe wie v. 16 *der heiden überhêre.* Durch die einführung dieser conjectur schienen sich meines erachtens die inhaltlichen und stilistischen schwierigkeiten der stelle noch am leichtesten lösen zu lassen.

124, 1 L. Eine merkwürdige ähnlichkeit mit Walthers *ouwê war sint verswunden alliu mîniu jâr* zeigen die von Hattemer, Denkmahle 3, 596, darnach von Wackernagel, Gesch. d. kirchenl. 2, 55 abgedruckten zwei strophen, die Bartsch, Germ. 5, 67 behandelt und in die Deutschen liederdichter (s. 287 f.) aufgenommen hat:

1 ôwê mîner gar virlornen jâre
diu mir in der welte sint erstorben.
ir velschiu minne stuont mir ie ze vâre,
des ich nâch der sinne was verdorben.
5 nû hat mich diu minne des ermant
daz got durch uns ûf ertrîche kam
und daz sîn wort ze guote an uns ist worden:
sîn minne hât mich brâht in grâwen orden.

Der gedankengang ist ganz derselbe: viele jahre hat der dichter nutzlos im getriebe der welt vergeudet, plötzlich kommt er zur erkenntnis, dass alles irdische eitel ist und sucht nun trost bei der religion; während Walther an der kreuzfahrt teilzunehmen wünscht (125, 9 f.), ist der unbekannte dichter in den *grâwen orden* der Cistercienser eingetreten. Der anfang stimmt fast wörtlich überein. Walther: *ouwê war sint verswunden alliu mîniu jâr* zu v. 1, vgl. ferner W. 124, 3 *daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht* zu v. 3; die verse W. 124, 35—38 führen diesen gedanken weiter aus. — Jedenfalls haben wir es hier mit einer meines wissens noch nicht bemerkten bedeutsamen parallele zu tun, wo nicht gar mit einem vorbilde Waltherscher dichtung.

STRIEGAU, 15. october 1893. W. METTIN.

HŒNIR UND DER VANENKRIEG.

Im eingange seines 6. buches erzählt Saxo Grammaticus, dass die Dänen nach dem tode des könig Frotho III. dessen sohn und rechtmässigen nachfolger Fridlevus fälschlich für tot halten und deshalb den seltsamen entschluss fassen, denjenigen zum könig zu wählen, der den verstorbenen Frotho mit einer poetischen grabschrift ehre. Da meldet sich ein gewisser Hiarnus, *Danicae admodum poesis peritus,* um dieser anforderung zu genügen, und verfasst ein gedicht von vier zeilen, das Saxo in lateinischer übersetzung widergibt:

> Frothonem Dani, quem longum vivere vellent,
> per sua defunctum rura tulere diu.
> principis hoc summi tumulatum cespite corpus
> aethere sub liquido nuda recondit humus.

So wird Hiarno könig, und Saxo führt aus, dass die Dänen, indem sie einem menschen von bäuerlicher abstammung für ein gedicht von wenigen zeilen die königliche würde verliehen, den divus Julius und Africanus an freigebigkeit bei der belohnung einer literarischen leistung weit übertroffen hätten.

Die erzählung wendet sich darauf dem Fridlevus zu. König Haldanus von Schweden bittet ihn um hilfe gegen 12 norwegische brüder, welche ihn bedrängen. Fridlevus sagt zu und macht sich nach Norwegen auf. Die 12 brüder haben sich, als ihre genossen von ihnen abfielen, auf eine insel zurückgezogen, welche von einem reissenden fluss umströmt wird. Hier errichten sie eine festung mit einem hohen wall: *praealtum moliti vallum terrestrem in plano munitionem extenderant.* Von hier aus machen sie ihre ausfälle ins land, wobei sie sich, um über den fluss zu gelangen, einer fallbrücke bedienen, welche am tore der festung angebracht ist und zurückgezogen als türe dient: *excedentes enim insula continentem extructo ponte petere*

consueverant, quem portae munitionis annexum ita quodam funiculorum regimine moderari solebant, ut, quasi volubili aliquo cardine circumvectus modo trans flumen iter sterneret, modo occulto restium ductu superne retractus januae deserviret.

Die brüder sind mutige und kräftige jünglinge, welche sich bereits in kämpfen reiche beute und ruhm erworben haben. Sieben von ihnen nennt Saxo mit namen: Gerbiörn, Gunbiörn, Armbiörn, Stenbiörn, Esbiörn, Thorbiörn und Biörn. Dieser letztere, offenbar der älteste und vornehmste, obwol das nicht ausdrücklich gesagt wird, besitzt ein edles, ungemein schnelles pferd, *equum praestantem corpore, praepetem velocitate,* das allein im stande ist, den tosenden wasserwirbel, *obstrepentem vorticem,* zu überwinden, während andere lebewesen beim schwimmen in der strömung ermüden und zu grunde gehen. Der fluss wird sehr ausführlich beschrieben: *cuius aquae lapsus tam incito ac praecipiti volumine defertur, ut animalia nandi vigore defecta plerumque pessundare soleat. Ex summis enim montium cacūminibus manans, dum per clivorum praerupta saxis exceptus eliditur, in profunda vallium multiplicato aquarum strepitu cadit; verum continuo saxorum obstaculo repercussus, celeritatem impetus eadem semper aequabilitate conservat. Itaque toto alvei tractu, undis uniformiter turbidatis, spumeus ubique candor exuberat. At ubi scopulorum angustiis evolutus laxius stagnando diffunditur, ex objecta rupe insulam fingit. Praeruptum hinc inde jugum eminet, variis arborum generibus frequens, quarum objectus amnem eminus pervideri non sinat.*

Ausserdem besitzt Biörn einen ungewöhnlich wilden hund, dem allein 12 männer unterliegen. Er soll einmal die herde des riesen Offotus[1]) gehütet haben.

Bei einem ausfall, welchen die brüder unternehmen, und wobei sie zurückgeschlagen werden, gelingt es Fridlevus, das pferd des Biörn zu erbeuten, das dieser auf der flucht zurücklässt. Mit diesem pferd kommt Fridlevus über den fluss und lässt dann die brücke herab, auf welcher seine leute in die burg gelangen. Elf von den brüdern werden getötet, den Biörn aber macht Fridlevus, nachdem er ihn von seinen wunden geheilt hat, *sub sacrae obtestationis pignore* zu seinem genossen.

---

[1]) *Ófóti ur Ófótansfirði* FAS. 2, 131. Sn. E. 1, 555.

Fridlevus kehrt in die heimat zurück und macht seine ansprüche auf den tron geltend. Die Dänen teilen sich in zwei parteien, in anhänger des Hiarno und des Fridlevus. Hiarno wird in zwei schlachten besiegt und entflieht allein auf eine insel, welche nach ihm benannt ist.[1]) Als er dann später als *decoquendi salis opifex,* also wie Friðþjófr als salzbrenner verkleidet, dem könig nachstellt, wird er entdeckt und von Fridlevus in einem zweikampfe getötet.

Es ist wol nur ein zufall, dass man bisher noch nicht in den 12 brüdern, welche auf einer unzugänglichen, von einem reissenden strom umflossenen insel hausen, die 12 æsir und in ihrem führer Biörn, der ein wunderbares pferd besitzt, den Óðinn mit dem Sleipnir erkannt hat. Die burg ist der Ásgarðr oder die Valhǫll und die beschreibung stimmt sehr genau mit derjenigen überein, welche die Grímnismál von der Valhǫll geben.

Der unpassierbare fluss ist der Valglaumr oder Valglaumnir, der nach Grímnismál 21 die Valhǫll umgibt, und von dem es dort heisst:

> þýtr þund, unir þjóðvitnis
> fiskr flóði í;
> árstraumr þickir ofmikill
> Valglaumni at vaða.[2])

Dazu sind ferner auch die ursprünglich gewiss identischen unterweltsflüsse, die von schneiden und schwertern erfüllte Slíðr oder Gjǫll, der fluss voll von *ferreis aciebus* in der vision des Godeskalk, der reissende, *tela* aller art mit sich führende fluss in der geschichte des Hadingus bei Saxo 51, die Geirvimul, Grímnismál 27, und der Vaðgelmir, Reginsmál 4, zu vergleichen, von dem es ähnlich wie von dem Valglaumnir heisst:

> ofrgjǫld fá gumna synir,
> þeir er Vaðgelmi vaða.

Die türe der burg ist die Valgrind oder Ná-Helgrind. Die brücke, welche über den fluss führt und auf welcher die brüder hinüberziehen, ist die Ásbrú, Grímnismál 29, Bifrǫst oder Gjallarbrú, vgl. auch die brücke in der geschichte des Hadingus

---

[1]) Gemeint ist *Hiarnö*, s. anm. von P. E. Müller.

[2]) Müllenhoff, DA. 5, 116 fasst *þund* als namen des flusses und *valglaumr* als 'totenschaar'.

bei Saxo 51.[1]) Bei dem *praealtum vallum* hat man an die unübersteigbare mauer des totenreiches, Saxo 51 [2]), zu denken. Der schreckliche hund des Biörn ist der Garmr, der unterweltshund, der allerdings in der Valhǫll nicht erwähnt wird, aber Fjǫlsvinnsmál 13, 14 werden zwei gefährliche hunde, Gífr und Geri, in der behausung der Menglǫð genannt, die offenbar der Valhǫll nachgebildet ist; vgl. übrigens die wölfe Óðins, Geri und Freki, Grímnismál 19. Wer kühn sein will, kann sich noch bei den bäumen, welche erwähnt werden, an den Glasir, die weltesche oder den Mímameiðr erinnern.

Die zwölfzahl der brüder und ihr gemeinsamer name Biörn lassen allerdings auch an die 12 berserker denken, und es ist wol möglich, vielleicht sogar wahrscheinlicher, dass die zwölfzahl von diesen entlehnt ist. Das ändert aber nichts an den übrigen übereinstimmungen und diese genügen vollauf.

Fridlevus ist sicher Freyr. Er ist der sohn des Frotho III., der nach seinem tode auf einem wagen herumgeführt wird, wie das Freyrbildnis in Upsala, FMS. 2, 73 ff. Er heiratet die Frögertha, d. i. die Gerðr, Beitr. 18, 94. Der sohn des Fridlevus ist Frotho IV., der von seinem gegner Svertingus, d. i. Surtr, in der halle verbrannt wird, also wider Freyr, Beitr. 18, 94 ff.

Freyr also erobert den Ásgarðr oder die Valhǫll so wie die vanen nach Vǫluspá 24:

> brotinn var borðveggr borgar ása,
> knáttu vanir vígská vǫllu sporna.

Er schliesst ein bündnis mit Biörn, d. i. Óðinn, *sub sacrae obtestationis pignore,* so wie die vanen mit den asen nach dem kampfe ein bündnis schliessen. Es liegt also hier ziemlich deutlich der vanenkrieg vor.

Biörn oder Biörno spielt noch im folgenden kampf des Fridlevus mit Amundus, dem vater der Frögertha, eine rolle. Saxo 269 lässt er seinen molossus los, der im heere des Amundus wütet und dasselbe zum rückzuge zwingt. S. 270 hat er einen zweikampf mit Ano, *cognomento sagittarius,* zu

---

[1]) *Progressique praecipitis lapsus ac liventis aquae fluvium diversi generis tela rapido volumine detorquentem eundemque ponte meabilem factum offendunt.*

[2]) *Prodeuntibus murus aditu transcensuque difficilis* obsistebat.

bestehen, der auf seite des Amundus steht und in dem kampfe mit Biörn seine grosse geschicklichkeit im bogenschiessen zeigt. Dieser kampf bleibt unentschieden. S. 272 heisst es, dass Biörno und Ano sich auch in der folgezeit befehdet haben, und dass es schliesslich Fridlevus gelang sie auszusöhnen. Er gab ihnen seinen sohn Olavus zur erziehung. Wir finden beide in der Ánssaga bogsveigis wider, wo Án mit Bjǫrn, der ein *hirð-maðr* des könig Ingjaldr ist, einen ringkampf zu bestehen hat, FAS. 2, 333 ff.

Die feindschaft des Bjǫrn, d. i. Óðinn, mit dem bogenschützen Án vergleicht sich der des Bruni, d. i. Óðinn, mit dem Finnenkönig Gusi FAS. 2, 118 ff. Bei Saxo 270 trifft Ano mit seinem geschoss den pfeil, welchen Biörn eben auf die sehne legen will. In der Ketilssaga hængs, FAS. 2, 121, begegnen sich die pfeile des Ketill, der für Bruni kämpft, mit denen des Finnenkönigs Gusi, vgl. Zs. fda. 32, 449 ff.

Snorri erzählt bekanntlich Ynglingas. c. 4, dass die asen und vanen, nachdem sie mit wechselndem glück gekämpft hatten, frieden schliessen und denselben durch einen geiseltausch bekräftigen. Die vanen stellen den weisesten unter ihnen, den Kvasir, die asen den Hœnir und geben ihm als berater den weisen Mímir mit. Hœnir wird sofort von den vanen zum könig gewählt, erweist sich aber bald als zu diesem amte ungeeignet, denn wenn Mímir abwesend ist, weiss er sich in der ratsversammlung nicht zu helfen und sagt immer *ráði aðrir*. Als die vanen sehen, dass sie betrogen sind, töten sie den Mímir und schicken den asen sein haupt, dem Óðinn die fähigkeit zu sprechen verleiht.

Bei Saxo wird in zusammenhang mit dem vanenkrieg die geschichte von Hiarno erzählt, von einem homo rusticus, der durch eine unbedeutende geistige leistung, durch ein inhaltsloses gedicht von vier zeilen, auf den tron gelangt in abwesenheit des Fridlevus. Wenn Hiarno als *rusticanus* und *Danicae poesis peritus* bezeichnet wird, so hat man sich ihn wol als einen þulr, als einen in lumpen gehüllten collegen des Loddfáfnir zu denken.

Also in beiden quellen findet sich in demselben zusammenhang die geschichte von einem wenig geeigneten, fremden könig,

nur wird dieselbe bei Saxo vor dem vanenkrieg erzählt, in der Ynglingas. nach demselben. Wenn wirklich bei Saxo der vanenkrieg vorliegt, so müssen wol auch Hiarno und Hœnir gleichgestellt werden.

Bei Saxo erscheint der name in zweifacher gestalt, als *Hiarnus* und *Hiarno*. Die letztere form ist wol die richtige, denn es liegt der bekannte nordische name Hiarne, Hierne, Hiærne vor, den das Diplomatarium Norwegicum oft belegt, und der auch heute noch im norden erscheint. Der name ist offenbar das an. *hjarni* m., ahd. *hirni* n., unser *hirn* und bedeutet hirnschale oder hirn. Er vergleicht sich dem namen *Skalli*, welchen der riese, der den Throndhjemer dom baut, führt, und den auch Snorri 1, 550 unter den *jǫtna heiti* aufzählt, oder dem häufigen namen *Kollr*.

Man ist versucht, den namen des dichters oder dichterlings bei Saxo als 'ingenium' zu fassen, wobei man sich auf den Galhierne von 1494 im Diplomatarium Vibergense berufen könnte. In der alten sprache lässt sich *hiarni* in dieser bedeutung allerdings nicht nachweisen.

Hiarno erscheint als þulr. Das stimmt zu der einzigen etymologie von Hœnir, welche der germ. und nord. sprachschatz ermöglicht. Denn sucht man in demselben nach einer anknüpfung, so bietet sich, wie schon Uhland, Schr. 6, 191 gesehen hat, an. *hœna* henne, *hœns* geflügel, *hani* hahn dar, welche man schon längt mit lat. *canere* zusammengestellt hat, und wol mit recht. Im mod. isl. erscheint ein v. *hœna* locken, to allure, attract in der phrase *hœna einn at sér*, reflex. *hœnast að einum*, to take a liking for one, søge at vinde ens Yndest. Dieses *hœna* ist wol kaum als denominativ 'locken wie die henne ihre küchlein' zu fassen, sondern mit an. *gœla* (got. *gôljan*, *χαίρειν*) to comfort, soothe, appease, norw. *gjøla* smigre, kildre med ros aller søde ord, indsmigre sig, an. *gœl* n., *gœla* f. enticement, *gœling* fondling zu vergleichen.

Gœla und *hœna* sind also synonyma, und wie dem *gœla* ein *gala* singen zur seite steht, so kann mit grosser wahrscheinlichkeit zu *hœna* ein **hana* singen, also die genaue entsprechung des lat. *canere* reconstruiert werden. Es bezeugt ferner an. *barnagœlur* nursery songs auch für *gœla* die bedeutung 'singen'. Dieselbe darf daher auch für *hœna* in anspruch ge-

nommen werden.[1]) Gab es aber ein *hœna* singen, so ist der name *Hœnir* kaum davon zu trennen, er muss 'der sänger' bedeuten.

Die nachrichten über den Hœnirmythus sind allerdings sehr spärlich, aber manches stimmt zu dem vorgebrachten. Hœnir ist jedenfalls ein friedlicher gott, das zeigt sein widererscheinen nach dem weltuntergange, wo er mit Baldr widerkommt, um den loszweig zu kiesen. Er gehört also nicht zu den schlachtgöttern, den *valtívar*, für die in der kommenden friedlichen welt kein raum mehr ist.

FAS. 1, 373 (Sǫgubrot) wird Hœnir der *hræddastr ása,* der furchtsamste unter den asen, genannt, und dieselbe bedeutung wird wol auch *hinn skjóti áss* Sn. E. 1, 268 haben. Das stimmt zu unserer deutung des namens als 'sänger'. Hœnir hat offenbar eine ähnliche rolle gespielt wie Bragi, dem ja auch in der Lokasenna 13 vorgeworfen wird, dass er unter allen asen der *við víg varastr ok skjarrastr við skot* sei. Nach Ynglingas. c. 4 war Hœnir ein grosser, schöner mann, *mikill maðr ok hinn vænsti.* Lokasenna 15 wird Bragi von Loki *bekkskrautuðr* 'bankschmücker' genannt, wie sonst frauen der beiname *bekkjarbót* gegeben wird, Bugge, Beiträge 13, 192.

Nach Ynglingas. c. 4 wurde Hœnir gegen den Kvasir eingetauscht, aus dessen blut der dichtermet bereitet wird. Ob diese gegenüberstellung ursprünglich ist oder nicht, kommt für uns hier nicht in betracht — sonst kommt Njǫrðr als geisel zu den asen, Sn. E. 1, 92. Lokasenna 34 —, aber die beiden sind jedenfalls contrastfiguren; Hœnir weiss sich auf dem þing ohne Mímir nicht zu helfen, von Kvasir heisst es dagegen Sn. E. 1, 216: *hann var svá vitr, at eigi spyrr hann þeirra hluta, er eigi kann hann órlausn.* Wir haben uns wol Hœnir in einem ähnlichen gegensatz zu Kvasir zu denken, wie die zwerge Fjalarr und Galarr, Sn. E. 1, 216, welche den Kvasir töten, und von welchen der eine 'schreier' heisst, der andere einen bekannten hahnnamen führt. Wenn Hœnir in der neuen welt den loszweig kiesen soll, also auch wol schon in der alten

---

[1]) Im österreichischen dialekt wird *henna*, also ein altes **hanjan*, in der bedeutung 'weinen' gebraucht, vgl. auch DWb. unter *hennen* 'singen', *heinen* flere, latrare, ferner *hüenen* latrare, plorare Schmeller 1, 1118, 1120.

dieses geschäft besorgte, so darf man vielleicht vermuten, dass er wie sein freund und genosse Óðinn ein *galdrs faðir,* Vegtamskv. 3, war. Es ist ferner zu beachten, dass die worte *ráði aðrir* eine skothending bilden und dazu Ynglingas. c. 6 zu vergleichen, wo es von Óðinn heisst, dass er alles in reimen, hendingum, gesprochen habe. Vor allem aber erinnert Hœnir durch sein verhältnis zu Mímir an Óðinn. Wie dieser holt er sich bei Mímir in wichtigen angelegenheiten rat.

Beitr. 18, 75 anm. ist Mímir zu der germ. wurzel *mīm* gestellt worden, welche 'messen' und 'denken' bedeutet: ags. *mámrian* grübeln, nd. *mîmeren,* nl. *mymeren,* norw. *meima* abmessen, *meiming* strich, linie. Es liegt also hier derselbe bedeutungswechsel vor wie bei der wurzel *met*: got. *mitôn* denken, *mitan* messen. Mímir ist also ein synonymum zu ags. *meotod,* as. *metod* schicksal, gott, an. *mjǫtuðr* schicksal. So heisst auch der baum, unter welchem Mímir wohnt, *mjǫtviðr,* Vǫluspá 2.

Zu der auffassung des Mímir als schicksalsgott stimmt, dass er wie die nornen unter der weltesche haust und dass er in Deutschland wie im norden als schmied erscheint; vgl. den Mime der deutschen quellen und den Mimingus, *sylvarum satyrus* Saxo 114 ff., von welchem Hotherus einen wunderbaren, schätze vermehrenden ring und das schwert gewinnt, mit welchem allein Balderus getötet werden kann.

Als gemeingerm. ist uns durch die sprache die vorstellung vom schicksal als einer schaffenden macht bezeugt: ahd. *gascaft,* as. *giscap, wurdi-, regano-, metodogiscapu,* ags. *ȝesceap,* an. *skǫp.* So hat man den weiblichen schicksalsgottheiten eine weibliche beschäftigung, das weben, zugedacht, dem schicksalsgott musste eine männliche, das schmiedehandwerk, zugeteilt werden. In der Þiðrekssaga vertritt Mime den Reginn der Siegfriedsage. Auch Reginn ist ein schmied, und auch in seinem namen liegt eine gemeingerm. bezeichnung für den gottes- und schicksalsbegriff vor: got. *ragin* γνώμη, an. *regin, rǫgn* götter, as. *reganogiscapu* = *metodogiscapu.*

Am schlusse des 5. buches, also unmittelbar vor der geschichte von Hiarno, erzählt Saxo, dass Frotho III., der vater des Fridlevus, einen schweren goldring auf offenem felde, *in triviis,* niederlegen liess, *edictae a se innocentiae experimentum*

tam insignis praedae documento daturus. Der ring bleibt auch lange unberührt liegen, denn die furcht vor der strafe schreckt die diebe: *tanta siquidem Frothonianae majestatis auctoritas erat, ut etiam aurum rapinae expositum perinde ac firmioribus claustris obsitum tueretur.* Das war die zeit, wo der *salutis auctor* in die welt kam, *cum jam terrae sopitis bellorum incendiis serenissimo tranquillitatis otio fruerentur.*

Da überredet eine zauberin, *matrona quaedam magicae rei perita,* ihren sohn, den diebstahl auszuführen, *plus spei in arte sua, quam metus in regis saevitia reponens.* Als Frotho kommt, um sie zu züchtigen, verwandelt sich die zauberin zunächst in eine stute, dann in eine *bos maritima* und ihre söhne in kälber. Sie tötet den könig mit dem horn, als dieser seinen wagen verlässt und sie erstaunt betrachtet. Darauf verheimlichen die leute des Frotho seinen tod und führen den leichnam auf einem wagen im lande umher. Die soldaten des Frotho haben den könig an der zauberin und ihren söhnen gerächt, indem sie die ungeheuer mit den speeren töten: *cujus mortem milites ultione prosequi gestientes, petita jaculis portenta configunt. Quibus interemptis, animadvertunt humana cadavera ferinis capitibus praedita.*

Beitr. 18, 88 ff. wurde gezeigt, das dieselbe sage in zwei variationen auch in der Ynglingasaga erscheint. C. 30 wird erzählt, dass ein sclave Tunni den könig Egill bestiehlt und von diesem dafür bestraft wird. Unmittelbar darauf, aber ohne zusammenhang mit dem diebstahl, heisst es, dass der könig von einem stier der plötzlich aus dem walde trat, mit den hörnern gespiesst wurde.

C. 21 wird Dagr spaki von einem sclaven, der wie der stier im c. 30 plötzlich aus dem walde tritt, mit der heugabel erstochen.

Aus einer vergleichung dieser drei fassungen geht ganz klar hervor, dass Saxo das ursprüngliche bewahrt hat. Bei ihm steht der tod des königs in zusammenhang mit dem diebstahl. Dieser zusammenhang ist in der geschichte des Egill bei Snorri gelöst, aber beide motive, der diebstahl und die ermordung des königs, stehen noch nebeneinander. In der geschichte von Dagr spaki fehlt der diebstahl, aber wie bei Saxo *die mutter* des diebes, welcher dem sclaven Tunni entspricht,

den könig ermordet, so fällt hier Dagr durch einen sclaven. Das motiv, dass sich die zauberin in eine bos maritima verwandelt, ist vergessen und dafür das von der heugabel eingesetzt worden. Auch in den namen zeigt sich die verwantschaft der Saxostelle und der erzählung von Dagr: bei Saxo heisst der könig Frotho (*fróði* der kluge), in der Ynglingas. hat Dagr den beinamen *spaki* (der kluge).

Die geschichte vom ring erzählt bekanntlich auch die prosa zum Grottasǫngr. Es heisst dort wie bei Saxo, dass während Fróði, der hier der sohn des Friðleifr und enkel des Skjǫldr ist, in Dänemark regierte, Christus geboren wurde. Fróði ist ein zeitgenosse des Augustus, während dessen regierung auf der ganzen welt tiefer friede herschte. Im norden wurde dieser friede *Fróða friðr* genannt. Es gab damals in Dänemark weder diebe noch räuber und ein goldring lag lange auf der Jalangrsheide. Die ausdrucksweise *lá lengi* scheint allerdings darauf hinzuweisen, dass auch der verfasser der prosaeinleitung zum Grottasǫngr von einem diebstahl wusste, aber er erwähnt ihn nicht, sondern geht sofort zur erzählung von der zauberhaften mühle über, die, wie der finnische Sampomythus zeigt (*Sampo* = an. *sambú*), nichts andres ist, als die gesellschaftliche ordnung, welche als eine automatische, alles spendende mühle gedacht wurde, Comparetti, Kalewala 231 ff.

Die geschichte vom ring, der unberührt im freien liegen bleibt, ist deutlich eine illustration zum Fróða friðr. Dieses goldene zeitalter wird gestört durch eine hexe, welche den ersten diebstahl veranlasst, welche die soldaten des Frotho mit speeren töten, *petita jaculis portenta configunt*, also *geirum studdu*. Es folgt dann bei Saxo die geschichte von Hœnir und dem vanenkrieg.

Man kann die übereinstimmung, die sich so mit der Vǫluspá ergibt, kaum für zufällig halten. Die hexe Saxos ist die Gullveig und die vísur 21—24 der Vǫluspá haben jetzt eine dänische parallele mit derselben reihenfolge der begebenheiten (goldenes zeitalter, Gullveig, vanenkrieg) gefunden.

In dem ags. gedicht 'Des sängers trost' klagt der sänger Deór, dass er von einem Heorrenda aus seiner stellung als *scop Heodeninga* verdrängt worden sei, und dass dieser sich jetzt des besitzes erfreue, den früher Deór genossen habe. Es

ist eine anerkannte tatsache, dass dieser Heorrenda der Horand unserer Kudrun ist. Nun erscheint Horand als herr von Dänemark, während Frute wol immer *von Tenemarke* heisst, aber nicht herr von Dänemark ist. Bezeichnend ist Kudrun 1612, 1613:

1612. Man hiez in (Fruoten) wesen schenke. der helt sprach ir zuo
'ich leiste ez gerne, vrouwe, welt ir, daz ich'z tuo,
diu lêhen sult ir lîhen mit zwelf vanen rîchen;
sô wirde ich herre in Tenelant.' des lachte dô vrou Hilde
minneclîchen.

1613. Dô sprach diu küniginne 'des mac niht gesîn.
in Tenelant ist herre Hôrant der neve dîn.
du solt in vriundes mâze an sîner stat schenken.
swie er sî ze Ormanîe, sô solt du doch hie heime in bedenken.'

Nach dieser stelle ist also Frute dem Horand untergeordnet, und scherzhaft will er den auftrag der Hilde, den Horand zu vertreten, so misbrauchen, dass er diesen verdrängt, vgl. Martin z. d. st. Dieses verhältnis des Frute und Horand ist um so auffallender, als der milde Frute doch zweifellos Fróði, der mythische könig von Dänemark, also Freyr ist. Nach dem Rosengarten D 359 ff., vgl. W. Grimm HS.[3] 281. Holz s. 126, hat Günther den Frute aus Dänemark vertrieben:

359 'Wâ bist du nû von Tenemarc der junge künec Vruot?
ez hebet in dem garten Gunther der degen guot:
mit deme solt du strîten, du junger helt starc.'
'gerne', sprach künec Vruote, 'er vertreip mich ûz Tenemarc.
360 Er nam mir ouch mîn erbe, daz mir mîn vater lie ...'[1])

---

[1]) Gehört hierher auch das dienstverhältnis Siegfrieds zu Günther? Denn dass Siegfried Freyr ist, geht abgesehen von seiner werbung um die vom vafrlogi umgebene jungfrau, auch aus dem geschlechtsnamen Vǫlsungr hervor. Die ganze geschichte des geschlechts, die wunderbare empfängnis von Vǫlsungs mutter, der kinderreichtum des Vǫlsungr, der barnstokkr als symbol dieses kinderreichtums machen es jedenfalls sehr wahrscheinlich, das *Vǫlsungr* nahe verwant ist mit *Vǫlsi, Vǫlski,* dem namen einer phallischen gottheit, von welcher der Vǫlsaþáttr ed. Vigfusson (hinter der Barðarsaga 1860), die Vǫlsafærzla Corp. p. b. 2, 381 und das isländische märchen von Vǫlski, Arnason, Þjóðsögur 1, 177 berichten. Dazu ist der Fricco bei Adam v. Bremen zu vergleichen, dessen simulacrum *cum ingenti priapo* dargestellt war. Plutarch erzählt im leben des Romulus c. 2, dass nach einer von den vielen sagen von Romulus und Remus erzeugung diese söhne einer magd waren, welche sie von einem männlichen glied empfangen habe, das auf übernatürliche weise sich aus dem herde des

Hält man diese nachrichten zusammen, so kann man mit wahrscheinlichkeit auf die grundvorstellung schliessen, dass Horand den Frute verdrängt hat.

Hjarrandi ist als name Óðins belegt, Sn. E. 1, 434. 666. 2, 472. 555. Es erklärt sich so die doppelte erscheinungsform dieser sagengestalt als könig (in der nord. fassung der Hildensage) und als sänger.[1]) Der name setzt als part. praes. ein v. **hjarra* voraus, das zu dem mhd. *hurren,* norw. *hurra* sich schnell bewegen, lat. *currere* zu stellen ist. Hierher gehört auch das gemeingerm. wort für angel, an. *hjarri,* ags. *heorra,* mnl. mnd. *herre,* vielleicht auch an. *hjarsi, hjassi,* dän. *isse* scheitel, wie unser *wirbel* zu *hwerban*. *Hjarrandi* ist also wol mit recht von Müllenhoff, Zs. fda. 12, 312. 30, 232 mit dem spielmannsnamen *Werbel* verglichen worden, nur wird dieser nicht 'plectrum', sondern wie *Huyrvillus, Holandiae princeps* Saxo 178, 'vagabundus' bedeuten, und auch *Swemmel* wird zur wurzel *swīm* zu stellen sein, vgl. ags. *swima* schwindel, an. *sveima,* mhd. *sweimen* schweben, *svimul* lupa Sn. E. 1, 592 (quasi oberrans).

Der sänger Óðinn erscheint also in dem ags. gedichte als usurpator und in der Kudrun ist ihm Frute, der ursprüngliche

---

hauses erhoben habe. Das orakel hatte verkündet, dass die jungfrau, welche sich zu diesem gliede begebe, einen sohn gebären werde, dem grosser ruhm beschieden sei.

Unklar bleibt es freilich, wie man sich die beziehung dieser *Vǫlsungar* zu den deutschen **Walisungôz* zu denken hat. Denn wenn Much, Beitr. 17, 164 mit recht den namen der linksrheinischen Germanen, d. i. *Germani,* als ein gallisches wort fasst mit der bedeutung *γνήσιοι,* so wird das wol die gallische übersetzung eines deutschen **Walisungôz* (g. *walis* *γνήσιος*) sein, denn die Gallier hatten ja kein interesse, die Deutschen als *γνήσιοι* zu bezeichnen. Diese *Walisungôz können von dem rheinischen fürstengeschlecht der Vǫlsungar nicht getrennt werden. Es wäre denkbar, dass es ursprünglich zwei geschlechter gab, mythische Vǫlsungar mit einem ahnherrn Vǫlsi (Freyr) und historische **Walisungôz*, und dass man beide erst später identificiert hätte. *Vǫlsi* kann nur auf **Walúsē* zurückgehen, s. v. Grienberger, Zs. fda. 36, 309 anm., und wird wol zu *valor, Valesius, Valerius* zu stellen sein, also 'potens' bedeuten. Ein bedeutungsübergang von 'zeugung' zu 'echtheit' (g. *walis*) ist wol verständlich. *Vǫlsungar* kann ebenso gut auf ein altes **Walísungôz* mit gewöhnlichem, frühen ausfall des *i* zurückgehen, als auch auf * *Walúsungôz*.

[1]) Vgl. auch FAS. 3, 223: *sló hann þá Gýgjarslag ok Drǫmbuslag ok Hjarrandahljóð.*

könig von Dänemark, untergeordnet. Bei Saxo verdrängt der dichter Hiarno den rechtmässigen könig der Dänen Fridlevus, den sohn des Frotho, und dieser Hiarno ist mit dem Hœnir identisch, dem genossen des Óðinn, dem in der Ynglingasaga, wie sonst dem Óðinn, der Mímir als berater beigegeben ist. Es ergibt sich aus der vergleichung dieser beiden sagengruppen, dass das verhältnis des Horand und Frute in der Kudrun denselben zwist zur voraussetzung hat, wie Saxos geschichte von Hiarno und Fridlevus, d. i. Hœnir und Freyr, und dass Hœnir nichts andres ist als Óðinn, d. h. der zu einer selbständigen göttergestalt gewordene dichter Óðinn.

Damit ist auch der dem mythus von Hœnir und dem vanenkrieg zu grunde liegende gedanke klar geworden. Es kommt hier ein gegensatz zum ausdruck, ähnlich dem von Njǫrðr und Skaði in dem bekannten mythus oder dem von Óðinn, dem aristokratengott, und Þórr, dem bauerngott, in den Hárbarðsljóð. Den ackerbau und schifffahrt begünstigenden vanen stehen die asen gegenüber, deren oberhaupt Óðinn, der vertreter der geistigen interessen, der dichtergott und freund des weisen Mímir ist. Óðinn wird als könig der vanen komisch gefasst, er muss immer den Mímir um rat fragen und hat, wenn dieser ihm nicht zur seite steht, auf jede schwierige frage, die ihm vorgelegt wird, immer nur sein gereimtes *ráði aðrir* zur antwort, das man etwa frei mit 'kann nit verstan' widergeben könnte.

Es ist ganz deutlich, dass der mythus bei Saxo von einem wesentlich andern standpunkt aus dargestellt ist als in der Ynglingas. und in der Vǫluspá. Bei Saxo ist Fridlevus, also Freyr, der rechtmässige könig und Hiarno der usurpator. Der erzähler steht also auf seite der vanen, und diese auffassung wird auch die quelle geteilt haben, nach welcher die Hildensage den Heorrenda als usurpator aufgefasst und den Frute dem Horand untergeordnet hat. Dagegen vertritt die Ynglingasaga und die Vǫluspá den standpunkt der asen. Die asen sind die geistig überlegenen, sie täuschen ihre gegner bei dem geiseltausch, indem sie ihnen den Hœnir schicken, der sich als dem weisen Kvasir ungleich erweist; sie sind ferner die älteren im besitz und Óðinn nimmt Njǫrðr und seine kinder *als gleich*berechtigte in die schar der asen auf.

Aller wahrscheinlichkeit nach steht die darstellung Saxos, welche den vanenstandpunkt vertritt, dem ursprünglichen mythus näher, denn in demselben handelte es sich wol um den gegensatz der heimischen, ingvaeonischen vanenreligion und des eingewanderten Óðinncultes, der, wie Henry Petersen überzeugend nachgewiesen hat, nur an den königshöfen herschend wurde, während das volk an seinem Þórr, Njǫrðr und Freyr festhielt. Wir verdanken den mythus wol dem witzigen kopf eines þulr, eines dichters aus dem volke, der auf das höfische treiben und insbesondere auf die hofdichter, seine skaldischen rivalen, schlecht zu sprechen war. So hat er in seinem dichterkönig Óðinn die carrikatur von einem skalden entworfen, und er hat ihn hendingum reden lassen, während er selbst wol ein anhänger der alten reimlosen dichtung war.

Der ursprüngliche mythus wird dem ratlosen asenkönig Óðinn den weisen vanenkönig Freyr, der ja auch Fróði (der kluge) heisst, entgegengehalten haben. Der geiseltausch und die gegenüberstellung der beiden dichter Hœnir und Kvasir, die übrigens ihr seitenstück in dem ags. gedichte hat, werden spätere zutaten sein. Wenn ferner der dichter Óðinn in den Hœnir umgewandelt wurde, so geschah das wol unter dem einfluss der zweiten richtung, welche die asen begünstigte. Es entsprach der vorstellung, welche man in diesen kreisen von Óðinn hatte, nicht, wenn er bei den vanen die rolle eines 'dreckkönigs'[1]) spielte, und der einfluss dieser richtung zeigt sich auch bei Saxo, denn auch hier sind der dichterkönig Hiarno und Biörno, d. i. Óðinn, verschiedene personen, wie in der Yinglingas. Hœnir und Óðinn.

Hiarno und Fridlevus sind, wie oben ausgeführt wurde, Horand und Frute. Der zusammenhang der namen Hiarno und Hjarrandi wird freilich ein ebenso loser sein, wie der von

[1]) Denn so ist das *aurkonungr* = *Hœnir* Sn. E. 1, 268 mit Uhland, Schr. 6, 197 zu verstehen und *leirjǫtunn*, isl. *leirskáld*, a poetaster, *skítkarl* u. ä. zu vergleichen. Der mythus vom Mǫkkrkálfi wird wol den ausdruck *leirjǫtunn* oder einen ähnlichen voraussetzen, und ebenso wird erst später *leirskáld* mit der geschichte von Óðins entleerung in zusammenhang gebracht worden sein, vgl. *ara leir* carmen futile. Ueber *aurr* in der angenommenen bedeutung vgl. Grottasǫngr 16 *aurr etr iljar* und Rígsmál 10, wo mit Much, Zs. fda. 37, 419 *aurr var á iljum* zu lesen ist.

Horand und Hjarrandi, dem ja lautlich das deutsche Herrant entspricht. Man wird für das seltene Hjarrandi den ähnlich klingenden und häufigen namen Hjarni eingesetzt haben. Vielleicht gieng der weg über eine mit *Hjarrandi* gleichbedeutende nebenform *Hjarsi,* wo das *s* von *kérs* bei wurzelbetonung zum vorschein kam wie in *hors.* Dieses *Hjarsi* hätte als 'kopf' aufgefasst werden müssen, und dafür wäre das gleichbedeutende *Hjarni* eingesetzt worden. Schliesslich könnte *Hiarno* auch eine bildung von der wurzel *kers* mit einem *n*-suffix, also von haus aus mit *Hjarrandi* gleichbedeutend sein; man denkt dabei an *Herne, Horne the hunter.*

Wie es sich aber auch verhalten mag, an der identität von Hiarno und Horand wird wol festzuhalten sein. Wenn nun in der Kudrun neben Frute und Horand als dritter genosse der wilde Wate steht, und andererseits bei Saxo im zusammenhang mit der geschichte von Hiarno der vanenkrieg erzählt wird, der zum bündnis des Fridlevus mit Biörno (Óðinn) führt, wenn weiter dieser Biörno als ein wilder, kampflustiger krieger geschildert wird, und mit Fridlevus und noch einem dritten genossen einen kriegszug unternimmt, so wird wol dieser Biörno (Óðinn) Wate (Wuotan) sein.[1])

Die nord. fassung der Hildensage, wie sie in den Skáldskaparmál, bei Saxo und im Sǫrlaþáttr vorliegt, kennt den Wate und Frute noch nicht, sondern nur den Hjarrandi als vater des Heðinn. Von diesem Hjarrandi wird sein streit mit Fróði und in zusammenhang damit der vanenkrieg erzählt worden sein, der zum bündnis des Fróði mit Óðinn (Wate) führte, ebenso wie bei Saxo der streit des Hiarno und Fridlevus in zusammenhang mit dem vanenkrieg und dem bündnis des Fridlevus mit Biörno (Óðinn) berichtet wird. Man hat dann die drei gegner zusammengefasst und als boten in die Hildensage selbst eingeführt. Dass die entwicklung der Hildensage wirklich auf diese weise vor sich gegangen ist, lehrt der weitere verlauf der geschichte des Fridlevus bei Saxo.

[1]) Ein zeugnis für Wate findet sich bei Malory, Morte Darthur ed. Sommer 1, 225: *for were thou as wygte as euer was w a d e or Lancelot, Trystram, or the good knyghte fyr lamaryk, thou shalt not passe a paas here that is called the paas perillous*; über das mittelenglische *gedicht* von Wade, worauf Chaucer anspielt, vgl. Ten Brink, Engl. lit. 1, 185.

Unmittelbar nach der geschichte von Hiarno erzählt Saxo die werbung des Fridlevus um die Frögertha. Fridlevus schickt boten zu könig Amundus von Norwegen, dem vater der Frögertha. Auf der fahrt ereignet sich ein prodigium; einer der abgesanten, *Fröco nomine,* fällt nämlich ins meer und färbt die wellen mit seinem blute: *quippe ubi illum confluus undarum aestus implicuit, sanguis medio enatus gurgite ita totam ponti faciem peregrino quodam rubore perfudit, ut spumeum paulo ante pelagus procellisque albidum mox puniceis fluctibus intumescens alienum a natura sua colorem induere videretur.*

Amundus spielt die rolle des grausamen vaters, er behandelt die abgesanten schlecht, während das mädchen ihn um seine zustimmung zu ihrer verbindung mit Fridlevus bittet, indem sie auf die vorzüge des freiers und auf jenes prodigium hinweist, welches den schlimmen ausgang eines conflictes mit Fridlevus erwarten lasse. Fridlevus erneuert die gesantschaft, Amundus ist über seine hartnäckigkeit erbittert und lässt die boten töten. Nun macht sich Fridlevus mit Biörno und Haldanus, demselben, für welchen er den kampf gegen Biörno und seine brüder unternommen hat, auf, um mit waffengewalt die Frögertha zu gewinnen. *Fröcasund appellant sinum, in quem classis utraque coierat.* Als Fridlevus in der nacht die stellung der feinde erspähen will, hört er aus der luft einen schall. Drei schwäne singen eine strophe:

> Dum mare verrit Hythin rabidosque intersecat aestus,
> auro verna bibit et lactea pocla ligurit.
> optima conditio servi, cui rege creatus
> obsequitur temere mutatis sortibus, haeres.

Ein gürtel fällt aus der luft herab mit schriftzeichen, welche die strophe erklären: *regis quippe Thialamarchiae filium, pueriliter obludentem, gigas Hythin nomine, usitatum mortalium habitum mutuatus, abduxerat, eoque usus remige cymba in proximum littus trajecta, Fridlevum, tunc forte speculationis officio fungentem, navigio praeteribat.* Fridlevus befreit den jüngling, nachdem er den riesen mit schmähworten angesprochen hat, und lässt ihn das schiff rudern. Darauf folgen verse, in welchen Fridlevus sich seines sieges rühmt, und dann die schilderung der schlacht zwischen Fridlevus und Amundus, welche Biörno mit seinem molossus zu gunsten des Fridlevus entscheidet. König

Amundus fällt in dem kampfe. Weiter erzählt Saxo die heirat des Fridlevus und der Frögertha und erwähnt die widerholten streitigkeiten zwischen Biörn und Ano Sagittarius. Es gelingt schliesslich Fridlevus die beiden feinde zu versöhnen.

Zunächst fällt die lose verbindung der geschichte vom jüngling mit der von der werbung auf: Fridlevus mustert das heer der gegner und dabei machen ihn schwäne auf den vorbeiziehenden riesen aufmerksam. Dass dieser zusammenhang nicht der ursprüngliche sein kann, sieht jeder; die naht ist hier ganz deutlich erkennbar.

Nach der strophe heisst der knabe Hythin. Er rudert, muss also sclavenarbeit verrichten, während der riese aus dem goldenen gefässe trinkt, das offenbar für den königssohn bestimmt ist. Damit stehen aber die worte der prosa in widerspruch, nach welchen der riese Hythin hiess: *regis quippe Thialamarchiae filium, pueriliter obludentem, gigas Hythin nomine, ... abduxerat.* Mit der strophe stimmt es wider überein, wenn es weiter heisst, dass der riese den knaben als ruderer benutzt, *eoque usus remige,* und das gleiche tut auch Fridlevus, nachdem er den riesen besiegt hat, *ereptique adulescentis in trajiciendo mari navigatione usus,* s. 268.

Ein versuch die stelle zu heilen, muss jedenfalls von der strophe ausgehen. Es kann auch kaum zweifelhaft sein, dass *Hythin nomine* nach *gigas* zu streichen, und nach *filium* zu setzen ist, s. die anm. von P. E. Müller. Also der knabe, der von dem riesen entführt wird, heisst Hythin, er wird sehr jung gedacht, vgl. *pueriliter obludentem,* und Saxo kennt diese entführungsgeschichte im zusammenhang mit der werbung des Fridlevus um die Frögertha.

Vergleicht man nun den ersten und zweiten teil unserer Kudrun, so wird mit einem mal Saxos darstellung verständlich. Der knabe, der von dem riesen geraubt wird, ist Hagen, den der greif entführt, nur sind die namen der beiden gegner, Hagen und Hetel, verwechselt. Die werbung bei Saxo ist die werbung des Hetel um die Hilde, nur ist dieselbe auf Fridlevus und Frögertha, d. i. Freyr und Gerðr, übertragen worden, und dadurch ist Hetel aus der sage verschwunden. Frute ist es jetzt, oder, wie er bei Saxo heisst, Fridlevus, der mit seinen

zwei begleitern um die Hilde, für welche man die Frögertha einsetzte, wirbt. Der Biörno (Óðinn), der im heere der gegner wütet und die entscheidung des kampfes herbeiführt, ist der wilde Wate. Der ringkampf des Bjǫrn mit Án bogsveigir erinnert an den scherzkampf des Wate mit Hagen. Der zweite begleiter des Fridlevus, Haldanus, entspricht dem Horand. Ursprünglich wird aber wol der sänger Hiarno mit Biörno und Fridlevus ausgezogen sein, wie in der Kudrun Horand mit Wate und Frute. Erst als der streit des Hiarno und Fridlevus mit dem tode des Hiarno endigte, wie bei Saxo, musste für diesen ein ersatzmann gesucht werden, und man fand denselben in Haldanus. Also der ursprüngliche bote Frute ist jetzt selbst zum freier geworden, das motiv von der botschaft wurde aber doch beibehalten. Der grausame vater des mädchens Amundus fällt im kampfe, wie Hagen nach der notiz in Lamprechts Alexanderlied. Das local der schlacht ist der Fröcasund. Der name hängt offenbar mit dem namen des boten Frǫco zusammen. *Fröco,* d. i. an. *Freyki,* ist eine bildung wie *Steinki,* bedeutet also 'der kleine Freyr'. Was aber von diesem Fröco erzählt wird, das prodigium, dass sich die wellen von seinem blute rot färbten, als er ins meer fiel und ertrank, ist ganz unverständlich und geht auf ein misverständnis zurück. Der name des locals wird wol ursprünglich *Frekasund* 'wolfssund', also eine übersetzung von *Wülpensand* gewesen sein. An diesen namen war die vorstellung von einer gewaltigen schlacht geknüpft, in welcher so viel blut vergossen wurde, dass das wasser sich rot färbte. Man hat dann in *Frekasund* den personennamen *Frøke* finden wollen, und mit ihm die rötung der wellen in jenen künstlichen und unsinnlichen zusammenhang gebracht, wie er bei Saxo vorliegt. Vielleicht gehörte der bote Frøke dem Gerðrmythus an und wurde Skírnir 'der kleine Freyr' genannt.

Saxos erzählung setzt also den inhalt des 1. und 2. teiles unserer Kudrun voraus, nur hat Saxos quelle das jugendabenteuer Hagens von Hetel berichtet, die schlacht zwischen Hetel und Hagen fand auf dem Wülpensande statt, wie bei Lamprecht, und Hagen fiel in dieser schlacht, was gleichfalls mit Lamprechts notiz übereinstimmt. Es liegt also bei Saxo jene anordnung vor, welche wir oben voraussetzten; der Hilden-

sage geht eine vorgeschichte voraus, welche über die verbindung des Horand mit Frute und Wate orientiert.

Der Wate der Kudrun ist Óðinn, der sänger Horand ist der sänger Óðinn oder Hœnir. Somit liegt eine dreiheit Óðinn, Hœnir, Fróði oder Óðinn, Hœnir, Freyr vor, welcher die bekannte Óðinn, Hœnir, Lóðurr gegenübersteht.

Damit sind wir auch zum verständnis der dunkelsten gestalt der nord. mythologie gelangt. Lóðurr ist Freyr. Der name ist zu *lóð* f. 'ertrag des bodens' zu stellen, das in allen nord. sprachen belegt ist: anorw. *lóð* the crop or produce of the land, as opp. to buildings or establishments, a law term, norw. *lod* afgrøde, aarsvæxt, *loda* høste, *avlodning* indhøstning, afgrøde, schw. *lod*, mod. isl. *lóð* als simplex und in compositis *lóðtorfa* a sod with the grass on it, a soft dry slice of sod to keep the fire alive on the hearth during the night, the gathering peat' of the Scottish. Das wort kann, wie Sievers, Beitr. 18, 142 richtig bemerkt, nichts mit *hlaða* 'scheune' zu tun haben, da es auch im isl. *lóð* (nicht *hlóð*) heisst. *Lóðurr* vergleicht sich also dem Scéaf oder Béawa, Kögel, Zs. fda. 37, 268 ff. und Saxo 23 ist Lotherus (*Lóðurr*) der vater des Skyoldus, vertritt also den Scéaf der ags. genealogien. Die dreiheit Óðinn, Hœnir Lóðurr ist das resultat des vanenkriegs, die gleichstellung des vanen Freyr mit den asen Óðinn und Hœnir, oder, da auch Hœnir ursprünglich Óðinn ist, mit Óðinn. Man versteht jetzt auch, warum Óðinn und Hœnir bei der erschaffung des ersten menschenpaares, *ǫnd* und *óð*, also verwantes, geben, dagegen Lóðurr *lá ok litu gǿða* 'blut und gute lebensfarben' verleiht, denn Lóðurr ist der gott der *lóð*, des nährenden ertrages des bodens.

WIEN. F. DETTER und R. HEINZEL.

GERM. *AR, AL* ALS TIEFSTUFE ZU *ER, EL*.

Mit Bartholomae (Bezz. Beitr. 17, 109 ff.) wird man annehmen müssen, dass es in der indog. *e*-reihe neben der schwundstufe auch eine *ə*-stufe gegeben hat. Ausser den von ihm angeführten belegen (*φέρετρον* : *bharítram* und ähnlichem) seien noch erwähnt:

skr. *hinásmi, hiṁsāmi* 'verletze' zu *hánmi* 'töte, schlage', gr. *θείνω, φόνος*.

skr. *timira-* 'dunkel' zu *támas* 'finsternis', aksl. *tĭma* 'finsternis', lit. *témti* 'dunkel werden', *tamsà* 'finsternis', *tamsùs* 'dunkel'.

Ist dies aber richtig, so können wir als tiefstufe zu *er, el* neben *r, ṛ* und *l, ḷ* auch *ər, əl* erwarten. Brugmann (Grundr. 1, 232 ff.) nimmt an, dass nicht nur skr. *ṛ* (*ḷ*), sondern auch skr. *ir* (*ur*) auf indog. *ṛ, ḷ* zurückgeht, indem er für das vor consonanten auftretende skr. *īr* (*ūr*) entstehung aus langen liquidae sonantes vermutet (de Saussure, Mémoire 239 ff.). Bechtel (Hauptprobleme 114 ff.) dagegen geht in allen diesen fällen (skr. *ṛ; ir, ur; īr, ūr*) von indog. *ər, əl* aus, wobei es jedoch unerklärt bleibt, warum *ər, əl* im indischen nicht stets zu *ir* (*il*) bez. *ur* (*ul*) geworden sind. Deshalb glaube ich, dass skr. *ir* (*ur*) einerseits und skr. *ṛ* andererseits verschiedenen ursprungs sind: wahrscheinlich geht skr. *ṛ* (*ḷ*) auf indog. *ṛ, ḷ* zurück, dagegen ist skr. *ir* (*il*) bez. *ur* (*ul*) aus indog. *ər, əl* entstanden. In skr. *īr* (*ūr*) sehe ich keineswegs ursprachliche lange liquidae sonantes, sondern ich betrachte sie als die lautgesetzlichen entwicklungen von *ər, əl* vor consonanten.

Das gesetz, nach welchem *ər, əl* im indischen zu *ir, ur, īr, ūr* geworden sind, lässt sich folgendermassen formulieren: im allgemeinen entstand aus indog. *ər, əl* vor vocalen *ir* (*il*), vor consonanten *īr*; in der nähe von labialen aber vor vocalen *ur* (*ul*), vor consonanten *ūr*. Beispiele:

indog. *ʒəri-, *ʒərá : skr. *giri-*, asl. *gora* 'berg', verwant mit lit. *gìrė* 'wald', das aber nicht indog. *ər*, sondern *r̥r* zu enthalten scheint.

indog. *ĝərnó- : skr. *jīrṇá-* 'zerrieben, aufgerieben', vgl. asl. *zrĭno*, got. *kaúrn* mit indog. *r̥* und lat. *grānum* mit indog. *rā*.

indog. *pəlú- : skr. *purú-* 'viel', vgl. got. *filu* mit hochstufe (indog. **pelu*) und gr. *πολύς*, dessen *o* man vielleicht aus *α* in tonloser silbe in der nähe eines folgenden *u* erklären könnte (siehe J. Schmidt, KZ. 32, 376 ff.).

indog. *bhərĝó- : skr. *bhūrja-* 'birke', vgl. asl. *brěza*, lit. *béržas*, hd. *birke* mit hochstufe (indog. **bherg-*).

Ueber andere fälle von skr. *ir, īr, ur, ūr* s. Brugmann, Grundr. 1, 234 ff. und 243 ff.

Mit dieser auffassung lassen sich ohne mühe germ. *ar, al* in ursprünglich unbetonten silben (z. b. in ahd. *scart, walm*) erklären, denn nehmen wir an, dass indog. *er, el* sowol *ər, əl* als *r̥, l̥* in der tiefstufe haben konnten, so müssen wir im germanischen auch *ar, al* neben *ur, ul* finden, weil indog. *ə* in unserem sprachzweige regelmässig durch *a* vertreten wird. Ahd. *walm*, ags. *wielm, wylm* geht also mit skr. *ūrmi-* (aus **u̯ūrmi-*) auf indog. **u̯əlmi-* zurück.

AMSTERDAM, januar 1894. C. C. UHLENBECK.

ZUM GRAFEN RUDOLF.

Vierzehn nur zum teile vollständige blätter éiner handschrift sind alles, was uns von dem gewöhnlich 'Graf Rudolf' citierten gedichte (hg. von W. Grimm, Göttingen 1844) noch erhalten ist; diese blätter sind von Grimm bezeichnet und angeordnet als *αβγ* A B *δ* C bis K. Sie bilden sieben doppelblätter, denn es hängen bl. *α* und *β*, *γ* und *δ*, A und B, C und D, E und F, G und K, H und I äusserlich zusammen; von dem doppelblatte *αβ* ist übrigens nur die obere, von AB nur die untere hälfte erhalten. Nur éines dieser doppelblätter ist durch den zusammenhang des inhaltes als innerstes einer lage äusserlich erwiesen: CD; ausserdem geht der text ohne lücke über von

B auf δ, von δ auf C, von G auf H und von I auf K. Daraus ergibt sich bei Grimms anordnung die auffällige erscheinung, dass CD nicht bloss das innerste, sondern sogar das einzige doppelblatt einer lage ist; denn C setzt inhaltlich das (nach Grimm) zur vorhergehenden lage gehörige blatt δ direct fort. Dadurch ist die annahme nahegelegt, dass das doppelblatt γδ bei Grimm verkehrt gefalzt ist; falzen wir es um, so müsste dann γ direct an D anschliessen: dies ist in der tat der fall.

Der auf B^b δ CD erhaltene, unzweifelhaft zusammenhängende text erzählt zunächst von kämpfen vor Ascalon. Der heidnische könig befindet sich in dieser stadt und wird vom könige von Jerusalem, in dessen begleitung sich Rudolf befindet, belagert. Als die not der heiden aufs höchste gestiegen ist, bedienen sie sich einer list und erreichen dadurch, dass die christen frieden gewähren und abziehen. Nach seiner residenz zurückgekehrt, beschliesst der könig von Jerusalem den friedensschluss durch ein grossartiges fest zu feiern; er beruft deshalb den grafen Rudolf vor sich und verlangt von ihm auskunft über die feste des römischen kaisers; ebenso grossartig wie diese will er seine beabsichtigte feier ins werk setzen. Rudolf bricht in lachen aus und erwidert:

. . . 'underwindestu is dich,
daz ger*uwe*t dich harte sere,
edele kunic here,
und were din schade *harte* groz,
wande keisers genoz
newart noch nie nechein *gebor*n:
din lant were allez virlorn.
doch gebe ich dir guten rat:

Damit schliesst blatt D[1]), und γ fährt fort:

so sin hus tegeliches stat,
mochtestu daz ir cv . . . .
. sine hogezit beliben,
dannoch hetestu miche*l ere,*
daz nie nechein kunic mere
so groze gewan.'
den kun*ic des sere* wunder nam.
daz houbet er do nider sluc,
also *der man* tut,

[1]) Das cursiv gedruckte fehlt in der hs., da Dγ am äusseren rande beschnitten sind.

der vil sere denket.
er wurdes gecrenket,
ob e.... volbrechte.
doch was sin gedechte,
daz er iz volb*ringen* wolde.
er wiste wol, daz er solde
werben nach den *eren*:
daz konde in wol geleren
der greve da von Arraz,
die *aller* tugende meister was.

Im folgenden überträgt nun der könig dem grafen tatsächlich die oberleitung des festes.

Es kann nicht zweifelhaft sein, dass γ wirklich D fortsetzt: die rede Rudolfs wird fortgesetzt und darauf der eindruck geschildert, den sie auf den könig macht; der letzte vers von D und der erste von γ sind durch reim gebunden; D und γ sind am äusseren rande gleichmässig beschnitten.

Einige der ergänzungen Grimms können bei der neuen anordnung nicht mehr geltung behalten, vor allem nicht die der ersten zeile von γ, für die Grimm sogar eine änderung des textes nötig hatte; er las:

mochtestu, daz ir cu*nne sige*?
so sin hogezit belibe,
dannoch hetestu miche*l ere*.

Freilich weiss ich nichts passendes an ihre stelle zu setzen; doch ist der sinn jedenfalls klar: Rudolf sagt 'dem kaiser kannst du dich nicht vergleichen; könntest du es nur erreichen, dass es bei deinem feste zugeht wie beim kaiser unter alltäglichen verhältnissen, so würdest du dir schon mehr ehre erwerben, als je ein könig erworben hat'. Ich möchte annehmen, dass nach dem zweiten verse des blattes γ zwei verse ausgefallen sind; vielleicht aberberuhen die buchstaben *ir cv* auf falscher lesung.[1])

Grimm vermutete s. 29, dass die das bl. γ beginnenden verse von der königin gesprochen würden, und noch Singer (Zs. fda. 30, 382) stimmt ihm darin bei. Durch unsere umstellung wird diese sonst nie erwähnte persönlichkeit glücklich beseitigt.

Wir ordnen also δCDγ und erhalten so hier eine lage von mindestens zwei doppelblättern; da nun δ den text von

---

[1]) Doch hat Grimm sie für sicher gehalten, da er sie nicht durch *schwachen* druck auszeichnet.

B unmittelbar fortsetzt, so würde sie nur zwei haben, wenn das doppelblatt AB bei Grimm richtig gefalzt wäre, und das wäre immer noch auffallend wenig. Doch muss unzweifelhaft auch AB umgefalzt werden.

Auf bl. γ wird nämlich weiter ausgeführt, wie Rudolf die vorbereitungen zum feste trifft, dann in einer abschweifung erzählt, dass ein reicher heide in ärmlicher gewandung auf der suche nach seinem verschwundenen sohne ankommt, sowie dass der könig einen knaben in Rudolfs pflege gibt; am schlusse von γ kehrt der dichter wider zum feste zurück: auch heiden werden eingeladen. Von bl. A ist leider die obere hälfte verloren; die untere berichtet auf der vorderseite deutlich von dem verlaufe des festes, sowie dass die heiden absonderliche festgaben einsenden; auf der rückseite ist zum ersten male von dem *faris* die rede, das späterhin Rudolfs leibross ist. Ich glaube, dass es zu den geschenken der heiden gehört; im einzelnen ist, da auch von A der äussere rand fehlt, nicht ganz deutlich zu ersehen, was mit dem rosse geschieht; von einem versuche, es zu rauben, wie man bisher annahm, kann nicht gut die rede sein, denn der inhalt von A^b kann nach der umstellung nicht mehr mit den dahin zielenden bemerkungen, die sich auf B^a zu finden scheinen, in verbindung gebracht werden.

Insbesondere nach dem inhalte von A^a darf als sicher gelten, dass die in rede stehenden blätter anzuordnen sind $B\delta CD\gamma A$; sie bilden die drei inneren doppelblätter éiner lage.

Eine andere umstellung hat schon Singer in dem oben citierten aufsatze s. 381 richtig vorgenommen: β gehört vor α; der bote, durch den die Palaestinenser um hilfe bitten, muss zuerst beim papste und kann dann erst beim grafen von Arras erscheinen. Gleichzeitig ergibt sich, dass die blätter $\beta\alpha$ das innerste doppelblatt einer lage bilden; denn auf β^b beginnt der bote seinen bericht an den grafen und auf α^a gibt er noch nähere ausführung. Ohne weiteres klar ist der unmittelbare zusammenhang von $\beta\alpha$ deshalb nicht, weil die untere hälfte dieses doppelblattes fehlt.

Die von Singer angestellten erörterungen über die quelle unseres gedichtes werden durch die vorgenommenen umstellungen nicht berührt, denn auch nach der früher üblichen anordnung war es klar, dass der dichter (oder schon ein vorgänger von

ihm) die sage von Beuves de Hantonne, zu der der 'Graf Rudolf' eine reihe unzweifelhafter beziehungen hat, nicht eigentlich bearbeitet, sondern nur teilweise benutzt hat.

Durch die neue anordnung der blätter α—δ, A—D ist der zu vermutende umfang des gedichtes geringer, der gang der handlung einfacher und klarer geworden. Die vorhandenen blätter gehören nunmehr vier lagen an: von der ersten ist das innerste doppelblatt erhalten ($\beta\alpha$), von der zweiten die drei inneren (BδCDγA), von der dritten ein doppelblatt (EF, nicht das innerste), von der vierten zwei, die aneinander anschliessen, aber nicht die innersten sind (GHIK). Die zeilenzahl der seite schwankt zwischen 26 bis 29; jede zeile enthält etwas mehr als zwei der nicht abgesetzten verse, auf die seite kommen durchschnittlich 58 verse, auf ein doppelblatt also 232. Wir können danach versuchen, den umfang der lücken zu berechnen.

Zwischen den blättern E und F kann nicht allzuviel fehlen; E erzählt, wie Rudolf, der sich beim heidnischen könige Halap aufhält, dessen tochter in liebe gewinnt, wie der christliche könig in einem sehr liebenswürdigen briefe die auslieferung des übergelaufenen Rudolf verlangt, und wie ihm diese abgeschlagen wird; F beginnt inmitten einer rede, offenbar des königs Halap: er verspricht Rudolf grossen lohn; Rudolf empfiehlt seinen vetter Bonifait dem könige, macht sich auf den weg nach einer von den christen belagerten stadt, gelangt durch list hinein und verkündet die bevorstehende entsetzung; durch den doppelten angriff Halaps von aussen und Rudolfs aus der stadt werden die christen in der tat zum abzuge gezwungen. Was zwischen E und F fehlt, ist danach in grossen zügen leicht ergänzt: der könig von Jerusalem betrachtet die abschlägige antwort Halaps als kriegsfall und belagert eine heidnische stadt; Halap erfährt dies, beschliesst die entsetzung und beredet Rudolf, als sein bote sich in jene stadt einzuschleichen. Alles dies konnte der dichter in reichlich 200 versen ausführlich genug berichten; es fehlt also zwischen E und F gewiss nur éin doppelblatt.

Auch die lücke zwischen H und I dürfte nicht grösser sein; H erzählt die unter grossen schwierigkeiten vollbrachte *flucht* des grafen Rudolf; auf I ist er eben in Constantinopel,

dem derzeitigen aufenthaltsorte seiner geliebten, angelangt, hat Bonifait, der mit ihr ist, getroffen und lässt durch ihn seine ankunft der geliebten mitteilen. Es fehlt also lediglich die erzählung, wie Rudolf von dem orte seiner gefangenschaft bis Constantinopel gelangte; dafür genügte éin doppelblatt vollkommen.

Schwieriger ist die beurteilung der lücken zwischen den einzelnen lagen; wir wissen vorläufig nur, dass die zweite und vierte lage jede mindestens sechs blätter fasste. Im übrigen sind wir auf eine beurteilung des fortschrittes der handlung angewiesen.

Was von $\beta\alpha$ erhalten ist, gehört unzweifelhaft in den anfang des gedichtes; vor β fehlt eine exposition über die zustände in Palaestina, die zur absendung eines boten an den papst führen. Der papst beschliesst (β) einen kreuzzug und sendet jenen boten deshalb selbst an die aufzufordernden; er kommt (β^b) zum grafen von Arras, dessen sohn Rudolf mitzuziehen wünscht (α). Es scheint, dass Rudolf durch verwendung seiner mutter vom vater die nötige erlaubnis erhält; wenigstens ist α^b von einer vornehmen frau die rede.

Das demnächst erhaltene stück (B^a, untere hälfte) erwähnt die ankunft Rudolfs und seiner leute zu Jerusalem; das erste ziel der pilgerfahrt ist also erreicht. In die offenbar grosse lücke zwischen α und B fallen also die rüstungen der kreuzfahrer und die eigentliche reise; wahrscheinlich haben sich noch andere herren beteiligt, darauf weist ausser der inneren notwendigkeit[1]) besonders das erscheinen eines mit grosser auszeichnung behandelten grafen von Flandern und seines sohnes auf A^a. Den umfang der lücke zu schätzen, verspare ich auf nachher.

Das grosse, zusammenhängend erhaltene stück der zweiten lage erzählt nun von den kämpfen der christen vor Ascalon, dem dadurch gewonnenen frieden und dem siegesfeste des königs von Jerusalem; ein neuer faden wird angeknüpft durch das erscheinen eines mächtigen heiden, der seinen verschwundenen sohn sucht (γ); dieser sohn ist sicher identisch mit dem unmittelbar darauf erwähnten kinde (γ^b, zeile 5), das der könig

---

[1]) Wenn der dichter den papst für seinen kreuzzug in bewegung setzt, muss er auch mehr teilnehmer anführen als einen einzigen grafensohn.

dem Rudolf und dieser seinem vetter Bonifait zur erziehung übergibt.

Auf bl. E (nächste lage) vollständig veränderte situation: Rudolf ist beim könige Halap und knüpft mit dessen tochter ein liebesverhältnis an; seine auslieferung wird verlangt und verweigert. Die art, wie der christliche könig an den heidnischen schreibt, zeigt deutlich, dass der vor Ascalon abgeschlossene friede noch besteht. Auf welche weise Rudolf aus dem christlichen dienste in den heidnischen übergetreten ist, wird angedeutet durch die worte des briefes:

den herzogen *und sinen* sun,
die er mir beide hat benumen.

Der herzog ist gewiss der vorher erwähnte mächtige heide, sein sohn das von Bonifait erzogene kind. Ich möchte vermuten, dass des herzogs heimliche anwesenheit beim feste entdeckt wurde, dass ihn der könig von Jerusalem festsetzen wollte, dass aber Rudolf für ihn eintrat, weil ihm sein sohn empfohlen war (und weil er das *faris* durch ihn erhalten hat?), und beide, gestützt auf den bestehenden frieden, an den hof ihres königs zurückführte; hier erblickt er Halaps tochter und verliebt sich in sie (*er wart so rot,* berichtet darüber E^a, z. 7). Da diese entwickelung schon bei der erzählung vom feste vorbereitet wird, kann die lücke zwischen A und E nicht allzu gross sein; drei blätter mit zusammen rund 350 versen dürften genug raum für die fehlende erzählung bieten.

Von diesen drei blättern müsste eins das letzte (achte) blatt der zweiten, die beiden andern erstes und zweites der dritten lage gewesen sein, die lagen würden also, wie gewöhnlich, quaternionen gewesen sein. Demnach wäre die (oben noch nicht bestimmte) lücke zwischen α und B auf vier blätter und (unter zurechnung der fehlenden halben seiten von α^b und B^a) 500—520 verse anzusetzen; dies ist immerhin möglich, da wie gesagt die vorbereitungen und die reise von Arras bis Jerusalem recht ausführlich behandelt werden konnten.

Zwischen dem auf F^b berichteten siege der heiden mit Rudolfs hilfe und dem, was G erzählt (die taufe der tochter Halaps zu Constantinopel, Rudolfs flucht aus der gefangenschaft, die er augenscheinlich in christlichem gebiete zu erdulden hatte), entgeht uns ein wichtiges, schwer zu recon-

struierendes stück. Verlief die erzählung wie im Beuves de Hantonne (Singer a. a. o. 386 f.), so sante Halap, über die liebschaft seiner tochter empört, den grafen mit einem Uriasbriefe an den könig von Jerusalem, der ihn gefangen setzte; vermutlich war die erzählung so gewendet, dass Halap wegen der liebschaft nunmehr die auslieferung Rudolfs beschloss und dabei einen günstigen friedensvertrag gewann. Die tochter ward (nach Beuves) auf die werbung des griechischen kaisers hin diesem zugeschickt, mit ihr ihre dienerin Beatrise, Rudolfs vetter Bonifait und das *faris*. Sie verstand, wie die erzählung auf bl. G zeigt, ihren bewerber genügend hinzuhalten. Die darstellung dieser werbung ist, soweit sie auf G erhalten ist, ziemlich knapp gehalten, so dass unsere hs. wol mit drei blättern für die zwischen F und G fehlende erzählung auskommen konnte. Sie würden das siebente und achte blatt der dritten, das erste der vierten lage sein; dann entgehen uns hier etwa 350 verse.

Ich glaube im vorstehenden wahrscheinlich gemacht zu haben, dass das, was uns von der hs. des 'Grafen Rudolf' erhalten ist, reste von vier quaternionen sind; von den dazu gehörigen sechszehn doppelblättern sind fünf (bis auf geringe beschädigungen) ganz und zwei halb erhalten. Die reconstruction der handschrift lässt sich durch folgendes schema verdeutlichen (die alte folge der blätter ist durch ziffern, ganz verlorne blätter sind mit × bezeichnet):

1. lage		2. lage		3. lage		4. lage	
1	×	1	×	1	×	1	×
2	×	2	B	2	×	2	G
3	×	3	δ	3	E	3	H
4	β	4	C	4	×	4	×
5	α	5	D	5	×	5	×
6	×	6	γ	6	F	6	I
7	×	7	A	7	×	7	K
8	×	8	×	8	×	8	×

Wieviel vor β (das gedicht könnte ja nach irgend einem andern in der gleichen hs. gestanden, brauchte also nicht mit einer vollen lage begonnen zu haben) und nach K verloren ist, lässt sich auf keine weise bestimmen; innerhalb der strecke β bis K umfasste das gedicht rund 3250 verse.

LEIPZIG, den 22. jan. 1894. G. HOLZ.

WEITERE ZEUGNISSE UBER JOHANN VON MORSHEIM.

Bei Goedeke im Grundriss 1², 392 ist zusammengestellt, was wir von urkundlichen zeugnissen über Johann von Morsheim kennen und Beitr. 12, 504 hat Sievers noch ein weiteres hinzugefügt. Im folgenden sollen mehrere nachweise mitgeteilt werden, wie sie eine neue urkundenpublication, der 3. teil der Quellen zur geschichte der stadt Worms bietet. Ich bemerke noch, dass nach einer gütigst durch die grossherzogliche bürgermeisterei Worms vermittelten äusserung des städtischen archivars, herrn prof. dr. Weckerling, das dortige archiv, soweit bekannt, kein weiteres material in bezug auf Johann von Morsheim enthält.

Ich lasse die belege in chronologischer reihe folgen:

1487 (nov.) wird *Hans von Morszheym faût zû Germerszheym* unter den räten der Pfalz bei einem streite der stadt Worms mit ihrem bischof genannt (Boos 3, 550, 28).

1487 (nov. 29) in gleicher angelegenheit: *Hans von Morszheym faût zu Germersheym* ibid. 3, 551, 21 f.

1487 (nov. 30) vertritt Hans von Morszheym in einer längeren rede die meinung der pfalzgräflichen räte.

Zu ende des jahres 1491 wird er zuletzt als vogt von Germersheim erwähnt (Goedeke 1², 392). Er ist dann burggraf von Alzei geworden. Wir können ihn als solchen zuerst am 3. october 1494 nachweisen, wo er wider unter den pfälzischen räten in die Wormser händel eingreift. Er wird aufgeführt als *Johann Morschemer, der zit burggraf zu Altzey* (Boos 3, 383, 22). In streitereien zwischen Worms und einigen dörfern der umgegend über den viehtrieb im Waag nahm er mit einigen amtleuten und Wormser ratsangehörigen einen augenschein ab, und bei dieser gelegenheit teilen die Acta Wormatiensia 1 fol. 40 ein dictum Hansens von Morsheim mit, das Boos (3, 384, 38 ff.) erwähnt und das auch ich, da es die persönlichkeit des mannes berührt, mitteilen will: *Als man nu wider uber den*

viehe wegk zur statt zu ritte, ritten die amptleute nebeneinander und sahen die stadt an und sonderlich das newe bollwerck, das man in demselben 94. jare angefangen und auffgebawet hett hinder Nonnenmonster am ort; sagt der burggrave Hans Morszheimer, man hett da herausz gebawet auff des bischoffs gerechtikeit, dann man gestunde dem rat nit weiter dann als ferr die mawr begriff und nit einen schuch herausz, das must man wider abthun. Auch sagt der burggrave zu den andern hupschlich, doch das es die ratsfrunde horten, als er das monster ansahe: es ist ymmer schade, das der stifft vergeen soll. Sagt der bürger einer, soll er dann vergeen? Sagt er, ja, es mag darzu komen, das man pferd darinn stellen wirdet. Die und dergleichen speyhewortte wurden viel geredt etc.

Am 11. nov. 1494 hält Johann von Morsheim dann das von Sievers a. a. o. erwähnte gericht zu Heppenheim. Am 21. juli 1498 wird in einer Wormser urkunde (Boos 3, 575, 4) ein burggraf von Altzey ohne weitere bezeichnung erwähnt, aber grade dieses fehlen näherer angaben legt uns nahe, auch hier an Johann von Morsheim zu denken. Im ersten jahre des neuen jahrhunderts, am 10. august 1501, tritt dann Hans Landschad als burggraf von Alzei auf (Boos 3, 446, 28) und am 29. januar 1502 wird Hans von Morszheim ohne weiteren zusatz eines amtes unter den pfälzischen räten genannt; hofmeister ist er damals noch nicht (Boos 3, 470, 32 und 49).

Der von Goedeke (a. a. o.) erörterte lehnsrevers des Hans Melchior von Morsheim an den pfalzgraf bei Rhein vom 5. märz 1532 würde, falls dieser ein sohn Johanns von Morsheim gewesen wäre, vermuten lassen, dass der dichter erst kurz vorher, anfang der dreissiger jahre, gestorben sei. Unter dieser voraussetzung würden wir in dem pfälzischen hofmeister, der im april des jahres 1526 die endgültige beilegung der kämpfe zwischen stadt und pfaffheit von Worms herbeiführt, Johann von Morsheim sehen dürfen. Aber diese annahme bleibt immerhin unsicher, und ich wage nicht, darauf fussend, die in einer längeren rede (Boos 3, 634, 4 ff.) niedergelegten anschauungen des hofmeisters über die zeitverhältnisse zur charakterzeichnung Johanns von Morsheim zu verwerten.

HALLE A. S., januar 1894. JOHN MEIER.

EIN LIED VON SANT GROBIAN.

**Ein ſchoͤn Reygenlied
von Sant Grobian | in der wyß |
Můter | můter wie ſol
ich thůn.**

[aj b] NVn loſend zů ich far da haͤr:
kurtzwyl wil ich üch machen |;
Ich bring üch alte nüwe maͤr,
doch ſoͤllend ir nit lachen |
5 Dann es iſt von Sant Grobian,
den yetz wil fyren yederman |,
Sant Grobian!

2 Sant Grobhart iſt ein wuͤſter man,
er hat ein groſſen orden |:
10 Es zücht jm zů ſchier yederman,
der bruͤderen ſind vil worden.
Es dienend dmann jm nit allein:
ouch frowen | alt | jung | groß vnd klein |,
Sant Grobian!

15 3 Man eert jnn yetzund wyt vnd breyt,
(ſin lob iſt wyt erſchollen |)
Mit füllen | praſſen | trunckenheyt:
das thůnd die truncknen trollen.
Ie einer trinckt dem andren zů,
20 biß sfoͤller werdend denn ein ků |,
Die Grobian!

4 Sin Kilch das iſt das wirtes huß,
da thůt man jnn vereeren |
Mit trincken vnd mit laͦben im ſuß,
25 mit ſpilen vnd mit ſchweeren, |
Mit ſchamper wyß | gebaͦrd | vnd wort,
die man yetz trybt an allem ort
Dem Grobian.

aij [a] 5 Wenn ſy ſoͤnd in die kilchen gan
30 ir åmpter ze volbringen |,
So zücht der Meßner dſüw glock an;
die hoͤrend ſy denn klingen |:
Denn rennendts zů mit gantzer macht,
es ſyg by tag | es ſyg by nacht |
35 dem Grobian!

6 Grobhart die moren mit jm fuͤrt
mit hoffenlichen ſitten |:
Wenn er ſy by den oren ruͤrt
thůt ſy die ſchåll erſchütten.
40 Den vortantz hat allein die mor:
der nimpts bym ſchwantz | diſer bym or |,
Herr Grobian!

7 Da ſichſt du manchen groben man
an disem wuͤſten reygen |,
45 Der dſüwglock vaſt wol lüten kan,
von pfaffen vnd von leygen |.
Doch welcher kan der groͤbeſt ſin
den ſchrybt der Brůder meyſter yn |
Dem Grobian.

50 8 Wo ſich thůt ſamlen diſe rott,
da mag der tüfel lachen |!
Dann ſchmaͤhend ſy vnd leſtrend Gott,
ſy trybend wuͤſte ſachen |:
All zucht vnd eer hat da ein end,
55 all fromkeit ſy für torheyt hend |,
Die Grobian!

[a ij b] 9 Die mor die ſol den krantz vff han,
dann ir iſt wol gelungen |:
Sy hat jrm hußwirt Grobian
60 yetz nüwlich bracht vil jungen.
der groben ſchwyn ſind yetzund vil
die haltend weder maß noch zil,
die Grobian!

10 Suber ins dorff iſt worden blind
65 ſpürt man in allen dingen:
das ſchafft daß dpuren truncken ſind |,
Den morentantz ſy ſpringend!
der ülpekůntz den vortantz hat |
iſt wuͤſt genůg vnd ſelten ſatt, |
70 der Grobian!

---

37 hoffenlichem *B*. 48 růder Bmeyſter *B*.

11 Die Eſels büchſen bringt er haͤr
die wil er ſelber tragen |,
Die iſt gefüllt mit affen ſchmaͤr:
darnach thůt mancher fragen;
75 ye einer ſtrychts dem andren an,
den er im orden gern wolt han |
Der Grobian.

12 Wenn man die brůderſchafft wil bgan
nach irer ordenunge |,
80 So hept die Su die Mette an,
die wirt ſo lut geſungen:
Die Primzyt iſt ins Eſels thon,
die Tertz můß glych harnaher gon |
Dem Grobian.

aiij[a] 85 13 Hůtmacher knecht ſingend die Sext.
nun merckend fürbaß mere:
Von groben filtzen iſt der text |!
mit vollen büchen ſchwaͤre
Hept an die volle rott die Non:
90 ſchlemmer vnd demmer darzů gond |
Dem Grobian!

14 Darnach die Su zur veſper klünckt
mit jrer groſſen glocken |;
Die bruͤder diſe ſach recht dunckt,
95 wenn jnn die Su thůt locken |.
Complet ſingend ſy alle voll
der ülpekůntz vnd truncken troll,
Die Grobian!

15 All voll |, all voll iſt jr geſang
100 mit kotzen vnd mit koppen |!
An hals ein gůten ſtarcken ſtrang,
das mul mit kadt verſtopffen:
Das ghoͤrt den groben ſüwen zů,
ſo hett man etwan vor jnn rův,
105 Vorm Grobian!

16 Es durt mich nun der gůte wyn
der durch ſy wirt verloren;
Wol moͤchtend dmuͤtren trurig ſin
die ſoͤlich ſün hand gboren |:
110 Wo ſoͤlich lüt nit trunckend wyn,
der kopff gult kum ein oͤrtelin;
Der Grobian!

[a iij b] 17 Grobhart der helg iſt kum̄en vß,
iſt worden gantz gemeine,
115 Man findt jnn yetz in manchem huß.
merckend wie ichs es meyne:
Vernunfft vnd witz man wenig trybt,
grob iſts was man yetz redt vnd ſchrybt
Vom Grobian!

120 18 Von wůſten dingen man yetz ſeyt,
hört man in allen ſachen:
Man ſchont nit Gotts noch erberkeyt!
des thůnd die narren lachen.
Welch brůder kan der wüſteſt ſin,
125 dem büt man bald ein glaß mit wyn |
Dem Grobian!

19 Sant Grobhart iſt in aller zunfft
mit ſchamper wyß vnd worten |,
Sy bruchend vaſt wenig vernunfft
130 dunckt mich an allen orten |:
Des Eſels ſchmaltz vnmůſſig iſt,
mit moren ſchmaltz iſt es vermiſcht |
Dem Grobian!

20 Der yetz vil füwerck tryben kan
135 vnd ſchamper vnzucht leeren, |
Den halt man für ein werden man
vnd ſchrybts jm zhohen eeren |:
Man bitt jnn das er noch eins ſag,
man lacht ſin daß das huß erwag |
140 Des Grobian!

[a iiij a] 21 Man ſpricht: das iſt ein gůter ſchwanck,
deß möchtind wir gelachen |;
Darby wirt vns die zyt nit lang.
was woltend wir ſunſt machen | ?
145 'Es iſt kein Gott, | es iſt kein hell;
dem pfaffen gloub welcher da well', |
Spricht Grobian!

22 'Von keinem hand wir nye gehört,
der von der hell ſyg kommen |;
150 Vnd wie es dört ſyg ein gefert,
wär hat das ye vernommen?
Gſellſchafft tryben iſt nit ſünd,
die pfaffen ſagend was ſy wend, |'
Spricht Grobian.

155 23 'Nun lond vns gůt geſellen ſin,
klein zyt hand wir vff erden,
Füllen vnd praſſen by dem wyn:
was mag vns ſunſt mee werden |?
Wår ſtirbt der iſt doch ſchon da hin,
160 nach mtod iſt weder frönd noch pyn, |'
Spricht Grobian.

24 Der Gottloß man trybt diß gefert,
die groben kůntzen alle |;
Vnd was in diſen orden gehört,
165 die trybend jren ſchalle:
All welt ſy ſchendend | vor ab Gott
der ſin ſun für ſy ggeben hat, |
Merck Grobian!

[a iiij b] 25 Ir jungen, wend jr hören mich
170 vnd volgen miner leere |:
Der zucht vnd fromkeyt flyſſend üch,
das bringt üch lob vnd eere |!
Kein ding der jugend baß ſtadt an,
denn züchtig wyß vnd bården han |;
175 Merck Grobian!

26 Ir jungen, hůtend üch daruor:
lond üch diß volck nit btriegen |:
Gott iſt in ſinr verheyſſung waar,
er kan noch mag nit liegen;
180 Die böſen gond in ewig ſtraaff,
Zum himmel ghörend gottes ſchaaff!
Merck Grobian!
Ich far daruon.

Das vorstehende lied ist in einem einzeldruck der königl. bibliothek zu Berlin (signatur: Ye 401) erhalten, der ursprünglich der Meusebachschen sammlung angehörte. Vermutlich bei ihrer katalogisierung lernte Zarncke dieses Reygenlied kennen und veröffentlichte von ihm später in seiner ausgabe des Narrenschiffes (CXX) zwei strophen. Er gab hier bereits den nachweis, dass in der hauptsache das 72. capitel der Brantschen dichtung bearbeitet sei. Zarnckes publication folgte der abdruck Franz M. Böhmes in seinem Altdeutschen liederbuch (no. 313). Da Zarncke im Narrenschiff indes nicht die herkunft des liedes angegeben hatte, musste Böhme sich mit den beiden mitgeteilten strophen

begnügen. Auch Hauffen (Casp. Scheidt, QF. 66, 23) scheint das lied nur durch Zarnckes bemerkungen bekannt geworden zu sein.[1]) Einer kürzlich an mich gerichteten anfrage Böhmes nach dem aufbewahrungsort des druckes nachgehend, gelang es mir durch die liebenswürdigkeit der Berliner königl. bibliothek ihn dort nachzuweisen. Das lied verdient es, als ausfluss einer interessanten zeitströmung und wegen seiner frischen und nicht ungewanten darstellung durch einen abdruck allgemein zugänglich gemacht zu werden.

Das Reygenlied von Sant Grobian ist, wie schon Zarncke a. a. o. erwähnt, in einem drucke ohne ort und jahr erhalten. Unter dem titel stehen zwei zahlen (wol 57; ein ꝛc scheint es mir nicht zu sein), anscheinend mit dinte von einer älteren hand geschrieben. Zarncke setzt den druck um die mitte des 16. jahrhunderts und wird wol damit recht haben. Der druck umfasst vier signierte (a ij, a iij) blätter. Auf der ersten seite befindet sich nur der titel, auf den übrigen stehen je vier strophen; doch auf der letzten nur zwei.

Wenn zwar die heimat des druckes ebensowenig wie die zeit bekannt ist, so lässt sich doch mit grosser wahrscheinlichkeit vermuten, dass er dem gebiete des Oberrheins (Elsass oder Basel, das ja sprachlich nicht viel von Strassburg differiert) angehört und sich nicht weit von dem entstehungsort des gedichtes selbst entfernt.

Dass unser lied aber in der heimatslandschaft Brants und Murners entstanden ist, zeigen deutlich die sprachformen, wie sie in den reimen und im versinnern erscheinen. Ihr gleichartiges auftreten an beiden stellen veranlasst mich eben auch, den gleichen entstehungsort für das lied und seinen druck anzunehmen. Einige hauptcharakteristica führe ich an und bitte Zarnckes ausgabe des Narrenschiffes s. 268 ff. zu vergleichen.

Von reimbindungen mache ich namhaft auf dem gebiete des vocalismus: *vereeren* : *ſchweeren* (iurare) 23, *mere* (mêre) : *ſchwåre* 86, *hår* (her) : *mår* 1, *gehört* : *gefert* 148. 162, *daruor* : *waar* 176, *ſitten* : *erſchütten* 37, *mich* : *üch* 169. Eine erklärung

---

[1]) Hauffen erwähnt unser lied l. c. s. 23, gibt aber in der anmerkung ein durch verwechslung entstandenes falsches citat: es sind bei den anmerkungen die zahlen 11 und 12 zu vertauschen.

erfordern wol die bindungen *klünckt* : *dunckt* 92, was ich al mhd. *klenkt* : *dünkt* und nicht als *klingt* : *dünkt* auffasse[1]), un *ſünd* : *wend* 152. Mundartlich trat bei *en* und *ün* ein wandel i den gleichen vocal (meist *ä*) ein (vgl. z. b. Mankel, Strass burger studien 2, 117). Ein epithetisches *e* im reime zeigt sic bei *alle* : *ſchalle* (acc. sing.) 163. Endlich *hin* : *pyn* 159.

Auf dem gebiete des consonantismus: *iſt* : *vermiſcht* 131 (vgl. *iſt* : *vermiſcht* Brant 72, 58), *koppen* : *verstopffen* 100. Hie ist wol *koppen* in *kopfen* zu bessern, eine nebenform, die fü eine andre bedeutung des gleichen wortes das DWb. 5, 1790, 3 als *köpfen* belegt (vgl. auch das Murnersche *köpfelsknaben* gegenüber sonstigem *köppelsknaben* DWb. 5, 1789).

Wie die reime *reygen* : *leygen* 44, so zeigt auch das innere des verses die entwickelung eines *g* : *es syg* 34. 149. Den überschuss eines *t* bieten die reime bei dem plural praesentis des verbums *dringen* : *ſpringend* 65, *Non* : *gond* 89. Die formen au *-ent* bietet auch das versinnere.

Von anderen formen erwähne ich noch: *ſy ſagend* (conj. praes.) 153, *sy hend* (: *end*) 54, *sy ſoͤnd* 29 (neben *ſoͤllend* 4), *ir wend* 169, *sy wend* (: *ſünd*) 153. Weiter: *kilch* 22. 29, *helg* (heilige) 103, *harnaher* 83 neben *haͤr* z. b. 71 (: *ſchmaͤr*), *nun* (nur) 106. Aus der nominalflexion nenne ich den nom. plur. *dmuͦtren* (die mütter) 108 und den gen. plur. *der bruͦderen* (der brüder) 11.

Das dürfte genügen, um die elsässische herkunft des dichters und druckers zu zeigen. Einem elsässischen poeten verdankt unser verfasser auch die anregung und die unterlage zu seinem liede.

Zarncke sagt (a. a. o.) sicher richtig, dass unser lied eine bearbeitung des 72. capitels von Brants Narrenschiff sei. Allein damit wird man seinen verdiensten kaum ganz gerecht. Es ist keine blosse neue versification, sondern das tatsächliche material ist durch manche zutaten bereichert und geschickt in

---

[1]) Ich nehme *klünckt* nicht als *klingt*, trotzdem an der entsprechenden stelle bei Brant (v. 54) gerade dieses wort sich findet. Wenn nicht der reim *ſünd* : *wend* ebenfalls aufträte (bei Brant *stünd* : *sünd*, *went* : *geschend* v. 83 ff.) könnte man eher, selbst bei der im liede auftretenden orthographie, an die abgelehnte annahme denken.

eine neue form gegossen. Das lied zeigt in seinem rhythmus schwung und atmet in seinen meisten partien Murnerschen geist. Es hat einen frischeren gang und freieres leben als die darstellung im Narrenschiff, die zwar eine der besten partien des Brantschen werkes und an guten ideen reich ist, der aber trotzdem in der art des stils und der diction, um mit Möricke zu reden, 'ein schulschmäcklein' anklebt.

Der verfasser des liedes hat im allgemeinen bei seinem umgiessen den inhalt des Brantschen capitels verbreitert. Er sagt statt in einem, in zwei parallelsätzen dasselbe, er verwertet manchen gedanken Brants doppelt in verschiedenartigen verknüpfungen, er gebraucht für ein verweisendes pronomen einen umschreibenden satz und macht oft eine gleichgiltige, streng genommen überflüssige bemerkung des reimwortes wegen. Aber trotz allem zeigen seine verse fall und schwung. Neue, glückliche einfälle sind aus andeutungen Brants hervorgegangen, aus zufällig auftretenden worten eigenartig gebildet worden. Der bearbeiter folgt durchaus nicht immer dem gang des Brantschen capitels, sondern hat seinen inhalt in sich aufgenommen und verarbeitet ihn an vielen stellen selbständig. Das wird hoffentlich die folgende einzelbetrachtung zeigen.

Gleich der eingang bietet eigenes: in der frischen weise des volksliedes und mit alten wolbekannten formeln manche volkstümliche erinnerung wachrufend, rauscht er dahin. Erst v. 5 nimmt das thema auf und entspricht den beiden anfangsversen des Brantschen capitels. Die zweite strophe ist ganz selbständig im geiste des liedes gedichtet und auch in den beiden folgenden sind nur geringe andeutungen aus Brant entlehnt:

Brant:	lied:
1 Eyn nuwer heylig heiſſzt Grobian	5 Dann es iſt von Sant Grobian
Den will yetz fyren yederman	den yetz wil fyren yederman.
Vnd eeren jnn an allem ort	15 Man eert jnn yetzund wyt vnd breyt.
Mit schaͤntlich wuͤst werck, wis, vnd wort.	(Man verehrt ihn)
	26 Mit ſchamper wyß, gebård vnd wort,
	die man yetz trybt an allem ort
	Dem Grobian.

Das ganze bild, dass die Grobianer in ihrer kirche (im wirtshaus) die horen begehen, zu denen das läuten der sau-

glocke ruft, ist genauer durchgeführt und weiter ausgemalt als bei Brant; so in strophe 4 und 5. In strophe 6 sind wider mehr übereinstimmungen:

8 Der narr die suw byn oren hat
Schuͤtt sie das jr die suwglock kling.
. . . .
11 Die suw hat yetz alleyn den dantz,
Sie haͤlt das narrenschiff bym ſchwantz.

36 Grobhart die moren mit jm fuͤrt
. . . .
Wenn er ſy by den oren ruͤrt
thût ſy die ſchaͤll erſchütten.
40 Den vortantz hat allein die mor:
der nimpts bym ſchwantz, diſer bym or.

Hier sieht man die wirkung solch rein formaler zufälligkeiten: das wort *ſchwantz* bei Brant führt auf die v. 41 zu grunde liegende vorstellung. Die strophen 7 und 8 sind in der hauptsache frei zusammengesungen; der dichter folgt andeutungen bei Brant, in v. 21 f. (*Wer wol die suwglock lüten kan, der muͤſſz yetz syn do vornan dran*) und im sinne der folgenden verse enthalten, vermeidet aber glücklich die dort paradierenden beispiele und classischen reminiscenzen.

Die suw alleyn die kron vff hett (NS. 72, 20) und *Aber die ſuw macht yetz vil jungen* (NS. 72, 17) gibt unserm dichter das bild von der sau an die hand, die den kranz bekommt, weil sie ihrem hauswirt Grobian neulich viel junge geboren hat. Die idee dieses seltsamen paares ist neu. Die 10. strophe entspricht mit geringen veränderungen den versen 31—34 bei Brant. Unter den zusätzen ist als glücklich zu erwähnen, dass die grobianer den *morentanz* springen, eine anspielung auf *môr* (schwein) und mit anlehnung an den bekannten morischkentanz; ganz ähnlich wie Brant (a. a. o. v. 10) sagt, dass die sau dem narren den Moringer singt.

Die 11. strophe zeigt wider das eklektische und ausgestaltende verfahren des verfassers; so z. b. ist v. 72 aus dem Brantschen verse 36 und v. 74 aus Brant 39 entstanden:

Brant:

35 Eyn yeder narr will suw werck triben
Das man jm loſz die büchsen bliben
Die man vmbfuͤrt mit esels ſchmer
Die esels büchs würt seltten ler
Wie wol eyn yeder dryn will griffen.
60 Das stricht eyn gsell dem andern an
Den er will jn der gsellſchafft han

lied:

71 Die Eſels büchſen bringt er haͤr
die wil er ſelber tragen,
Die Iſt gefüllt mit affen ſchmaͤr:
darnach thût mancher fragt;
ye einer ſtrychts dem andren an,
den er im orden gern wolt han
Der Grobian!

Strophe 12 hat so ziemlich ihre entsprechungen bei Brant v. 46—49, str. 13 in v. 50—53, strophe 14 in v. 54, 56 und 57. Dagegen ist str. 15 freier behandelt und nur aus v. 57 hervorgegangen. Die 16. strophe greift wider zurück auf den anfang bei Brant; auch entsprechen sich nur Brant v. 15 f. = lied 110 f. Ganz glücklich macht unser dichter aus der Brantschen *Grobheyt* einen *heiligen Grobhart,* den auch Scheidt (Grobianus 2678; vgl. auch Hauffen a. a. o. s. 22) kennt. Sonst entsprechen ziemlich genau Brants verse 41—44 der strophe 17, ebenso Brant 63—66 der strophe 18. In der folgenden strophe sind nur die schlussverse 131 f. = Brant 58 f. Aus Brants versen 65, 67 f. ist str. 20, aus 69, 70, 74 str. 21 geworden. Genau correspondiert Brants versen 81—85 str. 22, Brant 76—80 str. 23. Aus andeutungen Brants (hauptsächlich 92—94) ist str. 24 entstanden, während die moralisierenden, sich direct an die jugend wendenden beiden letzten strophen keine entsprechung bei Brant zeigen, wenn man nicht in dem letzten verse des 72. capitels für sie eine anregung finden will.

HALLE A. S., januar 1894. JOHN MEIER.

GRAMMATISCHE MISCELLEN.

8. Altnord. *Váli* und *Beyla.*

Der name von Baldrs rächer *Váli,* über den zuletzt Bugge in seinen Studien über die entstehung der nordischen götter- und heldensagen 215 ff. zusammenfassend gehandelt hat, bietet dem erklärer bekanntlich eine doppelte schwierigkeit. Die eine liegt in der erklärung der namensform *Váli* an sich, die andere in der concurrenz der form *Áli* (*Áli eða Váli heitir einn, sonr Óðins ok Rindar* SE. 1, 102. 2, 270; vgl. auch 1, 228), die überdies auch neben *Váli,* dem namen von Lokis sohn überliefert ist (*þá vǫru teknir synir Loka Váli ok Nari eða Narfi* SE. 1, 184; *fǫður ... Nara ok Ála* [*Vála* W, Hβ] SE. 2, 268; vgl. Bugge a. a. o. 218 anm. 2).

Die früheren versuche den namen zu deuten, sind hinfällig geworden durch den nachweis, dass dem namen langes *á* gebührt, nicht kurzes, wie man bis dahin angenommen hatte. Was aber ist dann dies *Váli* und wie kommt dies wider zu der nebenform *Áli*? Bugge führt seinerseits *Váli* auf **Valhi* 'der Welsche' zurück und vergleicht ahd. *Walaho*; die nebenform *Áli* erklärt er durch die annahme volksetymologischer übertragung. Dabei bleiben aber doch einige schwierigkeiten, vor allem die lautliche, dass der mythische name *Váli*, soweit wir sehen können, nur mit langem *á* bezeugt ist, während der name der Welschen doch mindestens in der regel *Vălir* lautet (vgl. dazu den historischen namen isl. *Vali,* Bugge s. 216) und nur in der doch vielleicht nicht mit voller sicherheit hierher zu beziehenden kenning *Vála malmr* Hyndl. 9 und Fas. 3, 31 zweimal langes *á* aufzuweisen scheint. Auch scheint mir Bugges specielle art der volksetymologischen erklärung nicht glaubhaft zu sein. Es wird daher vielleicht gestattet sein, eine andere erklärung zu wagen, die zugleich einen rein lautlichen ausgangspunkt für die entstehung der nebenform darbietet.

Der name *Áli* wird jetzt wol allgemein auf altes **Anila* = ahd. *Anulo* zurückgeführt, seine nebenform *Óli* auf **Anula* (mit

ó aus nasaliertem *ǫ́*, s. z. b. Noreen, Altisl. gr.² § 73, 2). Dann kann aber *Váli* auch ebensogut auf ein altes **Wanila* zurückgehen, das in ahd. *Wănilo,* umgelautet *Wenilo* (Förstemann 1, 1250) sein gegenbild findet. Stand ferner — was ja aus allgemeinen gründen sehr wahrscheinlich ist — wie in dem paare **Anila* — **Anula* so auch neben **Wanila* einmal die nebenform **Wanula,* so musste diese durch **Vǫnli, *Vǫ́li* (mit nasaliertem *ǫ́*), **Vóli* hindurch nach bekannten regeln schliesslich ebenso die form *Óli* ergeben, wie jenes **Anula.* In dem endpunkt *Óli* begegnen sich also die beiden einst geschiedenen **Anula* und **Wanula,* und in diesem gemeinsamen glied der kette *Ali* = *Óli*, *Óli* = *Váli* sehe ich denn die quelle für die schlussgleichung *Ali* = *Váli,* die in den bekannten beispielen geschichtlich bezeugt ist.

Was freilich der in **Wanula, *Wanila* steckende stamm *wan-* des näheren bedeutet, bleibt unsicher. Es liegt nahe, an den namen der nord. *vanir* einerseits, an das alts. *wanum* 'strahlendschön' andrerseits anzuknüpfen. Kurzvocaliges *wan-* ist jedenfalls auch durch ahd. eigennamen wie *Wani-, Wenibert, Wanegâr, Wanahilt* (Förstemann 1, 1251 f.) mit erhaltung des themavocals in der compositionsfuge sichergestellt.

Möglicherweise sind übrigens auch noch andere von den alten namen auf *-li* bez. fem. *-la* hierher zu ziehen. So ist mir nicht unglaublich, dass der name *Beyla* der Lokasenna auf ein urnord. **Baunilō* zurückzuführen ist. Dem typus nach entspricht das masc. *Bōnila* bei Smaragdus, Zs. fda. 1, 392 (mit der variante *Honila* des cod. Paris. ist nichts anzufangen), und namen mit *Bōni-* etc. als erstem glied sind häufig (Förstemann 1, 274 ff.), vgl. auch den ags. *Béanstán* Beow. 524 (doch s. auch Bugge, Zs. fdph. 4, 198. Beitr. 12, 55). Ob freilich diese namen auch sachlich heranzuziehen sind, ist mir doch zweifelhaft, denn dann bliebe der name *Beyla* ohne beziehung zu dem namen ihres mannes *Byggvir*. Dass *Byggvir* und *Beyla* mit 'bieger' und 'buckel' richtig übersetzt werden, muss ich bezweifeln. Schon die form *Byggvir* kann ich nicht anders verstehen, als wenn ich sie mit Grundtvig, Edda² 200 zu altn. *bygg* 'gerste' stelle, wie mir denn auch Grundtvigs sachliche erklärung des *Byggvir* als einer nordischen parallele zu dem schott. *Allan Mault* und dem englischen *Sir John Barleycorn* als die allein mögliche erscheint.

Sollte es nun so unpassend sein, wenn dem *Byggvir,* dem 'Herrn Gerstenkorn' die *Beyla* 'Frau Bohne' als frau zur seite tritt, als die zweite nahrhafte dienerin des fruchtbarkeitspendenden Freyr? Ja, vielleicht ergibt sich bei der gleichung *Beyla* = **Baunilō* auch noch eine besondere beziehung für die worte mit denen Loki seine schmährede schliesst: *ǫll est, deigja, dritin!* Altn. *deigja* ist doch ursprünglich die 'teigmacherin' oder 'bäckerin', mag auch nachher der begriff sich technisch verschoben haben (das wort wird z. b. von den pfarrersköchinnen gebraucht, Fritzner 1², 240). Und wenn nun Loki die Bohne als die 'teigerin' anredet (ähnlich wie Walther seine *vro Bône* activ als *vastenkiuwe* 'fastenkauerin' statt passiv als 'fastenspeise', Walther 17, 28; vgl. auch Wilmanns zur stelle), so fällt einem fast unwillkürlich die bohne ein, die am dreikönigstag, am schluss der alten zwölfnächte, in den kuchenteig verbacken wurde, und *dritin* hiesse sie, weil sie teigüberdeckt wider aus der masse auftaucht in die sie hineingeknetet war. Auch sonst spielt ja die bohne in agrarischen gebräuchen vielfach eine rolle (Hehn⁵ 459). Dass die bohnencultur im norden sehr alt ist, zeigt zur genüge die echt skandinavische form des wortes *baun* etc. Bedenklich ist nur die frage, ob diese cultur dort je so stark entwickelt war, dass sie zur schaffung einer so typischen figur, wie es die **Baunilō* sein würde, anlass geben konnte.

LEIPZIG, 8. januar 1894. E. SIEVERS.

Berichtigungen.

Beitr. 17, 322, z. 8 *l.* sat. (*st.* wang.). — 18, 145, 24 erzeigt. — 170, 27 mythische. — 184, 11 abschnitt. — 232, 1 jedoch auch (*st.* ferner). — 242, 10 *v. u.* 866 (*st.* 886). — 245, 15 wurzelauslauts. — 246, 19 *v. u.* wird erzielt. — 248, 1 *ob-nūbilus.* — 250, 15 aber (*st.* auch). — 250, 5 *v. u.* **pyés-ā* (st. **pés-ā*). — 254, 11 *v. u.* (Kluge; 1 *v. u.* mnl. — 255, 12 *er-bunne*, ahd. — 257, 1 *v. u.* an (*st.* daher). — 258, 11 verbindet',. — 258, 9 *v. u.* 250 (*st.* 244). — 259, 10 *v. u.* *b-*. — 259, 5 *v. u.* 251 (*st.* 225). — 260, 7 *-ëhôn* — 260, 10 ein. — 260, 7 *v. u.* 458 anm. — 260, 5 *v. u.* *ἄκολος*).

Halle a. S., Druck von Ehrh. Karras.



